Geschichte der deutschen Kultur

Georg Steinhausen

Digitized by Google

PROPERTY OF
University of Michigan Libraries
1817
ARTES SCIENTIA VERITAS

Digitized by Google

Geschichte
der
Deutschen Kultur.

Erster Band.

Digitized by Google

Geschichte

der

Deutschen Kultur.

Von

Prof. Dr. Georg Steinhausen,

Bibliotheksdirektor in Cassel.

Zweite, neubearbeitete und vermehrte Auflage.

Erster Band.

Mit 86 Abbildungen im Text und 10 Tafeln in Farbendruck und Kupferätzung.

Leipzig und Wien

Bibliographisches Institut

1913.

Digitized by Google

DD
61
.S84
1913
v.1

Alle Rechte vom Verleger vorbehalten.
Copyright 1913 by Bibliographisches Institut Meyer, Leipzig.

Digitized by Google

Replacement
Hist
L 20.54
S 130
c 1

Vorwort zur ersten Auflage.

Ein Ergebnis langjähriger Arbeit und ernsthaften Strebens lege ich in diesem Buche vor, aber ich bin mir bewußt, daß es nur ein bescheidener Versuch bleibt, der nach dem beurteilt werden muß, was bei der Größe der Aufgabe einem Einzelnen zu leisten vergönnt ist. Anderseits darf man nicht vom Standpunkt spezialistischer Wissenschaft die Möglichkeit tüchtiger Durchführung eines solchen Werkes — von bloßen Kompilationen, wie sie mehrfach geliefert worden sind, sei hier natürlich abgesehen — überhaupt leugnen.

Die Aufgabe des vorliegenden Buches war eine systematische, auf wissenschaftlicher Grundlage und eigener Forschung aufgebaute, dabei den Ergebnissen anderer Forscher gerecht werdende, organisch zusammenhängende Gesamtdarstellung der Entwickelung der deutschen Kultur, die zugleich den Bedürfnissen weiter Leserkreise genügen, sie belehren und anregen sollte. Diesen Lesern wird ja das Buch auch stofflich viel Neues bringen: ganze Gebiete, die hier in den Vordergrund gerückt werden, sind bisher selbst in besseren kulturgeschichtlichen Darstellungen flüchtig oder gar nicht behandelt worden. Aber auch dem Gelehrten mag das Buch manches bieten. Der große Zusammenhang, in dem hier die Ergebnisse eines Spezialfaches, etwa der Kunstgeschichte, erscheinen, wird vielleicht dem Vertreter eines solchen durch die versuchte Aufdeckung der Gesamtströmungen oder der Wechselbeziehungen zwischen den verschiedenen Zweigen der Entwickelung förderlich sein. Dazu kommt gerade für dieses Buch ein eigenartiges Moment: der Mangel an wissenschaftlichen Spezialarbeiten für manche Gebiete der Kulturgeschichte hat zum Teil ergeben, daß ganze Partieen erst aus den Quellen aufgebaut werden mußten und nur auf der Arbeit des Verfassers beruhen. Anderseits mußte, eben weil es ein erster systematischer Versuch ist, weit mehr als in Gesamtdarstellungen anderer Fächer die Spezialliteratur herangezogen, überhaupt erst gesammelt und kritisch geprüft werden, vor allem die reichhaltige, aber gerade auf diesem Felde wenig ausgenutzte Zeitschriftenliteratur. Daß im übrigen überall die neuesten Forschungen und ebenso die anerkannten Darstellungen einzelner Gebiete oder Zeiten benutzt wurden, ist selbstverständlich. Erwähnt sei dabei, daß der neueste Band von Haucks Kirchengeschichte nicht mehr herangezogen werden konnte. Es war überall das Streben, das gesicherte Material — auf die Unsicherheit vieler Annahmen wurde unter anderm namentlich für die Frühzeit hingewiesen — vorzulegen, und wenn aus Raumrücksichten ein Literaturnachweis am Schluß fortbleiben muß, so bedauert das niemand lebhafter als der Verfasser, der von seinen sehr speziellen Studien dadurch auch äußerlich hätte Rechenschaft geben können. Daß ein Einzelner trotzdem auf den mannigfachen heranzuziehenden Gebieten, unter denen aber die Zweige der eigentlichen Kulturgeschichte, die Bildungs-, Wirtschafts-, Sitten- und Gemütsgeschichte durchaus im Vordergrund stehen, nicht jedem Fachmann gerecht werden kann, ist klar. Um ihrer selbst willen wurden jene Spezialfächer überhaupt nicht behandelt.

Digitized by Google

Denn die zweite große Aufgabe war die geistige Durchdringung und Gestaltung des Ganzen. Eine bloße Zusammenschweißung von Sitten-, Kunst-, Literatur-, Religions-, Wirtschaftsgeschichte u. s. w. war nicht das Ziel. In den Zusammenhängen und den großen Strömungen liegt der Kern. Sie sind auch allein für die Periodisierung im Gegensatz zu der üblichen Anklammerung an die Perioden der äußeren, politischen Geschichte — die doch z. B. niemand für Kunst- oder Literaturgeschichte anwenden wird — maßgebend gewesen. Die konstitutiven Elemente der Kultur, ihr Entstehen und Wachsen mußten aber im einzelnen aufgedeckt und besonders der große Anteil der fremden Nationen an der Bildung des deutschen Menschen hervorgehoben werden. Die fremden Kultureinflüsse, die römischen, die byzantinischen, arabischen, französischen, italienischen, englischen u. s. w., sind bisher in keiner anderen Darstellung deutscher Geschichte so eingehend und systematisch behandelt worden. Aber auch bei dem die Kulturentwickelung bestimmenden Verhalten des deutschen Volkes zur Kultur mußte wohl unterschieden werden zwischen den getrennten Gruppen, unter denen einzelne als Kulturträger, als Träger bestimmter Lebens- und Bildungsideale, eine maßgebende Rolle spielen und wechselweise hervortreten, ebenso wie die Interessen dieser Gruppen abwechselnd den Ausschlag geben. Es wurde überhaupt eine irreführende Verallgemeinerung zu vermeiden gesucht: die inneren und äußeren Zustände, von denen letztere doch immer durch ihre Wichtigkeit für den inneren Menschen ihren eigentlichen Wert erhalten, sind in jedem Stadium verschieden nach den einzelnen sozialen Schichten geschildert, und nicht minder sind die außerordentlich wichtigen landschaftlichen Verschiedenheiten möglichst berücksichtigt. Gleichwohl blieb das Ziel immer die Darstellung des Typischen. Tritt im ganzen der unklare und etwas chaotische Begriff „Volk" vor seinen Gruppen zurück, so ist der Begriff des „Volkstums" stark betont. Bei der Entwickelung des deutschen Menschen, seiner Umwandlung und Erziehung ist das Verhältnis von Volkstum und Kultur von größter Wichtigkeit, und das Hervortreten oder das Zurückweichen des Volkstums, das an sich naturgemäß auch der Veränderung unterliegt, aber doch ein starker Faktor des Beharrens ist und gewisse uralte Züge bewahrt, spielt in dem vorliegenden Buch eine große Rolle. Eine gesetzmäßige Entwickelung nachzuweisen, war nicht die Absicht. Dieser Forderung stehe ich skeptisch gegenüber, und nur ein Gesetz ist mir in der Geschichte der deutschen Kultur durch die Erfahrung klar geworden, das der Reaktion, das ich in der Darstellung übrigens nicht besonders unterstrichen habe, dessen Wirkung sich aber aus dieser durchaus ergibt. An anderer Stelle gehe ich vielleicht näher auf dieses Gesetz ein. Eine Konstruktion liegt mir überhaupt fern. Ich finde an dem Wort Nietzsches, daß „der Wille zum System einen Mangel an Rechtschaffenheit beweise", viel Richtiges.

Zu bemerken ist noch, daß das erste Kapitel, das noch nicht den eigentlich deutschen Menschen zum Gegenstand hat, die Dinge kürzer zusammenfaßt, im übrigen aber auf den gleichen eingehenden Studien beruht, wie denn der ursprüngliche Umfang des Kapitels das Fünffache betrug. Die Illustrationen wurden von mir meist nach den Originalen ausgewählt und bringen zum großen Teil nicht bekanntes Material. Um ihre Beschaffung und Wiedergabe hat sich die Redaktion des Bibliographischen Instituts sehr verdient gemacht, wie ich ihr überhaupt für ihre Sorgfalt und Umsicht bei der Drucklegung zu Dank verpflichtet bin.

Cassel, im Oktober 1904.

Georg Steinhausen.

Digitized by Google

Vorwort zur zweiten Auflage.

Den Dank für die große Anerkennung, die das vorliegende Werk gefunden hat, glaube ich am besten dadurch abzustatten, daß ich an die Bearbeitung der jetzt notwendig gewordenen zweiten Auflage die möglichste Mühe und Sorgfalt gewandt, nicht nur die Hinweise der Kritiker benutzt, sondern auch mit scharfer eigener Kritik das Werk durchgearbeitet, es aber weiter den von mir neu gewonnenen Anschauungen und Ergebnissen angepaßt und es vor allem in jeder Beziehung auf der Höhe der Forschung zu halten gesucht habe. Gerade auf geistes- und wirtschaftsgeschichtlichem Gebiet ist die wissenschaftliche Einzelarbeit in den letzten Jahren besonders rege gewesen, und ihr gerecht zu werden, hat bei dem umfassenden Stoffbereich des Werkes wahrlich Arbeit genug gekostet. Oft wird sie nur dem Fachmann erkennbar in einer kleinen Änderung, einem geringen Zusatz hervortreten. Selbst während der Drucklegung hat diese Arbeit nicht geruht. So habe ich z. B. noch den ersten Teil des Werkes von Dopsch über die Wirtschaftsentwicklung der Karolingerzeit einigermaßen verwertet, und es gereicht mir zur Befriedigung, daß schon manche Anschauung der ersten Auflage wenigstens in der Richtung dieses Werkes lag, wie denn die Nichtverwendbarkeit der Krongüterordnung Karls des Großen für deutsche Verhältnisse bereits nachdrücklich von mir betont wurde.

Mit dieser Neubearbeitung ist eine bedeutende Erweiterung des Umfanges verbunden gewesen, so daß das Werk jetzt in zwei Bänden vorgelegt werden muß. Ganz neu hinzugefügt worden ist als Einleitung zu jedem Bande eine Geschichte der deutschen Landschaft in dem betreffenden Zeitraum. Das jetzige zweite Kapitel (Der germanische Mensch usw.) ist zwar noch stärker als die anderen Kapitel umgearbeitet worden, es blieb aber bei der kürzeren Zusammenfassung der Dinge in ihm, da die ausführliche Darstellung erst mit dem Hervortreten eines eigentlich deutschen Menschen beginnt. Ein Register für beide Bände wird dem zweiten Bande beigegeben werden. Diesem ist die Neubearbeitung ebenso zugute gekommen wie dem ersten — es sei nur an die neugeschriebene Darstellung der künstlerischen Entwickelung im 15. und 16. Jahrhundert erinnert, an die eingehendere Würdigung der Wirkungen des Renaissancegeistes auf das deutsche Volk usw.

In der neuen Auflage ist auch auf die stilistische Seite erneute Sorgfalt gewandt und manches gebessert worden. Die wissenschaftliche Grundlage soll überhaupt in keiner Weise die Lesbarkeit des Werkes beeinträchtigen. So sehr ich es von Anfang an für richtig hielt, den nichtfachmännischen Leser an vielen Punkten auf das Strittige der Anschauungen hinzuweisen, ihm häufig einen Einblick in die Probleme der historischen Forschung zu geben, so sehr soll das Ganze doch ein Werk auch der Geschichtsschreibung sein und als solches wirken.

Noch ein Wort über den Charakter allgemeingeschichtlicher Darstellungen an sich. Das Mißtrauen, das man ihnen in unserer spezialistischen Zeit vielfach entgegenbringt,

Digitized by Google

ist entschieden im Schwinden begriffen. Charakteristisch ist auch, daß sich in Frankreich, wie die Auslassungen G. Monods kürzlich gezeigt haben, eine sichtliche Wendung zu der synthetischen Richtung vollzieht. Freilich ist meines Erachtens die Vorbedingung der Anerkennung allgemeiner Darstellungen ihre solide Grundlage. Und eine solche hat mein Buch von Anfang an besessen. Keine leeren Allgemeinheiten will es geben, nicht die heute so beliebten Begriffskonstruktionen kultivieren, die von dem nächsten Erzeugnis modischer Isemsucht wieder entthront werden. In die Fülle wirklichen historischen Lebens mit allen Einzelheiten soll der Leser blicken, aber er soll sie immer in großem Zusammenhang sehen. Diese Gewinnung der großen Linien der Entwickelung ist nichts Willkürliches, sondern ebenso ein Resultat der Forschung, freilich einer anders gerichteten Forschung, wie eine Arbeit über irgendein ganz spezielles Gebiet.

Eine Seite ist in den Besprechungen gar nicht hervorgehoben worden, die nämlich, daß das vorliegende Werk auch insofern mit dem Begriff der Kulturgeschichte Ernst gemacht hat, als es die politische Geschichte als solche beiseite läßt und wirklich einmal „nichtpolitische Geschichte" gibt. Soweit politische Ereignisse herangezogen werden, werden sie immer nur in ihrer kulturellen Wirkung gewürdigt, wie etwa die Romzüge oder der Dreißigjährige Krieg. Gerade nach der uns heute vor allem am Herzen liegenden nationalen Seite bedarf die Bildung weiter, besonders auch höherstehender Kreise nicht nur einer besseren Kenntnis unserer politischen Geschichte, wie sie neuerdings mehrere größere nationalpolitisch gerichtete Werke zu verbreiten suchen, sondern auch einer viel tieferen Einsicht in die kulturelle Entwickelung unseres Volkes, über die vielfach nur geringe Kenntnisse oder ganz veraltete Anschauungen bestehen. In den Besprechungen der ersten Auflage des vorliegenden Werkes, soweit sie nicht von Fachmännern herrühren, wird zuweilen dem Erstaunen über das viele Neue, das das Werk biete, Ausdruck gegeben. Dieses Neue besteht aber zum Teil in Anschauungen und Erkenntnissen, die uns Historikern schon längere oder kürzere Zeit geläufig, in die gebildete Welt aber noch kaum gedrungen sind. Es ist das auch ein Zeichen, wie wenig die innere Entwickelung unseres Volkes dem einzelnen Deutschen vertraut ist. Hier Wandel schaffen zu helfen, ist eine wesentliche Aufgabe dieses Buches. So sehr ich die fremden Kultureinflüsse betont habe, so sehr stehen in dem Werke doch die eigenen schöpferischen Leistungen der Deutschen im Vordergrund, die Eigenart der deutschen Seele und ihr Verhältnis zur Kultur, die inneren Kräfte der Deutschen und ihre kulturelle Bewährung. Eine größere Vertrautheit mit dieser Entwickelung mag zu der inneren Wiedergeburt unseres Volkes, die in unserem äußerlichen Zeitalter sich bereits deutlich ankündigt, mit beitragen helfen. Diese innere Wiedergeburt ist nicht minder notwendig als die Sicherung unserer politischen Macht und unseres wirtschaftlichen Wohlstandes.

Cassel, April 1913.

Georg Steinhausen.

Digitized by Google

Erster Band.

Von der germanischen Frühzeit bis zum 14. Jahrhundert.

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichnis.

Seite

Vorwort V

I. Geschichte der deutschen Landschaft bis zum 14. Jahrhundert 1

II. Der germanische Mensch und sein Anschluß an die Weltkultur. . . 31

III. Das Hervortreten des deutschen Menschen 97

1. Die äußere Abgrenzung eines nationalen Kulturkreises. — Die Ausbildung des sozialen Aufbaues des Mittelalters. — Die Konsolidierung der führenden mittelalterlichen Macht, der Kirche . 97

2. Kulturelles Eigenleben auf agrarischer Grundlage 117

IV. Die Kirche als Erzieherin und im Kampfe mit der Welt: der Geistliche als Kulturträger 202

Seite

V. Soziale, wirtschaftliche und geistige Differenzierung: Herausbildung laischer Elemente als Kulturträger und Beginn eines Kulturwandels durch die Kreuzzüge 266

VI. Ausbreitung einer feineren gesellschaftlichen, geistigen und künstlerischen Kultur unter den Einwirkungen der kulturellen Vorherrschaft Frankreichs in Europa: Höfisch-ritterliche Kultur, Scholastik und Gotik 308

VII. Das Hervortreten des Volkstums und die Herausbildung einer volkstümlichen Kultur des Lebensgenusses 376

Verzeichnis der Abbildungen.

Farbendrucktafeln.

Seite

Teile des römischen Germaniens auf der Peutingerschen Tafel 63

Trachten und Geräte des 10. Jahrhunderts . 180

Die gesellschaftliche Gliederung des Volkes im Mittelalter (mit Textblatt) 267

Walter von der Vogelweide 336

Spielleute, ihre Künste zeigend 412

Geißler 426

Tafeln in Kupferätzung.

Römische Lines-Funde aus Kastell Osterburken 66

Der Einband des Evangeliariums von Echternach 135

Seite

Die Herstellung des mittelalterlichen Buches . 240

Statuen Ekkehards von Meißen und seiner Gemahlin Uta von Ballenstedt im Dom zu Naumburg a. S. 370

Abbildungen im Text.

Die Porta nigra in Trier 8

Germanische Wohnbauten 9

Hausurne 11

Dachhütte 19

Fränkischer Bauernhof 21

Die Porta Praetoria in Regensburg . . . 24

Szene aus der Belagerung einer dakischen Stadt durch die Römer (in der Mitte zwei Barbaren [Germanen?]) 34

Digitized by Google

Seite

Eilmarsch leichter römischer Truppen (dabei Barbaren [Germanen?]) 35
Gefangene Germanen und das ihnen weggeführte Vieh 38
Unglücklich kämpfende Germanen 40
Germanin 42
Germanische Frauen mit Kind, in die Gefangenschaft geführt 44
Bündnisschluß zwischen Germanen 45
Germanische Ratsversammlung 51
Rock einer Moorleiche 54
Germane im Mantel 55
Gefangene Germanin 56
Germane mit auf dem Scheitel zusammengebundenen Haaren usw. 57
Germane mit langen Haaren usw. 58
Nächtlicher Kampf der Römer mit Dakern (links zwei Barbaren [Germanen?]). 59
Überfallene Germanen mit Vieh und Hütte . 61
Römische Limes-Funde aus Kastell Hofheim 64, 65
Römisches Lager 68
Römischer Festungsbau 69
Brücken- und Festungsbau römischer Legionare 71
Gefangene Germanen der Völkerwanderungszeit 73
Statue eines Franken 81
Gürtelschnalle. 83
Ohrringe 85
Speereisen 87
Krieger mit Scramasax 89
Reiterstatuette, angeblich Karl der Große . . 91
Friesen bringen dem Bischof von Münster Geschenke dar 115
Thronender Abt mit Stab 127
Bäuerliches Arbeitsleben 138
Wagen aus dem 10. oder 11. Jahrhundert . 140
Mönche beim Klosterbau 149
Stadtbau 152
Wechsler im Tempel zu Jerusalem (Tracht des 10. Jahrhunderts) 170
Diener bei der Hochzeit zu Kana (Trachten des 10. Jahrhunderts) 182
Die Samariterin (Frauentracht des 10. Jahrhunderts) 183
Verwertung der Hände als konventionelles Ausdrucksmittel innerer Bewegung 188

Seite

Geistliche Trachten 206
Öffentliche Beichte 208
Widmungsbild aus dem sogenannten Evangeliarium Ottos III. 221
Der Tassilo-Kelch im Stift Kremsmünster . 223
Die Grammatik und die Rhetorik 231
Die Musik und die Astronomie 234
Die Arithmetik und die Geometrie 235
Der Einband zum Codex aureus aus dem Kloster St. Emmeram zu Regensburg . . 241
Initiale mit Mönch 250
Bestattung 259
Ein Kaufmann 279
Kaufgewölbe (?) 284
Leinenstickerei des 14. Jahrhunderts . . . 301
Der Sängerkrieg auf der Wartburg . . . 310
Kostüm des 11. Jahrhunderts 313
Waffenhändler 321
Ritterliche Rüstungen 323
Burgbau 326
Bahrprobe. 328
Falkenjagd 330
Kostümbild (12. Jahrhundert) 332
Ein Liebender wird von seiner Dame gefesselt 334
Diktierender Minnesänger 339
Weibliches Kostüm (12. Jahrhundert) . . . 341
Frauenkostüm des 12. Jahrhunderts . . . 343
Speisen und Tischgerät, Tafel 345
Lagerstatt 347
Vornehme Tafel im Freien 349
Kinderspiel 351
Die Philosophie mit den sieben freien Künsten 356
Das Gebäude der Wissenschaften 363
Monstra 366
Die neue und die alte Kampfweise 380
Bote. 384
Herbstaussaat in den Niederlanden 392
Niederländisches Bauernleben im Winter . . 393
Winzerarbeit in bergiger Küstenlandschaft . 395
Köln 402
Hafenbild 403
Handelsschiff 404
„Von Juden und Ungläubigen“. 409
Wagen 411
Bertold von Regensburg predigt vor einer Kirche 422

Digitized by Google

I. Geschichte der deutschen Landschaft bis zum 14. Jahrhundert.

Das Bild der Landschaft ist stetem Wandel unterworfen: Kräfte der Natur und Tätigkeit des Menschen modelu es bald stärker, bald in geringerem Umfang ständig um. Jene haben in langen Zeiträumen das Antlitz der Erde mehrfach völlig umgestaltet: in historischer Zeit ist ihr Wirken, etwa in der Veränderung der Gebirge, nur leise zu spüren, von großen Katastrophen wie Erdbeben oder jenen Sturmfluten, die im Mittelalter unsere Nordseeküste mit gewaltigem Landverlust getroffen haben, abgesehen. Man merkt das ständige Walten solcher elementaren Kräfte deutlicher an der Hebung und Senkung der Küsten oder etwa an dem Schwinden der Binnenseen: noch in den letzten Jahrhunderten sind z. B. in Südbayern allein 43 Seen und Weiher verschwunden. Im ganzen handelt es sich aber für die historische Zeit mehr um eine immer stärkere Beeinflussung der Landschaft durch die bewußte Kulturarbeit der Menschen.

Die Geschichte der Landschaft eines von einem Kulturvolk bewohnten Gebietes deckt sich zu einem guten Teil mit der äußeren Kulturgeschichte dieses Volkes überhaupt: sie stellt den allmählichen Sieg der Kultur über die Natur augenfällig dar. Der Prozeß besteht einmal in dem Zurückdrängen des unbebauten Wildlandes durch den kultivierten Boden, wobei zuzeiten freilich ein Stillstand, zuzeiten eine Rückeroberung verlorener Teile durch das Wildland stattfindet. Aber auch der wichtige Hauptteil des Wildlandes, dessen nicht zu Kulturland verwandelter Rest uns leicht als natürliche Landschaft erscheint, das Waldland, ist durch Waldwirtschaft und Waldpflege mannigfach umgestaltet worden und hat öfter einen vollständigen Wechsel der Holzarten erfahren. Mit fortschreitender Kultur werden ferner gewisse die Landschaft mit charakterisierende oder belebende Tiere vernichtet, ältere Bestände an Pflanzen verdrängt. Neue Kulturpflanzen beeinflussen das Bild des bebauten Landes; oft breiten sich erst spät eingeführte über weite Bodenflächen aus — es sei an die bezeichnenden Kartoffelfelder erinnert. Neben der Veränderung der Vegetation, die nach Humboldt das Landschaftsbild in erster Linie bestimmt, kommt der Wandel und die immer reichere Mannigfaltigkeit der menschlichen Siedelungen in Betracht. Aus einem Fischerdorf wird schließlich eine Weltstadt, aus einem Lande mit primitiven bäuerlichen Siedelungen ein von Kunststraßen und Eisenbahnen durchschnittenes, mit schlotreichen Fabriken und Industrieanlagen und mit eng aneinandergerückten Steinbauten bedecktes, rauch- und lärmerfülltes Kulturgebiet. Andere Teile wieder bewahren einen natürlicheren Landschaftscharakter.

Die Geschichte der Landschaft steht auch mit dem inneren Leben eines Volkes in engem Zusammenhang. Das Heimatsgefühl haftet in erster Linie an der Landschaft, nicht an den Menschen, und zwar sowohl an den natürlichen wie an den Kulturelementen der Landschaft: beide wirken durch die Macht der Gewöhnung und werden zu einem Stück Seele des Menschen. Wichtiger als die unzweifelhaft vorhandenen großen Grundzüge der Landschaft eines

Digitized by Google

ganzen Volksgebietes sind aber, insbesondere für das mannigfaltig gestaltete Deutschland, die landschaftlichen Züge der engeren, geographisch und geschichtlich in besonderer Eigenart entwickelten Gebiete. Nicht nur die Ungleichheit der Erdoberfläche unterscheidet das Gebirgsland von der Tiefebene: auch Luft und Licht sind anders, und das Maß wie die Formen der Wasserverteilung sind von Bedeutung. Ebenso haben sich aber auch die Kulturelemente der Landschaft, die Siedelungen und Wohnstätten vor allem, hier anders als dort entwickelt. Alles dies macht die Geschichte gerade der deutschen Landschaft zu einer verwickelten, aber auch vielseitig interessanten Aufgabe.

Auf die *Urperioden der Erd- und Landschaftsentwicklung*, in denen jene elementaren Ursachen eine viel gründlichere Umgestaltung der Landschaft bewirkten, als Menschenhand es jemals vermag, ist hier *nicht* einzugehen. Nur das durch die große Feuchtigkeit nach der Eiszeit geförderte *Wiedervordringen* der in jener Periode zurückgedrängten tertiären *Waldbäume* auf die nunmehrige Steppe des nördlichen Mitteleuropas, das einst von ihnen besetzt war, ist insofern zu berühren, als es sich noch in historischer Zeit fortsetzt. Für die nordischen Lande unterscheidet man eine Birken-Kiefernzeit, der eine eigentliche Kiefernperiode folgt, weiter eine Eichen- und endlich eine Fichten- und Buchenperiode. Für Mitteleuropa, von dem ganze Teile niemals vergletschert waren, ist kein so einheitliches Bild zu entwerfen. In Norddeutschland scheint bis zum Schlusse der prähistorischen Zeit die Eiche noch überwogen und die Buche ihre heute in großen Teilen bestehende Vorherrschaft erst in historischer Zeit erlangt zu haben. Wichtig ist aber vor allem, daß am Ende der vorgeschichtlichen Zeit große Strecken unseres heutigen Deutschland noch gar nicht oder nur spärlich von Wald bedeckt waren. Gewisse Teile haben den *Steppencharakter* aus natürlichen Gründen gegenüber dem sich ausbreitenden Walde bewahrt. Nach Gradmanns auch von anderen geteilter Meinung liegt indes die Waldfreiheit dieser Strecken daran, daß die Menschen der jüngeren Steinzeit in Mitteleuropa einzogen, als der Wald noch im Vordringen war, und durch ihren niederen Ackerbau und das Weiden ihres Viehes die Wiederbewaldung der noch waldfreien Strecken hinderten.

Die aus der Antike stammende, auf falsche Verallgemeinerung zurückzuführende, fast durchweg verbreitete Vorstellung, daß unser Vaterland in vorgeschichtlicher und germanischer Zeit fast ausschließlich von starrendem Urwald, daneben noch von breiten Wasserflächen in den Stromtälern bedeckt gewesen sei, ist also durch die neuere Forschung — die Arbeiten von R. Gradmann und Hoops seien besonders hervorgehoben — wesentlich modifiziert worden. Die *deutsche Landschaft vor Beginn der historischen Zeit* haben wir uns vielmehr so vorzustellen: Die Hauptfläche war mit *Wald* bedeckt; weiter gab es große, durchaus ursprüngliche *Heideflächen*; andere Steppengegenden hatten sich bei vorhandenem Wasserreichtum mit natürlichem *Gras* bedeckt; nicht geringe Teile aber waren, was meist zu wenig betont, aber unter anderem noch für spätere Zeiten durch die Benennungen solcher Stellen bestätigt wird, von *Wasser* überflutet oder bildeten Moore oder Brüche und Sümpfe. Man darf eben nicht an unsere in geregelte Bahnen gelenkten Flüsse denken, sondern an eine „Stromwildnis", wie sie heute nur noch die Oberläufe mancher Flüsse zeigen. Mit Recht wird diese Tatsache von Gradmann deshalb betont, „weil sie mit der vielverbreiteten Anschauung, als ob gerade die Sohlen der Stromtäler in alter Zeit eine besonders günstige Stätte für Wanderung und Ansiedelung geboten hätten, in unvereinbarem Widerspruch steht".

Digitized by Google

Die Ausgangspunkte menschlicher Siedelung und Kultur waren vielmehr jene ein wenig höher gelegenen, mehr oder weniger steppenartigen Striche, die teilweise größeren Raum einnahmen, teilweise mit Wald abwechselten oder mehr oder weniger schmale Streifen in Waldgegenden bildeten, und (an der Nordseeküste) Marschen und Heideflächen. Nicht die Fruchtbarkeit des Bodens war das erste Motiv für die Siedelung, sondern die Waldfreiheit. Diese waldlosen Teile sind auch nicht etwa durch Rodung entstanden. Man konnte sich wohl, wie gesagt, schon des vordringenden Waldes erwehren, aber zu Rodungsarbeiten in dem erforderlichen großen Umfange waren die damaligen Werkzeuge noch gar nicht geeignet. Auch vom Waldbrennen, das meist ganz falsch beurteilt wird, kann wenig die Rede sein. Jene Striche nun waren die Urstätten für die Siedelung, die Viehzucht und den sehr alten Ackerbau, sie verband der primitive Handel, ihnen folgten die Wanderzüge. Denn wo bei der großen Fruchtbarkeit der Menschen die Sitze zu eng wurden, blieb nichts übrig als Auswanderung in neue waldarme Stätten oder Eroberungszüge in bereits bewohnte Gebiete. Die Punkte, die wir auf Grund der Funde als prähistorische Siedelungen ansehen können, finden sich nicht in einstigen Wald-, sondern in ursprünglichen, als solche nachweisbaren Steppenbezirken, wie Gradmann zuerst hervorgehoben und Hoops ebenfalls betont hat. Auf diese Striche war auch die, früher nur weniger dichte, Besiedelung von der neolithischen bis in die historische Zeit hinein beschränkt. Erst später dehnte sie sich auf das Waldland aus. Als günstige Siedelungsstätten erschienen freilich weniger die reinen Steppenbezirke, die es ja auch spärlich gab, als die dem Walde benachbarten, als die „Waldsteppen". Denn bot die Steppe „für die niederen Kulturstufen" „die geeigneten Lebensbedingungen", so bot der Wald, d. h. immer seine Randbezirke, auch Weide für das Vieh, weiter aber unerschöpfliche Hilfsmittel für die menschliche Nahrung von den Beeren bis zum Wild, dessen Felle zugleich der Kleidung dienten, sowie Holz als in kälteren Ländern besonders wichtigen Brennstoff und als Material für die Wohnung und die Waffen. Eben die uneinheitliche Natur des Landes beförderte die früh gemachten kulturellen Fortschritte.

So dürfen wir uns denn das vorgeschichtliche Deutschland so wenig als ein ausschließliches Waldgebiet denken wie seine neolithischen Bewohner als Waldmenschen. An sich gibt es solche, z. B. in Afrika. Die Weddas in Ceylon ferner sind ein richtiges Waldvolk. „Alle Fähigkeiten der Weddas sind auf das Leben in unergründlichen Urwäldern eingerichtet; außerhalb des Waldes verlieren sie alle Lebenskraft und allen Lebensmut." (Moszkowski.) Aber diese Völker suchten den ungastlichen Urwald als Schutz; sie sind scheue, schwächliche Wesen und leben unter den kümmerlichsten Bedingungen: im allgemeinen ist der wirkliche Urwald für die menschliche Besiedelung durchaus ungeeignet. Romantische, aus unseren in Wahrheit wohlbewirtschafteten Hochwäldern hergeleitete Anschauungen dürfen da nicht irre machen. Man hat treffend auf die Schilderungen undurchdringlicher wirklicher Urwälder durch neuere Reisende verwiesen, die neben der Unzugänglichkeit auch die Wildarmut derselben betonen: ähnlich abwehrenden und abweisenden Charakter hatte die Waldlandschaft unserer Gebiete in jenen Zeiten. Nach dieser Richtung sind auch die bekannten, zum Teil urteilslos übernommenen und übertriebenen Berichte der römischen Autoren von den Schrecken der germanischen Wälder zu verwerten, die einen ungeheuren Eindruck auf sie machten — die Hauptmasse fassen sie in dem Begriff der Hercynia silva zusammen. Aber auch noch einzelne Schilderungen mittelalterlicher Quellen zeigen die Furcht vor dem Walde, nicht weil er schreckhaft und gespenstisch war, sondern wegen seiner

Digitized by Google

unendlichen Verlassenheit. Seine Unwirtlichkeit erhöhte der häufig sumpfige Charakter. Diese Waldmasse dürfen wir nun trotz jener waldarmen Steppen in ihrer Mächtigkeit nicht unterschätzen. Wie es in den Küstengebieten aussah, kann schon die Schilderung des Posidonius von den Kimmeriern zutreffend veranschaulichen: „Am Ende der Welt, am äußeren Meere angesessen, bewohnen sie ein Land, schattig und waldreich und der Sonne überall wenig zugänglich wegen der Tiefe und der Dichtigkeit der Wälder, die sich einwärts, d. h. südwärts, bis zu den Herkynischen erstrecken." So starrte auch noch nach Adam von Bremen (11. Jahrhundert) Jütland von Wald. Die Waldmasse des inneren Deutschland aber erscheint noch in den Quellen des 8. und 9. Jahrhunderts ungeheuer. Der Urwald war nun nicht nur der Siedelung und damit der Kultur feindlich, er ist, wo er sich weit ausdehnte, in allen Erdteilen auch immer Grenze der Völker gewesen. So bildete er eine erst spät überwundene Schranke zwischen den einzelnen Teilen des Volkes, das man nachher die Germanen nannte, ein Grund mit, daß sich bei ihnen die Stammescharaktere später so scharf gegeneinander ausprägen sollten. Der Wald trennte sie nicht minder von anderen großen Völkern, wie lange von den Kelten südlich des Mains, wie später von den Römern, deren Vordringen er auch hemmte, wie von den Slawen; und noch später bildete er den besten Schutz gegen Hunnen und Ungarn.

Für den Charakter der Landschaft ist es nun wichtig, wie sich diese mächtigen Waldgebiete zusammensetzten, welche **Baumarten** ihre Bestände bildeten. Auf Grund der Untersuchungen von Hoops, der sich zum Teil älteren Forschern anschließt, kann man folgendes zusammenfassend sagen. In frühgeschichtlicher Zeit überwog das **Nadelholz** im Schwarzwald (besonders Edeltannen), auf der schwäbisch-bayerischen Hochebene, in dem großen fränkischen Kiefergebiet, im Bayerischen und Böhmerwald, im Fichtel- und Erzgebirge (Fichten), in weiten Teilen der ostelbischen Gebiete mit ihren uralten reinen Kiefernbeständen, also in Teilen Brandenburgs und Schlesiens, in Posen, West- und Ostpreußen. Harz und Thüringer Wald trugen teils Nadel-, teils Laubholz. In den übrigen Gegenden herrschte der **Laubwald** vor, insbesondere im Odenwald und Spessart, in der Rheinebene, im Taunus, im hessischen Bergland und in Nordwestdeutschland. Zu betonen ist aber der Mangel an reinen Beständen, wie wir sie kennen: es handelte sich im ganzen immer um Mischwald. Immerhin treten doch auch bestimmte Baumarten besonders hervor. So darf als der verbreitetste Laubbaum jener Zeiten die Eiche gelten, namentlich in den Mittelgebirgen Westdeutschlands und im westlichen Niederdeutschland[1]; doch machte ihr bereits damals die Buche den Rang streitig, die besonders die Schwäbische Alb, die Buchonia (um Fulda) und die westliche Ostseeküste beherrschte, und zwar wohl ziemlich ausschließlich; daneben kommt die Erle stärker in Betracht. Sonst waren in den Laubwäldern noch Esche, Birke, Ulme u. a. vertreten, nur wenig aber die Linde, die später vielmehr als einzelstehender Baum, bei dem die Versammlungsstätte in den Siedelungen war, von Bedeutung wurde. Unter den Nadelhölzern traten damals neben Kiefer, Fichte und der nach Norden kaum so weit wie heute vorgedrungenen Tanne, deren Hauptgebiete bei der Angabe der Nadelholzverbreitung in den einzelnen Gegenden bereits angedeutet wurden, noch die (nach Caesar de bello Gallico 6, 31) in Germanien häufige Eibe, auch der Wacholder als waldbildender Baum auf. Im Nordwesten sind übrigens Kiefer und Fichte, die in den dortigen Küstenlanden überhaupt fehlten, teils infolge klimatischer

[1] Charakteristisch sind die Schilderungen des Plinius von den gewaltigen Eichen in den Landen an der Emsmündung und von den kolossalen Wurzeln gestürzter Eichen im Herkynischen Walde.

Digitized by Google

Verhältnisse, teils später infolge raubmäßiger Abholzung durch die Menschen (Sachsen) zurückgedrängt worden.

Im ganzen scheint, wie noch im eigentlichen Mittelalter, der Laubwald überwogen zu haben. Dafür spricht unter anderem, daß in den Ortsnamen, wie schon v. Berg festgestellt hat, die Laubbäume eine weit bedeutendere Rolle spielen als die Nadelbäume. Auch für die Wirtschaft waren jene ungleich wichtiger, obwohl z. B. die Eibe das Holz zu Bogen, ebenso zu Geräten besonders häufig hergeben mußte. Hoops weist darauf hin, daß „die älteren menschlichen Kulturzentren fast durchweg in Laubwaldbezirken gelegen seien, weil die Laubhölzer ähnlich hohe Anforderungen an den Boden stellen wie der ackerbauende Mensch, und weil der Nadelwald dem Jäger und Viehzüchter weniger Wild und nicht die gleiche Weidegelegenheit und Mastnutzung bietet".

Die große Waldmasse ist nun auch klimatisch von Bedeutung gewesen. Wenn den Römern das ihrem Naturgefühl so wenig entsprechende Land äußerst unwirtlich erschien, so lag das neben den Schrecken des Waldes nicht nur an der Rauheit des Nordens, sondern vor allem an der Feuchtigkeit, die namentlich im Westen sehr groß war und nicht nur von den ozeanischen Winden oder den Sumpfnebeln, sondern eben von der ungeheuren Bewaldung herrührte. Über ewigen Regen klagen wiederum noch die Quellen des 9. und 10. Jahrhunderts.

Zur Vervollständigung des Bildes der frühgeschichtlichen deutschen Landschaft bedarf es noch einer Skizzierung des Aussehens jener zu Kulturland gewordenen oder werdenden waldarmen und waldlosen Striche. Die unverhältnismäßig zahlreiche Bevölkerung, die wir nach den antiken Quellen trotz deren Übertreibung für die Germanen annehmen müssen, darf mit als Beweis gegen die ausschließliche Bedeckung des Bodens mit unwirtlichem Urwald dienen; sie spricht aber auch dafür, daß die immerhin beschränkten kulturfähigen Landstriche, auf denen jene die Römer oft in Schrecken setzenden Menschenmassen doch ihre Nahrung fanden, schon in frühgeschichtlicher Zeit in etwas fortgeschrittenerer Weise kultiviert gewesen sein müssen. In der Tat wird der Ackerbau der Germanen der Urzeit in der Regel viel zu niedrig eingeschätzt. Später (S. 39) wird darüber das Nähere zu sagen sein. Jedenfalls ist das Alter des Ackerbaues in der Geschichte der Menschheit überhaupt ein viel höheres, als gemeinhin geglaubt wird. Selbst bei fast nomadischen Zuständen werden Getreide und Gemüse in primitiver Weise gebaut. Der Anbau von Weizen und Gerste sowie der Hirse ist gleich uralt (der der Hirse auch nicht etwa älter). Für unsere Gegenden beweisen die archäologischen Funde wie die Ergebnisse der Sprachwissenschaft folgendes: Weizen, Hirse und Gerste wurden bereits zur Steinzeit lebhaft angebaut; erst in der Bronzezeit verbreitete sich nach Hoops der Hafer nach Norden, der Dinkel (Spelz) blieb noch auf die Alpenländer beschränkt, ebenso auch die Gemüse, während der Flachs noch in der Bronzezeit nördlich vordrang. Das geschah in der Eisenzeit dann auch mit den Gemüsen, d. h. mit Erbse, Linse, Bohne. Der Roggen kann aus sprachlichen Gründen (Lautverschiebung) erst nach 400 v. Chr. zu uns gekommen sein. Gradmann hingegen hält den Roggen ebenso wie den Hafer für ursprünglich nordisches Gut, auch den Dinkel. Alle diese Getreide und Gemüse sind jedenfalls, bevor die Römer ins Land drangen, von den Germanen angebaut worden, ebenso noch Zwiebel und Rübe, Hanf, Waid und Mohn und, als einzige Obstart, der Kulturapfel. Der Spelz hatte sein Gebiet in einer ganz bestimmten, auch später geschlossenen Region, im nachmals alemannischen Südwesten; der Roggen scheint früh in Schlesien ein Hauptgebiet, das

Digitized by Google

auch später hervortritt, gehabt zu haben. Plinius sieht den Hafer als von den Germanen zur Nahrung bevorzugtes Getreide an. Indessen war das wichtigste Getreide in Wahrheit die Gerste. Über die Siedelungen der Menschen läßt sich erst für spätere Zeiten, als die Germanen mehr ins Licht der Geschichte getreten waren, Näheres sagen.

Zum Landschaftsbild gehören endlich die die Landschaft belebenden Tiere, d. h. vor allem die durch ihre Größe und die durch ihre Zahl auffallenden Tiere. Zu den ersteren zählten in frühgeschichtlicher Zeit der von Cäsar fast dem Elefanten an Größe gleichgestellte Ur und der zottige Wisent sowie der Elch, das Tier des Waldsumpfes, und der Bär. Die Masse repräsentiert das Vieh der Bewohner, deren Viehreichtum die Römer wiederholt betont haben, das kleine Rind, das Schwein, das früh den Menschen versorgende Schaf, das Pferd. Dazu kommt das Geflügel, Huhn und Gans. Durch die Masse brachte auch allerlei Wassergeflügel, die Reiher, Schwäne, Wildgänse, Enten usw., an Flüssen und Seen Leben in die Landschaft. Im übrigen belebten die Waldflächen neben den erwähnten großen Tieren der Luchs, der Wolf, das Rot- und Schwarzwild usw. Ein uralter Begleiter der Menschen ist der Hund.

Dies war also im großen und ganzen die Landschaft unserer Gebiete vor Beginn der eigentlich geschichtlichen Zeit: das eine viel spätere Periode beherrschende charakteristische Moment, das durch die Raumbeschränkung gebotene Zurückdrängen des Waldes zum Zweck der Ausdehnung des Kulturlandes, spielt in dieser Zeit noch keine Rolle. Das für die Gestaltung der Landschaft so wichtige Eingreifen des Menschen beschränkt sich auf die freilich immer stärkere Bebauung und die immer dichtere Besiedelung der waldfreien Strecken.

Wenn nun für die ganze Entwickelung der deutschen Kultur, wie in diesem Buche wieder und wieder betont ist, ständig große Unterschiede zwischen dem Kulturgrad der einzelnen Landschaftsgebiete festzuhalten sind, so schreibt sich diese Ungleichheit, insbesondere die dauernde Überlegenheit des Westens, in der Hauptsache bereits aus den Verhältnissen der germanischen Zeit her. Die westlichen und südlichen Germanen, die sich mit den Kelten berührten und mischten und sie gleichzeitig weiter und weiter zurückdrängten, waren eben von der höheren keltischen Kultur beeinflußt und standen auf einer höheren Stufe als die Stämme des inneren Germaniens. Noch größer wurde der Unterschied und damit auch die verschiedene Gestaltung der Landschaft mit dem Beginn römischer Einflüsse und der römischen Okkupation von Teilen des späteren Deutschlands (vgl. S. 63 f.). Bereits vor dieser Zeit konnte man aber von dem rheinischen Westen und dem Südwesten den Eindruck einer Landschaft mit lebhafter bäuerlicher Kultur gewinnen, d. h. eben von jenen offenen Kulturstreifen innerhalb des Waldgebietes. Man kann freilich nicht ohne weiteres die Zustände, die das keltische Gallien aufwies, auf diese halbgermanischen Gebiete übertragen. Aber in der Hauptsache wird die Besiedelung und Bodenkultur dieselbe gewesen sein; vor allem ist an einer völligen Seßhaftigkeit nicht zu zweifeln. Ob wir an der von Meitzen für die keltischen Lande angenommenen Hauptsiedelungsform der Einzelhöfe festhalten dürfen, sei hier nicht weiter erörtert; sicherlich haben aber zusammenhängende Ortschaften nicht gefehlt. Als die Römer diese Lande in Besitz nahmen, waren namentlich das heutige Bayern, das östliche Baden und östliche Württemberg, also Teile der Provinzen Noricum und Rätien, noch wesentlich keltisch, das südwestdeutsche Gebiet wesentlich germanisch, freilich zum Teil durch abermalige Auswanderungen entleert und zum Teil, so das Dekumatenland, wieder von Kelten besiedelt, die linksrheinische Germania superior in der

Digitized by Google

Hauptsache von Germanen eingenommen, die auch bereits auf dem linken Ufer des Niederrheins zwischen den Kelten saßen. In alle diese Lande kamen nun die römischen Soldaten als Träger einer überlegenen rein städtischen Kultur, die hier an der Grenze stark vergröbert war, den Eingeborenen auch ziemlich fremd blieb. Anders weiter zurück in der eigentlichen Provinz, wo eine römisch-gallische Mischkultur entstand (vgl. S. 64).

Die größere oder geringere Romanisierung dieser Lande hat nun natürlich das landschaftliche Bild mehr oder minder beeinflußt. Zwar die Kulturflächen selbst haben auch die Römer nicht wesentlich erweitert — von den für römischen Ursprungs gehaltenen „Hochäckern", deren Rätsel noch kaum gelöst sind, sei hier abgesehen. Ausgedehnte Rodungen seitens der Römer, wie manche sie annehmen, haben allgemein kaum stattgefunden. Freilich haben die Römer strategisch gebotene Straßen selbst durch abschreckende Waldgebiete gezogen und dann auch für die nötigen Militärstationen kräftig gerodet. Diese Straßen, welche die Römer in neuokkupierten Gebieten sofort zur Verbindung wichtiger, oft weit entfernter Punkte und zum Anschluß des Ganzen an das große Reichsstraßensystem planmäßig und immer so geradlinig als möglich zogen, waren auch landschaftlich etwas Neues, wenngleich es schon alte Verkehrswege gab, die die Römer, wo es ging, benutzten. Die alten wie die neuen Straßen liefen aber auf den Höhen; denn die Flußtäler waren, wie oben gesagt, durchaus unwegsam und verwildert. Das gilt z. B. von der heute so lachenden Rheinebene den Schwarz- und Odenwald entlang. Wo es aber möglich war, da zeigte sich jetzt eine reich angebaute Landschaft. Keltische und germanische Hof- und Fluranlagen wechselten ab mit römischen, öfter auch von Nichtrömern nachgeahmten Villen (vgl. S. 64) und mit Feldern in „echt römischer Schachbrettanlage mit limitierten Wegen und Rainen" (Wimmer). Insbesondere im Dekumatenland herrschte anscheinend eine lebhafte Wirtschaftstätigkeit, ebenso in dem nördlich daranstoßenden Gebiet, ferner in der Wetterau; von der Moselgegend werden wir noch hören. In bezug auf den Anbau der Getreidearten haben die Römer den Einheimischen keine Bereicherung gebracht, vielleicht daß in den stärker romanisierten Gegenden mehr Weizen gebaut wurde. Denn später wurde deutsches Getreide in größerem Umfang nach Italien geliefert, und das wird wohl der den Romanen allein behagende Weizen gewesen sein. Der Getreidebau muß demnach auch schon besonders stark gewesen sein und das Bild der Landschaft lebhafter beeinflußt haben. Römisches Geschenk aber waren, abgesehen von der den Germanen bereits bekannten Kultur des Apfels, die Obstkultur (vgl. S. 68) und die des Weines (vgl. S. 67). Namentlich die letztere eroberte sich an Mosel und Rhein größere Flächen, veranlaßte auch wohl Rodung an geeigneten Hängen, brachte also einen neuen Zug in die Landschaft. Die Anfänge der Wiesenkultur wurden wohl ebenfalls den Römern verdankt. Sonst diente auch diesen der Laubwald als Weide, der Eichenwald insbesondere der Schweinemast. Der eigentümliche Verlauf des römisch-germanischen Limes (vgl. S. 63) erklärt sich aus dem Vermeiden des Nadelwaldes, an dessen Grenze er sich hinzog. Eine besondere kulturelle Färbung brachten in die junge Landschaft die Befestigungen und Kastelle, vor allem aber die Städte, die sich aus den Lagerdörfern, und zwar meist wohl an seit Urzeiten besiedelten Sitzen der Bevölkerung, entwickelten (vgl. S. 64). Es gab eine nicht geringe Anzahl solcher in germanischen Landen ganz unerhörten Gebilde. Bedeutender und zahlreicher als die rechtsrheinischen waren die linksrheinischen Orte, vor allem Köln, die erste eigentliche Stadt in diesem Gebiet, und Mainz. Zum späteren Deutschland gehört aber als seine älteste Stadt auch das gallische glänzende

Digitized by Google

Trier, dessen römische Reste wir noch heute anstaunen (s. die untenstehende Abbildung). Diese Bauten entstanden freilich meist erst in der spätrömischen Blütezeit Triers. Trier, die Hauptstadt des Mosellandes, führt uns auf dieses weitaus am meisten der römischen Kultur sich erschließende, aber doch mehr eine Mischkultur aufweisende Gebiet. Ausonius hat es im 4. Jahrhundert n. Chr. in seiner „Mosella" besungen. Seine dichterischen Schilderungen können uns einen Begriff von der Landschaft des romanisierten deutschen Westens geben, von den Rebenhügeln und den Wiesen am Ufer, den Schiffen mit ihrer

Die Porta nigra (Tor der spätrömischen Mauer) in Trier. Nach Photographie.

Ladung von Weinfässern, von der Pracht der Häuser, den Villen und Latifundien, von den älteren Vesten und den neuen Städten.

So sah es nun in dem freien Germanien nicht aus, so wenig wir uns, wie betont, für dieses allzu primitive Zustände vorstellen dürfen. Sind schon die Kulturverhältnisse, wie wir sie oben für den Beginn der geschichtlichen Zeit angedeutet haben, keineswegs niedrig, erklärt sich die den Schilderungen Cäsars und Strabos entsprechende, oft betonte „halbnomadische" Haltung, die große Beweglichkeit vielleicht aus ganz anderen Gründen (vgl. S. 38), ist vielmehr, trotzdem die Viehzucht die Hauptsache blieb, für einen großen Teil der Germanen bereits Seßhaftigkeit anzunehmen (vgl. S. 39): so müssen die Zustände um das Jahr 100 n. Chr. im Einklang mit den Taciteischen Berichten erst recht einen keineswegs unentwickelten Eindruck gemacht haben. Und nicht nur bei den Westgermanen, obwohl wir von den Ostgermanen, die von jenen durch eine von der Ostsee bis zu den Karpathen reichende Ödzone

Digitized by Google

getrennt waren, wenig wissen. Wir müssen, wenn wir nicht an eine auf solcher Stufe kaum wahrscheinliche rapide Entwickelung der Westgermanen glauben wollen, die Zustände der späteren Zeit in beschränktem Grade doch wohl bereits für die frühere gelten lassen. Schon die Gräberfunde lassen eine kontinuierliche Seßhaftigkeit der Bevölkerung, also auch die Bebauung der Scholle, bis in die graue Vorzeit zurück wahrscheinlich erscheinen. So werden wir uns die Landschaft Innergermaniens zur Zeit, als die Römer sich durch den Limes gegen dieses sicherten, etwa so vorstellen dürfen: Auf jenen mehrerwähnten waldarmen Streifen nahmen die Weiden mit zahlreichem Vieh große Flächen ein — Plinius rühmt später die germanischen Weiden —; ein Teil des Weidelandes, immer nach längerer Pause dazu benutzt — denn der Wechsel der Ackerflächen ist uralt —, dient dem Getreidebau; der vorherrschende Laubwald dient wiederum der Viehweide, namentlich der Eichenwald der Mast der Schweine. Überhaupt wurde schon (S. 3) vor den Darlegungen über die Unwirtlichkeit des Waldes betont, daß der Wald in seinen lichteren Randteilen in dem Leben der Menschen doch eine wichtige Rolle gespielt hat. Darauf ist im zweiten Kapitel noch näher einzugehen.

Germanische Wohnbauten. Relief der Markussäule in Rom. Nach Eugen Petersen, Alfred von Domaszewski, Guglielmo Calderini, „Die Markussäule", München 1896. Vgl. Text S. 10.

Aus dem Holz des Waldes wurden auch die Wohnstätten gezimmert. Sie sind landschaftlich als ein das räumliche Bild immer stärker beeinflussendes Kulturelement besonders wichtig. Sie waren keineswegs primitiv, obwohl für die ältere Zeit von überdachten Wohngruben später (S. 58) zu reden sein wird. Inmitten der von jeher umzäunten echt germanischen

Digitized by Google

Hofstatt — der Zaun diente weniger der Sicherung als der Absonderung, und die Hofstatt blieb immer das Beharrende, während das bebaute Land wechselte — erhob sich der viereckige Holzbau, der bei den principes, den angesehenen Volksgenossen, auch schon geräumiger und stattlicher war und im Süden ein zuweilen auf Pfählen ruhendes Blockhaus, im Norden ein Fachwerkbau gewesen zu sein scheint, bei dem die Zwischenräume durch Flechtwerk, mit Lehm beworfen, ausgefüllt waren. Die runden Formen der Wohnbauten, die auf der Markussäule abgebildet sind — wenig beweiskräftig übrigens durch ihre Kuppeln und hohen Türen (s. die Abbildung S. 9) — entsprechen nur den geflochtenen zeltartigen Hütten, die für die Kriegszüge und die Ausbreitungszeit charakteristisch sind, und deren Material mitgeführt wurde. Ähnlich mögen noch die Hütten niederer Leute sowie die Vorratshäuser und dergleichen gewesen sein. Übrigens waren auch das Fachwerk- und das Blockhaus noch lange nicht allzufest, z. B. noch nach dem bayerischen Volksrecht „auseinanderzuwerfen" und rasch wieder errichtet. Um einigermaßen ein Bild von dem damaligen Hause zu gewinnen, könnte man, was aber sehr bedenklich ist, wenigstens an eine der späteren Bauernhausformen erinnern, an diejenige des immer germanisch gewesenen und von der Fremde wenig berührten altniedersächsischen Landes. Hier bieten die viereckige Form, die Einräumigkeit, der freistehende offene Herd, das hohe Sparrendach, mit Pferdeköpfen geziert, die Fachwerkwände, die Bemalung der Ständer wirklich alte Merkmale, die auf die Urzeit passen. Ganz lehrreich sind die sogenannten Hausurnen, die auf ein hohes Dach deuten (s. die Abbildung S. 11).

Je nach den Bodenverhältnissen und sonstigen natürlichen Bedingungen, von denen die entscheidendste früher und später regelmäßig die Nähe einer Wasserstelle ist, lagen die Höfe entweder als Einzelhöfe, die jedenfalls nicht nur eine keltische Eigenheit (vgl. S. 6) sind, verstreut umher, oder sie bildeten sippenmäßig ein Dorf, lagen dann aber auch nicht in geschlossenem Zusammenhang nebeneinander mit gemeinsamen Fronten, sondern unregelmäßig und durch Zwischenräume voneinander gesondert. Keineswegs darf die Einzelsiedelung an den Anfang der Entwickelung gerückt werden, obwohl sie am meisten der Natur der Umgebung angepaßt erscheint: gerade diesen, schon von Tacitus betonten Zug weist auch die zerstreute Form des germanischen Dorfes auf, bei dem immerhin der Natur schon mehr Gewalt angetan ist. Erscheint in früher Urzeit das Dorf einerseits als Hauptschauplatz germanischen Lebens, als erster kultureller und wirtschaftlicher Mittelpunkt und Ausgangspunkt politisch-sozialer, nachbarlicher Beziehungen und Verknüpfungen, so ist es auch landschaftlich, wie ja schon die über den Boden ragenden Wohnstätten an sich, diejenige große räumliche Erscheinung, mit der die Kultur ihre Beherrschung der natürlichen Landschaft zuerst kundgibt. Das germanische Dorf war übrigens zum Teil ebenso wie die Höfe selbst meist durch Verbindung jener einzelnen Hofzäune mit einer Absperrung umgeben, über die man, außer durch einen befahrbaren Haupteingang, durch Bretterübergänge ins Dorf kam. Der eigentlichen Sicherung dienten aber die Fluchtburgen (vgl. S. 57). Sie sind, da sie wohl in der Regel im Walde lagen, für das Bild der Landschaft nicht so charakteristisch wie die Wohnstätten. Ihre aus Erde und Holz hergestellten Befestigungen darf man nicht zu niedrig einschätzen. Endlich heben sich in der Landschaft noch die häufig sehr imposanten Grabhügel hervor, anscheinend wohlbefestigte Anlagen, viereckig in der Steinzeit, rund in der Bronzezeit. Sie bargen im Inneren Steinkammern für die Unterbringung der Leichen der Vornehmen, daneben die Leichen niedriger stehender Genossen.

Landschaftlich auffallend war noch die eigenartige Fluranlage, wenn man diese in so frühe Zeiten zurückverlegen darf. Es ist die dem Zusammenwohnen gleichberechtigter

Digitized by Google

Genossen im Dorf entsprechende „Gemengelage". Außer an dem gemeinsamen Besitz soll jeder an der in Einzelteile zerlegten Ackerfläche das gleiche Recht haben. Daher wurde diese in verschieden gute Teile (Gewanne) geschieden und jeder Teil wieder für sich unter alle Dorfgenossen in langen rechteckigen Streifen verteilt. Die Gemengelage kann freilich auch mit der späteren Rodung und Inangriffnahme immer neuer Ackerflächen, die dann jedesmal gleichmäßig verteilt wurden, zusammenhängen. Aber auch wenn man sie in eine frühere Periode verlegt, kann diese Verteilung immer nur bei der Inbesitznahme des Gebietes, niemals nachträglich vorgenommen worden sein. Außer dieser einförmig gestreiften Gewannflur gehörte dann die gemeinsame Weide- und Nutzungsfläche (Allmende) zum Dorf. Aus der Bewirtschaftung der Ackerfläche ergab sich ferner die Anlage primitiver Wege. Sie wie die alten Verkehrspfade zwischen den Siedelungen, die gelegentlich wohl, ursprünglich nichts als Fährten großen Wildes, durch Wald führten, sich zum kleinen Teil aber auch zu längeren Wegen zwischen den Völkern durch natürliche Pforten u. dgl. hindurch zusammenfügten, sind naturgemäß landschaftlich nicht ohne Bedeutung.

Hausurne. Nach K. Woermann, „Geschichte der Kunst", Bd. I (Leipzig 1900). Vgl. Text S. 10.

Das so gezeichnete Landschaftsbild hat am wenigsten Geltung für die friesischen und sächsischen Küstenlande. Wie es da anfangs aussah, zeigt zwar nicht getreulich, aber doch annähernd die Schilderung des Plinius von den auf künstlichen Erdhügeln in ärmlichen Hütten wohnenden, vom Fischfang lebenden Chauken. Man muß bei dieser Schilderung aber beachten, daß sie vom Standpunkt südlicher Kultur entworfen ist.

Anderseits beschränkt sich alles für Germanien überhaupt Gesagte auf das immerhin spärliche Kulturland. Wald und Sumpf waren nach Tacitus für Germanien charakteristisch, und dessen landschaftlicher und wirtschaftlicher Eindruck war für ihn, den kultivierten Römer, ein trister (tristis cultu aspectuque). Aber das äußerliche Charakteristikum der Kulturlandschaft ist auch jetzt bereits deutlich geworden: das Hineintragen überlegter Regelmäßigkeit in die Natur. Das viereckige Fachwerk- oder Blockhaus zeigt diese regelmäßige Form so gut wie die Streifen der Fluranlage.

Für die binnenländischen Gebiete war übrigens die Rolle des Wassers in dem seen- und flußreichen Osten mit seinen großen Überschwemmungsflächen eine viel bedeutendere als im Westen. Der Osten tritt erst in eine klarere Beleuchtung, als er nicht mehr von Germanen bewohnt war. Bald nach der Völkerwanderung haben ihn — ein für uns in seiner Art und seinen Einzelheiten nicht mehr verfolgbarer Vorgang — die Slawen besetzt. Auf diese ostdeutsche wald- und wasserreiche Landschaft kommen wir später zurück.

Ging der germanische Osten infolge der Völkerwanderung den Germanen verloren, so hatten sie in dieser Zeit, abgesehen von ihren Reichsgründungen außerhalb des späteren Deutschlands, ihre Gebiete im Süden und Westen auf dem anstoßenden römischen Reichsboden erweitert. Bayern, Alemannen und Franken saßen nun in dieser Kulturlandschaft, die in den Stürmen der Wanderungszeit nicht nur stark entvölkert, sondern auch verwildert und teilweise verwüstet war, ebenso wie die Germanen selbst wirtschaftlich durch die Wanderungen in ziemlich primitive Zustände vorübergehend zurückfielen. Vor allem die Städte waren rechts des Rheins in Trümmer gesunken, und wo in den linksrheinischen die Reste früherer Einwohner, vermischt mit den fränkischen Eindringlingen, saßen — die Alemannen

Digitized by Google

errichteten statt der römischen Wohnstätten, die sie zum Teil zertrümmerten, ihre eigenen Wohnbauten fern von diesen —, da war doch von städtischem Leben nicht mehr die Rede, vielmehr standen alle diese Gebiete, auch Ostfranken, von nun an im Zeichen einer sich langsam weiter entwickelnden agrarischen Anfangskultur, die natürlich auch das frühere landschaftliche Bild wandelte und dem des inneren Deutschlands annäherte. Der Wald machte an vielen Stellen wieder Fortschritte und bedeckte einst bebautes und bewohntes Land. So überwucherte er am Bodensee die Zeugen einstiger römischer Kultur. Denn das entvölkerte Land bot Kulturland für die selbst nicht mehr allzu zahlreichen Eindringlinge, die sich in Sippen anzusiedeln pflegten, genug. Die römische Fluranlage mußte dabei naturgemäß weichen. Einzelhöfe herrschten hier, Dorfsiedelungen dort vor; dazu kamen die Weiler, Gruppen einzelner Höfe mit wenig umfangreichen, daher für die Gewannanlage ungeeigneten Fluren. Von Rodung war zunächst noch keine Rede, der angrenzende Laubwald diente vor allem der Weide.

Mit den wieder fest gewordenen, immer dichter besiedelten, teilweise nur von älteren Bewohnern überkommenen Sitzen, mit der Zeit der Ruhe, mit der zunehmenden Bevölkerung kam nun aber ein großer, langsam einsetzender Wandel für die deutschen Landschaften, die seit der Völkerwanderung keine gleichgroße Störung mehr erlebt haben. Es beginnt zunächst eine Periode des Ausbaues der Gebiete der deutschen Stämme, bei aller Verschiedenheit des Umfanges und der Zeiten charakterisiert vor allem durch gewaltige Rodungen, durch die Umwandlung von Wald- in Kulturland, d. h. durch einen auf höheren Kulturstufen notwendig eintretenden Prozeß, zunächst eine Folge der Landnot. Man griff jetzt also auch das Land an, das nicht von Natur schon sich zum Anbau und zur Siedelung darbot. Die Stämme, zunächst die am meisten höherer Kultur genäherten Franken, wurden zu richtigen Bauern; die Bodenbearbeitung machte Fortschritte und ward wichtiger als die Viehzucht, die auf den Wanderzügen wieder in den Vordergrund getreten war. Wenn aber bei den Franken, weniger allerdings bei den Ostfranken, also den späteren deutschen Franken, bereits größere soziale und Besitzunterschiede sich bemerkbar machten (vgl. S. 81), überwog bei den von ihnen unterworfenen Alemannen, Bayern und Thüringern der bäuerliche Kleinbesitz (vgl. S. 86). In der Wirtschaft schritten neben den Franken die Alemannen noch am schnellsten vor, im übrigen blieb die Signatur der Wirtschaftsweise große Einfachheit; am weitesten zurück waren die Friesen und die am längsten außerhalb des Frankenreiches stehenden Sachsen im eigentlichen deutschen „Volksland", die im Westen vorzugsweise auf Einzelhöfen saßen. Die Periode der Rodungen beginnt mit dem 6. Jahrhundert n. Chr., setzt stärker erst zu den Zeiten Karls des Großen ein, der schon auf systematische Rodung in großem Umfang hinwirkt, schreitet in karolingischer Zeit langsam fort, um dann in sächsischer Zeit etwa um das Jahr 1000 im Westen auf ihren Höhepunkt zu kommen, so daß die Herrschaft nunmehr schon den Wald zu schützen beginnt. Im 11. Jahrhundert tritt dann ein Rückgang der Rodung ein: bald aber macht sie neue Fortschritte, jetzt östlich der Elbe und Saale, wo das alte, von den Slawen nicht geminderte Wald- und Sumpfland noch bedeutend überwog. Dadurch kommt sie im 12. und 13. Jahrhundert abermals auf einen Höhepunkt, um dann etwa gegen Ende des 13. Jahrhunderts im großen und ganzen aufzuhören. Die ständig zunehmende Bevölkerung, deren Überschuß nicht mehr in andere Länder abgeleitet werden konnte, war die Hauptursache der Rodung. Die jüngeren Söhne mußten

Digitized by Google

untergebracht werden. Neuland, die Quelle des Wohlstandes oder der Macht, war die allgemeine Parole. Eine planmäßige Rodung in größerem Maßstabe hat man — von dem Vorgehen einzelner bäuerlicher Siedler abgesehen — vor allem den auf die Kolonisation bei der Gründung angewiesenen und gerade wegen der Erschließung des Landes von den Fürsten mit ausgedehntem Wildland beschenkten Klöstern, den Benediktinern vor allem, später den Prämonstratensern und Zisterziensern, ebenso aber der an besserer Ausnutzung und Erweiterung des Landbesitzes interessierten weltlichen Grundherrschaft zugeschrieben (vgl. S. 104). Man hat anderseits eine stärkere Rodungstätigkeit der Klöster erst für die östliche Kolonisation gelten lassen wollen: aber auch die Benediktiner haben ihrer Regel nach von Anfang an selbst gerodet. Im allgemeinen wird indessen der geistlichen wie der weltlichen Grundherrschaft weniger jene planvolle Durchführung als die Initiative zum Ausbau verdankt: sie gewannen ärmere Freie durch Verleihung von Land für die Rodung, diese taten die eigentliche Arbeit selbständig. Die zahlreichen Orts- und Flurnamen, die mit Wald und Busch und mit Roden zusammenhängen, zeigen dauernd die Bedeutung dieser gewaltigen Rodungstätigkeit: diese Namen deuten auch die Art der Rodung durch Brennen, Niederschlagen und Ausheben der Bäume an (vgl. S. 99). Naturgemäß erstreckte sich die Rodung auf die Gebirge meist viel später als auf die Täler und die Ebene. Anderseits haben die Siedler im ersten Ansturm auch viel ungünstiges und für den Anbau ungeeignetes Land in Angriff genommen, das nachher wieder aufgegeben wurde. Die Wichtigkeit der damaligen Rodungstätigkeit und ihr Umfang sind schon den damaligen Menschen zum Bewußtsein gekommen. Cäsarius von Prüm weist im Jahre 1222 darauf hin, wie „in so langer Zeit" (vom 9. Jahrhundert bis zu seiner Zeit) „viele Wälder gerodet", „viele Gehöfte (villae) erbaut" und „unendliche Gebiete kultiviert" worden seien. Im übrigen erstreckte sich der Ausbau des Landes auch auf noch herrenloses sonstiges Wildland, die Heide wie die Bruchlandschaft. Weite Gebiete wandelten so ihr Aussehen. Es vollzieht sich, wie Gradmann es treffend ausdrückt, „die großartigste Umwälzung, welche das mitteleuropäische Landschaftsbild seit der Eiszeit je erlebt hat".

Beachtenswert ist aber noch ein anderer, ebenfalls in dieser Periode abgeschlossener Vorgang, der ein starkes Eingreifen des Menschen zugunsten der Gewinnung von Kulturland gegenüber zerstörenden Naturkräften bedeutet: die Eindeichung des Marschlandes an der Nordsee. In diesen in jeder Beziehung durch das Wasser charakterisierten Gebieten hat die anfänglich niedrig stehende Fischer- und Schifferbevölkerung im Laufe der Zeiten immer mehr Kulturland dem fressenden Meere abgerungen, indem sie schrittweise Wattenland durch Deiche gegen die regelmäßige Flut schützte. Die Friesen erlangten in der Eindeichung und nachmaligen Melioration der gewonnenen Flächen bald eine besondere Meisterschaft; ihre Erfolge verdankten sie zum Teil auch der früh erkennbaren Organisation der Gesamtheit für diese Deicharbeit. Namentlich wurden später die Westfriesen, die Holländer, durch ihre Entwässerungstechnik berühmt und bei der beginnenden Kolonisation des Ostens gesuchte Kolonisatoren. Zuerst hatten sie mit Erlaubnis des Bremer Erzbischofs ihre Kunst an der Weser bewährt und gaben den Anstoß zur Entstehung der weiten Wesermarschen; sie dehnten dann ihre Tätigkeit auch auf die Elbniederungen aus, und wesentlich dieser Tätigkeit und ihrem Beispiel werden die fruchtbaren Marschen links und rechts der Elbe verdankt. Freilich, das Meer, der „blanke Hans", ließ die mühselige Arbeit der Menschen nicht ungestört. In furchtbaren Sturmfluten nahm es das ihm entrissene Land

Digitized by Google

und mehr noch zurück; aus dem 11., 12. und besonders dem 13. Jahrhundert haben wir Kunde von diesen gewaltig schädigenden elementaren Ereignissen. Wo heute der Dollart und der Jadebusen, die Buchten der Weser und Elbe und die von Husum sich erstrecken, da war einst bevölkertes Kulturland, Helgoland auch sicherlich eine größere Insel. Von den nordfriesischen Inseln, deren Entstehung schon im 12. Jahrhundert durch Zertrümmerung des Landes abgeschlossen war, wurde weiter z. B. die Insel Nordstrand zum größten Teile vom Meere verschlungen oder in kleinere Inseln zerrissen. Man kann an der deutschen Nordsee gegen 150 Orte nachweisen, die seit jener Zeit verloren sind. Freilich sind alle diese Landverluste und Bildungen von Meeresbuchten nicht mit einem Male durch die gewaltigen Fluten jener Jahrhunderte, sondern durch eine schon lange währende Minierarbeit des Meeres herbeigeführt worden. Auch später ist noch viel verloren gegangen, Dollart und Jadebusen z. B. haben sich in dem jetzigen Umfang völlig erst im 16. Jahrhundert gebildet, der Dollart überhaupt erst seit dem 15. Jahrhundert. Ebenso wie an der holländischen Küste hat aber jedenfalls das Land vielfach eine gänzlich veränderte Abgrenzung gegen das Meer in geschichtlicher Zeit erfahren.

Das Bild der deutschen Gesamtlandschaft nun in diesen Jahrhunderten — seit dem 9. hat sich aus dem ostfränkischen auch ein eigentliches Deutsches Reich gebildet, dessen Gebiete sich seit dem 12. Jahrhundert durch die Kolonisation des Ostens mächtig erweiterten — ist etwa das folgende. Zunächst zeigt das in den Quellen anfänglich ganz nach Art des Tacitus geschilderte feuchte Klima, wie groß noch lange der Waldreichtum war. Wir erwähnten schon (S. 5) die Klagen der Quellen über ewigen Regen, der wieder ausgedehnte Überschwemmungen veranlaßte und sehr oft in gewaltigen Wolkenbrüchen mit heftigen Gewittern niederging; sie klagen ebenso über die Häufigkeit und Gewalt der Stürme. Diese Erscheinungen traten damals außerordentlich verheerend auf. Wir hören von Wolkenbrüchen, die ganze Ortschaften mit Hunderten von Menschen vernichteten, so 889 in Thüringen, oder von Stürmen, die alles auf ihrem Wege zerstörten. Allgemein wird auch die Rauheit des Klimas hervorgehoben: von ungewöhnlicher Winterkälte wird oft berichtet, außerordentlich schneereiche Winter sind bei der herrschenden Feuchtigkeit natürlich. Als gefährliche elementare Ereignisse traten ferner oft Erdbeben infolge der damals noch stärker wirksamen vulkanischen Kräfte auf, wie es die Quellen namentlich für den Westen berichten, gegen Ende des 10. Jahrhunderts auch einmal für Sachsen.

Die Quellen belehren uns nun weiter über die Stärke der Waldmasse, die zudem nach wie vor gewaltige Waldsümpfe, so am Lech, an der Elbe, im sächsischen Nordwesten, in Ostfriesland in sich schloß. Nach dem schon angeführten Adam von Bremen (11. Jahrhundert) starrte Deutschland noch von tiefen Wäldern, so damals z. B. das Land der Sachsen. Den mächtigen Buchenwald um Fulda schildern die Lebensbeschreibungen der Heiligen Sturm und Eigil in schreckenerregender Weise. Allmählich verliert die Waldmasse jedoch bedeutend an Umfang. Der Kampf gegen den Wald, der für die große Rodungsperiode charakteristisch ist, äußert sich nun aber auch in der übertriebenen Ausnutzung desselben wie in dem Mangel an Bewirtschaftung und Pflege. Der unerschöpflich scheinende Holzvorrat wurde in der unbekümmertsten Weise ausgebeutet, zum Bau der Holzhäuser und Wirtschaftsbauten, zu den Geräten und als Brennholz. Aber die für seine Wertschätzung ausschlaggebende Hauptbestimmung des Waldes als Weide — der Laubwald überwog, wie gesagt, noch immer, und die fruchttragenden Bäume wurden in erster Linie geschätzt —

Digitized by Google

machte den Wald zu einer unerfreulich aussehenden Stätte. Nicht nur die Schweine nährten sich von Eicheln und Bucheckern, das junge Laub weideten auch Pferde und Rinder ab, und das Holz wurde benagt und geknickt. Nur spärlich beginnt ein Abschluß des Waldes durch Bannrechte seitens der Herren. Manchenorts trieb auch der einsetzende Holzmangel zur Waldschonung. Wenig kulturmäßig sahen weiter noch im 9. und 10. Jahrhundert die Flußtäler aus. Das Flußbett wechselte auch jetzt öfter, der Strom zerstörte die Ufer und riß ganze Strecken fort, da man jene noch nicht zu befestigen suchte. Die erwähnten Überschwemmungen der Flüsse nahmen ganz außerordentliche Dimensionen an und schädigten auch das Kulturland, das zum Teil noch immer wie früher von der Bruchlandschaft der Flußtäler fern blieb. Wiesen, über deren erst später in größerem Umfang beginnende Kultur wir alsbald hören werden, mochten hier und da bereits in den Flußtälern, wie ja schon seit langem an der Mosel, vorkommen.

Bedeutete gegenüber der Betätigung des Hirten der Ackerbau an sich durch die mit ihm verbundene Einteilung des Bodens in regelmäßige Streifen und Flächen, durch die äußere, ständig wiederkehrende Umgestaltung des Bodens infolge des Pflügens, Eggens, des Abschneidens der Früchte, des Aufstellens der Garben, dann wieder des Düngens (Bedeckung mit Mist), aber auch ebenso durch das Heranwachsen der grünenden und reifenden Getreidearten, die größere Flächen gleichmäßig färben, eine künstliche Veränderung der natürlichen Landschaft durch den Menschen, so nahm diese, früher nur auf jene offenen Teile beschränkte Umwandlung des Bodens jetzt mit dem steigenden Fortschritt der Rodung einen viel auffallenderen Charakter an. Allmählich hielten sich Wildland und Kulturland etwa die Wage. Stellenweise gewann das erstere freilich wieder an Terrain, manche Siedelungen verschwanden, sei es infolge der Erschöpfung des Bodens durch längeren Raubbau, sei es infolge elementarer Ereignisse oder von Kriegsnöten, sei es durch den Abzug in die später entstehenden Städte. Aber das Gesamtresultat ist doch eben eine mächtige Vermehrung des bebauten Bodens.

Seine äußere Gestaltung wirkte nun auch in mancher Hinsicht in einer für die Entwickelung der Landschaft bedeutsamen Weise. Nicht allzusehr kommt dafür eine Veränderung des Flursystems in Betracht. Gegenüber der zerstreuten Menge kleiner Gewannflächen kam man bei Neuanlagen zu größeren Gewannen, die rationeller und freier zu wirtschaften erlaubten, vor allem aber richtete man auf Rodeland die neuartigen Wald- oder Hagenhufen ein, die für die Kolonisationsgebiete besonders bezeichnend waren; die Gehöfte lagen dabei reihenförmig rechts und links der Straße, jedes hatte hinter sich seinen Ackerstreifen, die also nach beiden Seiten parallel zueinander von der Straße wegliefen, jedesmal aber die ganze Hufe des Betreffenden darstellten. Eine besonders geartete Erweiterung der Feldflur sind die sogenannten „Beunden" („Bifang"): es sind von Einzelnen, zumeist planmäßig von den Grundherren, auf dem gemeinen Wildland in Besitz genommene und eingefriedigte Ackerstücke. Dieser Vorgang war nur zu den Zeiten möglich, als es noch Wildland in Fülle gab. Von Einfluß auf die Landschaft ist auch die Form der Wirtschaft. Hier kommt in Betracht, daß mit der Zunahme der großen Grundherrschaften sich die Dreifelderwirtschaft, die übrigens keineswegs erst jetzt aufkam, allgemeiner einbürgerte. Für das Aussehen der Landschaft ist weiter nicht ohne Interesse, was auf dem Ackerland angebaut wurde. Da scheint es nun, als ob der im Westen heimische Weizenbau (vgl. Kap. III) — Weizenbrot galt als Herrenspeise — nicht besonders zugenommen habe, ebenso nicht der der

Digitized by Google

Gerste. Vielmehr überwog der Anbau des von den Südländern und den Westfranken verachteten Roggens, der ja noch heute oft als „das Korn" gilt: ihn übertraf anfangs noch der des Hafers. Ziemlich stark angebaut wurde sodann die Hirse. Es bedeckten damals auch die Felderbse, weiter aber der blaublühende Flachs, insbesondere im Westen, wo überhaupt der Ackerbau lebhafter betrieben wurde, größere Flächen. Dazu kamen dann die mehr auf „Garten"land (über den Begriff desselben vgl. Kap. III) angebauten Früchte, die Bohne und Linse, die Gemüse (Kohl und Rüben), der allmählich sich ausbreitende Hopfen und lokal eine Farbpflanze, der Waid. Man sprach nicht nur von Kohlgärten, sondern auch von Hopfengärten und ebenso von Weingärten.

Der Weinbau, der in karolingischer Zeit sich weiter nach Osten, nach Nordwesten, später selbst in die östlichen Koloniallande bis nach dem Ordensland oft auf ganz ungeeignete Stellen ausdehnte und vor allem wegen des notwendigen Bedarfs an Abendmahlwein von den Klöstern gepflegt und überallhin verbreitet wurde, brachte mit seinen gleichmäßigen Anlagen einen neuen Zug in die Landschaft. Wo Hügel waren, trugen sie meist Wein, aber man baute ihn, z. B. in Franken, auch in der Ebene; später gab es zuweilen terrassenförmige Anlagen an steilen Hängen. Neben den größeren grundherrschaftlichen Anlagen breiteten sich auch Kleinbetriebe, freilich mehr als Spezialbetriebe von Weinbauern, aus. Wenn wir nun hören, wie sogar aus der Mark Brandenburg die Produkte des Weinbaues in starkem Umfang ausgeführt wurden, so werden wir uns von der damaligen Rolle der Weinberge in der deutschen Landschaft die rechte Vorstellung machen. Ein besonders ansprechendes Bild bieten sie übrigens bekanntlich nicht; nur im Herbst verleihen sie durch die Farben der sich länger haltenden Blätter und der Trauben der Natur einen sonst schon geschwundenen Anstrich des Lebens und der Frische. Frühzeitig gab es besondere Weinländer, neben dem Moselland und dem Rheingau das Elsaß und die Pfalz. In der letzteren bestimmte der Weinbau durchaus das Aussehen der Landschaft; im 16. Jahrhundert ging man gegen die übermäßige Ausdehnung desselben vor. Landschaftlich auffallend waren sodann nun auch für Innerdeutschland die zunächst von der Grundherrschaft (vgl. S. 109) und stärker auch erst seit dem 12. Jahrhundert im Zusammenhang mit der Stallfütterung angelegten eingehegten Wiesen. Das alte Weideland (vgl. Kap. III), das neben dem Waldland das Terrain dazu hergab, genügte nicht mehr, aber es bestand natürlich noch in großem Umfang, und mit der Weide war eine gemütliche Volksvorstellung verbunden, wie die althochdeutsche Bezeichnung wunnja andeutet. Neu in der Landschaft waren sodann die künstlichen Teiche für Fischzucht, römischer Anregung entsprossen, notwendig wegen der Fastennahrung und daher häufig bei Klöstern angelegt.

Endlich ist noch die sich verbreitende Gartenkultur im engeren Sinne, d. h. eine bestimmte Art des obenerwähnten Gartenlandes im Anschluß an das Haus, landschaftlich von Interesse. Näheres über die Entwickelung des mittelalterlichen Gartens wird in anderem Rahmen später (Kap. III) zu geben sein. Das, was wir unter Garten verstehen, repräsentiert am frühesten der Baumgarten, ein Grasplatz mit nicht allzu zahlreichen Obstbäumen darin. Seit der Karolingerzeit findet er sich bei den Herrenhöfen und vor allem bei den Klöstern, aber auch, wenigstens im Westen, schon früher (vgl. S. 75) als einfacher Bauerngarten. Er dient also zunächst der von den Römern überkommenen und besonders wieder durch die Klöster gepflegten Obstkultur. Zum Kulturapfel, der auch jetzt der eigentliche Repräsentant der Obstkultur blieb — seine Sorten hatten sich aber vermehrt —, kamen nun auch ins innere Deutschland neue, wie die Obstkultur selbst sich namentlich von Südwesten her verbreitende

Digitized by Google

Früchte: die Birne, die Quitte, die Pflaume, die süße Kirsche, der Pfirsich, ferner die Aprikose, die Walnuß; nur in bevorzugten südlicheren Strichen gediehen die Mandel und die Edelkastanie. Eine Rolle spielten damals als Frucht auch die Mispel und die schwarze Maulbeere (Wimmer). Neben dem Obstgarten ist nur von Anfängen des „Ziergartens" zu reden. Die Klöster, die ja die römischen Traditionen pflegten, aber auch durch ihre Beziehungen zum Süden und Westen ständig eine höhere Kultur vermittelten, sind die eigentlichen Begründer des mittelalterlichen Gartens. Die Anlage des Gartens war jedenfalls von Anfang an regelmäßig. Das ursprünglich römische Beet war schon im Kräutergarten vorhanden, denn ein Heilkräutergarten mit Wolfsmilch, Mohn, Haselwurz, Althee, Mutterkraut usw., oft zugleich für feinere Gemüse und Würzkräuter bestimmt, ist der spätere Ziergarten zunächst gewesen. Die rote (Zucker-)Rose und die weiße wie die blaue (Schwert-)Lilie, die darin bald vorkommen, galten noch als Heilkräuter, wenn auch Farbe und Duft besonders erfreuten. Diese beiden Blumen stehen auch später, als namentlich infolge der Kreuzzüge über Italien und Frankreich die Gartenflora mancherlei Bereicherung erfuhr, immer in erster Linie. Das zeigen die mittelhochdeutschen Dichtungen. Und heute noch sind diese den Römern verdankten Blumen altvertraute Hauptzierde der Bauerngärten.

Der Garten führt zu den menschlichen *Wohn- und Wirtschaftsbauten*, in deren Nähe er ja angelegt wurde. Zu der Feldflur gehören das Dorf oder der Einzelhof als etwas davon Untrennbares. Sie repräsentieren, wie schon betont, in erster Linie das Kulturelement in der damaligen Landschaft. Aber diese verliert trotz dieser künstlichen Schöpfungen damals noch nicht ihren natürlichen Charakter, so wenig wie das gesamte Dasein der Menschen jener Zeit, das noch von dem organischen Leben der Natur, von dem Gedeihen und Vergehen der Pflanzen beherrscht ist. Auch die Wohnstätten erwachsen aus den natürlichen Verhältnissen und Bedingungen. Deutschland ist damals ein Land bäuerlicher Kultur. Ist damit jene *Natürlichkeit* der Landschaft gewahrt, so ist mit dem durchgängig agrarischen Charakter des Lebens für längere Zeit auch eine starke *Einheitlichkeit* der Landschaft, wie sie Lauffer hervorgehoben hat, gegeben. Man kann für die Charakterisierung der damaligen Landschaft zwei gelegentlich von Riehl gebrauchte Ausdrücke anwenden. Der *„Gegensatz von Feld und Wald"*, der schon mit den Anfängen der Seßhaftigkeit einsetzt, ist nunmehr *scharf ausgebildet*, aber der *„Gegensatz von Stadt und Land"*, der immer einen großen Wandel der Kulturentwickelung bedeutet, ist *noch nicht da*. Das *Dorf oder der Einzelhof* mit den dazu gehörigen Fluren *beherrschen die Landschaft*. Die Siedelungen hatten in der Epoche stärkeren Ausbaues des Landes immer zugenommen: die Zahl der Dörfer und Einzelhöfe wird die heutige schon ziemlich früh erreicht haben. Die letztere Siedelungsform, nicht überall von gleichem Alter, ist noch heute namentlich im niederdeutschen Nordwesten, aber auch in den Alpenländern, daneben noch in anderen Landschaften, z. B. im Odenwald, verbreitet. Aus einer Gruppe von Höfen, die zerstreut beieinanderliegen, bestehend, bewahrt auch das Haufendorf eine unregelmäßige Anlage der Wohnstätten. Und wie trotz der bereits im 8. Jahrhundert einsetzenden sozialen Differenzierung und Ungleichheit des Besitzes überall die Höfe eines Dorfes sich annähernd gleichen, so ist auch die Einheitlichkeit durch die immer häufigeren Höfe der Grundherrschaften, die weltlichen Herrenhöfe wie die Höfe der Klöster, nicht wesentlich gestört, auch nicht durch die Königshöfe. Wenigstens nicht im Anfang unserer Periode: später, besonders mit der Verbreitung des Steinbaues, ändert sich freilich das Bild.

Digitized by Google

Neben und in den Dörfern erhoben sich nunmehr auffälliger die festen Höfe der Herren, bis diese, wie wir noch (S. 23 f.) hören werden, immer häufiger, zum Teil freilich schon seit dem 10. Jahrhundert, völlig abgesondert in befestigten Burgen zu wohnen beginnen. Anderseits werden noch im 13. Jahrhundert dorfbewohnende Ritter mehrfach erwähnt, die allerdings auch ihr Haus befestigt, den Zaun erhöht, einen Graben herumgezogen haben. Indessen wird in dieser späteren Zeit die Einheitlichkeit des Dorfbildes nicht nur durch jene bevorzugten Höfe beeinträchtigt, nicht nur durch den Hof des Grundherrn, sondern auch durch der Herrschaft gehörige Höfe, auf denen der Verwalter, der Meier, saß, Fronhöfe, Meierhöfe und anders genannt. Sie lagen an dem sich meist durch die Kreuzung der Wege ergebenden Dorfplatz und waren oft einigermaßen befestigt. Wo eine Kirche war, die dann ebenfalls an diesem Platze lag, war auch der geistliche Hof stattlicher. Weiter machten sich aber die Besitzunterschiede der Bauern selbst in Bild und Anlage des Dorfes mehr als früher geltend. Auch die kleineren Anwesen der Ärmeren stuften sich oft noch ab, entsprechend dem Sonderbesitz draußen an Feld und Acker. Im weiteren Verlauf gewinnen nun aber mit jenem sich anbahnenden Auszug des Herrenstandes aus den Dörfern sowie mit der Entwickelung städtischen Wesens das Dorf wie die ländlichen Wohnstätten überhaupt immer mehr einen gleichmäßig rückständigen und insofern wieder einheitlichen Charakter. Einfachheit und Schlichtheit, oft auch wenig solide Ausführung der Bauten bleiben jetzt für das Dorf die Regel, wie ihre Enge und Beschränktheit die geringe Entwickelung der Lebenshaltung im Gegensatz zum Herrenstande widerspiegeln. Der Steinbau ist noch lange unerhört, Holz und Lehm bilden das Material. Häufig wurden die technisch sehr einfachen Bauten gewiß noch mit eigenen Händen errichtet oder wenigstens nur mit Unterstützung der Nachbarn. Keineswegs brauchen aber diese Häuser ein unfreundliches Aussehen gehabt zu haben, wie denn auch mancher in Ausübung alter Fertigkeiten einfache Ornamente am Holzbalken, ebenso vielleicht noch den alten lebhaften Farbenschmuck an der Außenseite anbringen mochte. Und wenn auch die Wohnhütten ganz kleiner Leute zuweilen recht primitiv gewesen sind und selbst Reisig verwendet haben, so war doch das Bauernhaus nicht mehr unscheinbar, sondern oft als stattlicher Holzbau oder als Fachwerkhaus mit hochragendem Dach namentlich in der Ebene eine in der Silhouette der Landschaft auffallende Erscheinung. Immer lag es zunächst inmitten einer Hofanlage, deren Umzäunung auch später noch, z. B. in St. Gallen, nur aus Weidenruten geflochten oder eine einfache Dornhecke war, dann aber fester wurde.

Dieses Haus hat sich nun früh zum Teil nach den natürlichen Bedingungen der einzelnen Gebiete landschaftlich sehr mannigfaltig gestaltet; nur die alte, nahezu quadratische Form blieb gewahrt. Die noch heute bestehenden, an sich gewiß alten, verschiedenen Bauernhaustypen darf man freilich nicht in eine zu ferne Zeit hinaufrücken. Aber die Anfänge der Differenzierung machen sich doch früh bemerkbar. Das etwa nach Ulfilas zu rekonstruierende gotische einräumige Fachwerkhaus mit danebenliegenden Wirtschaftsbauten weist bereits Unterschiede von dem aus Plinius und Strabo zu erschließenden Friesenhaus auf. Bei jenem liegt der Eingang an der Giebelseite, bei diesem an der Längsseite. In die Anfänge der Stammeszeit reicht der Unterschied des fortgeschrittenen fränkischen von dem niederdeutschen uralten Einheitshaus mit seinen teilweise entwickelteren Abarten, bei dem nicht, wie bei jenem, Wohn- und Wirtschaftsbauten auseinandergezogen, sondern unter einem Dach vereinigt sind. Etwa seit dem 10./11. Jahrhundert bilden sich dann jene mit konservativer Zähigkeit festgehaltenen, höchst bunten und mannigfaltigen Typen des Bauernhauses aus,

Digitized by Google

die hier nicht im einzelnen charakterisiert werden sollen. Die entwickeltste Bauform, die des fränkischen viereckigen Wirtschaftshofes mit mehrgeschossigen Wohn- und angegliederten Wirtschaftsgebäuden, mit hoher Umfriedigung und auffallendem Toreingang, hat sich völlig erst im späteren Mittelalter ausgebildet.

Hat man sich übrigens gegen die Benennung der verschiedenen Haustypen nach Stämmen gewandt, so wird neuerdings doch wieder in erster Linie eine stammheitliche Bedingtheit dieser Typen angenommen. Aber man verkennt daneben doch nicht die geographischen Einflüsse. Hier, wo es sich um die Gestaltung des Landschaftsbildes handelt, müssen gerade diese Zusammenhänge unser Interesse beanspruchen, während auf jene ethnographischen Verhältnisse, ferner auch auf die etwa in Frage kommenden fremden Einflüsse an einer späteren Stelle dieses Buches (vgl. Kap. III) eingegangen werden soll. Wirtschaftliche Verhältnisse spielen im übrigen sicherlich eine erhebliche Rolle, so die größere oder geringere Bedeutung der Viehzucht, die Gestaltung der Besitzformen. Wesentlich von den wirtschaftlichen Zuständen hängt auch das gegenseitige Verhältnis von Wohn- und Wirtschaftsräumen ab. Diese wirtschaftlichen Zustände können wieder durch die Entwickelung und die Zustände des Stammes bedingt, aber auch durch die Natur und Beschaffenheit des Bodens und des Klimas beeinflußt sein. Und schließlich ist durch diese doch auch wieder die innere Eigenart eines Stammes stärker bedingt, als man gemeinhin glaubt.

Dachhütte, Urform des Sachsenhauses. Alte Scheune in Gudendorf. Strohdach mit Heidewulst und Giebelspitze aus Rasenstück. Nach W. Peßler, „Der volkstümliche Wohnbau an der Niederelbe" („Mitteilungen aus dem Museum für Hamburgische Geschichte", Nr. 1; Hamburg 1909).

So darf man, ohne einseitig zu werden, den Zusammenhang jener verschiedenen Typen des Bauernhauses mit der umgebenden Landschaft immerhin näher berücksichtigen. In der niederdeutschen Ebene entstehen andere Wohnstätten als im Hochgebirge oder im mitteldeutschen Waldgebirgsland: immer aber zeigt sich zweckmäßige Anpassung an Boden und Wetter, immer wird auch das von der Natur gebotene Material verwandt. In Niederdeutschland, im Lande der Winde und der unbeengten Weite, ist das Haus gleichsam dem Boden angeschmiegt, breit hingelagert, niedrig, einstöckig, mit bis zur Erde reichendem, festverstrebtem Dach, wie um nicht losgerissen zu werden. Ursprünglich ist es nur Dachhütte (s. die obenstehende Abbildung). Aber auch in entwickelterer Form verschwindet es unter diesem, fast allein in die Erscheinung tretenden, ragenden, Menschen, Vieh und Vorräte zugleich schützenden Strohdach, das völlig zur Landschaft paßt. Schon Plinius erwähnt das hohe Rohrdach der Chauken. Das Streben, sich gegen Wind und Wetter zu schützen, zeigt insbesondere das niedrige friesische Haus, das sein Gesicht nach Süden richtet,

Digitized by Google

die Dachfläche auch nur durch wenige Fensterchen unterbricht. Schon in der Urzeit (vgl. S. 11) errichtete man an der Küste sein Haus auf jenen mit Graben umgebenen, erhöhten Warfen. Im Kolonialgebiet des Ostens haben die Einwanderer aus Niedersachsen usw. zumeist überall in die Ebene passenden Haustypus bewahrt; öfter wird er freilich auch variiert oder etwa durch das fränkische Langhaus oder durch den nordosteuropäischen Blockbau verdrängt (Mielke). In den Waldgegenden der Mark wird mehr Holz zum Bau verwendet als im Westen. Im übrigen bleiben auch die ganz niedrigen strohgedeckten Lehmkaten vielfach charakteristisch.

Das Haus des mitteldeutschen Gebirges paßt sich dem beschränkteren Raume an. Man kann nicht so in die Breite gehen wie in der Ebene. Dem Wohnhaus schließen sich die an sich streng gesonderten Wirtschaftsbauten eng an und bilden das (fränkische) Gehöft (s. die Abbildung S. 21); beide streben in die Höhe und sind, wie hervorgehoben, mehrgeschossig. Bezeichnend ist z. B. der Wandel des Sachsenhauses, wo es in das Hügelland des südlichen Westfalens und Hessens dringt. „Es hat sich dabei in die Höhe gereckt und seinen dachhausartigen Charakter verloren, der sich so schön der Heide anschmiegte. Schon bei Minden bereitet sich die Vertikalrichtung des Sachsenhauses vor, die in mitteldeutschen Gebirgen den Torfbildern einen bestimmten städtischen Zug verleiht, der aber erst zur vollen Entfaltung bei den fränkischen Gehöften kommt" (Mielke).

Der landschaftlichen Umgebung ist endlich auch das oberdeutsche Haus, insbesondere das massige und doch malerische Blockhaus, durchaus angepaßt. In den ragenden Bauten des Schwarzwaldes, der Schweiz wie der Bayerischen Alpen spiegelt sich etwas von den großen Verhältnissen der Bergnatur. Es sind hohe und breite Geschoßbauten, das an die Hänge des Tals angeschmiegte Ständerhaus des Schwarzwaldes und des bernischen Mittellandes mit mächtigem, oft weit hinabreichendem, vor Feuchtigkeit und Kälte schützendem Dach, das bayerisch-tirolische Blockhaus und das des Berner Oberlandes mit flachem Schindeldach, das mit Steinen gegen den Föhn gesichert ist. Anderseits ist dieses Dach stark gebaut und ragt, auf vorgekragte Balken gestützt, über die Wände hervor, zum Schutz gegen Regen und Steinschlag. Im Gegensatz zum fränkischen Gehöft vereinigt das oberdeutsche Gebirgshaus, vor allem wegen der Wetterunbilden, so des starken Schneefalls, wieder schützend Menschen, Vorräte und das so wichtige Vieh unter einem Dach. Im Schwarzwald liegt der Stall dabei unter, der Speicher über der Wohnung. Als Baumaterial bieten die Berge neben dem Holz der Wälder Steine, und so hat sich früh ein steinernes Untergeschoß des Hauses verbreitet. Die bekannte Ausstattung des Gebirgshauses durch Malerei und Schnitzwerk — vor allem erlaubt der wirkliche Holzbau, der im alemannischen Gebiet überwiegt, eine reichere Außengestaltung durch Galerien, Altane usw. — bildet einen Gegensatz zu dem in sich gekehrten, ernsten niederdeutschen Haus, das die schon von Tacitus angedeutete Farbverzierung zwar auch, aber nur in spärlichem Maße, an den Balken z. B., zeigt, während Mitteldeutschland wieder Übergänge darstellt. Entspricht diese Skala des Farbensinnes nicht wieder der Landschaft, von der grauen Stimmung des nebeligen Nordens bis zum farbenreichen, sonnigen Süden?

Noch in anderer Beziehung ist ein Gegensatz zwischen dem niederdeutschen (dem sächsischen und friesischen) Hause und den mittel- und oberdeutschen Hausformen erkennbar. In Niederdeutschland schließt man sich mehr gegen die Außenwelt ab — die Fenster liegen meist nicht nach der Straße hinaus —; das Haus vereinigt Wohn- und Wirtschaftsräume, so daß hier ein wirkliches „Binnenleben", entsprechend niederdeutscher Art, entsteht. Dagegen ist

Digitized by Google

man in Mittel- und Oberdeutschland dem Außenleben weit zugänglicher: die Häuser hängen mehr mit der Straße zusammen, indem sie die Fenster an der breiten Straßenseite haben. Die Wohn- und Wirtschaftsräume sind immer getrennt, mindestens durch eine Wand, und bilden beim fränkischen Gehöft sogar besondere, freilich angeschlossene Gebäude. Führten wir diese Trennung schon oben auf die Einwirkungen entwickelterer Kultur zurück, so mag sich überhaupt die große Mannigfaltigkeit der mittel- und oberdeutschen Formen zum Teil aus der Geschichte der Stämme erklären. Die Franken und Alemannen wurden viel mehr umhergeworfen und

Fränkischer Bauernhof. Nach dem Werke „Das Bauernhaus im Deutschen Reiche und in seinen Grenzgebieten", herausgegeben vom Verbande deutscher Architekten- und Ingenieur-Vereine (Dresden 1906). Vgl. Text S. 20.

sind zersplitterter als die niederdeutschen Stämme. Keineswegs sind überhaupt, wie betont, die einzelnen Haustypen lediglich aus den landschaftlichen Verhältnissen, aus den Bedingungen des Bodens zu erklären, so wenig wie lediglich aus der Stammesart oder aus der vorherrschenden Wirtschaftsweise oder der verschiedenen sozialen Lage des Bauern der einzelnen Gebiete. Aber niemand wird doch einen starken Einfluß der landschaftlichen Umgebung auf das Haus leugnen wollen.

Umgekehrt drückt natürlich auch die Wohnstätte, dieses sichtbarste Zeichen der Beeinflussung der Natur durch den Menschen, infolge ihrer verschiedenen Gestaltung der Landschaft ihren Stempel auf. Hier kommt nun nicht nur die Verschiedenartigkeit des Baues der einzelnen Häuser, sondern auch die verschiedenartige Gruppierung derselben, sobald sie nicht als Einzelhöfe zerstreut sind, sondern ein Dorf bilden, in Betracht. Gewisse gleichartige Grundzüge, wie etwa die früher erwähnte Umzäunung, der Dorfplatz und dergleichen, sind

Digitized by Google

ja überall vorhanden. Die Umzäunung, die sich (vgl. S. 10) in der Hauptsache aus dem Zusammenhang der einzelnen Hofzäune ergab, wozu dann Vorrichtungen für Absperrung der Haupteingänge und später noch ein Graben traten, ist das eigentliche Kennzeichen des Dorfes. Schon nach den großen Zonen der deutschen Landschaft lassen sich nun aber Unterschiede der Dorfanlage erkennen. In Niederdeutschland hat man Platz: auch das Dorf, soweit es Haufendorf ist, lagert sich breit und zerstreut hin. In Mitteldeutschland ist man, weil das Gebirge nur zuweilen auf ebenem Rücken, sonst nur in Tälern, Einschnitten und an sanfteren Hängen Ackerland gewährt, mit dem Raum, wie wir schon beim Hause sahen, überhaupt sparsamer; die Wohnstätten des Dorfes sind häufig enger zusammengerückt, wie es später in der Stadt vollends notwendig wird. Noch mehr ist dies dann in Oberdeutschland der Fall, außer auf der Hochebene, wo das Haufendorf wieder auftritt. Ähnliche Beobachtungen kann man an dem grünen Anger, dem Versammlungs-, Gerichts- und Festplatz machen, dem Heimgarten, wie er in Oberdeutschland heißt. Auf ihm steht die Dorf(gerichts)linde; bei ihm liegt der meist von Bäumen umgebene Dorfteich. Ist dieser Anger im Dorfe der Ebene geräumig, so wird er in Mitteldeutschland kleiner, ist aber häufig überhaupt nicht vorhanden. In Oberdeutschland fehlt meist der Dorfteich und ebensosoft der Anger, oder dieser ist „als etwas Fremdes in die Flur verlegt" (Mielke). Zu solchen landschaftlich bedingten Unterschieden der Dorfanlage kommen nun andere. Als mit Zunahme der Rodungstätigkeit namentlich im 9. und 10. Jahrhundert zahlreiche neue Dörfer entstanden, blieb die alte, unregelmäßige Form des Haufendorfes in der Regel gewahrt. Immerhin ist, wie Lauffer ausgeführt hat, schon in karolingischer Zeit ein gewisses Schema erkennbar. Die früher nicht übliche ungefähre Form eines Vierecks wird innegehalten, zwei Wege durchschneiden das Dorf, oft nach den Himmelsrichtungen, an ihrem Kreuzungspunkt liegt der Dorfplatz. Neben das ursprüngliche und echt germanische Haufendorf mit der Gewannflur, das geschlossen in Teilen von Schleswig-Holstein, Ostbannover, Braunschweig, Thüringen, Hessen, im südlichen Westfalen, Rheinland, ebenso aber in Südwest- und Süddeutschland vorkommt, zwischen Rhein und Elbe auch im Gebiet der Einzelhöfe sich findet, tritt nun mit der planmäßigen Dorfgründung durch die Grundherren das regelmäßige Reihendorf, von dem schon (S. 15) bei der Veränderung des Flurbildes durch die Hagenhufen die Rede war. Neben der straßenförmigen Reihenlage der Gehöfte ist ferner die Lage „in doppelter Zeile" um den Anger herum hervorzuheben. Auch lokale Gründe, die Lage im engen Flußtal, veranlassen z. B. an der Mosel die Anlage als Reihendorf. Kommt diese Form schon im Westen nicht selten, so besonders in den Marschen, vor, so trat sie mit der Kolonisation des Ostens für die östlichen Gebiete in den Vordergrund und ist dort zur Regel geworden. Hier handelt es sich um ganz schematische Gründungen, gleichmäßig in Umfang und Anlage. Im ostelbischen Gebiet blieben freilich auch die als slawisch angesehenen Rundd örfer neben den neuen deutschen Dörfern bestehen. Bei jenen ist der Dorfplatz rund, daher Ring genannt; ihn umschließen die Häuser, deren Eingang an der Giebelseite liegt.

Ein für die Gestaltung vieler Dörfer wichtiges Moment, das sie von den Dörfern der Frühzeit in charakteristischer Weise unterscheidet und durch die Christianisierung der Deutschen hineingekommen ist, ist der schon gestreifte Charakter als Kirchdorf. Zuweilen hatte sich eine Siedelung erst an eine vereinzelt liegende Bethirche oder Taufkapelle angegliedert. Gegen Ende der Periode des Ausbaues sind immer mehr Dörfer zu Kirchdörfern geworden oder, bei Neugründungen, von vornherein als solche angelegt worden. Anfangs mochte das Kirchlein, wie

Digitized by Google

etwa das von Bonifatius zu Fritzlar erbaute, nur unscheinbar sein; in karolingischer Zeit und auch später war es meist aus Holz. Ein Turm, der anfangs ebenfalls von Holz war und häufig gesondert stand, war durchaus nicht die Regel. Der Kirchturm, gesondert oder dem Bau eingegliedert, hat sich seit dem Beginn des 7. Jahrhunderts von Italien her ausgebreitet und diente dem neu eingeführten Glockengeläut. Wie jede Hausstätte, hatte auch die Kirche ihren Hof, der vom Dorfplatz abgesondert war und früh als die gegebene Friedensstätte ein Versammlungsplatz, bald auch die Zufluchtsstätte wurde. Denn infolge der Verwendung zu Begräbnissen erhöhte sich der Boden des Kirchhofes allmählich, und indem man ihn durch einen Erdwall oder primitive Steinmauern sicherte, bot er sich von selbst als befestigter Platz dar. Mit der größeren Häufigkeit des Turmes, seiner organischen Einfügung in den Bau, mit der Höherentwickelung dieses letzteren und seines Daches, endlich mit der in den Dörfern freilich sehr langsamen Zunahme des Steinbaues, im Osten des Backsteinbaues, wurde die Kirche immer mehr zum äußerlich hervortretenden Mittelpunkt des Dorfes. Das Dorfbild erhielt etwas Geschlossenes und gruppierte sich um sie. Die Kirche selbst ist aber durch ihre im Dorf immer bescheidene Höhe von dem Bilde nicht losgerissen und krönt es in natürlicher Weise.

Kirche und Turm leiten uns zu den in unserer Periode zahlreich gegründeten, als abgesonderte Bauten ganz neu in die bisherige Entwickelung des Landschaftsbildes tretenden Klöstern. Auch sie sind anfangs meist von Holz errichtet, namentlich in Sachsen. Immerhin waren gerade die Mönche die Träger der römischen Traditionen und unter französischem und italienischem Einfluß die Verbreiter des anfangs vielbewunderten Steinbaues (vgl. Kap. III). Die Klöster wurden zugleich zu mehr oder weniger umfangreichen Anlagen, die außer der Kirche und dem ursprünglich bescheidenen Zellenbau vielerlei Wirtschaftsbauten umfassen. Häufig gliederten sich an günstig gelegenen Punkten auch sonstige Siedelungen dem Kloster an. Mit dem Steinbau kamen ferner künstliche Anlagen, wie die aus Portiken entstandenen Kreuzgänge nach dem viereckigen Hofe zu, die nachmals, von Efeu und wilden Rosen bewachsen, oft wunderbar wirkten. Die später meist runden Türme, anfangs wiederum aus Holz und an der Seite der Kirche stehend, wachsen bald in die Höhe, kommen früh auch gerade in Deutschland schon als Doppeltürme vor. Wie stattlich die Klosteranlagen bereits frühzeitig werden konnten, vermag der allerdings nie ausgeführte und wohl von Italien beeinflußte Plan des Klosters St. Gallen von etwa 820, der an einer späteren Stelle (Kap. IV) besprochen werden wird, wenigstens anzudeuten. Im übrigen machte gerade der Steinbau — außer bei den Klöstern kam er zuerst besonders bei den königlichen Pfalzen vor —, vor allem die Anlage von meist einfachen Steinmauern, die Klöster gelegentlich zum Zufluchtsort in den unsicheren Zeiten des 9. und 10. Jahrhunderts, obwohl eine Befestigung des Klosters auch noch im 10. Jahrhundert im allgemeinen selten ist und dem Geist der Insassen nicht entspricht.

Das Moment der Sicherung ist überhaupt von größter Wichtigkeit. Es bedingte auch jene Sicherungsanlagen in den Dörfern wie die Befestigung des Kirchhofes. Es gibt sogar ganze befestigte Dörfer mit Graben und Verhau. Leiten sie uns oft unmittelbar zu den größeren zukunftsreichen Neubildungen, den Städten, so führt doch der Weg zu diesen, die Entwickelung der Landschaft zur Kulturlandschaft gewissermaßen krönenden Gebilden in der Regel erst über die Burg. Burgen im Sinne der germanischen „Fluchtburgen“ (vgl. S. 10) gab es seit langem; in ihrer Nähe lagen ebenfalls seit alter Zeit die Höfe der Führer derjenigen Bevölkerungsgruppen, die in der Burg ihre Zuflucht fanden. Das Neue ist nun, daß die Herren seit dem 10. Jahrhundert, auch schon seit dem 9., bei der äußeren Unsicherheit und

Digitized by Google

kriegerischen Bewegtheit der Zeit immer öfter zeitweiligen Aufenthalt in den Burgen nehmen, schließlich ganz in diese übersiedeln (vgl. S. 18). Nach Schuchhardts Meinung sind diese Burgen, wenigstens im Sachsenlande, anfangs eben die alten, wenig zahlreichen Fluchtburgen. Mancher blieb aber auf seinem Hof, den er nunmehr durch Befestigungen sicherte und burgartig gestaltete. Weiter gelangte man indes eben seit der angegebenen Zeit und insbesondere im deutschen Nordwesten nach dem Muster jener Fluchtburgen immer häufiger zur Neuanlegung von Burgen auf erhöhten Punkten, d. h. von zunächst primitiven Befestigungen, die man durch eine Wehrmannschaft sicherte. Allmählich baute man sie dann aus und verlegte den eigenen Wohnsitz ebenso dorthin wie jene Herren den ihrigen in die alten Fluchtburgen. In der Ebene errichtete man solche Burgen auf künstlichen Erdhügeln mit Wall und Graben, namentlich aber gern auf schmalen Landstreifen, von Wasser umgeben, oder auf einem höheren Punkt im Sumpf, so daß man ringsum geschützt war. Burgen des Adels — die Anlegung einer Burg war zunächst ein Vorrecht des Königs oder des Herzogs zur Sicherung des Landes und sonst anfangs nicht ohne weiteres zulässig — gab es zunächst nicht allzu zahlreich. Seit dem 11. Jahrhundert wurden sie immer häufiger. Sie bildeten, da sie neben der Unzugänglichkeit vor allem die beherrschende Lage suchten, in der Landschaft eine neue Erscheinung. Der Kern der Burg, der Turm, d. h. der Wachtturm, wirkte nicht nur als Krönung einer Anhöhe, sondern auch in der Ebene mit den Befestigungen umher als energische Silhouette in der Landschaft, sich über sie heraushebend, gerade wie die Burgbewohner über die sonstige Bevölkerung.

Die Porta Praetoria in Regensburg. Nach Photographie von Lanfle u. Co. in Regensburg. Vgl. Text S. 25.

Lange überwog auch bei den Burgen noch der Holzbau, namentlich in Sachsen, wie denn häufig Burgen, z. B. die kaiserliche zu Pölde, in Feuer aufgingen oder eingenommene Burgen niedergebrannt wurden. Erst die Einflüsse der Römerzüge, welche die Kenntnis der italienischen Bauten und Befestigungen vermittelten, sowie diejenigen der Kreuzzüge, die namentlich die auf die Antike zurückgehende byzantinische Technik kennen lehrten, schufen

Digitized by Google

darin Wandel. Neben trefflichen Quadermauern blieben aber ungefüge Mauern aus Sammelsteinen noch immer bestehen: der festeste Teil war immer der ragende Hauptturm. In dieser Zeit, dem 12. und 13. Jahrhundert, wurde dann auch die Errichtung von Burgen seitens des Adels allgemein, beinahe zu einer modischen Pflicht. Für die Gestaltung der Landschaft namentlich zu den Seiten der Flußtäler und der Straßen, in deren Nähe sie mit Vorliebe angelegt wurden, bildeten die Burgen vor allem in Mittel- und Süddeutschland ein besonders charakteristisches Moment. Sie fügten sich aber dadurch besonders der Landschaft ein, daß sie in ihrer Anlage sich nach dem natürlichen Umriß des Bauplatzes richten mußten.

Schon bevor diese Massenentwickelung der Burgen eintrat, hatte sich an die Burg, ebenso wie sonst bei indogermanischen und semitischen Völkern, auch jene andere Bildung angeschlossen, die den Keim der Stadt in sich trug, zumal im deutschen Nordwesten, wo es keine Römerstädte gab. An die schützenden Burgen zogen sich aus dem Umkreise andere Siedler heran; der Hof erhielt Nachbarn; Gewerbe und Handel kehrten ein, Märkte wurden eingerichtet, wurden ständig; schließlich wird die Siedelung so groß, daß sie sich selbst zu sichern suchte: die (zunächst immer einem Herrn gehörigen) Orte werden zu Städten, heißen aber auch in dieser Gestalt bezeichnenderweise „Burg" (vgl. Kap. III). Die Erhebung zur Stadt vollzog sich freilich erst formell durch Verleihung von Stadtrecht oder durch Gründung einer Stadt neben der alten Siedelung. Keineswegs ist aber, wie schon gesagt, die Angliederung an eine Herrenburg die absolute Regel. Dieselbe Angliederung ist an ein Kloster, an eine Kirche, an einen Bischofssitz, selten an eine Pfalz möglich, immer zunächst als Dorf, das dann als Marktort Bedeutung gewann und bei der Unsicherheit der Zeit befestigt wurde. Auch für Handel und Verkehr belangreiche geographische Momente und das Vorkommen von Bodenschätzen machten Siedelungen wichtig und begünstigten ihre Entwickelung zur Stadt oder vielmehr, wie es die Regel war, die Stadtgründung auf Herrenland oder der Allmende außerhalb der bestehenden Siedelung. Nun gab es im Donaugebiet und am Rhein aber auch noch die alten Römerstädte, und diese lange vernachlässigten Römerstädte, die immerhin Marktorte geblieben waren, waren zuerst zu neuer Geltung gekommen. Als Bischofssitze namentlich hatten sie besondere Bedeutung und Anziehungskraft (vgl. Kap. III, wo überhaupt über die Entstehung der Städte noch näher gehandelt wird).

Landschaftlich nicht unwichtig ist der regelmäßige Stadtplan der Römerstädte, d. h. die Castrums- (Heerlager-) Form, die dann in anderen Städten bei der Gliederung in Viertel, so wenig dabei von einer regelmäßigen Anlage die Rede ist, nachwirkt. Diese mehr oder weniger rechteckige Form mit rechtwinkelig sich schneidenden Straßenzügen und den ursprünglichen vier Toren (s. die Abbildung S. 24) nach den vier Himmelsgegenden läßt sich freilich nur in wenigen alten Römerstädten, z. B. in Straßburg, noch später nachweisen, da die Veränderungen der Folgezeit und der geringe Sinn der Deutschen für Regelmäßigkeit das Bild verwischt haben. Es scheint nun aber weiter oder es ist wenigstens nicht unmöglich, daß der Plan der Römerstädte auf die neugegründeten Städte, die eine geometrisch regelmäßige Anlage erkennen lassen, gewirkt hat. Eine solche findet sich, wie P. J. Meier hervorgehoben hat, keineswegs nur bei den im Osten gegründeten Kolonialstädten, sondern zahlreich auch im Westen. Eben die Regelmäßigkeit des Grundrisses, vor allem aber des Umrisses erweist viele westliche Städte als planmäßige Gründungen, die insbesondere im 12. und 13. Jahrhundert erfolgten. Von den verschiedenen Typen mit geraden, auch gebogenen Linien und rechten Winkeln deutet einer mit rechteckigem, geradlinigem Umriß

Digitized by Google

besonders auf das römische Muster. Bei der gleichzeitigen, vielleicht oft durch dieselben „Fachleute“ ausgeführten Gründung von Städten im Osten wie im Westen brauchen die östlichen nicht erst der Anlage westlicher Städte gefolgt zu sein. Immerhin kann z. B. eine Stadt wie Magdeburg, die für den kolonialen Osten eine vorbildliche Bedeutung hatte, auf die Anlage der im Osten gegründeten Städte von Einfluß gewesen sein. Diese weisen bekanntlich überwiegend besonders regelmäßige Schemata auf. In der Mitte des ganzen, meist runden oder länglichrunden Stadtraumes oder an zwei, auch drei Punkten der geraden Mittelstraße wurden viereckige große Plätze für den Markt, der in Schlesien besonders groß war und Ring hieß, bestimmt. Vom Markt aus liefen die Straßen in regelmäßiger Weise gewöhnlich nach den Himmelsrichtungen. Es ergaben sich meist vier Tore durch die Hauptstraßen.

Anderseits ist nun zu bedenken, daß der vielleicht in letzter Linie durch die Römerstädte vermittelte Geist des Regelmäßig-Mathematischen deutscher individualistischer Art nicht entspricht. So finden wir auch im Westen in vielen älteren Städten nicht den regelmäßigen Kern, den die Römerstädte einst gehabt haben, sondern ein Gewirr krummliniger Straßen um einen Mittelpunkt, etwa die Bischofskirche, herum. Auch in den Römerstädten selbst hat der geringe Sinn der Deutschen für Regelmäßigkeit das ursprüngliche Bild meist wieder verwischt. Und das gilt nun auch von den Gründungsstädten namentlich des Westens. Neben die Regelmäßigkeit der Grundanlage setzt sich alsbald die Willkür. So ist letzthin die Unregelmäßigkeit der dörflichen Wohnweise fast überall wieder zu erkennen. „Man bebaue“, sagt Johannes Fritz treffend, „doch nur in Gedanken die krummen Straßenzüge irgendeines süddeutschen oder westdeutschen Dorfes mit den geschlossenen Reihen hoher städtischer Gebäude, und man hat das getreue Abbild irgendeines kleinen Reichsstädtchens, oder umgekehrt, man umsäume die gewundenen Gäßchen eines solchen Städtchens mit locker stehenden, niedrigen bäuerlichen Behausungen und ihren Nebengebäuden, und nichts bleibt übrig, was städtische Anlage, städtischen Grundplan verrät.“ Daher die vielen Sackgassen in alten Städten, daher die unregelmäßige Vergrößerung.

Der Mittelpunkt der Stadt ist immer der Marktplatz bzw. die Marktplätze. Nach außen charakterisiert die Stadt die Mauer. Ähnlich der Befestigung der Burg, hatte die der Stadt doch durch ihren größeren Umfang wie durch die topographische Lage, die sich nicht an steile Höhen binden konnte, anderen Charakter. Auch die Städte sind, von den Römerstädten abgesehen, zunächst freilich nicht von Steinmauern, sondern von sehr unvollkommenen Befestigungen umgeben (vgl. Kap. III). Noch viel länger aber bleiben die Häuser, von den Kirchen selbst nicht immer abgesehen, Holz- oder Fachwerkbauten.

Seit dem 10. Jahrhundert mehrten sich also diese neuen Mittelpunkte der Bevölkerung, die freilich noch lange dürftig genug aussahen; es hatte bald eine Zeit der Städtegründungen durch Fürsten und Herren für die Lande zwischen Rhein und Elbe eingesetzt, die dann mit der Kolonisation des Ostens bis zur Weichsel eine gewaltige Fortsetzung erfuhr. In vier Jahrhunderten ist so eine sehr große Anzahl von Städten neu entstanden. Diese Städte übten auch bald eine immer stärkere Anziehung aus und wuchsen an Umfang und Bevölkerung bedeutend, bis gegen die Mitte des 14. Jahrhunderts, wie Püschel nachgewiesen hat, in der räumlichen Erweiterung ein Stillstand eintrat, der bis ins 19. Jahrhundert hinein andauerte. Die letzte Ummauerung der Stadt umschloß meist so viel unbebautes Land, daß es für die Entwickelung der Bevölkerung im 15. und 16. Jahrhundert genügte. Freilich repräsentierten sich die neuen Gebilde anfangs wie später in recht verschiedener Form nach

Digitized by Google

Anlage, Umfang und Größe. Oft gab es noch verschiedene Teile, die zuweilen auch äußerlich abgegrenzt waren. Auch das Baumaterial bestimmt das Aussehen der Städte. Wo sich Sandstein bietet, wie im Südwesten oder in Franken, gewinnen die Bauten eine schönere Gestaltung als da, wo Haustein überhaupt fehlt. Aber charakteristische Eigenart haben auch die Backsteinbauten des Nordens oder der bayerischen Hochebene. Selbstverständlich ändert sich das Bild auch sonst nach den Bedingungen des Bodens. Im allgemeinen ist aber eine erhöhte Lage, wo nicht etwa eine Stadt gleichsam zu der ursprünglichen Burg heraufgewachsen ist, selten und keineswegs so bevorzugt wie in romanischen Ländern. Lag anfangs in den dörflich gebauten, mit Erde und Holz befestigten Städten kein die bisherige agrarische Landschaft wesentlich störendes Moment, so entsteht schließlich jener Gegensatz zwischen Stadt und Land, der später bedeutsam wird.

Ein für das Aussehen der Landschaft nicht unwichtiges Moment ist die für die Städte absolut notwendige, zum Teil mit ihrer Entstehung eng zusammenhängende leichte Zugänglichkeit, d. h. ihre Eigenschaft als Einlaufs- und Ausgangspunkt von Straßen. An eigentlichen Straßen gab es zunächst in den ehemals okkupiert gewesenen Teilen nur die trefflichen Römerstraßen, die ihren einstigen Zweck als Verbindung weit entfernter wichtiger Punkte nur zum kleinsten Teil bewahren konnten und daher, soweit sie nicht einen geringen Verkehr vermittelten, mehr und mehr vernachlässigt wurden. Auch im Inneren bildeten sich einzelne große Heerstraßen. In karolingischer Zeit wurde dem Wegebau schon größere Sorge zugewendet (vgl. S. 94); so entstand damals wohl die Handelsstraße von Thüringen nach Mainz. Die Heerstraßen waren öffentliche Königsstraßen und sollten 16 Fuß breit sein; meist aber waren sie Landwege rohester Natur und unergründlich. Die Anwohner taten zur Besserung nur, was ihnen beliebte. Für die Sonderentwickelung des Südens und des Nordens ist übrigens gerade die mangelhafte Verbindung zwischen dem Meere und dem deutschen Süden von Bedeutung gewesen, während dieser mit Italien durch alte, schon als Römerstraßen wichtige Alpenpässe, wie den Großen St. Bernhard, den Septimer und Brenner, verbunden war. Mit dem Aufkommen zahlreicher Marktorte, mit der Gründung von Städten im Inneren wird nun das anfangs spärliche Straßennetz immer dichter. Gerade die Vorteile aus den Zöllen, Geleiten, Stapeln führten, wie zu Marktgründungen, so zur Einrichtung neuer Straßen, insbesondere im staufischen Zeitalter, und mit allen Mitteln versuchten die Herren, den Verkehr auf die neuen Straßen zu zwingen. Bald mußten Kaiser und Reichstag gegen die Ablenkung des Verkehrs von den alten und gerechten Straßen protestieren. Am Ende aber hinderten die mächtig werdenden Landesherren selbst das Aufkommen neuer Straßen und beschränkten sogar den Kaiser in dieser Richtung. So entsteht ein monopolartiges Straßensystem, und damit tritt ein völliger Stillstand in der Ausbildung des Straßennetzes ein. Für unsere Epoche ist also anfangs — und das ist landschaftlich von Wichtigkeit — ein starkes Anwachsen der Straßen charakteristisch. Bemerkenswert ist dabei, daß das Prinzip der Römer, die Straßen auf der Höhe der Wasserscheiden zu führen, auch später zu beobachten ist. Die alte Königsstraße ist gleichfalls eine Hochstraße. Läuft sie nicht auf den Kämmen, was ja öfter unzweckmäßig gewesen wäre, so läuft sie doch am Rande der Berge, aber in der Regel nicht auf der Talsohle, worauf anfangs jedenfalls jener wilde Charakter der Flußtäler von Einfluß war. Das Auf und Nieder des Terrains wird bei den Römerstraßen ebenso nach Möglichkeit vermieden wie unnötige Windungen. Die gerade Linie ist überhaupt das Charakteristische für eine Kulturstraße, wie es die Römerstraße war. Die

Digitized by Google

einheimische Art der Straßenführung ist dagegen unsystematisch und ganz von der allmählichen Entwickelung abhängig. Sie scheut auch nicht das Herauf und Hinab und die Krümmungen. Bequemlichkeit und Schnelligkeit sind nicht Sache des Mittelalters. Allzu gute und gerade Verbindungen hätte man meist auch, wie sehr richtig betont worden ist, schon aus Furcht vor den immer drohenden Feinden nicht gewünscht. Im ganzen handelt es sich überhaupt nicht um künstliche Straßen, sondern um immer wieder eingeschlagene und durch Wagenspuren deutliche Fahrrichtungen. Mit dem Ausbau des Landes nahm auch die Anlage von Feldwegen zu. Der Zustand der Straßen und Wege war im übrigen noch lange ein sehr schlimmer, wie ja bekanntlich ebenso derjenige der Straßen in den Städten. Man benutzte daher gern die Wasserstraßen. Allmählich wurden die Flüsse, die mit ihren Stromschnellen, den schwimmenden Baumstämmen, den Felsen und Steinen unter der Wasseroberfläche aber auch oft recht schwierige Wege waren, wenigstens an Übergangsstellen primitiv gefestigt, und namentlich die Anlage oder der Ausbau von Städten wurde darauf von Einfluß. Derselbe Umstand rief zahlreiche neue feste Brücken hervor. Ursprünglich überschritt man nämlich die Flüsse nur bei Furtstellen, außerdem auf Fähren. Dagegen haben die Römer in den von ihnen okkupierten Gebieten zahlreiche Brücken, anfangs aus Holz, dann aus Stein erbaut. Von denen über die Mosel erhielten sich die bei Trier und Koblenz bis in die Neuzeit. Das Mittelalter baute Brücken zunächst natürlich wiederum aus Holz: sie galten anfangs als Wunderwerke. Später wurden sie eben mit dem Städtebau allgemein. Eine große hölzerne Brücke über den Oberrhein wurde 1285 gebaut, eine große steinerne über die Donau bei Regensburg schon 1135—46.

Bei der Schilderung der landschaftlichen Entwickelung Deutschlands in der eben behandelten Periode, d. h. etwa bis zum Jahre 1400, ist wiederholt der großen östlichen Gebiete Erwähnung getan worden, die seit dem 12. Jahrhundert durch die Kolonisation des Nordostens (vgl. Kap. VII), nachdem eine solche im Süden vorhergegangen war, neu gewonnen wurden. Diese Gebiete, die für das bis dahin doch nicht allzu große Deutsche Reich eine außerordentliche Erweiterung bedeuteten, bedürfen noch einer kurzen Sonderbetrachtung. Einst Sitze der Ostgermanen, seit oder mit der Völkerwanderung von den Slawen besetzt, waren diese nordöstlichen Gebiete, auf welche die Taciteische Charakterisierung Germaniens als Wald- und Sumpfland, wie gesagt, noch lange zutraf, in ihrem überwiegend ebenen Charakter den Slawen besonders heimisch; der Reichtum an Wasser, namentlich an Seen, begünstigte das echt slawische Fischerleben. Ackerbau wurde nur oberflächlich betrieben und nur auf leichtem Boden; von Waldrodungen und Entwässerung der großen Sümpfe war keine Rede. Vieh ließ man natürlich auf Waldblößen oder im Walde weiden; gern nutzte man den Wald auch als Zeidler (Bienenzüchter); gern jagte man. Mit der Kolonisation kam, wie wir schon (S. 12) sahen, für die gewaltigen östlichen Waldgebiete — eine Urwaldbeschreibung findet sich z. B. in der Biographie Ottos von Bamberg von Herbord — ebenfalls die Zeit der planmäßigen Rodung. Die slawischen Runddörfer und Reihendörfer wurden zum Teil durch deutsche Dörfer mit der Gewannflur verdrängt, blieben aber größtenteils, wie wir gleichfalls sahen (S. 22), weiter bestehen und maßgebend. Dagegen trat im Gegensatz zum Mutterlande mit seinem bäuerlichen Kleinbesitz im Osten infolge der überwiegenden Rolle der großen Gutsherrschaft der Gutshof bald als charakteristisch hervor. Dieser ist größer als die Bauernhöfe, vor allem durch ein festeres und herrenmäßigeres, aber immer noch einfaches Wohnhaus ausgezeichnet. Die adligen wie die geistlichen Besitze, aber ebenso die Bauernhöfe, konnten also im Osten ins

Digitized by Google

Große gehen, und das ist auch landschaftlich von Bedeutung geworden. „In Ostelbien herrschte die Monotonie des weitgedehnten, mit gleichmäßiger Frucht bebauten Saatfeldes, im Nordwesten und Süden dagegen das differenzierte Kulturareal und seine mannigfaltige Vegetation, ein landschaftlicher Kontrast, der immer noch fortbesteht" (Wimmer).

Osten und Westen unterscheidet landschaftlich sodann die schon betonte verschiedene Rolle des Wassers. Thüringen z. B. ist geradezu durch seine Wasserarmut, die, wenn wir nicht irren, schon Fürst Pückler-Muskau als landschaftlich schädigend hinstellte, charakterisiert. Von der Pfalz sagt Riehl: „Die relative Wasserarmut der pfälzischen Berge ist schon von gar vielen Landschaftsschilderern als der merklichste Mangel in den herrlichen Naturbildern dieser Gegend hervorgehoben worden." Dagegen nehme man nun das Seengebiet der Havel, die Niederlausitz mit ihrem Wasserreichtum, die holsteinisch-mecklenburgischen, die uckermärkischen, die hinterpommerschen, die ostpreußischen Seen, von den Flüssen und ihren großen Bruchlandschaften — es ist der völlige Gegensatz zu den in Enge sich windenden, raschen mitteldeutschen Flußläufen oder den oberdeutschen rauschenden Gebirgswässern — zu schweigen. Die von Wimmer angeführten Worte einer Chronik über Teile Mecklenburgs und Vorpommerns: „äußerst wasserreich, voll von Sümpfen" passen auf viele andere Gebiete des Nordostens. An das Wasser, in den „Kietz" mancher Orte, retteten sich auch überall die Slawen vor den deutschen Siedlern, im großen z. B. in den Spreewald. Dieser Wasserreichtum, diese Fülle blauer Seen ist neben dem Wald freilich auch die Entschädigung für die landschaftliche Einförmigkeit der Ebene, zumal des Sandbodens, das sie belebende Element. Noch reizvoller wirken die Seen in der Hügellandschaft, die große Teile des Nordostens einnimmt: gerade die sogenannte baltische Seenplatte, die von Preußen bis Holstein reicht, ist ja ein langer Höhenzug.

Dagegen ist naturgemäß der Unterschied, den die Ebene bedingt, kein solcher zwischen Osten und Westen, sondern zwischen Norden und Süden. Auch der deutsche Nordwesten mit seinen Ackerflächen, mit seiner stimmungsvollen Heide, mit den reichen Marschen und der dürren Geest zeigt die Reize der Ebene, die dem Gebirgsbewohner immer fremd bleiben werden.

Auch für diese Periode sei noch einiges über die Tiere, welche die Landschaft beleben, gesagt. Es ist dabei sowohl von neu eingeführten wie von allmählich aussterbenden alten Tierformen zu berichten. Die von den Römern vermittelten neuen Tierformen verbreiten sich in dieser Zeit langsam von den einst okkupierten Gebieten des späteren Deutschlands aus, bleiben aber zum Teil auf die wärmeren Gegenden beschränkt. Es sind der Esel, der im Mittelalter als Lasttier häufiger verwandt worden ist als heute und als Reittier den Geistlichen diente, ebenso wie das zum Reiten und sonst verwandte Maultier, ferner, als frühzeitig von Italien eingedrungenes neues Jagdtier, der Damhirsch. Von Italien kam auch vermutlich die Katze als Rattenvertilgerin; doch nehmen andere eine Übertragung des Tieres von den Germanen auf die Römer an. Von den Römern kam aber sicher der Pfau, der im Mittelalter sowohl wegen seiner Federn wie wegen seines Fleisches sehr beliebt war, und früh die Taube, die zunächst im Süden und Westen gehalten wurde. Aus dem Osten kam wahrscheinlich der Falke, vielleicht gleich zu Anfang der Völkerwanderung: die Rolle der Falkenbeize im Mittelalter ist bekannt. Erst gegen Ende unserer Periode kam aus den slawischen Steppen die Trappe (Großtrappe). Schon vor dieser Zeit sind anderseits manche jener gewaltigen Tierformen der Urzeit seltener geworden, so der Auerochs und der Wisent, die im Nordwesten bereits im 13. Jahrhundert ausgestorben zu sein scheinen, in Bayern noch im 15. Jahrhundert nachweisbar sind und im Nordosten sich am längsten

Digitized by Google

gehalten haben (Wimmer), sowie der Elch, der schon zu karolingischer Zeit höchst selten war. Dagegen waren in unserer Periode der gefürchtete Bär, den das Volk aber doch mit einem gewissen Humor betrachtete, und der Luchs noch häufig, und die Wölfe waren so zahlreich, daß sie geradezu eine schon von Karl dem Großen bekämpfte Landplage und Gegenstand eifrigster Jagd waren. Sie drangen gegen Ende des 10. Jahrhunderts sogar in die Städte, wie nach Worms. In Massen kam das Wildschwein vor, der Vernichter der Saaten. Neben diesem begehrten Jagdtier steht der ebenfalls noch überaus zahlreich in den Laubwäldern lebende Hirsch, dessen Jagd die Herren mit Leidenschaft pflegten, den anderseits der Bauer als seinen mit allen Mitteln zu vernichtenden Feind ansah. Noch gab es auch zahlreiche Biber am Rande der Flüsse, die aber bald durch allzu große Nachstellung stark gemindert werden sollten.

Wenig ist über die Haustiere zu bemerken. Ein Bild, das man heute nicht mehr kennt, boten die, wie erwähnt, im Walde weidenden Tiere, vor allem die Mengen der dort an Eicheln und Bucheckern bis in den Herbst sich mästenden Schweine. Bis ins 13. Jahrhundert sind uns sehr hohe Zahlen über den Umfang der Herden bekannt. Die Schweinezucht bildete den Kern der Viehzucht, auf die hier nur bezüglich der Belebung der Landschaft, sonst an anderen Stellen eingegangen wird. Stärker als heute war damals auch die Masse der Rinder, schon wegen der altbevorzugten Milch- und Käsenahrung; das Fleisch kam weniger in Betracht. Weiter aber war das Rind noch lange das eigentliche Zugtier für den Pflug wie für den Wagen. An Menge standen die Rinderherden indes gegen jene großen Herden von Schweinen, auch von Schafen, immerhin zurück. Die Schafzucht war nicht in allen Gegenden gleich bedeutend. Seit dem 12. Jahrhundert nahm die große Grundherrschaft die Schafzucht fast allein in die Hand; denn die Wolle war jetzt infolge der zunehmenden einheimischen Wollindustrie ein begehrter Artikel. So wurde die Schafzucht besonders im rheinischen Westen wie in Franken und Schwaben immer stärker, ebenso aber auch im kolonialen Osten eifrig gepflegt. Bedeutend, in karolingischer Zeit freilich schon eingeschränkt, war auch die früh besonders von den Sachsen gepflegte Pferdezucht, wurde jedoch bald fast nur Sache der großen Grundherrschaft. Bei den immer mehr zu Reiterheeren werdenden Kriegsheeren sowie bei den meist zu Roß, auch von Frauen, ausgeführten Reisen war der Bedarf an Pferden, die fast nur Reittiere oder Saumtiere waren, groß. „Roßgärten", später in der Sprache oft zu Rosengärten gewandelt, gab es zahlreich (vgl. Kap. III). Unter dem Hausgeflügel traten, wie schon früher, vor allem Huhn und Gans, die jeden Bauernhof bevölkerten und belebten, stärker in die Erscheinung.

Mit dem bisher Gesagten ist die eigentliche Geschichte der mittelalterlichen Landschaft im wesentlichen abgeschlossen, so wenig wir chronologisch bereits an das Ende des Mittelalters in hergebrachtem Sinn und noch weniger des Mittelalters in neuerer Abgrenzung gelangt sind. Indessen gehören die letzten Zeiten desselben schon zu einer landschaftlichen Periode, die bis ins 18. Jahrhundert reicht. Mit ihr und der Entwickelung der deutschen Landschaft bis zur Gegenwart werden wir uns zu Beginn des zweiten Bandes beschäftigen.

Digitized by Google

II. Der germanische Mensch und sein Anschluß an die Weltkultur.

Zwiefach steht der Germane unter dem Banne der großen, ursprünglichen Natur: das Element der See und die Masse des ihn näher oder ferner umgebenden Waldes üben auf ihn bestimmend ihren Einfluß, beide den gleichmäßigen, dem Wechsel der Szenerie unzugänglichen Charakter der Urlandschaft tragend, eintönig und doch das Gemüt vertiefend, ungemessen frei und ausgedehnt, bald ernst und schweigend, bald von der mächtigen Gewalt des Sturmes im Getöse der Brandung wie im wilden Rauschen der Wipfel laut bewegt, beide von der Poesie der Völker heilig genannt. In frühester Zeit stand die See im Vordergrund. Anthropologen, Archäologen und Sprachforscher haben sich neuerdings mehr und mehr dahin geeinigt, die Küstengebiete der westlichen Ostsee und deren Hinterland als wahrscheinlich älteste Heimat der Germanen anzusehen; in der Begrenzung dieses Gebietes bestehen freilich Meinungsverschiedenheiten, auch die Frage einer Einwanderung von Skandinavien oder einer Ausbreitung dorthin ist noch nicht sicher gelöst. Es gibt anderseits Forscher, die als Ausstrahlungsgebiet die Weichsel annehmen und auch an einer vorhergehenden slawo-germanischen Einheit, etwa am mittleren Dnjepr, festhalten. Das hängt aber zum Teil schon mit der Indogermanenfrage zusammen, die wir im Gegensatze zu früheren so sicheren Darstellungen des Völkerstammbaums und der Einwanderung hier ganz beiseite lassen.

Wenn sich nun aber bezüglich der Urheimat der Germanen immerhin einige Skepsis empfiehlt, so darf man doch als vermutlich erste Stufe germanischer Entwickelung ein Küstenleben an der westlichen Ostsee, auch wohl an der östlichen Nordsee, annehmen. An der See entdeckte der griechische Kaufmann Pytheas aus Massilia um 345 v. Chr. die Teutonen; nach Posidonius, der als erster Schilderer Germaniens gelten kann, wohnten die Kimbern ursprünglich am Ozean. Auch die Sprache ist Zeugin. In allen altgermanischen Sprachen finden sich ziemlich viel gemeinsame Wörter, die sich auf das Meer, die Fischerei und die Schiffahrt beziehen, wie See, Haff, Flut, Woge, Klippe, Strand, Hafen, Sturm, Möwe, Wal und andere Fischnamen, Angel, Netz, Wate (Zugnetz), Schiff, Kiel, Bord, Steuer, Mast und Segel. Daß ferner die Germanen so früh als Seevolk auftreten, spricht auch für die Seeküste als uralte Heimat. Auf die See wurden die Germanen hinausgedrängt als auf die bequemste Straße, denn der Wald und die versumpften Flüsse boten keine dar, nur jene waldarmen Striche (vgl. S. 3). Auf die See mit ihrem Fischreichtum trieb sie schon die Unwirtlichkeit des Landes, das wenig Nahrung bot. Zunächst auf den jetzt wieder hier und da aufgefundenen Einbäumen, von denen auch der ältere Plinius spricht, mögen sie in Buchten und Inseln ihre erste Schule durchgemacht, bald auch, obgleich Tacitus den Suionen die Segel abspricht, solche aus Tierfellen, wie sie Cäsar bei den

Digitized by Google

Küstenbewohnern der Bretagne fand, gebraucht und dann andere, weitere Küsten aufgesucht haben. Da sie dem Fischfang nachgingen, mochte sie z. B. der Hering früh nach dem von ihm bevorzugten Skandinavien gelockt haben, dem sie vielleicht auch den Namen gaben, wenn dieser wirklich als Heringsaue zu deuten ist. Weiter lockte an die belgischen Küsten der früh betriebene Seeraub, der ja später noch bei den Gallien plündernden Chauken, den seit dem 3. Jahrhundert unserer Zeitrechnung die gleichen Küsten schreckenden Sachsen und auch den Normannen hervorgehoben wird. Sonst ist gerade in frühen Zeiten eine wesentlich vom Fischfang lebende Küstenbevölkerung am wenigsten von Nahrungssorgen bedrängt und daher nicht so sehr zum Auswandern im ganzen oder in Teilen gezwungen. Das Meer bot, wie betont, noch Fische in Fülle.

Dieses Seeleben hat sich nur langsam zu der reicheren Entwickelung gehoben, wie sie in Nachklängene twa die „Gudrun" zeigt: das anfänglich ziemlich elende Dasein an der Nordsee veranschaulicht einigermaßen die Schilderung des Plinius von der chaukischen Fischerbevölkerung. Dagegen gewannen diese Meere, Nord- wie Ostsee, früh eine Weltbedeutung durch den dort gefundenen Bernstein. Der uns in Resten bei Strabo, Plinius und anderen erhaltene Bericht jenes Pytheas erregte vor allem deshalb Aufsehen, weil Pytheas die Bernsteinküste des „Skythenlandes" befahren haben wollte; aber der Schleier, der dieses Land noch deckte, ließ den kühnen Reisenden bei seinen Zeitgenossen wenig Glauben finden. Pytheas ist übrigens nur bis zur Nordsee vorgedrungen, an deren Küsten ja noch heute Bernstein gefunden wird; der von den Inseln in Masse bezogene Bernstein wurde, wie er berichtet, durch die Teutonen weiter nach Süden verhandelt.

Aber je mehr sich nun die Germanen im Laufe der Zeit nach Osten und vor allem nach Westen und Süden ausbreiteten, um so mehr wurde der Wald, der ja auch ihre ersten Sitze an der Küste zum großen Teil bedeckte, für sie von Bedeutung. Die Siedelungsstätten waren zwar immer die waldarmen Steppenstriche, aber der Wald ist doch ein wichtiger wirtschaftlicher Faktor trotz der geschilderten Unwirtlichkeit (vgl. S. 3) gewesen. Freilich konnten sich seinetwegen Ackerbau und Viehzucht, auf jene Striche beschränkt, nicht ausdehnen, und die Rodung ist die Kulturaufgabe späterer Jahrhunderte (vgl. S. 12f.) gewesen. Aber seine an die Siedelungen grenzenden lichteren Teile boten dem Menschen doch außerordentliche Hilfen und Vorteile. Die Waldnutzung war von Anfang an (vgl. S. 3) eine ausgedehnte und rücksichtslose. Der Wald lieferte das Holz zum Haus, zu Geräten und Gefäßen, zum Herdfeuer und zum Kienspan, zu den Waffen, Speer (Esche), Schild, Bogen (Eibe) und Pfeilen, zum Schiff (Einbaum), zur letzten Behausung (Totenbaum). Sein Laub (vgl. S. 5), seine Rinden, Schwämme, Früchte (Eicheln) und Beeren dienten allen möglichen Zwecken, vor allem der menschlichen Nahrung wie der Mast und der Weide des Viehes; seine Bienen gaben Honig. Der Wildreichtum in den lichteren Teilen machte den Germanen zum Jäger und stählte zugleich seine Tatkraft, wie der Wald überhaupt auf den inneren Menschen wirkte. Seine Einsamkeit und sein Schweigen, sein leises Rauschen weckte Sinn und Gemüt, sein Brausen im Sturme ließ tiefe Schauer durch die Seele gehen. Nur hier konnte sich der Germane die höheren und niederen göttlichen Wesen weilend und waltend denken, nur hier sie verehren. In den Namen Heiligenloh, Heiliger Forst usw. leben die heiligen Wälder, die wir aus dem Tacitus kennen, und die noch Adam von Bremen erwähnt, fort. So ist denn auch dem Deutschen eine tiefe Liebe zum Walde, den er in mannigfachster Weise benennt, den seine Dichter bis heute besingen, seine Maler ständig schildern, als

Digitized by Google

wichtiger Zug geblieben, der sich ähnlich nur bei dem ihm auch sonst verwandten Slawen findet. Hier liegt ein Gegensatz zum antiken Menschen, zum Südländer vor, der diese Liebe nicht nachempfinden kann, der den Wald nur als kühlen Zufluchtsort vor der Hitze schätzt.

Mit der Ausbreitung der Germanen erweiterte sich nun freilich der Abstand von der See. In ihrem Bereich blieb nur ein Teil der Germanen, der mehr und mehr ein Sonderleben führte und unkultivierter erscheint. Die anderen wurden zu Binnenländern, auf sie ging später auch die Vorherrschaft im deutschen Leben über. Zur Abwendung von der See trug dann weiterhin noch die Völkerwanderung bei, da sie das Aufgeben der Ostsee mit sich brachte; der Schwerpunkt deutschen Lebens zur Kaiserzeit liegt ganz im Binnenlande. Die Art jener frühesten Ausbreitung nun mag das, was wieder Posidonius über die Kelloskythen sagt, richtig veranschaulichen: „auswandernd, nicht auf einmal und in einem Ruck und nicht in ununterbrochenem Zuge, sondern bei guter Zeit in jedem Jahr immer weiter vorwärts schreitend, hätten sie mit Krieg in langen Zeiten das Festland durchzogen". Was die einzelnen Stämme, in der Regel aber größere Teile von Stämmen, vorwärts trieb, war oft Übervölkerung und Nahrungsmangel (vgl. S. 3), da man jene waldarmen Siedelungsstriche noch nicht durch Rodung zu erweitern verstand. Sturmfluten mögen zum Teil auch, wie bei den Kimbern, zum Verlassen der Sitze gezwungen haben, innere Streitigkeiten hinzugekommen sein. Daß immer entweder ganze Stämme oder größere Teile eines Stammes abwanderten, erklärt sich aus der damals allein möglichen Form der gemeinsamen Bewirtschaftung des Bodens. Anderseits mochte der Anreiz der reichen südlichen Kultur, der die Kelten nach Süden und Südosten lenkte, auch auf die nachdrängenden Germanen, freilich in schwächerem Grade, wirken. Nach den Kelten erschienen schon um 200 v. Chr. in den pontischen Gegenden Bastarnen und Skiren, die Polybius ganz wie richtige Germanen schildert. Im Jahre 122 v. Chr. fanden die Kimbern und Teutonen den Weg zum Süden, ein Schrecken der antiken Kulturwelt. Sonst lockte die Germanen zunächst der Westen: im 1. Jahrhundert v. Chr. hatten sie die Kelten schon bis über den Rhein zurückgedrängt. Da stellte sich ihnen Cäsar entgegen und leitete eine lange Periode der Abwehr der Germanen ein. Nun erst traten sie aus dem „skythischen" Chaos klar in den Gesichtskreis der Alten. Cäsar unterschied sie zuerst von den Kelten, im einzelnen schwerlich immer richtig; von den Slawen (Veneti) findet sich eine Sonderung erst bei Plinius. Mit den Kelten konstatiert aber noch Strabo die größte Ähnlichkeit: die Germanen seien wilder, größer und blonder, „sonst an Gestalt, an Sitte, an Lebensart ihnen ähnlich". Tatsächlich sind beide Völker auch nahe verwandt, und schon daraus erklärt sich ihre kulturelle Ähnlichkeit, die sich z. B. in der Namengebung äußert; jedoch beruht diese Ähnlichkeit später immer mehr auf der Kulturabhängigkeit der Germanen von den Kelten, je mehr sich diese kulturell über sie erhoben. Die Kelten, bei denen seit dem 4. Jahrhundert ein starker Mangel an Widerstandskraft hervortrat, auf deren Kosten sich die Germanen daher ausbreiteten, sind, in immer engerer Berührung mit der südlichen Kultur, vor den Römern die größten Lehrmeister ihrer Bedränger gewesen.

Fremde Kultureinflüsse, in der deutschen Geschichte so wichtig wie in irgendeiner anderen, damals freilich wesentlich solche äußerer Natur, haben überhaupt auf die Germanen seit grauer Urzeit gewirkt: uralter Völkerverkehr und zentrale Lage sind hierauf von Einfluß gewesen. Dazu kam die Bedeutung Germaniens für den Welthandel wegen seines Bernsteins, der sich bereits in den Pfahlbauten der jüngeren Steinzeit wie in dem mykenischen Kulturkreis findet, und der, wie schon Homer bezeugt, ein Hauptartikel des großen

Digitized by Google

phönikischen Handelsvolkes war. Dieses holte ihn aber kaum unmittelbar von den germanischen Küsten, wie das zur Bronze notwendige Zinn von den Kassiteriden, vielmehr vom ligurischen Süden, wohin er von der Nordsee über Land den Rhein hinauf, die Rhone herab kam. Die Phöniker verhandelten den Bernstein an die Griechen, bis diese sich selbst im Westen festsetzten. Der Überlandverkehr vom Pontus nach der Ostsee, dem man aber auch kein allzu niedriges Alter zusprechen darf, kam für die Griechen, denen diese Gebiete unbekannt blieben, nur wenig in Betracht. Wohl aber holten sie den Bernstein gern von der Adria her, wohin er von der Nordsee auch auf einem zweiten Landweg, der eigentlichen „Bernsteinstraße", nämlich die Elbe hinauf, die March hinunter zur Donau über die Steiermark kam. Er gelangte nach Oberitalien durch die Etrusker, die rege mit den Alpenvölkern — der Handel ging aber

Szene aus der Belagerung einer dakischen Stadt durch die Römer: Ausfallgefecht der Daker. Auf römischer Seite (links) in der Mitte des Bildes zwei „Barbaren" (Germanen?) mit nackem Oberleib. Relief der Trajanssäule in Rom. Nach Conrad Cichorius, „Reliefs der Trajanssäule", Berlin 1896. Vgl. Text S. 36.

meist um die Alpen herum — verkehrten, in solcher Masse, daß die Griechen den Po trotz einer vorhandenen besseren Kunde für den Fundort des Bernsteins hielten. Von der Ostsee her scheint der Bernstein erst um das Jahr 50 v. Chr. lebhafter ausgeführt worden zu sein; die Ästier waren nach Tacitus höchst erstaunt, daß sie für ihren ruhig liegengelassenen Bernstein Geld erhielten. Erst in der Kaiserzeit hatte das Luxusbedürfnis einen großen unmittelbaren Import von dorther zur Folge. Die Gegengabe der Kulturwelt, auf dem Tauschwege von Stamm zu Stamm oder durch fahrende Händler vermittelt, war manch äußeres Gut, vor allem aber, wie immer für solche Völker, glänzender Tand, Metallschmuck und -waffen, kurz: die Bronze. Keineswegs sind aber die kulturellen Einflüsse des Südens auf die Germanen zu überschätzen, vor allem nicht für die Westgermanen.

Die Bronzekultur — die Germanen zur Steinzeit in Beziehung zu setzen, möge vorläufig noch den Prähistorikern überlassen bleiben — ist eine sich ursprünglich wohl vom mykenischen Kulturkreis, dann vor allem von Italien nach dem westlichen Mitteleuropa und nach Nordeuropa erstreckende Kultur ziemlich einheitlicher und überall Schönheitsgefühl und

Digitized by Google

höheren Geschmack verratender Art. Es scheint aber, daß im skandinavischen Norden der Import sich bald nur auf die rohe Bronze wie auch Gold und Silber beschränkte, während durch selbständigen Guß eigenartige Waffen, Schmucksachen und Geräte hergestellt wurden; es entsteht eine, ursprünglich vielleicht südöstlichen Einflüssen verdankte, nationale Kultur von einer gewissen Höhe, die sich dann in der jüngeren nordischen Bronzezeit fortsetzt, freilich jetzt allzu sehr den Einflüssen der Eisenkultur widerstrebt, während sich die früher weniger entwickelte südgermanische Welt dieser schneller erschließt. Bis zu einem gewissen Grade äußerte sich aber der südliche Einfluß überhaupt auch im Norden. Jene Anfänge der Eisenkultur nun stellt die nach den Funden bei Hallstatt im Salzkammergut benannte Hallstatt-

Eilmarsch leichter römischer Truppen mit Kaiser Trajan an der Spitze. Die vordere Infanteriegruppe besteht aus „Barbaren", meist mit nacktem Oberkörper (Germanen). Auch in der zweiten Infanteriegruppe können die vier mit Tierfellen bekleideten Soldaten reguläre germanische Hilfstruppen darstellen. Relief der Trajanssäule in Rom. Nach Conrad Cichorius, „Reliefs der Trajanssäule", Berlin 1896. Vgl. Text S. 36.

kultur dar, die das Eisen neben die Bronze setzt, vor allem für die Waffen. Ihren Ausgangspunkt sucht man in Norditalien, von wo geradezu als Exporterzeugnisse hergestellte Bronzefabrikate nach Norden gelangen. Stärker als den germanischen Nordwesten beeinflußte die Hallstattkultur übrigens den deutschen Osten (Schlesien und Preußen). Die Bronzegefäße sind aber zum Teil einheimische Erzeugnisse. Diese nach neuerer Ansicht sogar überwiegende einheimische Produktion beweisen die Funde von Rohmaterial wie von Gußzapfen, aber der Import bleibt „für technisch und künstlerisch höherstehende Typen" bei der sonstigen Unentwickeltheit der Kultur das Wahrscheinliche.

Für das fremde Gut, das übrigens weniger aus dem Süden unmittelbar als aus dem Westen, wo Massilia (Marseille) ein wichtiges Verkehrszentrum war, und vor allem aus dem Südosten kam, wie für die Beziehungen zur höheren Kulturwelt überhaupt war nun in den letzten Jahrhunderten vor Christus eben der Kelte der Vermittler für den Germanen. Die La Tène-Kultur, nach den Funden von La Tène bei Neuschâtel so genannt, die für die schon von Cato als militärisch charakterisierten Kelten als bezeichnend gilt und eine entwickelte Eisentechnik

Digitized by Google

in der Herstellung von Waffen, vor allem von Schwertern, aber auch von Schmuck und Geräten aufweist, mag als Höhepunkt des keltischen Einflusses auf die Germanen gelten; die germanischen Eisenfunde und der keltische Ursprung des Wortes Eisen sind Zeugen dieses Einflusses. Auch ihrerseits wieder unter der Einwirkung südlicher Erzeugnisse stehend, durchdringt diese Kultur allmählich das germanische Gebiet und drängt die jüngeren Bronzeformen zurück; doch zeigt sich in rheinischen Landen immer noch ein fortdauernder italischer Einfluß in Bronzegefäßen, Schnabelkannen und Goldschmuck. Die am Rhein und in Gallien sitzenden Kelten, die aufnahmefähig sich den Wirkungen namentlich der massiliotischen Kultur rasch hingaben und ein Volk mit entwickelter Industrie, mit Städten und Geldwirtschaft im Gegensatz zu den in Wallburgen wohnenden östlichen Kelten wurden, haben die ihnen äußerlich überlegenen Germanen zum Teil ihrerseits beeinflußt, wohl auch früh durch Händler.

Indessen war dem keltischen Händler schon bald nach den Kimbernkriegen mehr und mehr der römische zur Seite getreten. Das Hauptfeld dieser kühnen Pioniere war wohl der Menschenhandel; Menschen handelten sie für das begehrte Berauschungsmittel, den Wein ein. Die germanische Handelsterminologie entwickelte sich, wie richtig betont worden ist, im wesentlichen aus den römischen Bezeichnungen caupo (Weinhöker, Art Marketender; davon die Wörter „taufen“ und „Kaufmann“) und mango (Menschen- und Pferdehändler). Der Menschenhandel beförderte dann den Menschenraub. Die Sueven erkannten das Verderbliche dieses ganzen Verkehrs und duldeten den Händler nur als Käufer ihrer Beute, nicht als Bringer des Weines. Die linksrheinischen Nervier schlossen sich vor ihm als dem Träger einer verweichlichenden Kultur überhaupt ab. Seit den Feldzügen Cäsars wurde aber eine häufige und stärkere Berührung mit den Römern unvermeidlich; sie bewirkte endlich den unmittelbaren Anschluß an die antike Kultur. Dieser wird uns indessen erst später beschäftigen.

Jedenfalls ergibt sich für uns als Hauptvorteil der fortschreitenden römisch-germanischen Beziehungen eine Fülle von Berichten der damaligen Kulturmenschen über den germanischen „Barbaren“, also eine reiche Belehrung über die Frühzeit unseres Volkes. Erst diese schriftlichen Quellen gewähren den neueren, Gewinn bringenden Untersuchungen der Linguistik, der Archäologie, der Sagenforschung und der Volkskunde wie dem aus den späteren Volksrechten mit Vorsicht herauszuschälenden ältesten Rechtsmaterial den wahren Rückhalt, bedürfen freilich ihrerseits jener kritischen Betrachtung, wie sie philologischer Scharfsinn reichlich geübt hat. Ein unmittelbares Anschauungsmaterial gewähren neben den Bodenfunden noch erhaltene bildliche Darstellungen, die allerdings im Bann einer einmal übernommenen Tradition stehen: die Markussäule mit ihren Markomannenszenen, die ihr als Vorbild dienende Trajanssäule, die vereinzelte Germanen als Hilfstruppen der Römer zeigt (siehe die Abbildungen S. 34 und 35), Bruchstücke von Mark Aurels Triumphbogen, Sarkophage mit germanischen Kampfszenen, Statuen und Büsten. So können wir ein verhältnismäßig reiches Bild von dem germanischen Menschen und seinem Leben gewinnen.

Zunächst darf die Kulturstufe, auf der er bei seinem Eintritt in die historische Welt stand, nicht zu niedrig eingeschätzt werden. Einst stellte man sich die Germanen wohl indianerähnlich vor, am längsten geschah das in Frankreich. Aber anderseits hat schon im 18. Jahrhundert Justus Möser die Germanen weit höher gestellt und bei ihnen rein bäuerliche Zustände vorausgesetzt. Das geht immerhin zu weit, und ebenso könnte Gustav Freytags Vergleich mit den griechischen Zuständen der epischen Zeit zu Auffassungen

Digitized by Google

führen, die weder griechischer noch germanischer Eigenart gerecht werden würden. Im ganzen scheint doch die Taciteische Schilderung ziemlich das Richtige zu treffen. Die Germanen waren den ihnen einst nahestehenden slawischen Nachbarn bereits sehr vorangeeilt, aber sie waren auf der anderen Seite doch noch weit von der agrarischen Stufe, wie sie etwa das 9. Jahrhundert n. Chr. darstellt, entfernt. Idyllische Menschen freilich, wie sie Tacitus zum Teil schildert, der damit spätere ideale Auffassungen verschuldet hat, waren die Germanen nicht.

Wichtig ist nun, daß die Germanen keineswegs überall die gleiche Kultur besessen haben. Zwischen West- und Ostgermanen, zwischen See- und Binnengermanen bestehen große Unterschiede. Von politischer Einheit ist ebensowenig die Rede. Anderseits haben die Germanen auch in ihrem Äußeren nicht ein besonderes Ganze gegenüber anderen Völkern in dem Grade gebildet, wie man meist glaubt. Schon Aristoteles erkannte das rötliche Haar, die weiße Haut und die hellen Augen als nördliche Art überhaupt. Von anderen angeblichen Merkmalen wird noch (S. 42) die Rede sein. Am meisten scheint schließlich die Langschädeligkeit charakteristisch zu sein. Der von Cäsar auf eine gewisse Völkergruppe angewendete Name „Germanen", von Zeuß einst als „Nachbarn" erklärt, war ihnen wohl von den Kelten beigelegt worden; sie selbst führten einen gemeinsamen Namen nicht. Im Kult überwog trotz einiger gemeinsamer Grundlagen des religiösen Lebens, trotz der Kultgemeinschaften größerer Gruppen das Lokale. Politisch führten die Stämme durchaus ein Sonderleben, schlossen sich, wo nicht schon, wie meist, die Waldmasse sie trennte (vgl. S. 4), auch künstlich voneinander ab, und nichts war bei den Germanen ausgeprägter als der bewußte Gegensatz der Stämme zueinander, deren Hader die Römer wohl zu benutzen wußten. Der auf solcher Stufe übrigens nicht auffällige Mangel eines Volksgefühls erklärt auch das massenhafte Einströmen der Germanen in römische Dienste wie die Empfänglichkeit mancher Stämme für Beeinflussung durch fremde Kulturen überhaupt. Scharf fielen in ihrer Entwickelung wie in der Sprache vor allem, wie schon betont, die westgermanischen Gruppen, der späteren Deutschen Grundstock, und die in ihrem Tieflande sich einheitlicher darstellenden Ostgermanen auseinander. Eben die Sprache bleibt sonst allein als bedeutendstes gemeinsames Kennzeichen übrig, und eine Tradition älterer Zusammengehörigkeit zeigt sich in der von Tacitus bewahrten Sage von Tuisto, seinem Sohne Mannus und dessen drei Söhnen, den Stammvätern der Ingävonen (See-), Istävonen (Rhein-) und Herminonen (Binnengermanen). Schon wegen der großen Stammesunterschiede dürfte man kein einheitliches schematisches Schlagwort auf die Kulturstufe der Germanen anwenden. Aber die Annahme solcher generellen Stufen ist auch an sich zu verwerfen: insbesondere gilt das von jenen äußerlichen, seit dem 18. Jahrhundert beliebten wirtschaftlichen Stufen des Jäger-, Hirten- und Ackerbauerlebens.

Auf die Germanen könnten alle drei Bezeichnungen zugleich passen. Einmal hat bei ihnen die Viehzucht eine bedeutende Rolle gespielt; noch heute zeigt altes Gut ihre wichtige Stelle in der Volksseele. Jene waldarmen Striche (vgl. S. 3) dienten zum größten Teil als Weide, denn das Land wurde immer erst nach einiger Zeit wieder bebaut. Plinius rühmt, wie erwähnt, das gute Grasland, Cäsar und Tacitus sprechen von dem geringwertigen, aber zahlreichen Vieh, das als beweglicher Besitz das Geld vertritt (siehe die Abbildung S. 38). Seine Unansehnlichkeit ergibt sich aus der unvollkommenen Art der freien Viehweide. Neben vielem Rindvieh hielt man vor allem im Norden Schafe, die Nahrung und Kleidung gaben, und überall im Walde Schweine. Große Schätzung genoß, wie aus der Menge seiner Bezeichnungen erhellt, das Roß, schon weil es als Reittier dem Besitzer im Kriege Vorzug

Digitized by Google

verlieh. Auf die germanische Pferdezucht, in der einzelne Gebiete hervorragten, scheint die bessere keltische von Einfluß gewesen zu sein.

Viehzucht in größerem Umfange schließt nun den Ackerbau in keiner Weise aus. Aber auch aus anderem Grunde sind die Germanen nicht als Nomaden und auch nicht als Halbnomaden, wie man behauptet hat, anzusehen, wenngleich z. B. Strabo die Sueven nomadenähnlich schildert. Ganz richtig legt er diesen — und dasselbe gilt von allen Germanen — die Leichtigkeit der Wohnsitzänderung bei; ganz richtig spricht er davon, daß sie wesentlich von ihren Tieren sich nähren und ihre Holzhütten auf ihren Wagen mitschleppen. Aber solche Schilderung ist nicht für die normalen Verhältnisse, sondern für die Zeiten kriegerischer Ausbreitung zutreffend. Das gilt auch von den eigenartigen Angaben Cäsars, nach denen die Häupter des Volkes jährlich einen Wechsel des Ackerlandes und der Wohnsitze der Sippen innerhalb eines Gaues herbeiführten. Das geschah, wenn Cäsar nicht etwa die Sache mit dem normalen, überall zu findenden jährlichen Wechsel der Ackerflächen zusammenwirft, aber wohl, um das Volk kriegerisch zu erhalten und nicht dauernd seßhaft werden zu lassen. Es waren *außergewöhnliche Zustände*, die sich aus dem unruhigen Beute- und Kriegsgeist der Ausbreitungszeit erklären, die überdies für Nordwestdeutschland vermutlich überhaupt nicht anzunehmen sind.

Gefangene Germanen und das ihnen weggeführte Vieh. Relief der Markussäule in Rom. Nach Eugen Petersen, Alfred von Domaszewski, Guglielmo Calderini, „Die Markussäule", München 1896. Vgl. Text S. 37.

Die Schilderung des Tacitus zeigt nun ein anderes Bild. Nach ihr saßen die Germanen in festen Siedelungen, trieben Ackerbau und Viehzucht, bauten in einem gewissen Turnus von der allen gemeinsamen Bodenfläche jährlich immer andere Teile an, während die

Digitized by Google

übrigen bis zu ihrer Bebauung als Weideland dienten (entwickeltere Feldgraswirtschaft). Dabei regelten die Häupter des Siedelungsverbandes den Anbau, indem sie den einzelnen Familien bestimmte Flächen zuwiesen. Aber diese Zustände bedeuten der Zeit Cäsars gegenüber nicht einen inzwischen gemachten Fortschritt zur Seßhaftigkeit, sondern die Rückkehr in bereits früher vorhanden gewesene ruhige und seßhafte Verhältnisse: die Römer hatten eben die weitere kriegerische Ausbreitung fürs erste abgeschnitten. Uralte Seßhaftigkeit beweist zunächst das hohe Alter eben des Ackerbaues, den ja auch Cäsar für die Germanen nicht leugnet, sondern nur lässig betrieben sein läßt („sie befleißigen sich nicht gerade des Ackerbaues"). Das würde eben mit jener kriegerischen Übergangszeit zusammenhängen. Wenn Strabo den Ackerbau den Germanen ganz abspricht, so hat er Cäsars Äußerungen vielleicht nur mißverstanden oder übertrieben. Jedenfalls gab es bei den Germanen Ackerbau bereits lange Zeit vor Cäsar. Die keineswegs kleinen, freilich auch nicht den übertriebenen Angaben der Römer (vgl. S. 5) entsprechenden Menschenmengen, die auf jene waldarmen Siedelungsgebiete beschränkt waren — im Walde haben sie nicht gewohnt (vgl. S. 3) —, können sich nicht durch Viehzucht allein ernährt haben: vielmehr müssen jene Flächen sehr früh stärker bebaut gewesen sein. Nimmt man ein hohes Alter des Bierkonsums an — und dem steht nichts im Wege —, so ist damit ebenfalls ein hohes Alter des Ackerbaues gegeben. Wenn ferner die Römer ihre Züge gern in die Erntezeit legten, um ihre Truppen besser unterhalten zu können, so setzt das wieder keinen geringen Anbau voraus. Dazu kommen positive Angaben, wie die, daß die Kimbern bereits um Ackerland und Saatkorn gebeten hätten. Vor allem aber ist der Anbau der wichtigsten Getreidearten und von Gemüsen durch Funde wie durch die linguistische Forschung als vorrömisch festgestellt, wie bereits oben (S. 5) des Näheren dargelegt wurde. Uralt sind endlich auch die Ackergeräte; der Pflug mit breiter Schar ist germanisch, nicht erst von den Römern übernommen. Man hatte die Egge, die Sichel und drosch das Getreide in Tennen (Pytheas).

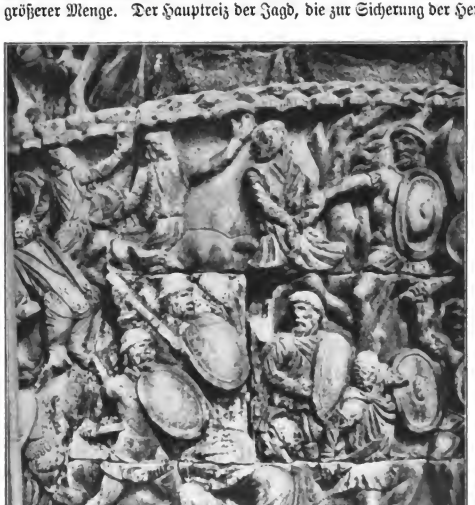
Das Alter des Ackerbaues wird nun weiter durch die Spuren früher Seßhaftigkeit bestätigt, wie sie sich in den archäologischen Funden zeigen. Wie wir (S. 3) sahen, lassen sich immer dieselben Siedelungsstätten, eben jene waldarmen Striche, von der neolithischen bis zur historischen Zeit verfolgen. Als durch die Römer der Ausbreitungslust der Westgermanen Schranken gesetzt wurden, machte daher die Rückkehr zu völlig seßhaften Zuständen, die nur zum Teil unterbrochen waren — so im Nordwesten kaum — wenig Schwierigkeit. Freilich ergaben sich aus den nunmehr kontinuierlicheren Verhältnissen auch Fortschritte der Entwickelung.

Allmählich wurde so das Gesamteigentum durchbrochen. Von dem primitiven Haus, das zur frühesten Habe gehörte wie die Werkzeuge und Waffen, die dem Einzelnen schließlich ins Grab mitgegeben wurden, ging der Eigentumsbegriff auf den Boden, auf dem es stand, und das Bauland ringsumher über. Letzteres nahm wohl früh eine andere Stellung ein als die gemeinsame Ackerfläche. Ein Eigen an diesem Gesamtland trat erst viel später ein. Durch die Sippenältesten wurde es mehr zur Regelung des Anbaues unter die Einzelnen verteilt, und zwar, um in bezug auf die Qualität des Bodens gerecht zu verfahren, in Bruchteilen verschieden gelegener größerer Stücke (Gewanne; vgl. S. 11). Zu dieser „Hufe", wenn man diesen Ausdruck gebrauchen darf (vgl. S. 105), gehörte ein Anteil an der Nutzung des gemeinsamen Weide- und Waldlandes. Früh mag den Führern ein größerer Besitz zugewiesen worden sein.

Mit dem Eintritt ruhigerer Verhältnisse steht nun auch eine mindere Bedeutung der Jagd, die bei weniger eifrigem Ackerbau eine gegebene Nahrungsquelle war, in Verbindung.

Digitized by Google

Gegenüber den jagdfreudigen Sueven des Cäsar läßt Tacitus die Germanen nicht allzuviel auf der Jagd sein; indessen berichtet er selbst von dem Wildbret als wichtigem Teil der Nahrung. Freilich scheint dies schon damals eine Speise der Vornehmen gewesen zu sein. Überhaupt beherbergten ja, wie (S. 3) betont, nur die lichteren Randteile des Waldes Wild in größerer Menge. Der Hauptreiz der Jagd, die zur Sicherung der Herden und Siedelungen gegen großes Getier und kleines Raubzeug nötig war, aber neben der Nahrung auch Kleidung und Handelsgut (Pelze) bot, war die Freude am Kampf, zu der der „wilde Blick" der Germanen (oculi truces) wohl paßt. Ihnen wohnt aber eine wahrhafte Lust am frischen, fröhlichen Jagen inne, sie namentlich haben das edle Weidwerk zu einer geregelten Kunst gemacht. Und die leidenschaftliche Jagdfreude späterer Zeiten spricht für ihre altbegründete Tiefe. Die bei der Namengebung beliebten Tiere, Eber, Wolf und Bär, ferner der Elch, der Ur und der Wisent (vgl. S. 6), der Hirsch, das wilde Pferd, das aber nur in den waldarmen Teilen denkbar ist, Luchs und Fuchs, Dachs und Otter, allerlei Vögel waren die Beute, und schon damals war der Hund der Gehilfe des Jägers. Die Falkenbeize (vgl. S. 29) drang erst später ein: die Germanen haben sie den Romanen weitergegeben.



Unglücklich kämpfende Germanen. Relief der Markussäule in Rom. Nach Eugen Petersen, Alfred von Domaszewski, Guglielmo Calderini, „Die Markussäule", München 1896. Vgl. Text S. 41.

Ging die allgemeinere Bedeutung der Jagd immerhin allmählich zurück, so blieb der mit ihr zusammenhängende kriegerische Zug, der in der Ausbreitungszeit recht ausgebildet war, dauernd charakteristisch. Auf der von allen Völkern durchlebten kriegerischen Entwickelungsstufe, deren Grundlage wirtschaftliche Nöte und barbarische Raub- und Beutelust sind

Digitized by Google

— der Krieg als Erwerb von Vieh, Menschen und Schätzen wird zur Arbeit des Mannes —, befinden sich die Germanen auch noch in historischer Zeit. In den mit jener Ausbreitung einhergehenden Kämpfen, in dem zunächst gegenüber den Kelten empfundenen Kraftgefühl war die innewohnende Neigung zur Leidenschaft geworden. Die Kriegstüchtigkeit, die allein junge Völker Macht gewinnen läßt, bewährten die Germanen nun in einer Weise, daß sie der auch auf seiner Kulturhöhe noch militärisch hervorragende Römer bewundern mußte. Der Krieg wurde für sie zum höchsten, ihrem Wesen innerlichst entsprechenden Ideal. Neben der Beutelust reizte schon die bloße Möglichkeit des Kriegsruhmes zum Kampf, die Schlacht wurde zum festlichen, zum religiösen Akt, für den man sich schmückte. Man muß von wirklicher Kampfesfreude sprechen. Meist ungerüstet und halbnackt kämpfend, das Terrain nicht benutzend, Draufgänger ohne Überlegung, rauflustig und auf die physische Kraft vertrauend, brachten sich die Germanen oft um den Erfolg (siehe die Abbildung S. 40). Ihre Stärke lag immer im Angriff, den sie in Keilform ausführten. Nachhaltig waren sie aber nicht: sie wurden bei Anstrengungen sogar „schlapp". Das individuelle Fürsichkämpfen war ihnen oft gefährlich. Aber solche Tapferkeit schätzten sie selbst hoch, wie sich die Friesen in Rom als die Tapfersten der Welt rühmten. Die Freude der Germanen am Kampf zeigen vor allem auch ihre kriegerischen Namen, die mit hilt, gunt, hadu, wic oder balt, muot, grim oder heln, ger, widu oder sigu usw. zusammengesetzt waren. Auch der reiche Schatz der Frauennamen verrät den gleichen Geist. Dem entsprach der Frauen Gesinnung; wie sie beim Raufen der Männer daheim gelegentlich mitwirken mochten, so zuweilen auch in der Schlacht; sie haben dort sogar zum Staunen der Römer feige Männer erschlagen. Auf den Krieg war die Erziehung der Knaben gerichtet: physisch abgehärtet, als Neugeborene schon in kaltes Flußwasser getaucht (anscheinend eine zeremonielle Handlung im Zusammenhang mit dem anerkennenden Aufnehmen des Kindes vom Boden), wuchsen sie in körperlichen und Waffenübungen heran, bis sie Schild und Speer feierlich in der Volksversammlung erhielten. Als Mann galt aber erst, wer einen Feind erschlagen hatte: bis dahin mußten sich z. B. die chattischen Jungmänner Haar und Bart wachsen lassen. Kampf ist das Leben germanischer Götter, deren Häupter alle zu Kriegsgottheiten geworden sind; der Tod im Kampf beglückt, er führt zu neuem Heldendasein, und die Waffen, der Germanen ständige Begleiter, folgen ihnen, wie freilich immer bei Menschen auf ähnlicher Kulturstufe, auch ins Grab.

Solche Züge führen uns bereits zur Schilderung des inneren Menschen, dem Wesentlichen aller kulturgeschichtlichen Betrachtung. Für das Innenleben besonders, aber auch für die äußeren und die sozialen Zustände ist vor der Annahme einer zu großen Eigenart der Germanen zu warnen. Sie teilen in allen diesen Beziehungen sehr viel mit anderen mehr oder weniger primitiven Völkern. Deutsche Art ist nicht mit der Aneinanderreihung angeblich „echt germanischer Züge", etwa der vielgerühmten Treue, erschöpft; aber den Begriff eines Volkscharakters überhaupt zu bezweifeln, wäre töricht. Durch alle fremden Einflüsse, durch alle erlangte Kultur bricht er immer wieder hindurch und hat sich vor allem bei dem Landvolk bis heute erhalten. Zum guten Teil ist er freilich Stammescharakter, und der Stammesgegensatz ist auch auf diesem Gebiete groß genug. Aber ohne überschwengliche Begeisterung, ohne Überschätzung des Alters mancher Züge und ohne irgendwelche sonstige Illusion wird man eine gewisse germanische Eigenart von Anfang an feststellen können. Nur darf man dabei, wie betont, nicht das, was überall auf solchen Stufen wiederkehrt, für

Digitized by Google

„germanisch" halten. Man muß auch bedenken, daß die spätere Kultur viele Züge gemildert oder ausgerottet hat. Ein auch für den nachmaligen Deutschen charakteristischer Zug tritt uns schon bei den Germanen entgegen, die wunderbare Kompliziertheit, die Zwiespältigkeit des Charakters, die Doppelseele. Zu den wilden Eigenschaften stehen weiche, zarte in Gegensatz: der Fremde sah nur die ersten, und diesen entsprach auch das schreckhafte Äußere der Germanen, das die Römer, ohne zwischen den Stämmen unterscheiden zu können, oft schildern. Die den südlichen Völkern so auffällige Größe, die Cäsar bei den Sueven findet, Vellejus bei den Chauken hervorhebt, wird zwar auch später noch für die verschiedenen Stämme, Goten, Franken, Alemannen und Burgunder, ausdrücklich bezeugt: indessen zeigen die Gräberfunde, daß auch viel Mittelwuchs vorhanden war, und manche Gegenden haben heute noch gewaltige Leute. Ebenso ist die physische Stärke noch hier und da im Volk anzutreffen, und der wilde Blick findet sich immer bei frischen Völkern. Das sonstige nördliche Aussehen der Germanen gefiel den Römern wie noch heute, die blauen Augen, die weiße Haut, das rötlich-gelbliche volle Haar, alles auch keltische Merkmale. Die germanischen Frauen (siehe die nebenstehende Abbildung und die auf S. 44) galten in Rom für schön, und später bemühten sich die vornehmen römischen Damen, durch falsche Haare oder durch Färben der Haare jenen zu gleichen. Aber auch der Germane selbst schätzte seine körperlichen Merkmale und gilbte mit einer nach Plinius von den Galliern erfundenen Lauge gern seine Haare, was aber vielleicht eher zum Schrecken der Feinde nur vor dem Kampfe geschah. Das Ungefüge, Schreckhafte überwog überhaupt für den Fremden, und der furor teutonicus, die wilde Kampflust, ließ ihn auch auf das Innere schließen; das barbarische Kriegsgeschrei verstärkte den Eindruck. Daß die Germanen wirklich „rabiate Kerle" waren, mag noch das heutige bajuwarische Raufleben zeigen.

Germanin (Bruchstück eines Marmorstandbildes im Britischen Museum zu London), wiedergegeben in P. Bienkowski, „De simulacris barbarorum gentium apud Romanos", Krakau 1901.

Derartige Züge ergeben sich aber, wie gesagt, schon aus der Kulturstufe. Der Egoismus kennt noch keine Grenzen: weder der Raub noch der Mord eines persönlichen Feindes sind entehrende Verbrechen. Das Töten von Greisen, Aussetzen von Kindern, Martern von Gefangenen (Augenausstechen, Händeabschlagen, Zungenausreißen nach der Varusschlacht z. B.), Todesverachtung im Unglück, auch Menschenopfer finden sich fast überall. Das Hinopfern von Gefangenen könnte freilich als Gelübde aufgefaßt werden. Bei den Nordgermanen sind Menschenopfer noch im tiefen Mittelalter üblich gewesen, bei den übrigen werden solche bald selten geworden sein. Manche entsetzliche Todesstrafen haben sich lange erhalten.

Höchst abstoßend wirkte auf den Südländer, wie noch heute, die germanische, von Tacitus gebührend hervorgehobene und später für die einzelnen Stämme bezeugte Trinkfreude, die aber mehr Lust am Gelage ist und sich ja auch wohl nur bei besonderen Gelegenheiten (Opfergelagen usw.) äußern konnte. Auch sie fällt den nördlichen Völkern (Kelten, Thrakern,

Digitized by Google

alten Preußen) gemeinsam zur Last, ist aber, wie unsere Geschichte lehrt, in ihrer ganzen Art ein nationales Charakteristikum der Germanen. Das Zutrinken wird sehr alt sein, ebenso das Minnetrinken zum Gedächtnis von Verstorbenen, zu Ehren von Göttern. Die Schilderung des Trinklebens im „Beowulf" wird für viel frühere Zeiten zutreffen. Aber wenn dort vom Helden gerühmt wird, daß er nicht beim Gelage die Herdgenossen erschlug, so deutet das auf die brutalen und blutigen Szenen, die sich im trunkenen Lärm der Zechereien gelegentlich abspielten. Die gleiche Zügellosigkeit zeigte der Germane beim Spiel, wo er im blinden Draufloß selbst Weib, Freiheit und Leben einsetzte.

Und nun die betonten, übrigens von den Germanen selbst nie empfundenen Kontraste. Einer, den schon Tacitus bemerkte, der der leidenschaftlichen Bewegtheit zur Trägheit und Ruheliebe, ist nicht auffällig und findet sich auch sonst bei jugendlichen Völkern. Jagd und Krieg waren, wie oben gesagt, männliche Arbeit: die Untätigkeit (inertia) war nur die Folge davon, daß man solche Arbeit bisweilen nicht hatte. In friedlicher Beschäftigung aufzugehen, würde eben unwürdiges „Verliegen", wie es in höfischer Zeit hieß, bedeuten. Als eigentliche Kontraste dürfen aber gewisse Züge der Weichheit, der Mäßigkeit, tieferen innerlichen Lebens gelten. Mit der Heldenhärte oder dem brutalen Dreinschlagen kontrastiert, wie häufig, eine große, oft schädliche Vertrauensseligkeit und Gutmütigkeit. Die milde Behandlung der Unfreien erklärt sich freilich auch aus dem unterschiedslosen Zusammenhausen in jener primitiven Zeit und entspricht der Behandlung der vom Familienoberhaupt ebenso abhängigen Frau und Kinder. Dem Jähzorn stehen die Gemütlichkeit und der Humor gegenüber, der sich gerade auch beim Trunk geäußert haben wird und ferner in der uralten Necklust, z. B. der Stämme untereinander, zum Vorschein kam. Aber der wichtigste und für alle Zukunft bedeutsame Zug des Germanen ist nun doch eine früh hervortretende Innerlichkeit.

Sie zeigt sich zunächst in dem, was man Gemüt nennt, eine Anlage, die gewiß auch anderen Nationen eignet, aber in besonders hohem Grade dem Germanen. Zu allen Dingen seiner Umgebung hat dieser ein innerliches Verhältnis, der Seegermane zum Schiff, der Krieger zu seinem Pferd, zu den Waffen: sie gewinnen für ihn Persönlichkeit, wie er auch die Tiere als seine Lebensgefährten betrachtet. Ebenso nimmt er an allen Naturschöpfungen und -vorgängen gemütlichen Anteil. Die Belebung von Bäumen, die menschliche Auffassung mancher Tiere entspringt freilich dem Seelenglauben; aber gerade das zum Teil in diesem wurzelnde religiöse Leben ist in seiner Naturfärbung stark gemütlich bestimmt. Das innige Naturgefühl zeigen ferner die deutsche Märchenwelt, soweit diese für frühe Zeiten zu verwerten ist, und manch bildlicher Ausdruck der Rechtssprache. Auch das mystische Element in der Naturreligion deutet auf starke innerliche Kräfte: das Geheimnisvolle der Natur wird von dem Germanen tief erfaßt, es wird ihm aber zur Wirklichkeit. Auf die Erweckung innerlichen Lebens ist die Umgebung, die Waldmasse, wie wir sahen, von Einfluß gewesen, ebenso der Charakter der nordischen Meere. Ein Hang zum Träumen mag früh aufgetreten sein, die folgenreichere Neigung zum Grübeln gleichermaßen. Früh mag das Innenleben aber auch in Gefühlsseligkeit ausgebrochen sein, wohl vor allem beim Trunk. Innerlichkeit verrät weiter der freilich klimatisch bedingte Sinn für Häuslichkeit, für die Familie und ebenso die Achtung vor der den Frauen eigenen inneren Überlegenheit. Eine nach Tacitus von den Germanen wohlerkannte merkwürdige Divinationsgabe der Frauen brachte ihren Ratschlägen große Geltung ein, obgleich sie wirtschaftlich Arbeitstiere — insofern Wertgegenstand — und rechtlich völlig unselbständig waren, oft wohl auch, wie noch im Mittelalter,

Digitized by Google

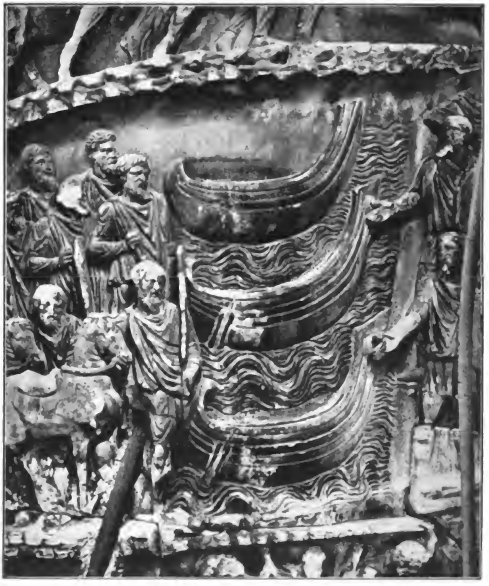
geprügelt wurden. Anderseits waren sie in ihrem Gebaren, ihren Kraftäußerungen usw. den Männern ähnlicher als später, waren auch kriegerisch wie sie (vgl. S. 41). Die Achtung vor den Frauen hatte gewiß auf die Reinheit der meist spät geschlossenen Ehe Einfluß, die aber Tacitus, als Gegenwirkung gegen das sittenlose Treiben in Rom, ebenso idealisiert wie die Keuschheit der Germanen überhaupt: spätere Quellen, die einen Rückschluß erlauben, und das ländliche Leben vom Mittelalter bis zur Gegenwart lassen sie doch anders erscheinen. Unverheiratete hatten ziemlich große Freiheit, führten aber wohl die Erprobte meist auch heim; Ehebruch wurde nur bei der Frau streng bestraft; Vornehme hatten damals wie noch später Konkubinen. Immerhin bestand eine gewisse spröde Haltung auch beim Manne, und das innere Band zwischen Mann und Weib war ein höheres Moment, welches das charakteristische deutsche Familienleben auch weiterhin mit bedingt hat.

Germanische Frauen mit Kind, in die Gefangenschaft geführt. Relief der Markussäule in Rom. Nach Eugen Petersen, Alfred von Domaszewski, Guglielmo Calderini, „Die Markussäule", München 1896. Vgl. Text S. 42.

Viel zu sehr hat man von jeher, wieder unter dem Einfluß des Tacitus, einen anderen germanischen Zug gerühmt, die Treue. Es ist auch hier die innerliche Auffassung, die das Verhältnis von Person zu Person zu einem so festen macht, nicht die sittliche Pflicht. Dem einmal erwählten Herrn, selbst dem römischen, hält der Einzelne in Glück und Unglück die Treue; vor allem baute sich auf der Macht dieses persönlichen Verhältnisses die Gefolgschaft auf, die aber auch den Herrn zur Treue gegen die Mannen verband. Gemütvoll-phantastisch war auch das, was nach Tacitus ebenfalls Treue hieß, daß sich einer ruhig gefangen gab, wenn er die Freiheit verspielt hatte, die „Hartnäckigkeit selbst beim Laster". Aber treu im

Digitized by Google

Sinne von zuverlässig aus sittlichem Pflichtgefühl waren die Germanen nicht, vielmehr gelegentlich eine gens perfida, der es auf den Bruch von Verträgen (siehe die untenstehende Abbildung) nicht ankam. Vellejus Paterculus nannte sie verschlagene, lügenhafte Gesellen; berüchtigt wegen ihrer Treulosigkeit waren nachmals die Franken, unter denen ein Charietto selbst die eigenen Volksgenossen im römischen Solde nachts überfiel, und die spätere deutsche Geschichte weist noch manches Beispiel auf. Aber auch jene Treue der einzelnen Person gegenüber kann einen unschönen Nebenzug gewinnen: sie wird, freilich mehr ein Zug späterer Deutscher, zuweilen zur Unterwürfigkeit.



Bündnisschluß zwischen Germanen. Relief der Markussäule in Rom. Nach Eugen Petersen, Alfred von Domaszewski, Guglielmo Calderini. „Die Markussäule", München 1896.

Der Germane zeigt jedoch auch den entgegengesetzten Zug, der wieder mit seiner wilden Maßlosigkeit zusammenhängt, nämlich einen völligen Mangel an Disziplin, die z. B. beim Slawen sehr ausgeprägt ist: er gehorcht nicht leicht. Der treue Mann, so uneigennützig und opferbereit er dem Herrn dient, besitzt gleichwohl einen kräftigen Unabhängigkeitssinn, hohen Stolz und den Trotz der Selbständigkeit; der Germane, auch wenn er im römischen Sold steht, verleugnet sein Freiheitsgefühl nicht. Sehr treffend läßt Tacitus den Tutor sagen: „Germanen gehorchen keinem Befehl, keiner Leitung, sondern handeln durchaus nach ihrer Willkür." Diese Selbstherrlichkeit des Einzelnen schließt große Empfindlichkeit in sich, damit Zank und Hader in Sippe und Stamm, und kann sogar zum Volksverrat führen; sie bedingt den demokratischen Charakter des öffentlichen Lebens und hat im persönlichen Verkehr Eigenliebe, Überhebung und Verspottung anderer Eigenart zur Folge, im äußeren Benehmen völliges Sichgehenlassen.

Digitized by Google

Es sind das alles Zeichen des so oft hervorgehobenen Individualismus, der wie die Innerlichkeit den Hauptzug auch der späteren Deutschen bildet. Soweit er in persönlichem Drang ohne Rücksicht auf die Wirklichkeit hohen, selbstgesetzten Zielen nachgeht, kann er als ideale Seite der germanischen Willkür gelten, politisch aber hat er häufig genug verderblich gewirkt. Überall ist dieser wieder im Gemüt wurzelnde individualistische Zug bemerkbar, obgleich bei dem instinktiven Massendasein der Einzelne kaum recht in die Erscheinung tritt, im Staate nichts gilt und die Sippe ihn scheinbar überall bindet. Der Individualismus wird uns die Lockerheit der sozialen Zustände erklären, und auch das starre Rechtsgefühl der Germanen geht auf ihn zurück, so oft dieses gerade in der Praxis wieder den Individualismus unterdrücken kann.

Wesen und Art des Germanen spiegeln seine Anschauungen und Zustände wider, insbesondere sein religiöses und sein politisch-soziales Leben. Eine Mythologie soll aber hier so wenig gegeben werden wie eine Verfassungsgeschichte. Auf beiden Gebieten befindet man sich überdies auf viel unsichererem Boden, als manche trotz der bereits eingetretenen schärferen Kritik, die namentlich für die Mythologie nötig war, einsehen wollen. Auf beiden ist überdies viel zu sehr generalisiert und systematisiert worden, und auch die Verwertung des bei anderen Völkern Überlieferten ist besonders wieder auf mythologischem Gebiet sehr skeptisch zu betrachten. Zunächst freilich zeigt sich gerade hier eine Eigentümlichkeit fast aller Völker auch bei den Germanen: die Anfänge des religiösen Gedankenlebens wurzeln in dem Rätsel des Todes. Der Glaube an das Fortleben der Seelen der Verstorbenen äußert sich in dem Ahnenkult, dem Ursprung vielleicht allen Kultes, den Totenopfern, der Ausstattung der Gräber mit Schmuck und Gerät usw. Diesen Seelenglauben entwickelt nun die Naturkindschaft des ursprünglichen Menschen weiter. Die Seelen leben in den Tieren — daher auch später die eigenartigen Tierprozesse —, sie leben in den vom Winde bewegten Bäumen und machen sie heilig, in Quellen und Flüssen, über deren Wasser der Wind streicht, in Bergen, woher er kommt, und wo sie bei Windstille ruhen, in der Luft, wo sie im leise steigenden Waldnebel schweben oder im Wehen des Sturmes einherfahren. Wind und Seele sind überhaupt früh zusammengebracht worden. So entstehen, zugleich Personifikationen von Naturerscheinungen, die elfischen Wesen, Wald- und Wassergeister, Kobolde, Nixen usw. Seelen von Verstorbenen können aber auch als Gespenster schrecken.

Ebenso alt ist weiter der Glaube an Dämonen, d. h. personifizierte Naturgewalten, z. B. an die namentlich in der nordischen Mythologie vorkommenden Riesen. Dämonen haben sich hier und da zu Göttern entwickelt, der Glaube an sie leitet überhaupt zu dem höheren an die großen Gottheiten, die den Eindruck des Himmels, der Sonne, des Mondes, der segenbringenden Erde auf den Menschen widerspiegeln. So nennt Cäsar Sonne, Vulkan und Mond als germanische Gottheiten, und in Ziu steckt ohne Zweifel der von allen Indogermanen verehrte Himmels- und Lichtgott wie in der Nerthus schon nach Tacitus' Bericht die Mutter Erde. Aber der uns in seiner Vorherrschaft schon nicht mehr bezeugte Ziu wird durch einen aus der germanischen Landesnatur herausgewachsenen, ursprünglich in Niederdeutschland heimischen Gott langsam zurückgedrängt, den Wodan, der den im Walde oder über der Heide brausend dahinfahrenden Sturm darstellt, und der, hauptsächlich von den Franken verehrt, zum Himmelsgott wird. Auch seine Gemahlin Frija mag ursprünglich eine Windgöttin gewesen sein. Aus der Macht des bei dem damaligen Klima so furchtbaren Gewitters ist der Donar erwachsen, der spezifische Gott des Nordens, dessen Kult auch dem Eindringen des Wodankultes

Digitized by Google

gegenüber standhielt. Aber wie sich der Germane die elfischen Wesen nur in nebelhaften Umrissen, entsprechend den Wald- und Sumpfdünsten seiner Heimat, denken kann, so wird auch das Walten der großen Naturmächte nur unklar gefühlt und geahnt. Die Götter wohnen im Walde: von den heiligen Hainen, deren schon gedacht wurde, kennt Tacitus einen des „Herkules“ und einen der Mutter Erde; er berichtet Merkwürdiges über den Waldkult der Semnonen. Als Kultstätten heben auch die späteren Quellen immer Wald, Fels und Quell hervor.

Eben das Lockere der religiösen Anschauung läßt nun aber bei innerem Fortschreiten der Germanen die sie beherrschenden großen Züge ihres Innenlebens auch in der Religion sich ausdrücken, und so sehen wir denn den so scharf ausgeprägten kriegerischen Zug wohl in jener Periode der Ausbreitung auch die ursprüngliche Naturgrundlage der Götter überwuchern. Auch deren Leben beherrscht nun der Kampf; Wodan, Ziu, Donar, alle werden Kriegsgötter, den nordischen Walküren könnten die südgermanischen „Idisi“ entsprechen. Die Ausgestaltung der Götter zu Hütern geordneten Daseins, zu Pflegern der Heilkunst, Förderern des Ackerbaues, entstammt erst einer fortgeschritteneren Periode und römischen Einflüssen.

Priester, die wir noch später bei den Sachsen nicht finden, spricht Cäsar den Germanen überhaupt ab. Zunächst lagen jedenfalls kultische Handlungen dem Hausvater ob, und weiter hatte sich aus den priesterlichen Funktionen des Geschlechtsältesten auch ein öffentlicher Kult entwickelt. Die Tradition der Opferhandlungen, der Weissagungen mögen die „Ältesten“ bewahrt und fortgepflanzt haben, und der Führer, der bei königslosen Stämmen diese Kulthandlungen leitete und den Frieden hütete — dessen Bruch während der Versammlung war eine Verletzung der Gottheit —, hatte in der Tat ein priesterliches Amt. Allmählich bildete sich aber ein Priestertum neben den Stammesführern aus. Später, sicherlich seit dem 5. Jahrhundert n. Chr., haben die Germanen auch besondere Tempel errichtet — die Nordgermanen, die ja überhaupt alles erst später, aber auch reicher entwickeln, folgen darin erst seit dem Ausgang des 9. Jahrhunderts. Neben den öffentlichen Tempeln gab es dann auch Eigentempel, die aus jenem von Tacitus bezeugten Hauspriestertum durch Errichtung eines besonderen primitiven Kultbaues auf eigenem Grund und Boden entstanden. Freilich sind sie unmittelbar nur nachmals für die Nordgermanen bezeugt, aber daß es sie auch bei den Südgermanen gegeben hat, ist rückwärts aus dem späteren christlichen Eigenkirchenwesen, von dem wir noch (S. 126) hören werden, zu schließen. Die mit Massengesang und -tanz begangenen kultischen Feste, bei denen wohl rohe Götterisymbole herumgeführt wurden, bei denen aber eine Hauptrolle das Feuer spielte, sind zugleich wohl Naturfeste gewesen. Den Mittelpunkt bildeten die Opfer, d. h. im Grunde große Festschmäuse, da für die Gottheit nur gewisse Teile des Opfertieres bestimmt waren.

Wie bei vielen Völkern war der Hauptzweck alles Kultes der, die gefürchteten geheimnisvollen höheren Gewalten dem Schicksal der Menschen günstig zu stimmen: die Opfer sollten der Götter Hilfe erwirken oder ihren Zorn abwenden. Aber wie andere Völker wollten die Germanen auch die unsichere Zukunft erforschen: man glaubte in dem Blut oder den Eingeweiden der Opfertiere Zeichen dafür zu erkennen, ebenso wie im Vogelflug oder dem Wiehern der Pferde. Man weissagte auch, indem man auf ein weißes Tuch Stäbchen mit altüberlieferten Zeichen schüttete, aus denen dann drei feierlich zur Deutung herausgenommen wurden. Der Gegenstand der Weissagung war meist das germanische Hauptinteresse, der Krieg und was mit ihm zusammenhing. Eine große Rolle als Weissagerinnen spielten die „weisen“ Frauen, entsprechend dem schon erwähnten Glauben der Germanen an eine rätselhafte Ahnungsgabe

Digitized by Google

der Frauen. Der Schicksalsglaube, der für den grüblerischen Germanen besonders charakteristisch ist, setzt im Grunde eine Macht voraus, der selbst die Götter untertan sind. Zu der Anschauung der nordischen Mythologie von dem großen Weltbrand, in dem auch die Götterwelt zugrunde geht, läßt sich nach dem sicherlich heidnischen Titel „Muspilli" eines Gedichtes aus dem 9. Jahrhundert (vgl. S. 112) eine gewisse Analogie annehmen. Mit der Erforschung oder Beeinflussung des Schicksals hängt weiter die Zauberei zusammen: wie man im Grunde, wenn man aus dem Quellengemurmel oder dem Blätterrauschen weissagte, die in Wasser und Wald hausenden Seelen befragte, so suchte man diese auch durch Zauberlieder zu beherrschen und zur Gunst zu zwingen. Unter den elfischen Geistern gab es ferner zum Teil übelwirkende: man mußte sie bannen. Als Schädigung böser Geister sah man vor allem die Krankheiten von Mensch und Tier an: den abwehrenden Bann gewährte das Segensprechen, es wurde wieder namentlich von weisen Frauen geübt. Die Frauen sind freilich zugleich die Trägerinnen der einfachen empirischen Heilkunst. Aber bei unvermutetem Unglück, bei Lähmungen etwa, konnte man leicht einen Mißbrauch der Macht der Zauberkundigen selbst vermuten, weshalb sich früh eine feindliche Scheu vor solchem Zauberwesen verbreitete.

In diesem hat nun auch die Rune, die wohl ursprünglich nur Zauberspruch (Zauberlied) bedeutete, eine Rolle gespielt. Vielleicht ging der Name schon auf jene von Tacitus erwähnten Zeichen (notae) über (vgl. S. 47), von diesen aber wieder auf die späteren, eigentlichen Runen. Diese erst in historischer Zeit, wohl unter keltischer Vermittelung, zu den Germanen gelangten Zeichen der jüngeren Form des lateinischen Alphabets, die man, um sie bequemer in Holz einschneiden zu können, eckig gestaltete, wurden auch wie jene notae als Zauberzeichen verwendet, und als Zauberzeichen hat sie dann später die Kirche bekämpft. Aber die Hauptverwendung dieser Zeichen war doch wohl von Anfang an die Schrift (Inschriften). Das war natürlich erst möglich, nachdem man überhaupt die Kenntnis der Schrift von den Römern überkommen hatte; die Goten mögen da vorangegangen sein.

Damit kommen wir zu dem geistigen Leben der Germanen. Auf dichterisches Gut weisen schon jene Zaubersprüche. Wir wissen außerdem von Schlachtliedern, die aber ebenso sakral waren wie die mit feierlichem Schreiten oder Tanz verbundenen hymnischen Chorgesänge bei Opfern, d. h. also auch bei Gelagen, oder bei festlichen Feuern, bei Heimführung der Braut, bei der Bestattung. Wir kennen sie auch bei anderen Völkern. Alt sind ferner wohl Wettgesänge oder Spottlieder von Einzelnen. Wir wissen aber weiter von episch-historischen, vermutlich balladenmäßigen Gesängen, die wohl aus den Totenklagen eines Vorsängers um einen Verstorbenen entsprungen, aber früh in die Tradition von Sängern übergegangen sein mögen. Episch eingeleitet waren auch die Rätsel, ebenso wie jene Zaubersprüche. Das gern geübte Rätselraten spielte sich oft in Form eines Wettkampfes ab. Die Sprache erhielt überhaupt durch die vielangewandte poetische Form der Alliteration (der Übereinstimmung des Anlautes der betonten Worte in der Zeile), die man wieder mit den Runen zusammenbringt, sowie durch die bei Völkern solcher Stufe immer zu findende Formenfülle etwas Feierliches. Für die Römer freilich, denen auch der Gesang der Germanen wie Krächzen vorkam, hatte sie, nach Pomponius Mela, etwas Unangenehmes.

Von einem künstlerischen Leben der Germanen läßt sich kaum sprechen. Es ist zwar von einigen Forschern der „ausgesprochen künstlerische Charakter aller Produkte" von Zeit habenden Naturvölkern betont worden, und wenn man bei den Papuas „die Vielgestaltigkeit und den Abwechselungsreichtum der Muster" hervorhebt, wird man ihn bei den Germanen

Digitized by Google

auch vermuten dürfen. Aber dieses Kunstgefühl — von einem solchen ist nach anderer Meinung bei den Germanen überhaupt nicht die Rede — zeigt sich nur im Ornament. Manche Elemente dieser sehr einfachen Ornamentik beruhen vielleicht auf einer Nachahmung bestimmter Gegenstände, also nicht auf Phantasie. Vor allem treibt doch aber das natürliche Schmuckbedürfnis zur Verzierung der Töpfe, der Holzbalken und Ständer wie der Metallgeräte. Insbesondere das Holzschnitzwerk ist das eigentliche Betätigungsfeld der Germanen.

Nicht allzuviel Eigenart zeigt das soziale Leben. Es sind Zustände und Verhältnisse, die sich vielfach ähnlich auch bei anderen Völkern finden. Das Eigenartige liegt oft mehr darin, daß sie dem germanischen Wesen entsprechend einen schwankenden Charakter tragen, daß das soziale Gefüge nur ein lockeres, freies ist und einer systematischen Darstellung von vornherein widerstrebt. Der Eindruck des Unsystematischen ergibt sich freilich zum Teil auch daraus, daß in den sozialen Verhältnissen alte, absterbende Züge neben jüngeren bewahrt sind.

Das zeigen z. B. teilweise die Familienzustände. Nicht zwar in den angeblichen Spuren des „Mutterrechts", dessen Existenz bei den Germanen mit gutem Grunde abzulehnen ist: die germanische Familie beruht vielmehr auf der überall die Regel bildenden festen Herrschaft des Vaters, die allerdings in historischer Zeit schon gemildert ist. Wohl aber muß die von Tacitus für die Vornehmen bestätigte und nachmals für den merowingischen Adel, sehr viel später noch für die Nordgermanen allgemeiner bezeugte, neben der Einzelehe vorkommende Polygamie als Überbleibsel aus älteren Zuständen gelten. Sie ist ja bei Naturvölkern Regel. Man könnte als ein solches Residuum auch die Raubehe ansehen; aber es fragt sich, ob diese wirklich eine allgemeine Form der Ehe und die Vorstufe der Kaufehe war. Der genugsam bezeugte und dichterisch oft verwandte, bei vielen Völkern wiederkehrende Frauenraub gilt immer als Rechtsbruch und ist im übrigen aus der ungebändigten Raublust der Zeit und aus zeitweiligem Mangel an Frauen im eigenen Stamm erklärlich. Meist führte er wie auch anderswo zu langwierigen Fehden. Man hat ferner die bei der eigentlichen (Kauf-) Eheform zu erlegende Summe als Sühne angesehen, die mehr und mehr in den Vordergrund trat und die Sache als Kauf erscheinen ließ, während der Raub nur als bloße Form bestehen blieb, wie es gewisse Hochzeitsbräuche (Wettlauf von Braut und Bräutigam, Fangen der Braut; brûtlauf) zeigen. Indessen wird diese Auffassung mit Recht bestritten. Dagegen hat sich die tatsächliche Rechtsform, die Kaufehe, von einem Stadium wirklichen Kaufes der Frau als einer dem Manne gehörigen Sache, die er wieder verkaufen oder verschenken kann, die ihm auch bei einigen Stämmen (Nordgermanen, Herulern) gleich dem Pferde in den Tod folgen muß, zu einem Stadium der Muntehe entwickelt, wobei der Mann durch den Mahlschatz nicht die Braut als Sache, sondern die Schutzgewalt über sie von ihrer Sippe erwirbt. Es ist ein vorher lange beredeter Vertrag beider Sippen, für den erst später die Zustimmung des Mädchens nötig ist; auf ihn folgt die rechtlich bindende Verlobung und die noch nicht als besonderer Akt geltende Heimführung. Natürlich war eine Ehe damals nur zwischen Freien möglich. Wie die Eheform — es kam anderseits zuweilen ganz formloses Miteinanderleben vor —, so ist auch die Stellung der Frau selbst noch ziemlich schwankend. Jene Milderung der unumschränkten Herrschaft des Hausvaters wird durch den stärkeren Schutz seitens der Sippe der Frau bewirkt, der dem Manne nicht mehr erlaubt, diese zu töten. Aber sie kann unter Umständen noch verkauft werden; sie stand auch nicht „unter dem

Digitized by Google

Gesetz" (Tacitus: aus der Mund des Vaters kam sie nur in die des Mannes und mußte immer rechtlich vertreten werden. Daneben genoß sie doch wieder jene scheue Achtung (vgl. S. 43) und wird praktisch sich auch oft durchgesetzt haben. Aber daß ein enges Verhältnis zwischen Mann und Frau nicht das ursprüngliche war, zeigt die spätere Spur, daß Geschwisterliebe zuweilen der Gattenliebe vorangeht.

Altes und Neues mischt sich nun auch im größeren Verbande des öffentlichen Lebens. Mit den Anfängen einer lockeren staatlichen Macht konkurriert noch die Macht der Geschlechterverfassung, der Sippe, die ja den Einzelnen scheinbar zu einem Nichts machte. Sie schrieb seine Ehe, seine Freund- und Feindschaft vor, sie besaß den gemeinsamen Boden, bestellte ihn als Wirtschaftsgemeinschaft, siedelte überhaupt gemeinsam. Dorfnamen zeigen noch in späterer Zeit den ursprünglichen Charakter der Dörfer als Sippensiedelungen, wofür auch die häufige Vorherrschaft einzelner Geschlechtsnamen spricht. Die Sippe war weiter Heeres- und Rechtsverband. Auf dem Gebiete des Rechts namentlich stand sie noch ganz voran. Als früheste Friedensgemeinschaft (sibja bedeutet auch „Friede") verfolgte sie jede Friedensstörung, vor allem den in unentwickelten Zeiten oft vorkommenden Totschlag, aber auch Schändung usw. Die Blutrache, die sich in einigen Gebieten bis ins Mittelalter hielt, war wie bei vielen Völkern allgemein übliche Form und brachte wie überall langdauernde, durch die notwendige Wiedervergeltung immer neu erzeugte Fehden hervor. Nicht eine höhere, staatliche Gewalt, sondern eine früh hervortretende kühle Überlegung, die wieder mit jenen idealen Zügen in Widerstreit steht, hat aber schon in der germanischen Urzeit die Vergeltung zunächst auf einen engeren Verwandtenkreis oder den Totschläger allein beschränkt und schließlich eine Sühne durch Darbringung einer Buße in Gestalt von Vieh herbeigeführt. Zuerst mag sich diese Buße bei geringeren, eine Fehde nicht lohnenden Verbrechen, etwa Diebstahl, ergeben haben, dann vom Täter selbst bei schwereren gelegentlich angeboten worden sein. Empfänger war die ganze Sippe des Geschädigten, wie für die Bezahlung die ganze, von der Rache befreite Sippe des Täters eintreten mußte. Die mancherlei nicht sogleich durch Blutrache zu erledigenden Verbrechen, aber auch Streitigkeiten aller Art haben naturgemäß zu einem unvollkommenen, jedoch streng formalistischen Gerichtsverfahren geführt. Der Geschädigte sucht eine Instanz, er klagt, er stellt vor Gericht bestimmte Fragen und bittet um das Urteil. Auch hier aber tritt die öffentliche Gewalt der Gesamtheit gegenüber der Sippe zurück. Sippe stand gegen Sippe: der Richter legte, wenn der Beklagte leugnete, nur einer Partei, meist der des Beklagten, den Eid auf. Die Sippe stellte dann die Eideshelfer, deren Zahl der Richter nach der Wichtigkeit der Klage bestimmte. Diese beschworen weniger, was zu beweisen war, als daß der Genosse ein glaubhafter Mann sei, und danach ergab sich das Urteil. Gegen die Gewalt einer mächtigen Sippe half wieder nur die ursprüngliche Selbsthilfe, die in der Form des Zweikampfes das rein formalistische Verfahren durchbrechen konnte. Freilich eben dieser, meist poetische, Formalismus war schon ein Erzeugnis des Volksgeistes; seine Unerbittlichkeit stand schon über der Sippe, ihn hütete die Gesamtheit.

Diese gewährte nun weiter doch auch das Organ für die primitive Rechtspflege: es bot sich die übliche größere oder kleinere Versammlung von Volksgenossen, die vielleicht ursprünglich Kultversammlung war, dafür naturgemäß dar. Aber diese souveräne Volksgemeinde, die bereits bei aller sonstigen Verschiedenheit des öffentlichen Lebens der einzelnen Stämme überall dessen Grundlage bildete, die auch nicht mehr aus einzelnen Familienhäuptern, sondern aus allen wehrfähigen, durch die Dingpflicht gebundenen Freien bestand, hat sich überhaupt

Digitized by Google

schon als den Sippen übergeordnete Friedensgemeinschaft festgesetzt. Sie zog von sich aus zunächst die Frevel gegen die Gottheit („firina“, „Neidingswerke“), die meist zugleich Verbrechen gegen die Gesamtheit waren und mit schweren sakralen Todesstrafen geahndet wurden, vor ihr Forum, stand aber auch für die sonst durch Selbsthilfe verfolgten Friedensbrüche zur Verfügung und sprach jene ursprünglich durch Sippenvertrag sich ergebende Buße zu. Sie bildete ferner wegen der Friedensstörung neben der an den Geschädigten zu zahlenden Buße öffentliche Bußen aus, die man aber auch als Entgelt für Bewirkung des Sühnevertrages angesehen hat. Gültigkeit erlangte das vom Richter vorgeschlagene Urteil erst durch die Beistimmung des Volkes. Anderseits vermag ein jeder das Urteil zu „schelten“: man hat noch kein fertiges Recht. Diese immer nur auf das Einzelne gehende, örtlich verschiedene Rechtsschöpfung ist ganz Volkes-, d. h. Stammessache. Aber das Volk ist auch Bewahrer der älteren Tradition und Praxis, also einer über etwaigen Machtgelüsten der Sippen stehenden Rechtskunde. Praktisch konnte diese Gerichtstätigkeit der Gesamtheit nur in kleinen Versammlungen gepflegt werden: die große allgemeine urteilte nur über jene schweren Friedensbrüche, Verrat und ähnliches.

Germanische Ratsversammlung. Relief der Markussäule in Rom. Nach Eugen Petersen, Alfred von Domaszewski, Guglielmo Calderini, „Die Markussäule“, München 1896. Vgl. Text S. 52.

Die Volksgruppen, die sich in jenen kleineren Versammlungen zusammenfinden, sind nun wieder anscheinend schon staatliche Gliederungen. Es sind die im Heerwesen

Digitized by Google

über den noch festgehaltenen Sippenverbänden stehenden „Hundertschaften", deren nicht notwendig mit Hundert sich deckende Menge am besten das Wort „Hausen" bezeichnen mag, und die dann auch Volksabteilungen für das immer mit dem Gerichtsleben verbundene öffentliche Leben sind. Freilich ist die von englischen und skandinavischen Forschern nachgewiesene Bedeutung der Hundertschaft als Verband von 100 Hufen nicht ohne weiteres für die Urzeit abzulehnen. Örtliche Verbände sind jedenfalls die Gaue, d. h. die natürlich gegebenen Siedelungsbezirke. Diese Gaue, ein keineswegs fester Begriff, können klein und groß sein und stehen unter einem Führer (princeps), der auch die Gerichtsversammlungen der verschiedenen Hundertschaften an deren Thingstätten leitet. Solche Gaue sind aber die festesten Verbände des öffentlichen Lebens, sie können sich von der Völkerschaft lösen, auch einander befehden: die größeren staatlichen Volksverbände sind viel lockerer und am meisten durch den Kult zusammengehalten. Größere staatliche Gebilde entstehen bei den Germanen oft leicht und fast zufällig, sie teilen sich oder zerfahren wieder wie Wolken am Himmel.

Auch im Inneren zeigt das öffentliche Leben kein festes Gefüge. Die Volks-, d. h. vor allem Heeresversammlung, die meist bei Voll- oder Neumond stattfand, „ungeboten" wohl nur einmal im Jahre, mußte schon wegen der Entfernungen lange auf ihre Vollzähligkeit warten. Zwar wurde sie durch die „Hegung" feierlich unter den göttlichen Frieden gestellt, verlief aber anfangs durchaus ungeordnet: jedem war das Reden unbenommen, wenn auch früh die Angesehensten zuerst das Wort ergriffen, vor allem bestimmte Dinge zur Beratung gestellt haben werden. Die Äußerungen der Menge beschränkten sich auf beifälliges Waffenzusammenschlagen oder Murren. Politische Fragen, Krieg, Verträge, Königs- und Herzogswahl, erregten in der sich mit ihnen befassenden großen Volksversammlung kaum Debatten. Die wirkliche Leitung hatte, freilich nicht als eigentliche Obrigkeit, wohl eine Art vorbereitenden „Rates der Großen", der principes, Richter, Hundertschaftsführer (s. die Abbildung S. 51). Es ergibt sich so eine durchaus demokratische Grundlage des öffentlichen Lebens, die aber durch eine Art oligarchischer Herrschaft wesentlich beschränkt ist.

Bestimmter Qualitäten brauchte es für die principes, d. h. insbesondere die Gauführer, auch nicht: sie ergänzten sich aus den wegen ihrer Zugehörigkeit zu einem altberühmten Geschlecht, wegen eines großen Gefolges oder Viehbesitzes sowie persönlicher Tapferkeit Angesehensten; denn einen Adel als Geburtsstand gab es nicht. Allein für den Krieg wurden wirklich unbeschränkte Leiter, Herzöge, gewählt, deren Gewalt sich bei der Häufigkeit der Kriege auch im Frieden geltend machen mochte. Indessen scheint die Nebenbuhlerschaft großer Häuptlinge oder eine für den Stamm besonders kritische Zeit das Bedürfnis nach einer einheitlichen Spitze öfter wachgerufen zu haben. Es kommen namentlich im Osten Könige vor, die aber auch wieder verschwinden. Dieses umstrittene ältere Königtum, vielleicht der Rest eines uralten Geschlechtskönigtums sakralen Charakters, ist im Gegensatz zu dem später zu erwähnenden im wesentlichen Ehrenstellung: entscheidend bleibt die Gesamtheit des Volkes, wenn sich auch eine überragende Persönlichkeit genugsam zur Geltung gebracht haben wird.

Das Schwankende des äußeren wie des inneren staatlichen Lebens erklärt sich wirtschaftlich wie psychologisch. Die geschilderten wirtschaftlichen Zustände lassen nur lockere Gebilde zu; die geringe Konzentration, das leichte Zerfallen ist wieder zum Teil durch die trennende Waldmasse (vgl. S. 4) bedingt. Dazu kommt aber jene starke individualistische Anlage der Germanen, die jeder festeren und einheitlichen Organisation widerstrebt: auch der Einzelne ließ sich durch die Rücksicht auf das Ganze nicht binden. So erklärt sich die Absplitterung

Digitized by Google

einzelner Stammesteile nicht nur aus Landnot (vgl. S. 33). Beuteluſt oder Streitigkeiten ließen ſie leicht von dannen ziehen. Daher auch die römiſchen Dienſte Einzelner wie ganzer Haufen. Der Mangel an Geſamtgefühl erklärt auch die Eheſchließung mit Stammesfremden und den Kampf gegen Stammesgenoſſen. Durch die ganze deutſche Geſchichte zieht ſich die Auflehnung des Freiheitsgefühls der Einzelnen gegen ſtaatliche Zuſammenfaſſung. Aber derſelbe Drang lockerte ſogar das anſcheinend feſteſte Band, die Sippe. Im Kreiſe nächſter Verwandten erhob ſich, nach einem treffenden Worte des Tacitus, der größte Hader, der bis zum Mord und zum Anſchluß an den Feind führte, wie es die Geſchichte des Armin lehrt. Selbſt die Gemeinſchaft der Hausfamilie hielt den Einzelnen oft nicht: das feierliche Losſchwören von der Familie, wie es das ſaliſche Geſetzbuch kennt, iſt vielleicht ſchon in ſehr früher Zeit vorgekommen. Freilich der ſeiner Sippe Entfremdete brauchte noch nicht, wie der Friedloſe, ins Elend zu gehen, wenn er auch häufig zu fremden Stämmen oder zu den Römern ziehen mochte: er fand ebenſooft inneren Halt durch neuen Anſchluß innerhalb des Stammes. Dieſer bot ſich in einer Einrichtung, die ſich ganz ähnlich bei den Kelten findet, aber auch nicht ohne ſonſtige Parallelen iſt: in dem zunächſt auf Verwandtſchaft gegründeten, weiter aus ſonſtigen ſich angliedernden Stammesgenoſſen gebildeten Gefolge der Großen. In erſter Linie nahmen dieſe aber wehrhaft gewordene Jünglinge aus ihren Kreiſen auf, für die der Gefolgsdienſt eine Schule ſein ſollte. Es war ein in Gemüt und Empfindung wurzelndes Treueverhältnis, bindend für den Mann wie für den Herrn. Dieſer lohnte vor allem mit der erlangten Beute die Kriegsdienſte, unterhielt aber auch im Frieden ſeine Getreuen, die ſchon eine Art Beamte, wie die ſpäteren Kämmerer, Marſchälle uſw., darſtellten, und unter denen es ſchon verſchiedene Rangſtufen („gradus“) gab.

Hier zeigen ſich Anſätze zu dem ſpäteren Dienſtadel, für die „principes“ aber war das Gefolge das hauptſächlichſte Machtmittel. Die Herren größerer Gefolge waren der Kern jener faktiſchen, aber nicht rechtlichen Ariſtokratie, deren Umfang bei den öſtlichen und weſtlichen Stämmen ſehr verſchieden geweſen zu ſein ſcheint, und die ſich auf das durch mannigfache Umſtände (vgl. S. 52) erworbene Anſehen beim Volke („dignitas“) gründete. Man kann ſo von den Anfängen einer Standesſonderung ſprechen. Man hat nun weiter auch in wirtſchaftlicher Beziehung ein bedeutendes Übergewicht weniger Grundherren gegenüber einer zahlreichen, Zinsland bebauenden, abhängigen Bevölkerung ſchon für jene Zeiten angenommen. Das iſt nicht der richtige Gegenſatz: es gab zwar, wie immer auf ſolchen Stufen, eine große Menge von Sklaven, die ſich aus Unterworfenen und Gefangenen, Schuldknechten oder gekauften Stammesfremden ergänzten und, als Hörige teils der Geſamtheit, teils einzelnen Herren untertan, entweder als Hausſklaven oder als für ſich wohnende Landbauer ihren Herren dienen mußten. Aber dieſe Menge von Unfreien iſt nicht wenigen Herren gegenüberzuſtellen, obwohl ſie vorzugsweiſe dieſen zu eigen waren, ſondern der keineswegs geringen Geſamtheit der Freien, unter denen es allerdings beträchtliche Beſitz- und Machtunterſchiede gab. Aus den Unfreien hatte ſich auch eine Klaſſe von Freigelaſſenen herausgehoben, die in der Regel noch unter der „Munt“ ihrer ehemaligen Herren blieben. Ganz feſte Begriffe ſind auch hier nicht anwendbar.

Jedenfalls beſtanden aber größere ſoziale Unterſchiede ſchon damals: allzuoft werden ſie bei der Beurteilung der äußeren Lebenshaltung überſehen, die ſich überdies auch nach Stämmen und Landſchaften ſehr verſchieden geſtaltete. Die Nahrung zunächſt ergab

Digitized by Google

sich aus den oben geschilderten wirtschaftlichen Zuständen. Die Viehzucht lieferte Fleisch und Milch. Letztere war fast wichtiger. Herdentiere werden von Hirten nur selten geschlachtet, das Rind war in erster Linie Milchtier, ebenso die Ziege. Die Milchwirtschaft war ziemlich hoch entwickelt. Man genoß auch viel saure Milch. Die Butter, deren Bereitung Plinius ausführlich beschreibt, blieb noch lange Herrenspeise. Der Käse, d. h. eine ungeformte Quarkmasse — die bessere Käsebereitung lernte man erst von den Römern, von denen man dann auch den Namen entlehnte —, wurde allgemein genossen. Fleisch gaben das Schaf und das Schwein, anfangs auch das Pferd, seltener, wie gesagt, das Rind (Kalb), daneben das Hausgeflügel, das aber vor allem Eier (und Federn) lieferte. Pomponius Melas Schilderung von dem roh verschlungenen oder durch Kneten mürbe gemachten Fleisch mag für den Notfall zugetroffen haben, man dünstete es aber viel häufiger zwischen heißen Steinen und kochte es auch; der Herren Wildbret — Cäsar und Tacitus stellen freilich das Wildbret als allgemeine Speise hin — wurde wohl schon gebraten. Von jeher übte man das Räuchern. Möglicherweise hat Pomponius überhaupt Rauchfleisch im Auge gehabt. „Westfälische" Schinken wurden schon nach Rom ausgeführt. Fische sind früh eine Hauptnahrung gewesen, an der Küste vor allem, und dort neben den Eiern der Strandvögel; sie wurden auch früh gedörrt.

Rock einer Moorleiche (etwa 4. Jahrh.). Nach Engelhardt bei Moriz Heyne, „Deutsche Hausaltertümer", Bd. III, Leipzig 1903. Vgl. Text S. 55.

Weiter hat dann für die Nahrung der Ackerbau seine natürliche Bedeutung (vgl. S. 39). An Stelle des im wesentlichen nur für die Vornehmen bestimmten, aus Mehl und Wasser angemachten und zwischen heißen Steinen gebackenen Brotes, dessen Säuerung vielleicht erst vom Süden gelernt wurde, genoß man meist einen mit Milch bereiteten Brei aus Gerste, Hafer oder Hirse. Erst später tritt das Roggenbrot als spezifisch germanische Alltagskost mehr hervor. Gerste und Hafer wurden im übrigen hauptsächlich zur Herstellung des Bieres verwandt, das keineswegs, wie Hehn will, keltischen Ursprungs, anderseits freilich allen nicht Wein trinkenden Völkern eigentümlich ist; jedenfalls war es ein noch sehr unvollkommenes Produkt. Der große Konsum von Bier, z. B. als Opfertrank, nahm für seine Herstellung oft den ganzen Ertrag des Anbaues in Anspruch, hat aber doch dessen Zunahme gefördert. Daß man seit alters auch andere Kulturpflanzen (Hülsenfrüchte vor allem) zur Nahrung anbaute, sahen wir schon (S. 5). Die Natur bot ferner ohne besondere Kultur die Beeren des Waldes, den Holzapfel und die Schlehe dar; aus letzteren bereitete man auch gegorene Getränke, namentlich im Süden, wie noch später in Bayern. Der Wein, der auf solche Völker eine besonders berauschende Wirkung übt, wurde importiert (vgl. S. 36). Aus dem Honig bereitete man durch Mischung mit Wasser sowie nach Sud und Gärung den Met, der, später verfeinert, sich auch bei Vornehmen lange hielt. Noch länger blieb er Volkstrank, obgleich ihn im 16. Jahrhundert Aventin nur noch von den Slawen

Digitized by Google

getrunken sein läßt. Für die Würze der Nahrung war das Salz, neben dem Lauch, sehr wichtig: um Salzquellen wurde häufig gekämpft.

Für die Zwecke der Kleidung baute man seit der Urzeit Hanf und Flachs; Wolle gewann man durch die Schafzucht, Leder vom Rindvieh; die Jagd aber gewährte das Pelzwerk. Die Kleidung durfte schon wegen des Klimas nicht spärlich sein: im Sommer, wo ja die Römer die Germanen am meisten sahen, war sie freilich spärlicher, wie denn Cäsar von notdürftiger Fell-(Leder-)Bekleidung spricht. Die Darstellungen der bildlichen Denkmäler: nackter Oberleib, Hosen und Mantel, können nicht für alle Schichten, auch nicht für alle Stämme maßgebend sein. Den Oberleib trug man auch nur während des Kampfes entblößt. Schon vorgeschichtliche Funde aus Jütland und Schleswig (siehe die Abbildung S. 54) ergeben für die obere Schicht ein vollständiges Gewand aus Wolle: Mantel, Rock, meist ohne Ärmel, Hosen, Mütze, für Frauen Unterkleid, Jacke ohne Ärmel. Das wichtigste Kleidungsstück war für Männer und Frauen der Mantel, d. h. ein großes, meist farbiges Wolltuch, das man mittels Spangen an der Schulter befestigte (siehe die nebenstehende Abbildung). Darin vor allem liegt die Ähnlichkeit der Tracht beider Geschlechter, die Tacitus hervorhebt, und die ja noch lange besteht. Freilich zeigt ein erhaltenes Relief auch eine auffallende weitergehende Ähnlichkeit der Männer- und Frauentracht (siehe die Abbildung S. 56). Mit der Angabe, daß daneben „Fellkleidung" getragen wurde, hat Tacitus ebenfalls recht, namentlich für den Osten. Das später als spezifisch germanisch angesehene Pelzwams trug man im Winter, ebenso das ärmellose Wams aus Rindshaut. Ein bei Vornehmen oft wollenes Rumpfkleid trugen wieder Männer wie Frauen; bei letzteren war es jedoch meist mit Ärmeln versehen und sehr lang. Die langen Frauengewänder waren aber, wie Tacitus, Strabo und Plinius bestätigen, vor allem aus Leinen, das man wie die Wolle mittels Farbpflanzen bunt (rot) verzierte. Später werden Leinenkleider auch für die Männer bei Goten, Franken und Langobarden besonders erwähnt, und die mit dem nordischen Sinn für Reinlichkeit zusammenhängende Leinentracht eroberte schließlich über Gallien auch die südlichen Länder. Männern und Frauen gemeinsam war der Ledergürtel oder ein wollenes Gürtelband. Jene auf den Denkmälern dargestellten Hosen (siehe die Abbildungen S. 56—59) sodann sind schwerlich aus dem bloßen Lendenschurz hervorgegangen; man

Germane im Mantel. Römisches Triumphalrelief im Vatikanischen Museum zu Rom. Nach Moriz Heyne, „Deutsche Hausaltertümer", Bd. III, Leipzig 1903.

Digitized by Google

trug zwar die noch heute von den Gebirgsbewohnern bewahrte kurze „Bruch" aus Leder, dazu vielleicht auch wollene Wadenstrümpfe — das sind ursprünglich die „Hosen" — bei nackten Knien, aber die langen Hosen aus Leinen oder Wolle sind am frühesten bezeugt. Unvollkommene Schuhe gab es aus Leder (aus einem Stück). Mützen trugen wohl nur Vornehme, doch könnte die Kopfbedeckung aus geflochtenem Stroh alt sein. Das Haar ließ der freie Mann als Standeszeichen frei herabfallen, indes ist bei einer Reihe von Stämmen (z. B. den Chatten) ein Kürzen der Haare sicherlich üblich gewesen. Bei den Frauen waren diese in der Mitte gescheitelt. Haarnadelfunde sprechen ferner für geflochtene und aufgesteckte Haare. Bei den Sueven und anderswo knoteten auch die Männer das Haar (wohl vorn an der Seite) zusammen. Eine Haarpflege beweisen die Funde von Kämmen und Haarscheren, Körperpflege die Lust am Baden in den kalten Flüssen, auch wohl schon an warmen Bädern (Abwaschungen).

Gefangene Germanin mit langem gescheiteltem Haar, enganliegendem Rock und ebenso enger Hose (gemustert), also männlicher Tracht, dazu schleierartigem Umhängetuch. Relief aus der Mitte des 1. Jahrhunderts n. Chr. im Altertumsmuseum der Stadt Mainz. Nach Photographie. Vgl. Text S. 55.

Allgemein auf solcher Kulturstufe ist eine starke Schmuckliebe, die zum Teil Einfuhr oder Raub befriedigen. Am Körper trugen Frauen und Männer metallene Halskragen, Hals-, vor allem Arm- und Fingerringe in verschiedenen Formen, die Frauen auch Halsschnüre aus Metallringen, Ton-, Bernstein- und eingeführten Glasperlen. Die Ohrringe sind wohl erst von Fremden übernommen worden. Weiter konnten die ursprünglich primitiven Mantel- und Gewandfibeln, die Schnallen, der Beschlag, das Anhängsel des Gürtels zu Schmuckstücken werden, die allmählich zu größerer Feinheit fortschritten.

Keineswegs einheitlich waren die Waffen, auch aus sehr verschiedenwertigem Material. Holz, Stein, Knochen und Horn waren von dem namentlich im Westen und Süden verbreiteten Eisen noch immer nicht verdrängt. Das gilt z. B. von den Spitzen der Pfeile wie des Speeres, dieser allgemeinen Waffe, die wie die Keule als Naturwaffe dem Walde entnommen und im Feuer gehärtet war. Doch bezeugt Tacitus für diese framea schon kurze Eisenspitzen. Eine Steinwaffe war auch zunächst die Axt gewesen. Speer, Keule und Axt — daneben waren Schleuder und Bogen (aus Eibenholz) uralte Waffen — dienten dem Nahkampf durch Stoß oder Schlag wie zum Wurf aus der Entfernung. Aus Stein war auch anfangs das an der Küste und im Norden früh vorkommende Messer oder Kurzschwert (Sax), das dann als einschneidige Bronze- und Eisenwaffe in verschiedener Länge in Gebrauch war (siehe die Abbildung S. 57). Es ist aber von dem erhandelten oder erbeuteten, besonders geschätzten zweischneidigen Langschwert, das später, noch mehr verlängert, gerade für die großen Deutschen

Digitized by Google

als bezeichnend galt, zu unterscheiden. Um berühmte Schwerter hat sich später die Sage gerankt. Wie das anfangs seltene Schwert („Schwertmagen" hießen die Verwandten männlicherseits), so war auch die Schutzwaffe, der aus zähem (Linden-) Holz oder Weidengeflecht gefertigte, lederüberzogene, zuweilen schon metallbeschlagene, verschieden bemalte, viereckige, im Osten runde Schild (siehe die Abbildung S. 59) ein Symbol des Mannes, wie der Speer vom Manne unzertrennlich. Er durfte nie preisgegeben werden. Helm und gepanzerte Rüstungsteile können als Beutestücke von einzelnen Häuptlingen benutzt worden sein. Früh hatte man des Zusammenhaltes wegen Kriegszeichen, Stangen mit Tierköpfen, auch Fahnen aus Tuch. Sehr einfach (ohne Sattel und Bügel) war die Ausrüstung der Reiter, die indessen bei einzelnen nordwestlichen Stämmen gut ausgebildet waren. Häufig fochten gemischte Trupps von Reitern und Fußvolk. Die Hauptmasse war aber zu Fuß, nur die Führer waren beritten. Zeit und Ort eines Kampfes wurden meist verabredet: ebenso primitiv ist der Beginn des Kampfes mit dem (S. 42) erwähnten Kriegsgesang. Natürlich gab es auch bei den Germanen Sicherungen der Wohnstätten gegen den Feind, wobei man aber ganze Landstriche schützte, einmal durch öde Strecken, dann durch Hecken und Palisaden mit Gräben, auf die man sogar den römischen Limes hat zurückführen wollen. Von den Fluchtburgen war schon früher (S. 10) die Rede. Sie waren Zufluchtsorte für die Bevölkerung eines Gaues im Kriege: hier sammelte sich wohl auch der Heerbann. Nach den in sächsischen Gebieten noch lange herrschenden Verhältnissen zu schließen, war der princeps des Gaues gewissermaßen der Herr der Burg; sein Hof lag wohl häufig unterhalb oder in der Nähe der Burg. Sie wird auch planmäßig von einem Gauführer angelegt sein, wie es wahrscheinlich noch in den Kriegen mit den Franken seitens der Sachsen geschah, und in keineswegs ganz primitiver Befestigungsweise.

Germane (am Boden) mit auf dem Scheitel zusammengebundenen Haaren, nacktem Oberkörper, anliegenden, bis zu den Knöcheln reichenden Hosen und einem Krummmesser in der rechten Hand. Grabstein (vor 82 n. Chr.) im Altertumsmuseum der Stadt Mainz. Nach Photographie. Vgl. Text S. 55 und 56.

Die Siedelungen, deren Träger, wie erwähnt, die Sippen waren, stellten nie geschlossen zusammenhängende Komplexe dar (vgl. S. 10). Sind schon die Höfe des

Digitized by Google

„Hausendorfs" ohne engen Zusammenhang, so zeigen den zerstreuten Charakter noch stärker die Einzelhöfe (vgl. S. 10). Der Individualismus, der sich jedenfalls in dieser Wohnweise mit ausspricht, gibt sich ebenso in dem früh Haus und Hofstatt umschließenden, zugleich sichernden und absondernden Zaun kund. Über die Wohngruben früherer Zeit mit ihrem gleich am Erdboden ansetzenden spitzen Dach — an diese Hütten erinnern noch gewisse Formen von Grabsteinen aus den Nordvogesen zur römischen Zeit — war man hinausgekommen, wenngleich eine Verbindung von gegrabenen (wärmeren) Aufenthalts- und Arbeitsräumen, die auch die antiken Autoren als Winterzuflucht, Vorratsstätten, Weberäume erwähnen, mit über dem Boden errichteten Räumen zu einem Hause noch bestanden zu haben scheint. Die meisten Freien hatten jedenfalls Wohnstätten, die nicht mehr als ganz unvollkommen anzusehen sind. Im Walde bot sich das Material zu festerem Holzbau, wie schon erwähnt, doch allzu leicht: mit der materia informis meint Tacitus auch nur den Mangel an Ziegeln und Mörtel und insbesondere wohl das lehmbeworfene Flechtwerk, das die Zwischenräume des norddeutschen Fachwerkbaues ausfüllte.

Germane (am Boden) mit langen Haaren, nackem Oberkörper und (kleinerem?) Hosen, die durch einen breiten Gürtel festgehalten werden. Bruchstück eines Grabsteins (Mitte des 1. Jahrhunderts n. Chr.) im Altertumsmuseum der Stadt Mainz. Nach Photographie. Vgl. Text S. 55.

Über die Häuser selbst ist schon früher (S. 10) gehandelt worden (s. auch die Abbildung S. 61). Was die einzelnen Hausteile anlangt, so ruhte das hohe Stroh-, Rohr- oder Schindeldach in der Mitte auf einem besonders langen Balken. In den Wänden waren nur oben kleine Luken; die Goten nannten das Fenster daher „Augentür" (Augadauro). Das Fachwerk war nach Tacitus mit glänzender Erdfarbe bemalt, die Pfosten und Balken werden auch mit Schnitzornament verziert gewesen sein, die Giebelbretter liefen früh in primitiv geschnitzte Tierköpfe aus (heute noch hier Pferdeköpfe, dort Ochsenhörner, dort Schwanenhälse), was sich vielleicht daraus erklärt, daß am Giebel wirkliche Schädel als Schutzmittel gegen feindliche Dämonen befestigt wurden. Im ganzen waren die Wohnungen nach der Kultur der Stämme wie dem Besitz und Ansehen der Einzelnen sehr verschieden, und das gleiche gilt von dem an sich sehr einfachen Hausrat. Rohe Bänke, ein Stuhl für den Hausvater, tragbare Tische (d. h. Platten auf Gestellen), hier und da ein erhöhtes Lagergestell, hölzerne Gefäße und Löffel, Urhörner, Tongefäße, bei den Reicheren auch Bronzegefäße und importiertes Glasgerät, das war, von den Arbeitsgeräten (vgl. S. 59) abgesehen, alles. Vielleicht sind noch die Federkissen sehr alt.

Digitized by Google

Mit der Fürsorge für das äußere Leben war notwendig Arbeit verbunden, zu der anfangs nur der Mangel nötigte, und die auch, da alles von jedem Haushalt selbst beschafft wurde, lange schwerfällig und unvollkommen blieb. Wie die Frau in grauer Urzeit Früchte sammelt, der Mann Fleisch und anderes durch Jagd und Raub beschafft, so waren nunmehr der Anbau und der Haushalt Sache der Frau, Jagd und Viehzucht die des Mannes; danach ist zum Teil auch die Fertigung der nötigen Geräte verteilt. Die eigentliche Arbeit fiel der Frau zu (vgl. S. 43). Beim Pflügen, beim Dreschen mit rohen Knütteln, auch bei der Wollbereitung mochten männliche Hände helfen, Hörige und im kleineren Haushalt die Söhne und der Mann, aber das Stampfen des Getreides und das Mahlen mit der steinernen Handmühle lag der Frau ganz allein ob, ebenso die Bereitung der Nahrung und der Kleidung. Spinnen

Nächtlicher Kampf der Römer mit Dakern. Links auf seiten der Römer zwei Barbaren (Germanen) mit Hosen, Rundschild und Keule. Relief der Trajanssäule in Rom. Nach Conrad Cichorius, „Reliefs der Trajanssäule", Berlin 1896. Vgl. Text S. 55 und 57.

und Weben waren von je Frauenarbeit; die Spindel, ein uraltes Gerät wie der Webstuhl, war Symbol des Weibes. Daß man das Nähen verstand, beweisen die Funde von Knochen-, später Bronze- und Eisennadeln und auch von Scheren, die die Frauen ins Grab begleiteten. Auch die mit der Hand mannigfaltig, aber gleichmäßig geformten, gefärbten und einfach ornamentierten Tongefäße waren, nach Finger- und Nägeleindrücken zu schließen, oft Produkt weiblicher Arbeit. Dem Manne fiel außer der Fertigung der Jagd- und Kriegswaffen naturgemäß alle stärkere Kraft erfordernde Arbeit zu, also der Bau des Wohnhauses, die Herstellung der größeren Geräte, des zweiräderigen Karrens, des vierräderigen großen Wagens, der früh vorkommt, und des bald entwickelteren Pfluges.

Wie bei anderen Völkern gleicher Kulturstufe erfreute sich aber vor allem das mit dem Eisengraben, dem Schmelzen und Gießen wohl von den Kelten überkommene Schmiedewerk besonderer Pflege und Schätzung, die sich in metallarmer, aber kriegerischer Zeit leicht erklärt. Zunächst mochten sich ihm nur Freie mit körperlichen Gebrechen (Hephästos und Wieland sind beide lahm) widmen. Man leitete das Schmiedewerk von den Göttern her, die Phantasie beschäftigte sich mit ihm, wie der Sagenkreis von Wieland zeigt, und das Wunderbare, das

Digitized by Google

ihm anhaftet und zu dem Glauben an seine Handhabung durch kluge Zwerge führt, läßt den Schmied als geheimer Dinge kundig erscheinen; daher steht er auch im Rufe, Krankheiten heilen, d. h. bannen zu können. Des Schmiedens kundige Unfreie werden bevorzugt. Wenn das Schmieden von Freien wie von Hörigen sicherlich zum Teil hauswirtschaftlich betrieben wurde, so hat sich gerade für Waffen, für Metallbeschläge, die Einfassung der Trinkhörner usw. doch bald ein mit der Eisengewinnung zusammenhängender gewerblicher Betrieb, meist im Walde, entwickelt, zumal besondere Vorrichtungen dazu gehörten. Unter fremdem Einfluß werden dann feinere Arbeiten, die aber selbständige Eigenart nicht verleugnen, ausgeführt. Das gilt auch von der Töpferei, für die zunächst das Vorhandensein guter Tonerde Bedingung ist, und die an entsprechenden Stellen gewerbsmäßig betrieben werden mochte, übrigens eine gewisse Höhe schon vor den späteren römischen Einflüssen erreicht hat und ein Hauptfeld allgemeiner primitiver Kunstfertigkeit war. Auch die nur in der Nähe von Salzquellen mögliche Zubereitung des Salzes hatte wohl gewerbliche Formen. Lokal, in den friesischen Ländern der Schafzucht, konnte ferner die sonst hauswirtschaftliche Weberei zu einer Art von gewerblicher Produktion kommen. Als Zimmerer ferner, vor allem als Böttcher, deren Arbeit der Süden nicht kannte, und die unter anderem große Holzgefäße für das Bier, sogar Fässer verfertigten, mochten einzelne eine Art Gewerbe treiben. Immerhin ist doch die häusliche Herstellung der Geräte die Regel, und die mannigfaltige Bewährung in solchen Arbeiten förderte die allgemeine Geschicklichkeit. Der Vertrieb jener Produkte wie der des Salzes bedingt die Annahme eines einfachen Austauschhandels auch über den gelegentlichen Tausch bei großen Kultversammlungen usw. hinaus. Schon die Feuersteinwerkzeuge, später der Bernstein sind weithin verhandelt worden. Von der Einführung der Bronze war bereits die Rede. Auch die fremden Erzeugnisse, die zunächst die keltischen und römischen, z. B. bei den Markomannen und Batavern bezeugten Händler hereinbrachten, werden nach den inneren Stämmen hin zum Teil durch Germanen, die auch mit Slawen und Skandinaviern verkehrten, weiter verhandelt worden sein. Germanen brachten umgekehrt, zum Teil durch Handel von Stamm zu Stamm, die von den Römern gewünschten Waren (Menschen, Vieh, Bernstein, Pelze, Federn, Flußperlen) herbei. Geld diente noch nicht als Verkehrsmittel; auch die geldgierigen Grenzgermanen begehrten es meist als Schmuck, als Schatzstück. Immerhin wurde Metallgeld in Form von Barrengeld benutzt, also nur in Ansehung seines Gewichts, wie auch sonst formlose oder geformte Metallstücke (Ringe).

Ganz kurz sei noch einiges über Tod und Bestattung gesagt. Die Germanen führten ein natürliches Dasein, das bei schwindenden physischen Kräften nur als Last erschien. Der Seelenglaube ließ aber überhaupt keine Furcht vor dem Sterben aufkommen, und er erzeugte zugleich jene verehrungsvolle Behandlung der Toten, denen man ihre persönliche Zubehör (Gewänder, Schmuck, Waffen, Geräte) sowie Speise und Trank mitgab. Anderseits fürchtete man aber auch die Toten, und man hat daraus den Leichenbrand, dem wie bei den klassischen Völkern die Beerdigung vermutlich vorausging, zu erklären gesucht. Doch hat man zum Teil schon in neolithischer Zeit die Leichen zu verbrennen begonnen. Diesen von Tacitus zu Unrecht als allgemein üblich angesehenen Brand, der im Osten z. B. noch in historischer Zeit nicht durchgedrungen war, haben dann aber später die Alemannen, Franken und andere wieder aufgegeben und ihre Toten begraben. Doch bleibt das Verhältnis von Brand und Beerdigung unklar. Ein christlicher Einfluß zugunsten des Begrabens läßt sich erst später für Sachsen und Friesen nachweisen, deren zäh festgehaltene Brandsitte den Christenpriestern als

Digitized by Google

heidnisch erschien. Die unverbrannten Leichen wie die Brandreste (diese später in Urnen) wurden beide in ähnlichen Formen beigesetzt (vgl. S. 10). Mit der beginnenden Eisenzeit traten die Hügelgräber vor den Urnenfriedhöfen zurück. Auf Einzelheiten sei hier nicht eingegangen.

Das ganze Dasein der Germanen hatten längst mancherlei äußere Einflüsse insbesondere durch den Handel berührt: aber weit folgenreicher war doch die unmittelbare Einwirkung der römischen Kultur. Eine feine und reiche Kultur hat im Norden nie von selbst entstehen können, daher drängten Eroberervölker wie die freilich auch von Landnot (vgl. S. 33) getriebenen Germanen nach dem Süden und Westen, zunächst nach dem reichen Gallien. Aber dessen Herren waren inzwischen die Römer geworden, und diese hemmten nun das weitere Vordringen der Germanen. Es entstanden römische Grenzprovinzen mit teilweise germanischer Bevölkerung, der nun die italische Kultur unmittelbar nahekam. Damit wuchs aber ihr Anreiz auf die freien Germanen, ebenso auch von der Donau her: es folgte eine immer stärkere friedliche Invasion der Germanen in das große Gesamtreich und endlich eine gewaltsame Eroberung, die die mehr oder weniger romanisierte Kultur eines romanisch-germanischen Völkerkreises schuf. Aber der Abstand der Germanen von der römischen Kultur war zu groß, als daß neben dem Gewinn für sie sich nicht ungeheure Verluste für die Entwickelung der bisherigen Weltkultur ergeben sollten. Allerdings trat keineswegs eine völlige Unterbrechung ein, vielmehr nur eine Fortsetzung des ohnehin äußerlich und innerlich lange schon deutlichen Verfalls der antiken Kultur wie ihrer Träger, den die Verjüngung

Überfallene Germanen mit Vieh und Hütte. Relief der Markussäule in Rom. Nach Eugen Petersen, Alfred von Domaszewski, Guglielmo Calderini, „Die Markussäule", München 1896. Vgl. Text S. 58.

Digitized by Google

durch frische Elemente so wenig aufhalten wie die äußere Zerstörung besonders fördern konnte; aber doch ergab sich zunächst eine Barbarisierung des Abendlandes, d. h. die höher entwickelte römische Welt näherte sich fast mehr den germanischen Zuständen als die Germanen der antiken Kultur, deren Elemente sie erst in einem sehr langsamen Prozeß und natürlich nur zu einem Teil übernahmen. Dieser Prozeß hat Jahrhunderte erfordert, und vieles unverstanden Bewahrte ist erst seit dem 15. Jahrhundert zu größerer Geltung gelangt. Daß mit der einsetzenden Romanisierung auch unsere eigentliche Volksentwickelung unterbunden, teilweise vergiftet wurde, ist richtig: aber die Geschichte ist nicht sentimental; der Anschluß der Germanen an die Weltkultur war notwendig.

Ein wundersamer Glanz hoher, vom Orient und Hellas mehr als von Rom selbst stammender Kultur strahlte von dem römischen Weltreich aus. Hatten die Römer der hellenischen geistigen und künstlerischen Kultur nichts Ähnliches gegenüberstellen können und eigene Bedeutung nur in der technischen Praxis und in der Jurisprudenz entwickelt, so hatte sich in ihrer gewaltigen Reichsorganisation doch eine Durchdringung aller der verschiedenen Kulturelemente vollzogen. Aber die Entwickelung hatte schnell zu einer Überreife geführt. Es war eine verfallende Kultur in geistiger, sittlicher, wirtschaftlicher und sozialer Beziehung. Auch physisch sank die Bevölkerung beständig. „Jene wachsen täglich", sagte Salvian von den germanischen Eindringlingen, „und wir nehmen ab." Es war auch, wie eben betont, keine nationale, sondern eine kosmopolitische Kultur. Und diesen internationalen Zug hat das römische Weltreich auch auf die spätere mittelalterliche Welt vererbt, deren Mittelpunkt immer Rom blieb. Ja die Zeit des Mittelalters muß nicht nur, wie wir eben sahen, für den Anfang, sondern noch lange bis zu den Karolingern als die Fortsetzung jenes Verfalls erscheinen, der sich in dem kultivierter gebliebenen, aber allmählich erstarrten und entarteten Byzanz schließlich ebenso deutlich zeigt. Dieses immanente Verfallselement ist viel charakteristischer als die gar nicht so große tatsächliche Zerstörung durch die Germanen. Namentlich in den späteren Jahrhunderten, da die lateinische Sprache verwildert, sich in Volksdialekte auflöst, da das Land verödet, Gewerbe und Handel zurückgehen, die Kunst nichts mehr schöpferisch hervorbringen kann, das literarische Leben stillsteht und selbst die christliche Literatur, die Theologie nicht mehr fortschreitet, schließlich auch die Rechtswissenschaft von ihrer Höhe sinkt, alles Erscheinungen, die mit der Germanisierung, der Barbarisierung des Reiches Hand in Hand gehen, wird man vom Standpunkte der allgemeinen abendländischen, der Weltkultur immer nur den Verfall sehen. Keines der germanischen Reiche auf römischem Boden konnte sich am Leben halten außer dem fränkischen, noch weniger diesen Verfall verhindern, und weder die fränkischen Zeiten noch selbst die kulturellen Erneuerungsversuche Karls des Großen scheinen neues Leben zu verbürgen, während der Islam eine eigenartige, freilich wenig Neues schaffende Weiterentwickelung der Kultur ins Werk setzt. Aber selbst die verfallende Kultur war doch so gewaltig, daß sie die mächtige, die größte Lehrmeisterin und Bildnerin der germanischen Völker werden mußte. Der Romanismus ist es, der das ganze Mittelalter in seinen Bann zieht: mit seinen Anfängen haben wir uns zunächst zu beschäftigen.

Freilich darf man in dieser Beziehung die ersten Zeiten nicht überschätzen. Es handelt sich da auch nur um sehr äußerliche Einflüsse. Von den römisch gewordenen Grenzgermanen der Rheinlande abgesehen, sind auch die Westgermanen nicht die vorgeschrittensten gewesen.

Digitized by Google

Erklärung der umstehenden Tafel.

Die Karte fällt durch die Nichtberücksichtigung der wirklichen Gestalt der Länder und des wirklichen Laufes der Gewässer wie der geographischen Lage der Länder und Orte nach Breite und Länge auf: die Länder sind auf einem langen, westöstlich gerichteten Bande fortlaufend aneinandergereiht. Diese Eigenart erklärt sich aus dem Zwecke der Karte: es war eine auf einen langen Streifen gebrachte Straßenkarte des römischen Reiches, die zu Rom in einem Portikus aufgehängt war und schon um der Lesbarkeit willen nicht allzu hoch sein durfte. Ihr Hauptzweck war Angabe der Entfernungen zwischen den einzelnen Orten wie der Richtung der diese verbindenden Straßen. Die überlieferte Fassung der Karte ist ins 3. Jahrhundert zu setzen, doch geht sie wohl auf die Karte Agrippas im Porticus Pollae zurück. Das erhaltene Pergamentoriginal (in der k. u. k. Hofbibliothek zu Wien) ist nur eine Kopie aus dem 13. Jahrhundert, bei der auch die Teilung in 12 Tafeln vorgenommen wurde. Der Westen ist nicht mehr vollständig erhalten. — Auf unserer Reproduktion sind am oberen und am rechten Rande die für das vorliegende Werk wichtigsten Orte sowohl in der den Römern geläufigen als auch in der heutigen Benennung angegeben.

Digitized by Google

Teile des römischen Germaniens (oberstes

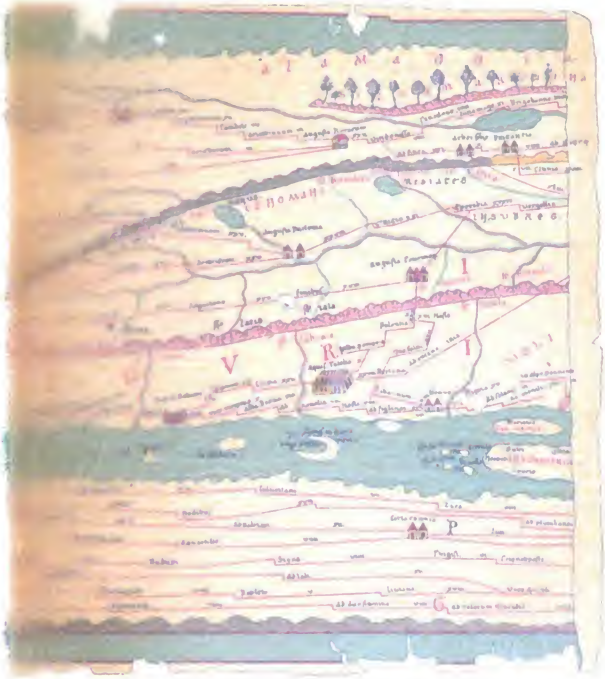
Nach E. Desjardins, „La table

Digitized by Google

Augusta Rauracorum
(Augst)

Alamannia

Silva Marciana Brigantium
(Schwarzwald) (Bregenz)



auf der Peutingerschen Tafel.

Westen (Paris 1869–76).

Digitized by Google

Jenes stille Wirken östlicher Einflüsse (vgl. S. 34) hat die Ostgermanen, deren Empfänglichkeit und Begabung auch die Völkerwanderung deutlich zeigt, vielfach schon gemodelt, als im Westen der Fortschritt noch sehr langsam war. Erst seit der Völkerwanderung verläuft der Prozeß in schnellerer und umfassenderer Weise. Von Anfang an wird man aber die verschiedenen Teile Deutschlands sehr scharf auseinanderhalten müssen. Das innere, namentlich nordwestliche Deutschland, der Kern, hat römische Einflüsse erst spät und nur spärlich erfahren. Freilich sind die Römer seit dem Jahre 12 v. Chr. fast drei Jahrzehnte lang über den Rhein selbst in das innere Germanien vorgedrungen, auch von der Nordseeküste her, haben im heutigen Westfalen zahlreiche Lager gehabt und sich zum Teil ziemlich häuslich eingerichtet, wie das große Lager von Haltern zeigt, sich auch nach der großen Varuskatastrophe später von neuem an das Werk der Eroberung gemacht, bis Tiberius den Germanicus abberief: aber diese ganze Episode hat Nordwestdeutschland kulturell gar nicht beeinflußt. Diese späteren Hauptträger eigentlich deutschen Wesens sind tieferen Einflüssen noch sehr lange unzugänglich geblieben.

Anders stand es naturgemäß mit den okkupierten Rheinlanden, dem späteren „Herd der Gesittung", d. h. vor allem den linksrheinischen Gebieten. Diese Rheinlande waren als Ober- und Untergermanien zunächst römische, zu Gallia Belgica gehörige Militärdistrikte und wurden erst kurz vor Trajans Zeit eigentliche Provinzen (siehe die beigeheftete farbige Tafel „Teile des römischen Germaniens auf der Peutingerschen Tafel"). Diese Neuorganisation hing wohl mit einer abermaligen, diesmal nachhaltigeren Ausdehnung des römischen Gebietes über die Rheingrenze hinaus zusammen. Seit Vespasian suchten die Römer die notwendige Verbindung zwischen Donau-Oberrhein und Mittelrhein herzustellen und den einspringenden germanischen Winkel unter ihre Herrschaft zu bringen. Ganz allmählich okkupierten sie dieses Gebiet durch Anlegung von Heerstraßen und von Grenzsicherungen, die man dann vorschob oder verlängerte. Um 150 n. Chr. schob man noch einmal eine vollkommener befestigte östliche Linie vor. Diese große systematische Grenzbefestigung der Römer, der Limes Romanus, der vor allem auch der Verhinderung unkontrollierter Grenzüberschreitungen gedient haben mag, war eine gesicherte Verbindungsstraße zwischen den die heranführenden Wege kontrollierenden Wachttürmen und Kastellen, auf der auch der Handel entlang (nie aber über die Grenze hinüber) zog. Den ursprünglichen Holzzaun ersetzte später eine Palisade, die Holztürme wurden zu Steintürmen, die kleinen Erdkastelle zu Steinkastellen mit fester Besatzung. Wall und Graben kamen aber erst im 3. Jahrhundert hinzu. An den Limes transrhenanus schloß sich der Limes rhaeticus an. Der Limes ist bekanntlich das Objekt einer ausgedehnten Sonderforschung geworden: die Ausgrabungen haben auch eine Fülle von Gegenständen der äußeren Kultur zutage gefördert (siehe die Abbildungen S. 64 und 65 sowie die Tafel „Römische Limes-Funde aus Kastell Osterburken" bei S. 66). Die Kultur im rechtsrheinischen Obergermanien, zu dem das Neckargebiet, das Dekumatenland, gehörte, war der der linksrheinischen Gebiete ähnlich, soweit es sich bei diesen um das militärisch gesicherte Grenzgebiet am Rhein handelt, weniger der Kultur der weiter westlich liegenden germanisch-gallischen Provinzteile. Und auch die linksrheinischen Grenzgebiete sind ja viel eher und viel länger römisch gewesen als das unruhige rechtsrheinische Gebiet, das schon im 3. Jahrhundert wieder aufgegeben wurde. Aber sonst herrschte hier wie dort rein militärische Luft, wie etwa die Grabsteine und die Weihungen in den Tempeln zeigen; die einheimische Bevölkerung stand abseits. Die Kultur war eine nicht

Digitized by Google

... Elemente mitbringende Importkultur aus Italien, ihr Träger war ... Veteranensoldat, der bald hierhin, bald dorthin in dem weiten Reiche kam. Bei ... geordneten Lagerbauten (siehe die Abbildungen S. 68 und S. 69) erhoben sich ... Befriedigung der gewohnten Genüsse und die Unterkunft der Händler, Wirte, ... Damen usw. Lagerdörfer (cannabae; vgl. S. 7), die dann durch die Nieder... von Veteranen, größeren Kaufleuten usw. zu geschlossenen Siedelungen wurden. ... die Römerstädte am linken Rheinufer entstanden, zum Teil, wie Mainz, aus mehreren Siedelungen; so sind dann später auch im Limesgebiet rechts des Rheins Städte entstanden, weniger zahlreich zwar und weniger bedeutend als jene. Außer Köln, der von Claudius an Stelle des Militärlagers gegründeten Colonia, (und nachmals Xanten) sind die Orte alle rechtlich erst spät eigentliche Städte geworden, aber städtisch geartete Siedelungen, für die Einheimischen ganz neuartig und fremd, waren sie früh, mit Mauern umgeben, mit Forum, Tempeln, Thermen, Theatern, Fabriken (Töpfereien) usw. im Inneren.

Römische Limes-Funde aus Kastell Hofheim. Nach O. von Sarwey und F. Hettner, „Der Obergermanisch-Rätische Limes", Heidelberg 1897. Vgl. Text S. 63.

Erheblich mehr ging von der römischen Kultur auf die gallischen und germanischen Bewohner weiter im Westen, in der eigentlichen Provinz, über. Die Romanisierung dieser Teile entsprach mehr oder weniger der völlig durchgeführten Romanisierung des inneren Galliens, das eine glänzende äußere Kultur erlangt hatte und an Bildung bald Italien überragte. Die Hauptblüte erlebte es im 2. Jahrhundert. Der Nordosten stand anfangs freilich zurück. Gallia Belgica war damals mit seiner Bauern- und Fischerbevölkerung zum Teil sogar weniger romanisiert als die germanischen Provinzen. Das gilt aber nicht von dem glänzenden Trier und dem Moselland mit seiner reichen Kultur (vgl. S. 8). Die Blütezeit Triers fällt freilich erst ins 3. und 4. Jahrhundert, wo es zur Hauptstadt ganz Galliens und eine Zeitlang Kaiserstadt wurde. Jedenfalls entwickelte sich im Inneren eine Kultur, die nicht nur auf die Fremden, Soldaten, Offiziere, Beamten, Kaufleute, beschränkt blieb, sondern von den Städten aus auch auf das Land strahlte und die einheimische Bevölkerung überhaupt stark ergriff. Aus römischen und gallischen Elementen entstand eine Mischkultur von hohem Niveau. Es erblühte westlich des Rheins und in Belgien, an römischem Muster geschult, aber bald eigenartig gerichtet, eine hervorragende Keramik, Metallindustrie und Glasfabrikation. Auf dem Lande entstanden neben den kleinen einfachen Gutshöfen (Villae rusticae) der Veteranen, die dann auch Muster für Einheimische wurden und ebenso in den Grenzgebieten vorkamen, üppig ausgestattete Landhäuser der Oberschicht (Villae urbanae). In das während der langen Friedenszeit ungestört entwickelte Kulturleben, in die Lebenshaltung und das Dasein der Kaufleute und reichen Grundbesitzer, der Bauern, Winzer und Schiffer mit ihren Weinschiffen usw. gewähren Genrebilder und Alltagsszenen auf den Grabdenkmälern, wie sie die dortige Kunst liebte, einen Einblick.

Wie weit waren nun den Einwirkungen der römischen Kultur in den Rheinlanden germanische Elemente ausgesetzt? In dem neubesiedelten Dekumatenland waren diese

Digitized by Google

ganz gering. Im linksrheinischen Obergermanien hatten schon im 1. Jahrhundert v. Chr. Triboker, Nemeter und Vangionen gesessen: sie gehörten gleichsam zu den Kelten und waren erheblich romanisiert. Rechts des Mittelrheines saßen in der chattischen Mainebene die von Drusus angesiedelten Mattiaker; die römische Herrschaft soll sich außer über sie auch weiter nach Osten erstreckt haben über Usiper, Tubanten, Chasuarier und andere. Besetzt hielt man nur ganz wenige Punkte rechts des Mittelrheines. In Untergermanien waren die Ubier wie ein Teil der Sugambrer linksrheinisch transloziert: die ersteren mit ihrem Hauptort Köln fühlten sich ganz als Römer und hörten sich am liebsten Agrippinenser nennen. Aber es scheint auch früh eine starke germanische Einwanderung in linksrheinisches Gebiet stattgefunden zu haben. Die Treverer, in deren Gebiet Trier lag, hielten sich nach Cäsar für Abkömmlinge von Germanen, waren aber jedenfalls stark mit Kelten gemischt. Rechts des Niederrheines hatte man zur Sicherung Ödland, in dem noch ein Teil der Sugambrer saß, den Römern botmäßig wie andere kleine, aus diesem Gebiet nicht herausgeworfene germanische Reste. Am untersten Laufe des

Römische Limes-Funde aus Kastell Hofheim. Nach O. von Sarwey und F. Hettner, „Der Obergermanisch-Rätische Limes", Heidelberg 1897. Vgl. Text S. 63.

Stromes brauchte man gar keine Sicherung. Dort sind die von Drusus friedlich gewonnenen Cannenefaten, Teile der Friesen und die Bataver, letztere trotz ihres großen Aufstandes, den Römern dauernd treu geblieben. Die Bataver, die erst die salischen Franken befreiten, haben in ihrer Lebenshaltung sehr viel Römisches angenommen, sogar in der Namengebung.

Man darf nun selbst in jenem am meisten romanisierten gallisch-germanischen Provinzgebiet die Romanisierung nicht überschätzen. Seit dem Ende des 2. Jahrhunderts setzt zudem ein Niedergang der übertragenen fremden Kultur im Zusammenhang mit einer zunehmenden Nationalisierung derselben in Gallien ein. Je weitere Kreise sich eben dieser Kultur bei der naturgemäß immer steigenden Romanisierung hingaben, um so mehr mußte die nationale Eigenart der Volkskreise zur Geltung kommen. Das gilt nicht nur von den Galliern, sondern auch von Germanen. Besonders bezeichnend ist, wie die nationale Götterwelt sich auf den Denkmälern entweder in das römische Gewand kleidet oder auch unverhüllt neben der römischen und orientalischen auftritt. Für die Germanen kommt da die Gleichsetzung des Wotan, Ziu und Donar mit Merkur, Mars und Herkules sowie der Kult weiblicher, mütterlicher Gottheiten (Familienkult von Stammüttern), wie ihn die „Matronensteine" zeigen, in Betracht. Jedenfalls sind die germanischen und nordgallischen Provinzialen keineswegs zu Römern geworden, und auch die Herrschaft der lateinischen Sprache konnte hier nicht so fest wurzeln wie im westlichen und südlichen Gallien. Es hatten ja

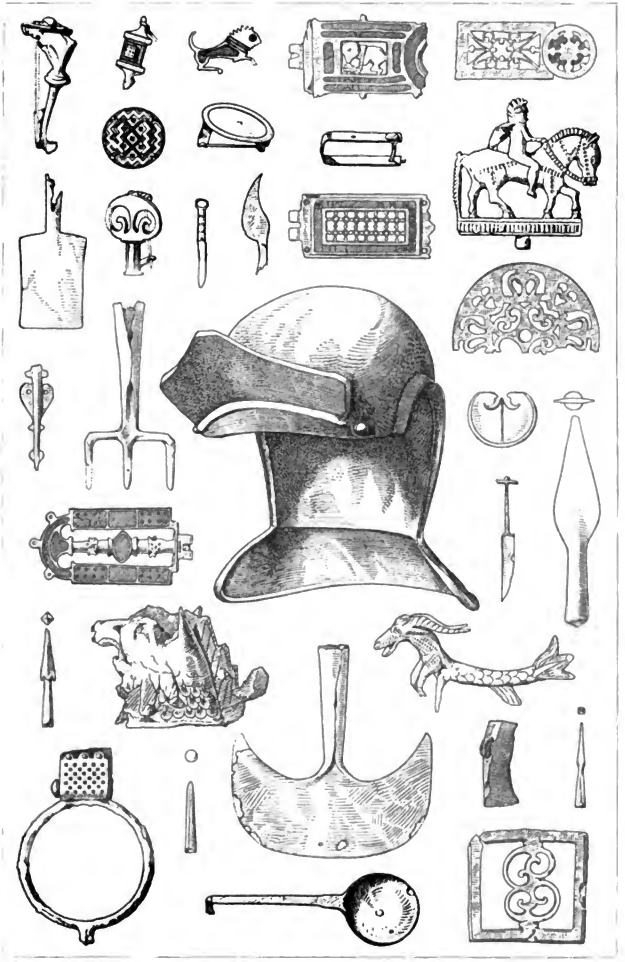
Digitized by Google

auch die Germanen westlich vom Rhein und erst recht die Gallier eine keineswegs geringe heimische Kultur, so daß sie die fremden Kulturelemente, wie wir (S. 64) für Handwerk und Industrie sahen, bald eigenartig zu verarbeiten verstanden und in der Kunst wenigstens stofflich einen eigenen Geschmack zeigten. Auch das rechtsrheinische Okkupationsgebiet war ein nicht ganz unkultiviertes Land, und die Römer haben sich danach in vieler Beziehung eingerichtet. Ein Ausgleich fand hier allerdings, wie (S. 63 f.) gesagt, nicht statt. Immerhin mochten die Bewohner manches Äußere den Soldaten in den Lagern, wohin sie Rohprodukte lieferten, absehen, ebenso wie dem Betriebe auf jenen Villae rusticae. Noch mehr gilt das von den Germanen in der linksrheinischen Grenzgegend. Der in der Nähe der Städte wohnende Teil mochte allmählich doch Stücke der Tracht, des Schmuckes, der Wohnungseinrichtung, neue Genüsse, ein wenig vom römischen Kult annehmen und einiges von der lateinischen Verwaltungs- und Verkehrssprache erlernen. Doch überwog z. B. noch im 3. und 4. Jahrhundert in der Umgegend von Köln und Mainz die germanische Sprache durchaus.

Schwierig ist es, die römischen Übertragungen dieser eigentlichen Römerzeit im einzelnen von denen der späteren Periode zu scheiden. Zahlreich sind sie uns durch die Lehnwörter der deutschen Sprache noch heute erkennbar, aber trotz des fremden Namens handelt es sich oft nur um Übernahme einer Modifikation, einer Vervollkommnung einer schon bekannten Sache. Für die annähernde Altersbestimmung der Entlehnung bietet die Sprache zwar einige Kriterien. Man darf aus dem Umstand, daß manche Fremdwörter die sogenannte zweite Lautverschiebung ganz oder zum Teil mitgemacht haben, auf ihre Übernahme vor oder während der Zeit derselben, also bis spätestens zum 6. Jahrhundert, schließen, wobei allerdings aus hier nicht auszuführenden Gründen nur die Verschiebung von t zu z (oder ss), p zu pf (oder f) und von inlautendem k zu ch und h in Betracht zu ziehen ist. Andere Wörter zeigen durch ihre Gestaltung, daß sie zu einer Zeit übernommen sind, wo lateinisch c noch wie k gesprochen wurde (z. B. Kicherserbse] aus cicer), was aber auch für die Entlehnung einen weiten Spielraum bis zum 6. Jahrhundert läßt. Wenn sich endlich angelsächsische Lehnwörter mit althochdeutschen unter Berücksichtigung der beiderseitigen Lautgesetze decken, so werden sie noch aus der kontinentalen Zeit der Angelsachsen, also der Zeit vor 450, stammen, könnten allerdings von den Angelsachsen auch später aus Gallien entlehnt oder durch die Normannen ihnen gebracht worden sein. Dazu kommen, allerdings nicht für die Westgermanen, die für eine Entlehnung vor dem 4. Jahrhundert beweiskräftigen Lehnwörter in der gotischen Bibelübersetzung des Ulfilas in Betracht. Auch der Umstand, daß einige Entlehnungen noch den lautlichen Charakter des Hochlateinischen, nicht des Vulgärlateins, tragen, spricht für frühe Entlehnung.

Aber alle diese Kriterien genügen nicht, uns etwa über die Einzelheiten des römischen Einflusses bis zum 3. Jahrhundert aufzuklären. Sachliche Erwägungen können auch nur zu einiger Wahrscheinlichkeit führen, die Funde geben zwar sicheren, aber doch nur auf bestimmte Dinge beschränkten Aufschluß. Jedenfalls war das Hauptaufnahmegebiet solcher Entlehnungen das niederrheinische, d. h. linksrheinische Gebiet, das dann auch manches weiter nach Osten abgegeben haben mag. Die entlehnte Bezeichnung für Sonnabend, die wir als Saterdag am Niederrhein im Mittelalter und ebenso späterhin finden, also Saturni dies, ist auf dieses nordwestliche Gebiet beschränkt und ist heute auch noch bei den Engländern in Gebrauch (saturday): die Angelsachsen haben das Lehnwort neben

Digitized by Google



Römische Limes-Funde aus Kastell Osterburken.

Nach O. von Sarwey und F. Hettner, „Der Obergermanisch-Rätische Limes", Lieferung 2, Heidelberg 1895.

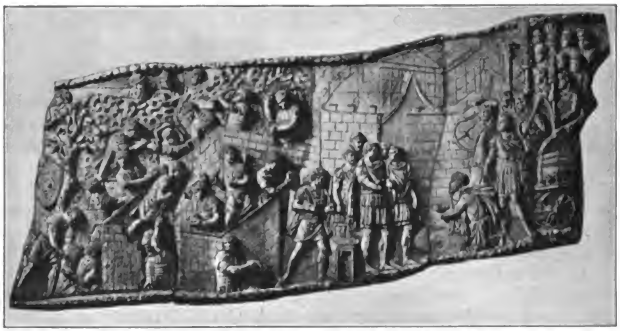
Digitized by Google

anderen also vom Kontinent mitgebracht. Überhaupt gehört die Übernahme der römischen Woche wie der römischen Zeitrechnung, die nicht wie die der Germanen nach Nächten, sondern nach Tagen zählt, an Stelle eines germanischen, im einzelnen freilich unsicheren Mondjahres das Sonnenjahr setzt, anscheinend zu den frühesten Entlehnungen. Die Wochentage wurden, abgesehen von jenem unmittelbar übernommenen Saterdag und der einfachen Übersetzung von Solis dies (Sonntag) und Lunae dies (Mon[d]tag), nach den Namen derjenigen heimischen Götter benannt, die den römischen entsprachen, wie ja auch die Römer die (eigentlich babylonischen) Bezeichnungen entsprechend umgestaltet hatten. So wurde der Tag des Mars zum Ziustag (alemannisch Zistag), im Nordwesten zum Dingstag (Dienstag; Tag des auf Votivsteinen vorkommenden Thingsus), im bayerischen Gebiet zum Ertag (vielleicht Tag des Ares, infolge griechischer Einflüsse auf die Goten und durch diese vermittelt?), so der Tag des Merkur im Nordwesten und Norden zum Wodanstag, der Tag des Jupiter zum Tag des Donner (Thor), der der Venus zum Frei(Frija-)tag.

Von den niederrheinischen Landen aus werden sich ferner zum Teil manche Lehnwörter aus dem Bereich der Schiffahrt verbreitet haben, wie Anker (ancora), Riemen (remus); in diesen Gebieten werden auch fremde Obstsorten früh bezeugt, wie die Kirschen (durch Plinius), feinere Äpfel für Belgien (siehe unten). In den Moselgegenden bürgerte sich zuerst die Weinkultur ein, die, nach Funden zu urteilen, schon im 2. und 3. Jahrhundert bedeutend ist, aber die rheinischen Lande außerhalb der Umgebung der Römerstationen nur allmählich erobert. Saalburgfunde (aus der Zeit vor Ende des 3. Jahrhunderts) zeigen sie bereits rechts des Rheines. Das Wort Wein (vinum) gehört, wie wahrscheinlich auch Most (mustum) und Essig (acetum), zu den frühesten Lehnwörtern: man lernte ihn im Inneren zunächst freilich nur als Handelsartikel kennen. Mit dem Weinhandel, den wir mit als Grundlage des Handels überhaupt angesehen haben (vgl. S. 36), hängt mancherlei fremdes Gut zusammen, etwa die Sitte des Mischens (miscere), gewisse Gefäße, wie der Lägel (lagena) und der Kelch (calicem, von calix), ferner Kelter, Presse und anderes. Die häufigsten römischen Funde sind auch Gefäße (Bronzeeimer, Kasserollen, Tongefäße, Gläser usw.), die mit dem Weinhandel und -verbrauch zusammenhängen. Wie sich manche Fachausdrücke des Handels an den caupo knüpften, sahen wir schon (S. 36). Auf den Handel überhaupt gehen vielleicht auch schon Entlehnungen wie Esel und Maultier, Kiste (angelsächsisch ciste) und Korb zurück, ebenso die Arche (got. arka) als Geldkiste; weiter das Geld selbst, das ja freilich noch lange nicht wirkliches Tauschmittel wurde (Münze aus moneta, angels. mynet; althochd. silihha [Münzbezeichnung] aus siliqua). Der Fellhandel mag das Wort Decher (decuria), die Kaufeinheit für Felle, gebracht haben. Um diese Zeit mögen ferner die Gewichtsbezeichnungen Pfund (pondo, got. und angels. pund) und Unze (uncia, got. unkja) eingedrungen sein; ebenso wohl die Bezeichnung für Kupfer (cuprum, angels. copor). Auch jene Übernahme der lateinischen Buchstaben (vgl. S. 48) fällt in die ersten Jahrhunderte. Weiter machte man früh Bekanntschaft mit dem römischen Steinbau (siehe die Abbildungen S. 68 69, 71), der aber selten genug blieb. Bei ihm konnte man sich nur nach südlichem Muster richten und sich nur römischer Arbeiter, Ziegelbrenner, Maurer usw., bedienen. Ein großer Teil der später bei Betrachtung der fränkischen Kulturentlehnungen aufzuführenden Dinge, Kalk (calcem, von calx, angels. cealc), Ziegel (tegula, angels. tigol), Mauer (murus, angels. mur), Pfosten (angels. post), auch Söller (angels. solor), mag schon früher entlehnt sein. Sehr dafür spricht die Stelle des Ammianus Marcellinus, wonach Kaiser Julian 357 bei Mainz die Wohnsitze

Digitized by Google

von Alemannen „ziemlich sorgfältig nach römischem Brauch ausgeführt" fand. Wie wenig dies aber für eine allgemeinere Verbreitung des Steinbaues besagen will, werden wir noch sehen. Die Obstkultur sodann (vgl. S. 67) muß schon in den ersten Jahrhunderten nicht an den Niederrhein allein verpflanzt worden sein. Die Funde auf der Saalburg beweisen, daß Kirschen, Zwetschen, Pflaumen (angels. plûme), Pfirsiche (angels. persoc), Aprikosen, Walnüsse, Haselnüsse vor Ende des 3. Jahrhunderts von den Römern im Taunus gezogen wurden. Birnenkerne — der Name Birne kann aus sprachlichen Gründen schwerlich vor dem 9. Jahrhundert entlehnt sein — mögen sich wegen ihrer Vergänglichkeit nicht erhalten haben; auch Kerne des bereits heimischen Kulturapfels kommen ja nicht vor. Kastanien haben sich in römischen Resten zu Mainz gefunden. Ferner wurde der Kürbis vielleicht früh angebaut.



Römisches Lager. Davor Empfang eines dakischen Gesandten durch Trajan. Rechts eine eintreffende römische Legion mit Legat, Bläsern, Fahnenträgern an der Spitze. Relief der Trajanssäule in Rom. Nach Conrad Cichorius, „Reliefs der Trajanssäule", Berlin 1896. Vgl. Text S. 64.

Die rasche weitere Verbreitung einzelner fremder Obstsorten scheinen Funde in einem Fuldaer Pfahlbau aus vermutlich spätrömischer Zeit (Zwetschen- und Pfirsichkerne) zu beweisen. Es fanden sich dort auch Traubenkerne. Man hat sodann Gründe, den Speicher (wegen der Länge des i im althochd. spîchari) und den Weiher für früh entlehnt zu halten, ebenso Ackergeräte, z. B. Sichel (secula, angels. sicol) und Flegel (angels. fligel), wie überhaupt das Vorbild des hochstehenden römischen Ackerbaues allmählich zu einem geregelteren Betrieb führte. Für frühe Einflüsse der römischen Kochkunst sprechen die angelsächsischen Worte cycene (Küche), coc (Koch), cytel (Kessel), für größeren Luxus das angelsächsische pyle (Pfühl). Verwaltungsdinge mögen früh übernommen worden sein, so, nach dem Angelsächsischen zu schließen, Zoll (davon auch Zöllner), ebenso wohl die Bezeichnungen für Meile, Straße und anderes.

Immer ist nun daran festzuhalten, daß alle diese Einflüsse, wie betont, keineswegs auf das eigentliche Innergermanien, insbesondere nicht auf den stets eine besondere Eigenart bewahrenden, sehr spröden deutschen Nordwesten, ausgedehnt werden dürfen, wenigstens nicht für die ersten zwei Jahrhunderte. Freilich haben auch die freien Germanen östlich vom Unterrhein, z. B. die Brukterer, Cherusker, Langobarden, Semnonen,

Digitized by Google

zum Teil nähere Beziehungen zu den Römern unterhalten, gerade die Cherusker, die anderseits, wie bekannt, unter Arminius sich in einem großen Volkskriege gegen die Römer siegreich erhoben. Zu den Germanen bestanden aber auch in anderen Gebieten meist freundliche Beziehungen. An das Dekumatenland grenzten z. B. die Hermunduren, die sehr gute Freundschaft mit den Römern hielten und einen ausgedehnten Handel nach Augsburg betrieben. Sie konnten zu Trajans Zeiten ganz frei die Grenze überschreiten. Zu der reicheren römischen Lebenshaltung werden sich manche Stämme früh hingezogen gefühlt haben: immer wieder strebten sie in die römischen Grenzen hinein. Das wollte aber die römische Politik gerade verhindern. Der Sicherheit halber unterwarf man vielmehr den Verkehr

Römischer Festungsbau. Relief der Trajanssäule in Rom. Nach Conrad Cichorius, „Reliefs der Trajanssäule", Berlin 1896. Vgl. Text S. 64.

jener strengen Kontrolle, von der eben die Hermunduren befreit waren. Nur unter gewissen Bedingungen und an gewissen Orten durften fremde Germanen im römischen Gebiet erscheinen. Die Germanen, die unmittelbar an den Limes und an den Rhein stießen, sind in der Regel die am wenigsten beeinflußten, was aber schwerlich an ihrer Abneigung, sondern an der Unterbindung des Verkehrs, des Handels (vgl. S. 63) lag.

So wirkte auf diese Innergermanen der Handel größtenteils nur auf Umwegen, von der Küste oder von Süden und Südosten her, immer aber nur in äußerlicher Beziehung. Dieser Verkehr steigerte sich jetzt indes. Der früher mehr von Stamm zu Stamm sich vollziehende Bernsteinhandel (vgl. S. 34) wurde in der Mitte des 1. Jahrhunderts n. Chr. zu einem direkten lebhaften Überlandhandel. Jetzt rief namentlich der Ostseebernstein auf der alten Handelsstraße von der Oder und Weichsel zur Donau einen Verkehr hervor. Dafür sprechen die zahlreichen Funde von Kaisermünzen und römischen Industrieerzeugnissen im Weichselgebiet, in Posen und Schlesien. Römer selbst werden im Osten nur selten gewesen sein. Indessen berichtet Plinius, daß unter Nero ein römischer Ritter aus Pannonien

Digitized by Google

diese Bernsteinküste eingehend erforscht habe. Die germanischen Fürsten und Führer brachten in ihren Schatz jedenfalls manch schönes Erzeugnis südlicher Kunst, das freilich in der sonstigen Umgebung oft sonderbar wirken mochte. Immerhin beweisen die im Norden gefundenen Bronzegeräte von zum Teil vortrefflicher Arbeit, daß man dergleichen dort richtig zu bewerten wußte. Auch hier zeigt sich also wieder, daß der Kulturzustand der Germanen keineswegs niedrig war. Die Funde sind es überhaupt, die uns über den Umfang solchen äußeren Kulturimports belehren können. Es sind vor allem jene mit dem Weingenuß zusammenhängenden Gefäße (vgl. S. 67), später auch Fibeln, allerlei Zierat und Beschläge. Die Münzfunde beweisen aber, daß dieser römische Handel im Westen erst nach Nero über die Ems vordrang und erst gegen 200 n. Chr. auch für Innerdeutschland bedeutender wird. Eher als die Nordwestdeutschen im Binnenlande haben die Küstengermanen allerlei auf dem Seewege durch den Handel überkommen. So sind jene Bronzeeimer vom Hemmoor-Typus, die man neuerdings als von der römisch-gallischen Industrie am Niederrhein stammend erkannt hat, dorthin und selbst nach Skandinavien gelangt, ebenso aber auch italische Bronzeeimer und Kasserollen (aus Capua), ferner Glasgefäße und Terrasigillata-Produkte vom Niederrhein. Diese Dinge kamen dann von der See her auch die Weser oder Elbe hinauf. Aber jene Nordwestdeutschen blieben gleichwohl von diesem Handel am meisten unberührt. Sie bilden einen vollen Gegensatz zu den südlichen und westlichen Germanen an den Grenzen des Römerreiches, die immer lüsterner nach den Schätzen der römischen Zivilisation wurden, und die eben nur die Grenze zurückhielt, wie der Damm die Flut.

Diese Grenze war aber in anderer Beziehung ein Erziehungsmittel. Die langdauernde Hemmung des weiteren Vordringens gewöhnte die Germanen wieder an die alten Zustände der Seßhaftigkeit, die (vgl. S. 39) zum Teil längere Zeit unterbrochen gewesen waren. Aber immer blieb der Blick auf die Römer gerichtet, wie deren Blick auf die Germanen. Hier und da wurden Einbrüche versucht, die Römer schlugen sie zurück; lagen die Stämme einander in den Haaren, so erbat der eine wohl Hilfe von den römischen Truppen; zuweilen griffen die Römer auch sonst in die inneren Verhältnisse ein, setzten Könige ein, beaufsichtigten die Versammlungen und so fort. Man beruhigte auch durch „Geschenke", nötigenfalls durch Waffengewalt. Im ganzen gab es zwei Jahrhunderte Ruhe, gewiß eine Zeit langsamer kultureller Fortschritte der Innergermanen.

Weiter mußte nun aber die *friedliche Invasion* der Germanen in das römische Reich, die schon Cäsar durch Annahme germanischer Reiter eingeleitet hatte, eine *Rückwirkung daheim* ausüben. Die Reisläuferei immer stärkerer germanischer Söldnerscharen unter heimischen Führern, das Dienen vornehmer Germanen, wie schon des Arminius, seines Bruders Flavus und seines Gegners Marbod, wie des Claudius Civilis usw., in der römischen Kavallerie, die Verwendung der Germanen zu Leibwachen, schließlich bei der wachsenden Germanisierung des Heeres zu Kommandostellen und zu hohen Verwaltungsposten, sind auch von Einfluß auf das Germanentum überhaupt gewesen, ebenso der Aufenthalt von Verbannten und Gefangenen im Süden sowie die aus Rücksichten der Heeresergänzung und der notwendigen Hebung des Landbaues erfolgte Ansiedelung ganzer Stämme im Römerreich. Viele mochten wieder zurückkehren, andere behielten wenigstens Beziehungen zu den Leuten daheim. Am wichtigsten war aber die spätere Ansiedelung von Stammesteilen in den Grenzlanden selbst: sie blieben naturgemäß inniger mit den Stämmen weiter im Inneren verbunden. Auch durch eigenmächtige Einwanderung setzten sich immer mehr Franken in Gallien

Digitized by Google

und den Rheinlanden fest, so daß die Landbevölkerung schon im 4. Jahrhundert völlig germanisch wurde. In den Franken, die wie die Alemannen auch besonders eifrige Reisläufer waren, tritt nun der wichtigste der seit dem 3. Jahrhundert auftauchenden scheinbar neugebildeten großen Stämme auf, deren umstrittene Entstehung, deren Verhältnis zu älteren, ihren Grundstock ausmachenden Stämmen hier nicht erörtert werden soll. Es sind neben den Franken, deren Name als Frangones schon bei Cicero vorkommt, die Alemannen, Bayern, Thüringer, die Sachsen und im Osten die unter den alten Namen auftretenden Goten, Heruler, Vandalen, Burgunder, Langobarden.

Sie sind in ihrer Mehrzahl nun auch die Träger der gewaltsamen Invasion, für die sich der mißverständliche Name Völkerwanderung eingebürgert hat, und die durch

Brücken- und Festungsbau römischer Legionare. In der Mitte oben Trajan, in die Ferne blickend. Relief der Trajanssäule in Rom. Nach Conrad Cichorius, „Reliefs der Trajanssäule", Berlin 1896. Vgl. Text S. 67.

den alten Anreiz der südlichen Kultur, die bei dichter Bevölkerung, extensiver Wirtschaft und beschränkter Ausdehnung immer empfindlichere Landnot, auch wohl durch Drängen der Slawen im Osten hervorgerufen worden ist. Zuerst hatten sich die östlichen Gruppen bewegt, langsam und stetig, in voller Abwanderung der geschlossenen Stämme nach Südosten, von den Römern mühsam an der Grenze zurückgehalten. Im Westen waren die Stämme seit dem 3. Jahrhundert in immer neuen Einfällen und bei fortwährenden Hemmungen etappenweise vorgedrungen, zuerst die Alemannen, die schließlich das Dekumatenland und das rechtsrheinische Gebiet ganz innehatten und den Rheinlanden als wilde Zerstörer galten, aber doch in steter Berührung vielseitig beeinflußt waren. Auch die aus Hader mit ihnen zu römischen Verbündeten (foederati) gewordenen Burgunder, die links des Rheines angesiedelt waren, räumten ihnen die dortige Ebene. Mit Erfolg hemmten ihr weiteres Vordringen aber nicht die Römer, sondern später die Franken. Auch diese waren längst in Bewegung. Gegen ihre ripuarische und oberfränkische, wesentlich chattische Gruppe war trotz weitreichender Einfälle die mittlere Rheingrenze bis etwa 350 gehalten worden, die zunächst als

Digitized by Google

Kolonisten eingedrungenen salischen (See-) Franken saßen um diese Zeit bis südlich der Maas und rückten jetzt weniger gewaltsam als Föderati weiter nach Südwesten vor.

Diese Zeiten sahen auch die friedliche Ansiedelung gerade von Franken und Goten in allen Teilen des römischen Reiches auf ihrem Höhepunkt, ebenso die zu Ende des 4. Jahrhunderts fast ganz durchgeführte Germanisierung des Heeres, besonders durch Alemannen und Franken. Die Besetzung der Beamtenstellen mit ihnen war jetzt so weit gediehen, daß der Franke Arbogast der mächtigste Mann im Reiche war. Auch in der Kultur hatten diese Zeiten manche Fortschritte gebracht, vor allem bei den Goten, die freilich schon Jordanis in dieser Beziehung überschätzte. Ihre Zustände können zum Teil aus des Ulfilas Bibelübersetzung erschlossen werden. Aber auch bei den Franken und Alemannen besserte sich die Wohnung, verfeinerten sich Geräte und Lebenszutaten; Waffen und Werkzeuge waren nun durchweg aus Eisen, ein heimisches Gewerbe entwickelte sich stärker, und in den neuen Sitzen wurden die Germanen wieder völlig zu Ackerbauern, die vielleicht schon eine rohe Dreifelderwirtschaft hatten. Die eigentliche Wirtschaftsform dieser Art (Winterfrucht, Sommerfrucht, Brache innerhalb dreier Jahre) setzt eine stärkere Düngung voraus, die erst später bei der Stallfütterung leichter möglich war. Dagegen blieben die zum Teil mit den Franken die Küsten Galliens plündernden Sachsen am weitesten zurück; immerhin finden sich auch im inneren Deutschland Glasperlen und römische Fabrikate sowie Eisenwerkzeuge, Hammer, Meißel und anderes.

Seit dem Einfall der Hunnen, der die Westgoten über die Grenzen des Römerreiches drängte, begann nun die eigentliche Periode der gewaltsamen Invasion. Das dem ganzen Abendland Gefahr drohende Element der Hunnen wurde zwar von Aëtius durch die entscheidende Schlacht auf den Katalaunischen Gefilden (451) in seinem weiteren Vordringen gehemmt und verschwand schließlich aus dem Westen. Aëtius war aber auch der letzte große Schützer des Reiches gegen die Germanen gewesen, die ja schon weite Teile des Reiches innehatten (s. die Abbildung S. 73). Die Züge des 5. Jahrhunderts waren überhaupt gewaltige Eroberungsfahrten mit politischen Zielen und straffer Konzentration der Stämme: es entstanden große Reiche auf römischem Boden, vor allem solche der Ostgermanen, der Vandalen, der Ost- und Westgoten, der als letztes Wandervolk kommenden Langobarden, der Burgunder, weiter das der Franken. Nur das letztere hatte dauernden Bestand, von dem auf ganz andere Weise entstandenen angelsächsischen Reich in Britannien abgesehen. Und so wenig mit der raschen Vergiftung und dem frühzeitigen Untergang jener Stämme die eigentliche Wirkung dieser germanischen Elemente auf den Süden wie ihre Bedeutung für die allgemeine Kulturgeschichte abgetan ist, so hat sich eine Geschichte deutscher Kultur doch nur mit den Franken zu beschäftigen und mit diesen auch nur insofern, als ihr Reich eine wichtige kulturelle Vermittelungsrolle für das spätere Deutschland hatte, das es sich auch politisch unterwarf und zum ersten Male zusammenfaßte.

Episodenhaft hat eine ähnliche Rolle der große Ostgote Theodorich gespielt, der Beziehungen zum alten Stammlande pflegte, auch wohl pangermanische Gedanken hatte, ein bewußter Förderer des Anschlusses der Germanen an die antike Kultur war und doch die heimische Art hochhielt. Er ist zur Lieblingsgestalt der Sage geworden, die sein Heldentum freilich echt deutsch hart mit dem Schicksal ringen läßt. Sein Reich ist, wie die spätere Bedeutung des Cassiodor und des Boëthius zeigt, ein wirkliches Bindeglied zwischen Antike und Barbarentum gewesen: erst nach seinem Untergang konnten die Franken ihre Rolle spielen. Sie, die Träger frischer Volkskraft, legten den Grund zur Wiederaufrichtung des

Digitized by Google

Abendlandes, auf sie ging das der allgemeinen Anschauung nach immer noch lebendige römische Imperium, nun freilich barbarisiert, über, auf sie stützte sich die Hüterin der kulturellen Traditionen des Römischen Reiches, die Kirche. Die fränkischen Zustände sind anderseits die Grundlage der deutschen Kultur des Mittelalters geworden, der Ausgangspunkt des Deutschen Reiches. Staatswesen, Kirche, Bildung, Wirtschaft, soziale Gliederung der mittelalterlichen Deutschen knüpfen an das Reich der Franken an.

Die Franken, deren führender Teil die salischen Franken geworden waren, hatten sich in der Völkerwanderungszeit doch gewandelt. Weniger umhergeworfen als die Goten, hatten sie sich schon vor der Reichsgründung erheblich von den Zuständen der Urzeit entfernt, im religiösen Leben viel verloren, im geistigen sich ganz und gar fremden Einflüssen geöffnet. Politisch hatte sich wie bei den übrigen großen Stämmen eine festere Zentralisierung, namentlich die Ausbildung eines straffe-ren Königtums ergeben. Kulturell brachte die Wanderzeit vielfach große Rückschritte mit sich, wie schon jene ältere Ausbreitungsperiode (vgl. S. 38). Wirtschaftlich waren die Wirkungen der vorher bereits vorhandenen größeren Seßhaftigkeit zum Teil wieder verloren gegangen: auf den Wanderungen tritt wieder die Viehzucht stärker hervor, die Intensität des Ackerbaues wird wieder ganz gering. Durch Beute oder Kriegstaten entwickelt sich rascher eine soziale Ungleichheit. Zum Teil gilt das alles auch von den innerdeutschen Stämmen. Aber wie bei diesen gerade wie bei den Franken von einem fortwährenden Weiterstürmen keine Rede ist, wie nicht wenig Menschen überhaupt ruhig sitzen geblieben sind, so haben sich auch die alten Siedelungen vielfach erhalten oder sind an andere Germanen in altem Zustand übergegangen. Immerhin wurde nunmehr erst mit der Reichsgründung und der Unterwerfung der Alemannen, Thüringer, Bayern und schließlich der Sachsen durch die Franken für diese wie für jene der Grund zu einer dauernden festen Entwickelung gelegt, mit der Innehaltung ständiger Sitze das stark entvölkerte Land neu besiedelt; es begann der eigentliche Ausbau der deutschen Lande (vgl. S. 12), das wirtschaftliche und das politische Leben wurden neu gestaltet. Verloren gegangen war der Osten — freilich haben, den Funden nach zu schließen, die Germanen diese Gebiete nie völlig verlassen, ihre Reste gingen aber in den Slawen auf —, der Schwerpunkt ist ganz nach Westen und Süden gelegt. Die führenden Stämme haben ferner ganz binnenländischen Charakter erhalten: die an den Küsten sitzenden Friesen entwickelten ein völliges Sonderleben.

Gefangene Germanen der Völkerwanderungszeit (von Aetius gefangen). Der eine der Männer nackt (auf einem anderen Streifen ist derselbe Mann, ungefesselt, bekleidet), der andere mit Leibrock und Hose bekleidet. Die Frauen mit langwallenden, durch Reifen oder Band zusammengehaltenen Haaren, in langen, ärmellosen Gewändern. Im Hintergrunde sechseckiger Schild, Schwert (Scramasax) und Köcher mit Pfeilen. Bildstreifen aus einer Tafel eines Konsulardiptychons aus Elfenbein im Domschatz zu Hildesheim. Nach Photographie im Besitz des Römisch-Germanischen Central-Museums in Mainz. Vgl. Text S. 72.

Um den erzieherischen Einfluß der am meisten romanisierten Franken auf die Innerdeutschen zu würdigen, bedarf es einer Erkenntnis des Grades der Romanisierung und Kultivierung der Franken selbst. Keineswegs berührt uns dabei die Kulturgeschichte des merowingischen Reiches überhaupt; aber zu ihm gehörten doch nicht nur die völlig romanisierten Teile des eroberten Galliens und Burgunds, sondern auch die für die spätere deutsche Entwickelung maßgebend gewordenen Rheinlande: im Osten und Norden war es wesentlich germanisches Land mit Bauernkultur ohne bedeutende Reste römischer Bevölkerung. Diesen weniger kultivierten Gebieten haben sich die von den Franken unterworfenen deutschen Stämme in ihrem Kulturgrade mehr oder weniger genähert. Aber vieles ist doch auch aus den ganz romanisierten westlichen Teilen auf den Osten dauernd übergegangen, das ganze Reich hat dadurch ein Staatsleben, die Ansätze zu neuer Bildung, die definitive Erkenntnis der Bedeutung der Arbeit gewonnen und der damals wichtigsten Erzieherin zu höherer Kultur, der christlichen Kirche, sich geöffnet. Trotz der anfänglichen starken Abneigung der „Römer" — Römer bedeutete einen Kulturbegriff — gegen die „Barbaren" und trotz der im eigentlichen Gallien bald unmöglichen sozialen Minderschätzung des Römers seitens des selbstbewußten Franken war allmählich eine äußere und innere Assimilierung eingetreten und hatte die in Gallien eigenartig gefärbte römische Kultur im Westen sehr rasch auf die Eroberer wirken lassen, so daß später der Geschichtschreiber Agathias die Franken in vielen Dingen den Römern gleich fand. Die Mischung der Franken mit Kelten und Römern hatte auch schon seit längerer Zeit einen dunkleren Volkstypus hervorgebracht. Gleichwohl ist die Merowingerkultur so wenig eine völlig romanische Kultur, wie man in ihr etwa nur eine Fortbildung aus germanischen Elementen sehen darf. Der ausgeprägte Charakter der Mischkultur, bei deren Durcheinanderwogen auch völlige Neubildungen sich ergeben, die Germanisches und Römisches nebeneinander oder verschmolzen oder in leiser Berührung zeigen, soll in keiner Weise verkannt werden, wenn hier im einzelnen klarzulegen versucht wird, was der Franke dem Römer zu danken hat.

Die gallisch-römische Kultur war eine städtische, und an den Städten hatten die Barbaren zunächst ihre Zerstörungswut geübt. Rechts des Rheines waren jene mit der Preisgabe des Limes (vgl. S. 63) in der Hauptsache alsbald geschwunden, die linksrheinischen Städte dagegen wurden seit dem neuen Anstürmen der Germanen, also seit dem 3. Jahrhundert (vgl. S. 71), stark befestigt. Längst waren sie über die erste Umwallung hinausgewachsen, nicht nur die am Rhein, sondern auch die im Inneren, Trier usw. Sie wurden jetzt ferner die Zufluchtsorte der fliehenden Landbewohner und erst recht Sammelpunkte der römischen Kultur; die größten waren nun auch als Sitze von Bischöfen wichtig geworden. So gingen sie denn bei der schließlichen Einnahme durch die Franken keineswegs völlig unter, wenngleich bei der alten „Scheu vor den Städten" nur vornehme Franken und einige kleine Leute neben den Resten der älteren Einwohner dort wohnen mochten, überdies zum Teil in neuerrichteten Holzbauten vor und auch in der Stadt. Aber die städtischen Steinbauten und diejenigen der Großgrundbesitzer auf dem Lande, die zum größten Teil wohl allerdings zerstört waren und nur weiter im Inneren von vornehmen Franken benutzt wurden, brachten den Eindringlingen die im Donau- und Rheingebiete schon früher (vgl. S. 67) von Germanen zum Teil nachgeahmte römische Bauweise näher. Neben steinernen Kirchen, Kastellen, Brückenbauten wurde schließlich auch der Wohnbau der Großen nach dem Muster der Pfalz der Herrscher (phalinza) immer häufiger in Stein ausgeführt, ohne daß aber das Übergewicht des nationalen

Digitized by Google

Holzbaues dadurch schwand. Deutsch benannt bleibt alles, was mit dem Holz zusammenhängt (Balken, Brett, Tür, Zimmer). Dagegen zeigen die zum Teil schon früher (vgl. S. 67) anzusetzenden Lehnwörter auf dem Gebiete des Steinbauwesens: Mauer, Turm, Pforte, Pfosten, Pfeiler, Fenster, Keller, Kamin, Kammer, Kemenate, Söller, Ziegel, Mörtel, Kalk, Pflaster, Estrich und andere, die völlige Abhängigkeit vom Römer auf diesem Gebiet.

Dem Römer wurde auch viel Hausgerät und allerlei, was das Leben behaglicher machte, verdankt: Kerze und Ollampe, der gewöhnliche Stuhl wie der Klappstuhl, Tafeltuch und vielleicht (vgl. S. 58) Federkissen, Pfühl und Bettüberzug (Zieche), Sack, Korb, Schrein (als runder Behälter), Flasche, Kelch, Becher, überhaupt glänzendes Geschirr, Metallteller, Pfannen, Becken und Schale, silberne Löffel, Metallspiegel, Schlüssel und anderes. In die im Grunde germanisch bleibende Tracht kamen das Hemd, weiter manch römischer Kleinkram, der kostbare Metallbeschlag, die verzierte Schnalle, gewisse Formen der Gewandnadeln, der Siegelring, Einzelheiten des Frauenschmucks, besonders der Kopfputz. Auch die Haar- und Bartpflege wird mehr ausgebildet. An teilweise übernommenes Schuhwerk erinnern die Lehnwörter Socke, Sohle, Schuster. Man adoptierte zum Teil die erbeuteten römischen Waffen, die Hakenlanze geht auf das Pilum zurück, das Langschwert, der Buckel des Schildes sind römisch. Römisch sind die feinere Kochkunst, zum Teil schon früher übernommen (vgl. S. 68), im eigentlichen Deutschland erst später durch die Klöster verbreitet, und die feinere Backkunst (Semmel und Pfister sind Lehnwörter). Man erhielt neue Gewürze (Pfeffer), neue Gemüse und Früchte, außer den schon erwähnten noch Kohl, Spargel, die früh eingeführte Kichererbse (vgl. S. 66), feineren Rettich, Pastinake, Gurke, Melone, Sellerie, Petersilie, Kerbel, Anis, Fenchel, Senf sowie allerlei Zwiebelgewächse. Daß die, vom Apfel abgesehen, völlig römische Obstkultur im Westen vielfach schon in den ersten Jahrhunderten des römischen Einflusses eingeführt wurde, sahen wir bereits (S. 68). Danach dürfen wir den im salischen Volksrecht erwähnten Garten auch schon als einfachen Obst- (und Gemüse-) Garten, meist aber wohl mit Apfelbäumen, ansehen. Ähnlich verbreitete sich der Wein. Die Weinkultur ist im 6. Jahrhundert ins Elsaß gedrungen, im siebenten rechts des Rheines in die Pfalz und an den Neckar. Man lernte ferner neue Musikinstrumente, Pfeife und wohl auch Fiedel, kennen, ebenso neue Spiele, wie das Brettspiel. Trotz der schon von Tacitus erwähnten warmen Bäder geht der besser ausgestattete Baderaum, erst recht das luxuriösere Bad auf die Römer zurück. Vornehme profitierten von der höheren ärztlichen Kunst (Arzt = archiater, was ursprünglich nur den Leibarzt bedeutet; Pflaster = plastrum dringt wohl erst später ein). In der Bestattung zeigen die von den nördlichen Römerprovinzen übertragenen Holzsärge, die monolithischen Sarkophage, die Steindenkmale bei Gräbern, die Bettung der Leichen von Westen nach Osten, die Lage der Grabstätten bei Kirchen römischen und christlichen Einfluß. Bedeutend wuchs die bereits früher einsetzende Einwirkung des hochausgebildeten Wirtschaftslebens der Römer. Die in Deutschland freilich erst viel später durchdringende entwickeltere Technik des Ackerbaues, z. B. die Düngung, die Wiesenkultur, der Gartenbau mit Okulieren und Pelzen, geht auf die Römer zurück. Man baute auch weit mehr Getreide als früher, die Futterwicke kam hinzu. Von der Zunahme der Obst- und Gemüsesorten war oben die Rede, die Mehlbereitung machte durch allmähliche Übernahme der Wassermühle Fortschritte, ebenso hob sich die Butter- und Käsebereitung wie das Brauen. Statt des Rausens der Wolle kam die Wollschur, die Weinkultur brachte Kelter, Presse, Trichter, den Küfer, das Pech und anderes.

Digitized by Google

Alles das erhielt das eigentliche Deutschland meist erst später durch die Vermittelung der Klöster. Sonst war solcher Fortschritt zunächst nur bei den größeren Grundbesitzern zu finden, die es infolge Okkupierung der in den römischen Teilen Galliens häufigen römischen Latifundien bald auch bei den Franken unter den Großen sowie unter den hohen Beamten gab. Die Form der Latifundienwirtschaft war für sie freilich nicht geeignet: sie bedurften der Bewirtschaftung von Zinsgütern durch abhängige kleine Leute; auch dafür gab die römische Domänenwirtschaft ein Muster. Bestätigt auch Tacitus das Austun von Land an Abhängige schon für die Germanen (vgl. S. 53), so war für die jetzigen Besitzformen doch die Ausbildung ganz neuer Abhängigkeitsverhältnisse nötig. Voraussetzung war die stärker gewordene Ungleichheit des Besitzes, der Mangel an Knechten und der Überfluß an ärmeren Freien, anderseits die Möglichkeit der den Germanen fremden Übertragung des Grundbesitzes, die sich aus dem römischen Eigentumsbegriff ergab. Nach römischem Rechte lebte vor allem die Kirche, die auch für ihren wachsenden Grundbesitz in der römischen Precarei, welches Institut sich aus fester Übertragung in eine zeitliche gegen Abgaben gewandelt hatte, eine entsprechende Form der Landleihe fand. Kam so eine sachliche Abhängigkeit zustande, so wurde eine persönliche durch die ursprünglich gallische, römisch entwickelte Kommendation, den Eintritt in den Schutz eines Großen, begründet, die sich in Austrasien im 6. Jahrhundert schon verbreitet zeigt (vgl. S. 107). Der römische Kolonat hat als Übertragungsform von Grundbesitz in späterer Zeit kaum Wirkungen auf die Franken geübt. Dagegen wurde die römische Immunität, die ursprüngliche Grundsteuerfreiheit fiskalischen Gutes, durch ihre Verleihung zunächst an geistliche Gebiete, dann an weltliche Große seitens des Königs der Keim zu einer Entwickelung, die die Beliehenen nicht nur steuerfrei, sondern überhaupt von Eingriffen des Staates in ihr Gebiet unabhängig, dessen freie Insassen aber zu ihren Untertanen, also zu minderwertigen Freien machte.

Wenn nun die fränkische große Grundherrschaft im Osten ganz auf naturalwirtschaftlichem Boden blieb, so hat auch das römische Geldwesen auf das Leben überhaupt noch keinen starken Einfluß geübt: ganz nach römischem Vorbilde kam zwar der fränkische Staat zu einem keineswegs niedrigen eigenen Münzwesen, aber von einer Geldwirtschaft ist nicht die Rede. Der römische Handel früherer Zeit vegetierte nur noch in Resten, blieb aber meist in römisch-gallischen und jüdischen Händen. Preis (pretium) sowie einige Maß- und Gewichtsbezeichnungen sind römisch. Das Gewerbe hob sich durch das römische Muster bedeutend, Schlosser und Glaser, Maurer und Tüncher sind römischen Ursprungs, das Wort Ulner zeigt die römische Beeinflussung der heimischen Töpferei, und auch die weiter deutsch benannten Gewerbe erfahren starke Anregung: aber die entwickelte römische Industrie ist doch dahin.

Man übernahm im übrigen das Geldwesen, weil man sich im öffentlichen Leben ganz den vorgeschrittenen römischen Einrichtungen anpassen mußte. Man übernahm ebenso das Finanzwesen, das man freilich nicht in Ordnung halten konnte, das bald verfallende Steuersystem, das Zollwesen, das Gefängniswesen (Kerker und Kette sind Lehnwörter). Durch den öffentlichen Gebrauch gewöhnte man sich ferner wohl an die römischen Monatsbezeichnungen. Man übernahm mit einigem Durcheinander und unter Zusammenwerfen mit gleichartigen germanischen Dienstverrichtungen, wie der des Marschalls, den römischen Beamtenapparat, bildete dabei auch einiges um, vereinigte z. B. in dem so wichtigen Grafen den militärischen wie den später vorkommenden zivilen comes der Römer, schuf neue Ämter, wie das des Pfalzgrafen. Vor allem ist auch das Königtum dem römischen Kaisertum ähnlich geworden. Es

Digitized by Google

hatte sich trotz äußerer Bewahrung alter Formen schon vorher straffer entwickelt — das früheste Beispiel gibt der römisch gebildete Marbod —, namentlich durch das sich bei den Kämpfen mit Rom herausstellende Bedürfnis nach einheitlicher Leitung: das früher meist temporäre Institut war dauernd geworden. Weniger straff und einheitlich als bei den östlichen Germanen erscheint es aber bei den unter mehreren Königen auftretenden Franken und Alemannen, die sich ja mehr allmählich ausbreiteten. Erst durch die Eroberungen im römischen Gallien, die der persönliche Besitz des Königs sind, durch die Kriegsbeute, die Zahlungen der Unterworfenen, die Einnahmen des Königs aus der Finanzverwaltung bildet sich eine ganz andere Machtfülle aus, die dann wieder den mächtigsten der Könige sich über die anderen erheben läßt. Dazu kam nun der besondere römische Einfluß. Die Auffassung der romanischen Provinzbewohner, die in dem König nur den absoluten Herrscher wie im Kaiser sahen, auch die der Kirche ging auf die Franken über. Der König regierte bald mit römischen Mitteln, königlichen, aus Königsland entlohnten Beamten, auf Grund römischer Einrichtungen. Der Königsbann, seine Befehlsgewalt, erscheint nach Chlodwig wie die des Imperators, königliche Verordnungen gelten praktisch wie Gesetze; namentlich unter Chilperich zeigt sich dieser absolute Charakter, dem freilich die wirkliche Ausübung einer Gesetzgebung fehlte. Römisch ist die strenge Bestrafung der Majestätsverbrechen. Äußere Dinge, wie Salbung, Zepter, Krone, werden erst viel später aus Byzanz übernommen (vgl. S. 91). Wesentlich durch die vermehrte Königs- und Beamtengewalt wird sodann das in der Grundlage germanisch bleibende Recht in Einzelheiten, z. B. im Übergewicht des Richters, beeinflußt. Römisch ist die Folter. Die Kodifikation der Volksrechte erfolgte auch nicht ohne römischen Einfluß, ihr lateinisches Gewand aber zeigte die lateinische Färbung des gesamten Schriftwesens.

Wie das ebenfalls in das Rechtsleben sich eindrängende, aber noch lange mißtrauisch angesehene Urkundenwesen war dieses ganze Schriftwesen, überhaupt das Bildungswesen, das ja in Gallien in höchster Blüte gestanden hatte, durchaus römisch. Auf die größere oder geringere Vorliebe speziell der vornehmen merowingischen Franken für dasselbe, auf das merowingische Schulwesen — auch die Hofschule scheint sich schon am römischen Kaiserhof ausgebildet zu haben — ist hier so wenig einzugehen wie etwa auf die erschreckenden sittlichen Zustände des Königshauses oder die fast orientalisch gefärbte Immoralität vieler Großen: es handelt sich für uns nur um Dinge, die für die spätere deutsche Geschichte wichtig sind, also auch nur um die fränkische Vermittelung römischen Gutes an die späteren Deutschen. Festzustellen ist nur der bereits damals erfolgende Übergang des Bildungswesens in die Hände der Kirche und ein zum Teil damit verbundener starker Verfall desselben, der sich auch schon unter den Pippiniden in dem völligen Rückgang der Hofschule zeigt, anderseits die Festsetzung der lateinischen Sprache als Bildungs-, Geschäfts- und Kirchensprache, die dann auch verwilderte und immer mehr Elemente der Verkehrssprache in sich aufnahm. Dagegen blieb das innere geistige Leben der Franken ziemlich unberührt, und ebenso war es auf dem Gebiet des freilich nur sehr unvollkommen im germanischen Herzen lebenden künstlerischen Empfindens. Was von höherer Kunst, was von Plastik und Architektur uns bei germanischen Völkern begegnet, war römische Tradition und gerade in Gallien gut bewahrte römische Technik; und wenn auch der häufige Anblick antiker Kunstdenkmäler, namentlich der Bauten, nicht ohne eine gewisse Wirkung auf das Innere bleiben konnte, so war doch von einer innerlichen Aufnahme der fremden Kunst keine Rede. Immerhin haben die Germanen auf dem Gebiet der Kleinkunst wenigstens ihre Eigenart, wie wir sehen werden,

Digitized by Google

... mit römischen Traditionen eigene, germanische Ele-
... untereinander, diese immer nur äußerliche Annahme römischer
... Bei dem wichtigsten übernommenen Gut, dem Christentum.
... das Schriftwesen, ist dieses zum Teil schon vor der fränkischen
... bekommen, auch schon bevor es die Hof- und Staatsreligion des
... z. B. durch christliche Gefangene der Germanen, durch den Verkehr,
... die in die Heimat aus römischem Dienst zurückkehrten. Namentlich war das
... wo katholische Goten nachweisbar sind, während die Masse der Goten, vor
... durch Ulfilas (4. Jahrhundert), zum arianischen Christentum überging (vgl. S. 87).
... im Westen mögen von den Rhein- und Donaustädten, wo es schon im 2. Jahrhundert
... Christen, und zwar wesentlich aus dem Orient dorthin gekommene, gab, Einflüsse in geringem
Maße ausgegangen sein: das Landvolk begann in diesen Provinzen indes erst gegen 400 bekehrt
zu werden. Die erobernden Franken haben dann mit den Städten viele christliche Gemeinden
zerstört, aber je mehr sie zu Herren des christlichen westlichen und südlichen Galliens wurden,
mußten sie auch in dieser Beziehung von den Einflüssen der wichtigsten Institution Galliens,
der Kirche, gewonnen werden. Freilich geschah es langsam, während sich die Burgunder ziem-
lich rasch der christlichen Majorität der von ihnen eroberten Gebiete beugten. Solcher Übergang
blieb aber nur ein Teil der äußeren Romanisierung. Äußere Motive, die Einsicht in die Nützlich-
keit der Annahme eines Glaubens, dessen Gott sich als stark erwiesen hatte, bestimmten Chlodwig
dazu, wie er schon eine christliche Burgunderin geheiratet hatte, weil das seine Absichten auf
Burgund förderte. Aus politischen Gründen nahm er die katholische Form des Glaubens an,
um in der katholischen Kirche und den Romanen eine Stütze gegen die arianischen Burgunder
zu haben. Bezeichnend ist aber die Rolle, die der Eifer seiner Gattin dabei spielt, wie über-
haupt schon jetzt der Einfluß der Kirche gerade auf die Frauen auch sonst öfter hervortritt.
Eine innere Änderung ging trotz aller Kirchlichkeit mit Chlodwig so wenig vor wie mit dem
nach seinem Beispiel übergetretenen Hauptteil des Stammes. Zunächst nicht in sittlicher
Beziehung. Die entsetzlichen Zustände der Gewalttätigkeit und wilden Herrschaft aller Ge-
lüste sind indessen vor allem ein Produkt der Mischung von Barbarei und überreifer Kultur
und für die Franken wie für die „Römer" gleich bezeichnend. Auch in religiöser Beziehung
ist von einem veredelnden Einfluß keine Rede. Gerade die äußerliche Gestaltung des
damaligen Christentums erleichterte aber dem Germanentum die Annäherung.

Bald fand der Franke an dem äußeren Kirchenwerk, Kreuzschlagen, Taufe, Gebet und
Abendmahl, Gefallen, weil er darin nichts anderes sah als in seinen Opfern, nämlich kräftige
Mittel, übersinnliche Gewalten zu beeinflussen. Der gerade von der gallischen Kirche sehr
ausgebildete Heiligenkult wuchs mit dem Glauben an die Wunder Christi und der Heiligen
nun zu einer neuen Form des alten Wunder- und Dämonenglaubens aus und wurde bei
seiner besseren Organisation schnell volkstümlich. Anderseits wurde die Kirche, die ja
durch den Übertritt des mächtigen Herrschers auch ihrerseits gestärkt war und nur ihm den
Sieg der Orthodoxie über den Arianismus verdankte, selbst barbarisiert: mit den Geist-
lichen fränkischer Herkunft stieg die Anpassung des Kultes an die germanische Auf-
fassung, erstarrte das geistige, literarische, kirchliche Leben. Gegenüber der Verweltlichung
und sittlichen Korruption der Kirche hatte freilich das allmählich das Abendland erobernde,
von den Bischöfen anfangs bekämpfte, später beherrschte Mönchswesen längst eine
schwärmerisch-asketische Reaktion vertreten, die gerade bei solchen Zuständen guten

Digitized by Google

Boden fand; aber zu größerer Bedeutung gelangte dieses von der Laienwelt bald respektierte Klosterwesen erst durch die Auffrischung seitens der hochstehenden iro-schottischen Mönche, die als zuweilen etwas sonderbare Apostel des asketischen Ideals das Frankenreich durchzogen, aber auch höhere geistige und künstlerische Strömungen verbreiteten. Die selbst in Ostfranken immer häufigeren neuen Klöster — im 7. Jahrhundert sind sie schon zahlreich im linksrheinischen Gebiet nachweisbar — wurden aber weiter, namentlich seit die strengere Regel Columbas sehr schnell durch die verständigere Benedikts von Nursia verdrängt worden war, Träger der wirtschaftlichen Kultur und Bewahrer höherer römischer Traditionen.

Überhaupt stellte sich schon in fränkischer Zeit die Kirche, sei es als Bischofsbereich, sei es als Kloster, mehr und mehr nicht nur infolge ihres großen Grundbesitzes als wirtschaftliche Führerin, sondern in jeder Beziehung als der eigentliche Hort der gesunkenen antiken Kultur heraus, wie sie auch als Trägerin einer neuen humanitären Tätigkeit durch Bekämpfung der Todesstrafe wie des Fehderechts erziehend wirkte, wie wir das alles noch näher sehen werden. Sie wurde durch jene Traditionen, durch ihre Sprache, durch ihre Verfassung vor allem der Hauptfaktor der weiteren Romanisierung. Schon damals ergab sich eine Monopolstellung des Klerus (vgl. Kap. IV). Auf ihn, der schon im 6. Jahrhundert fast allein die Bildung pflegte, ging die Achtung vor der geistigen Überlegenheit der römischen Kultur über; als Träger des Kultes profitierte er von der geheimen Furcht, die das Volk vor der Zauberkraft überirdischer Mächte hatte. Von Anfang an wurde er auch rechtlich bevorzugt, genoß z. B. im allgemeinen ein höheres Wergeld. Die weltliche Macht war in äußerer Beziehung freilich durchaus Herrin über die Kirche, das Herrenbewußtsein des Germanen beugte sich auch nicht vor ihr. Das neuerdings in seiner Bedeutung erkannte Eigenkirchenwesen (vgl. S. 126) ist hierfür besonders bezeichnend. Ganz entsprechend ist die Stellung des Königs gegenüber der Kirche überhaupt, im besonderen gegenüber den Bistümern. Auch die Benutzung der Bischöfe als weltliche Organe des Königs bereitet sich früh vor.

Selbst dem äußeren Christentum, unter dessen Deckmantel sich noch lange viel Heidnisches erhielt (vgl. S. 114), ist nun aber das fränkische Volk in den unteren Schichten im Osten nur langsam gewonnen worden, rechts des Rheines bis zum 7. Jahrhundert so gut wie gar nicht. Auch der Staat war lange tolerant, und erst unter Childebert I. sah er unter dem Einfluß der gestärkten Kirche die Heidenbekehrung als seine Pflicht an (vgl. S. 87 f.). Entsprechend war die ganze Romanisierung bei den östlichen Franken, insbesondere den niederen Schichten, viel geringer: dem kleinen Bauer fehlten schon die Mittel zu höherer Lebenshaltung und Wirtschaft. Was aber die Franken vor allem vor der sonst unausbleiblichen völligen Romanisierung bewahrt hat, das ist die stete Verbindung mit der Heimat, aus der immer frischer Nachwuchs kam, das ist ferner die notgedrungene Eroberung im Osten, also von rein germanischen Gebieten, notgedrungen, weil Gallien selbst bald kein zu eroberndes Land mehr hergab.

Überhaupt haben die Franken, wie betont, der römischen Kultur gegenüber keineswegs nur eine passive Rolle gespielt; ihre Aktivität vermehrt sich vielmehr mit der wachsenden Durchdringung römischen und germanischen Wesens; namentlich die Könige haben das Volk jetzt wirklich geführt. So ist auch das fränkische Wesen natürlich keine Summierung von jenem älteren Germanentum und den aufgezählten römischen Elementen: es ist für die spätere Kulturgeschichte wesentlich, zu erkennen, was die Franken als solche

Digitized by Google

für Menschen waren, nach welchen Hauptrichtungen die Entwickelung ihrer inneren Zustände, an die doch diejenigen im späteren Deutschland stark anknüpften, ging.

Wie sie, nach den Gräberfunden und den schriftlichen Quellen zu urteilen, physisch Germanen geblieben waren, so hatten sie trotz aller Wandlungen auch sonst äußerlich wie innerlich viel von der alten Art bewahrt; sie haben aber auch schon viel von ihr verloren — von dem Mischtypus war schon (S. 74) die Rede — und sind innerlich weiter gelangt. Im ganzen sind sie noch halbe Barbaren, den Römern unreinlich vorkommend und durch ihren Geruch unangenehm, durch ihre Roheit, Unmäßigkeit und Disziplinlosigkeit ärgerlich. Diese unerfreulichen Züge scheinen auf den ersten Blick gegenüber der Urzeit noch krasser zu sein, wie anderseits die sympathischen Züge der letzteren mehr zurücktreten. Das liegt freilich zum Teil an einer Überschätzung der Urzeit, und die nunmehr in den Quellen im einzelnen geschilderten Freveltaten haben früher wohl auch nicht gefehlt. Jene Verwilderung durch die chaotische Mischung von Barbarei und überreifer Kultur ist aber unleugbar. Nicht sie jedoch ist das Wichtige, sondern das Gegenteil. Die Franken sind in ihrer Masse richtige Bauern geworden, die nach Gregor von Tours in ihren Holz- und Lehmbauten sitzen und die antike Kultur verachten. Mit diesem Bauerntum, mit der definitiven Fixierung der Siedelungen, die größere Gruppen oder gar die ganze Volksmasse jetzt unter der festen Gesamtherrschaft nicht mehr wechseln konnten, mit der Sicherung der Besitzverhältnisse, die, sehr differenziert, doch alle in gleichem Schutz standen, mit der Ausbildung des Privateigentums über Haus und Hof hinaus am Ackerland, wie wir es in naiver Form schon vor Einfluß des römischen, auch später nicht in seiner ganzen Strenge übernommenen Eigentumsbegriffs bei den salischen Franken in ihrer Heimat annehmen können, mit dem stärkeren Interesse an der rasche Fortschritte machenden Bodennutzung, endlich mit der Wichtigkeit der agrarischen Arbeit auch für den Mann, kurz mit dem agrarischen Dasein als Lebensinhalt ist der Franke in der Masse friedlicher geworden, obgleich die Waffen noch zur Kleidung gehören und der Kleinbauer die ihn plündernden Marodeure gelegentlich totschlägt, im Heerbann aber voll Kampfesfreude seinen Mann steht.

Das wirtschaftliche Leben hatte zum Teil neue Formen angenommen. Zwar die Stufe des Anbaues ist trotz der schon im salischen Volksrecht erkennbaren Fortschritte (Obst- und Gemüsebau [vgl. S. 75], Wiesen, Weinberge, umzäunte Felder) noch nicht allzu hoch. Aber die bereits in der Zeit der „Wanderung" durch größeren Viehbesitz, Beute, Schatz verschärften sozialen Unterschiede hatten sich, ganz abgesehen von Königen und Herzögen, auch bei Verteilung des besetzten Landes und bei der im Osten häufigen Neubesiedelung desselben geltend gemacht: selbst innerhalb der Dorfgenossenschaft gab es immer größere Besitzunterschiede, auch bezüglich des Maßes der Nutzung des gemeinsamen Weide- und Waldlandes (Allmende). Die Sippen waren meist auseinandergesprengt, und äußere Umstände fügten in der Regel die Siedler trotz weiteren Vorkommens von Sippensiedelungen zusammen. Aber der Geist dieser natürlichen Genossenschaft wirkte in der Markgenossenschaft, die für Viehzucht und andere wirtschaftliche Bedürfnisse in der gemeinen Mark die Grundlage der Nutzung gab, doch nach, wenn auch von eigentlich sozialer Bedeutung der Markgenossenschaft keine Rede ist. Ihren Zusammenhalt schufen nur die örtliche Nachbarschaft und gemeinsame wirtschaftliche Interessen. Die gemeine Mark stellt nicht einen Rest des einstigen Gemeineigentums am Boden dar, sondern sie erwächst als natürliches Produkt des Ausbaues des Landes aus der Okkupierung von Wildland. Es waren bestimmte, aus diesem ausgesonderte Bezirke

Digitized by Google

von Wald- und Weideland, das ungeteilt blieb, an dem aber der Einzelne einen zum Sonderbesitz seiner Hufe gehörenden Nutzungs- (nicht Besitz-) Anteil hatte. An einer gemeinen Mark konnten mehrere Dörfer teilhaben, die sie dann von verschiedenen Seiten her in Anspruch nahmen, meist aber gehörte sie zu einem Dorfe oder einer Gruppe von Einzelhöfen. Ein genossenschaftlicher Zusammenschluß von Nutzungsberechtigten ergab sich schon aus der gemeinsamen Okkupierung einer Mark wie aus der späteren Regelung der Nutzung. Eine immer stärkere Mehrung des Besitzes Einzelner entwickelte sich nun aus privater, auch die Familiengemeinschaft störender Neurodung, aus Neuerwerb und Verleihung von Königsland. Im Osten überwog indes noch das kleinbäuerliche Element. Die Gesamthaltung der fränkischen Wirtschaft blieb überall rein naturalwirtschaftlich; trotz des Münzwesens ist das Geld wesentlich Gegenstand des Schatzes, der auch ungemünztes Metall, Schmuck und Geräte umfaßte, jenes oft bei der Invasion erworbenen und oft sehr großen Besitzes der Vornehmen, der die naive Freude an Prunk und Glanz befriedigte, wie er die Mittel gab, Leute an sich zu fesseln. Geschäftig umwob ihn die Phantasie des Volkes.

Moderne Statue eines Franken im Römisch-Germanischen Central-Museum zu Mainz. Nach Photographie aus dessen Besitz.

Nach der Ungleichheit richtete sich nun aber auch die Lebenshaltung. Wenn die sich zu Großgrundbesitzern aufschwingenden Franken darin mit den reichen Römern wetteifern konnten, so mußte sich der Kleinbauer mit dem Erwerb von nützlichen oder verschönernden Kleinigkeiten begnügen. Wie sollte er sich ein Steinhaus erbauen lassen, wie orientalische Stoffe, Panzer und Helm, Gold- und Edelsteinschmuck erwerben? Sein Holzhaus, dessen Herstellung und Ausstattung indes von selbst Fortschritte gemacht hatte, war ihm viel behaglicher, und ebenso hielt er an der Tracht und anderem fest. Die Tracht bleibt trotz vollerer Ausgestaltung und römischer Zutaten auch in der Zier noch lange germanisch. Wir besitzen Quellenschilderungen, die uns eine ziemlich sichere Anschauung der fränkischen Tracht vermitteln können (siehe die obenstehende Abbildung). Sie besteht im allgemeinen aus einem neu auftretenden, aber nie ganz durchgedrungenen leinenen Hemd, ledernen oder leinenen Hosen, wollenem oder leinenem, am unteren Rande besetztem oder verziertem Rock, der allmählich weniger eng wird, und dem althergebrachten bunten Wollmantel. Im Winter wird das Oberkleid durch das von den Vornehmen später mißachtete Pelzwams (Rheno) ersetzt. Um die Unterschenkel laufen kreuzweise bunte Bänder, die an den Schuhen befestigt sind. Die Schuhe sind aus

Digitized by Google

einem Stück Leder, oft gefärbt, zuweilen goldverziert. Rock und Hose umschließt der breite, mehr oder weniger buntdurchflochtene und verzierte Gürtel (Wehrgehäng). Für die sonst nur nach der Seite der Kleinzier veränderte Frauentracht wird die Stirnbinde charakteristisch. Bei den Männern ist — beinahe wie ein Zeichen der arg beschnittenen Volksgewalt — das lange Haar und der lange Bart geschwunden und nur noch den Königen eigen: die Freien lassen das Haar weniger lang hängen und tragen einen schmalen Lippenbart. Ganz kurz geschoren waren die Knechte. Man ging in der Regel noch barhaupt, bei den Männern kommt auch der Strohhut vor. Der Wandel liegt sonst nur in der Verfeinerung der vornehmen Tracht durch schmückende Zutaten. Die Mantelspange, der Gürtelschmuck mit Buckeln, Beschlägen, Zierketten und Schnallen (siehe die Abbildung S. 83), die Fingerringe bei den Männern, die Gewandnadeln, Armbänder, Halsschmuckstücke, Finger- und Ohrringe (siehe die Abbildung S. 85), Haarnadeln bei den Frauen sind die Hauptgegenstände. Vom Orient die Perlen und Edelsteine, denen man auch geheime Kräfte zuschrieb, erscheinen nun immer begehrenswerter, Goldschmuck nicht minder, der aber hinter Erz und Silber zurücktritt. Ähnlicher Luxus wird bei den Hausgeräten getrieben, ebenso bei den Waffen. Diese bleiben im ganzen auch die alten oder werden, soweit sie römisch sind, nach eigenem Geschmack umgeformt. So wird die einst von den Römern für die Hilfstruppen adoptierte lange keltisch-germanische Spatha (Schwert) bei Übernahme durch die Franken gleich wieder breiter und länger und so zur späteren ungefügen Lieblingswaffe, zunächst nur der Vornehmen. Sonst bleiben neben den uralten Keulen, Bogen und Schleudern der Speer (siehe die Abbildung S. 87; die spezifisch fränkische Hakenlanze ist römisch beeinflußt) und als Nationalwaffe (Francisca) die Streit- und Wurfaxt, die aber von dem Kurzschwert (Scramasax; siehe die Abbildung S. 89) schon verdrängt wird. Der Schild, zum Teil mit römischen Zutaten, viereckig oder oval, genoß die alte Wertschätzung (vgl. S. 57). Römische Helme, deren einer gelegentlich soviel wie ein Pferd galt, Panzer und Beinschienen waren allenfalls Erwerbsstücke der Vornehmen. Dagegen zeigte sich jene Verfeinerung der Ausstattung bei den Schildbeschlägen und -buckeln, beim Griff, beim Mundstück und Ortband des Schwertes immer stärker.

In alledem haben wir es aber mit einer spezifisch fränkischen Produktion zu tun. Ein selbständiges Kunstgewerbe formt namentlich die vielgebrauchten, auch als Schmuckstücke dienenden Fibeln, die Schnallen (den Schnallendorn) mannigfaltig um: es entwickelt sich bei den Ansprüchen des Hofes und der Großen eine einheimische Goldschmiedekunst. Sie führt vor allem die aus dem Osten seit dem 5. Jahrhundert importierte Zellenemailtechnik weiter, wobei man wie die Ostgermanen die Einlage von bunten Glasstücken oder geschliffenen Halbedelsteinen der Schmelzmasse vorzog. Eigentlich germanischen Geist zeigt aber auf dem ganzen Gebiet die Verzierungsweise. Nur im Ornament konnte sich auch jetzt noch der Germane künstlerisch bewähren, und eben dies ist neben der Zellengoldschmiedekunst das Wesentlichste des „Völkerwanderungsstiles". Ganz im Gegensatz zu dem antiken Stil- und Formengefühl steht das Flecht- und Verschlingungswerk, das sich wohl von Holzschnitzereien und Stickereien auf die Verzierung der metallenen Geräte, Waffen und Schmuckstücke übertrug. Mag man in dem verschlungenen Flechtwerk mit verrenkten Tierleibern und Tierköpfen (ein Vierfüßler, ein Vogel mit Schopf und später eine Schlange sind die wenigen Typen) eine Ableitung aus ursprünglichen Bändern sehen, deren ösenartige Schleifen wegen der Ähnlichkeit zu Tierköpfen an den Enden führten, mag man die Verwendung von Tierfiguren, die man nicht lebensgetreu nachahmen konnte, sondern nur ornamental in freier

Digitized by Google

Phantasie verwertete, für das Ursprüngliche halten: jedenfalls spielt hier die römische Anregung gegenüber altnationalem Gut eine ganz geringe Rolle; erst in der karolingischen Renaissance kam durch das klassische Pflanzenornament eine klarere Strömung hinein. Die in merowingischer Zeit übrigens noch unvollkommene Verzierungsweise erlangt ihre Vollendung, freilich auch ihre höchste Gekünsteltheit, erst in dem wundersamen Durcheinander der irischen Miniaturen.

Auch im geistigen Leben der Franken ist noch der alte Grundzug wohl erkennbar. Wie die germanische Lust am Gelage, am Spiel, an der Jagd lebendig blieb, so lebte auch die Freude an alter Poesie, an den Hochzeitsgesängen, an Tanzliedern, an Zauberliedern und -sprüchen fort. Man sang die hergebrachten Totenklagen, wogegen noch Burchard von Worms kämpft, wie man noch bis ins 9. Jahrhundert den Toten Speisen, Geräte usw. ins Grab mitgab. Und die alten epischen Gesänge auf die Großen des Volkes, auf die auch Züge des alten Heroenmythus übergehen, erfahren nun sogar einen mächtigen Aufschwung, wie sich erst jetzt ein fester Träger dieses Sanges in den Sängern bildete. Es ist der Heldensang, der, obwohl er seinen Stoff keineswegs in der Völkerwanderung sucht, weder Rom als Gegner kennt noch die Hauptereignisse beachtet und nur typische Helden vorführt, doch eben als inneres Ergebnis dieser ereignisreichen Zeit bei allen Stämmen, zunächst wohl bei den Goten, erblühte. Von Theodorich erbat sich auch Chlodwig solche Sänger, die uns dann bei den Franken weiter bezeugt sind. Daß der Stand, den der Sänger besang, ihn vor allem begehrte, daß der Heldensang Hofkunst war, zeugt von dem tiefgermanischen Charakter auch der mit der neuen Bildung am meisten in Berührung gekommenen Kreise. Am alten Lebensideal, nun zum Heldenideal verfeinert, hing noch der Große wie das Volk: an das Gefühl vor allem appellierte dieser lebendige Geschichte darstellende Sang, dessen Art wir uns allenfalls aus dem angelsächsischen „Beowulf" klarmachen können. Aber doch mochte gerade der niedere Hörer wehmütig empfinden, daß die Heldenzeit für ihn dahin war: die Wirklichkeit war weniger nach seinem Sinn.

Gürtelschnalle, mittels besonderen Beschlages in das Tragband befestigt. Aus den fränkischen Gräbern von Dietersheim, gegenwärtig im Museum zu Mainz. Nach L. Lindenschmit, „Handbuch der deutschen Altertumskunde", Teil 1, Braunschweig 1880—1889. Vgl. Text S. 82.

Gerade das Volk war in seinem agrarischen Dasein dem Geist der Väter entfremdet, und auch da, wo es sich sonst, meist kräftig, öffentlich betätigt hatte, war ihm vieles genommen. Mochte die Familie noch der letzte Zufluchtsort des alten Geistes sein, mochte das Rechtsleben noch germanisch und mit altem poetischen Gut durchsetzt sein, an ihm auch der freie Bauer wenigstens in seinem Hundertschaftsgericht mit wesentlich wirtschaftlichem Interessenkreis noch teilnehmen, mochte die Heerespflicht auch ihn rufen: allzuviel war ihm doch auf diesen Gebieten schon verloren gegangen. Während in der engeren, von den Wandlungen wenig berührten Familie die alte Straffheit des Gefüges, die hohe väterliche Gewalt, die mindere Stellung der Frauen und Kinder, die Unselbständigkeit der Witwe und anderes sich erhielt und nur die wirtschaftlichen Fortschritte auf Weiterentwickelung im ehelichen Güterrecht und Erbrecht drängten, lockerte sich der Sippenverband, räumlich und sozial schon durch die äußeren Ereignisse oft gesprengt, als Siedelungsgemeinschaft ganz zurückgetreten, immer mehr: immer

Digitized by Google

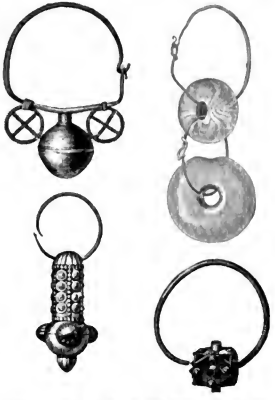
häufiger trat der Einzelne aus der Sippe aus, die Eideshilfe war an sie nicht mehr gebunden, die Buße brachte sie nicht mehr auf.

Noch mehr war das staatliche Gemeinleben beeinträchtigt. Zwar blieb trotz jener Übernahme römischer Einrichtungen der Franke vom antiken Staatsgedanken weit entfernt und seine Grundauffassung vom Staate germanisch: aber das Volk war aus seiner ausschlaggebenden Stellung verdrängt. Die Steigerung der Macht des Königs (vgl. S. 77), der einst nur von Volkes Gnaden war, ist das am meisten charakteristische Merkmal der Entwickelung: trotz äußerer nationaler Abzeichen, des Speeres, des Umherziehens auf Wagen, ist seine Gewalt des Volkstümlichen entkleidet; er, allein noch im Besitz des langwallenden Haares, ist auch allein im Besitz der Macht, die er durch seine Beamten ausübt; ihm gehören Besitz und Einnahmen des Staates. Wie das Volk bei seiner Erhebung entbehrlich ist — Mitwirkung des Volkes ist zuletzt bei der Anerkennung Chlodwigs durch die Ripuarier bezeugt —, so ist die souveräne Volksversammlung, schon wegen der räumlichen Entfernung und der Mangelhaftigkeit der Verkehrsverhältnisse als Versammlung des ganzen Volkes unmöglich, verschwunden und wird nur noch durch die Heerschau im März, das Märzfeld, repräsentiert, die auch bald verfällt; nur gelegentlich hat die Heeresversammlung noch unter Chlodwig und Chlotar I. ihren Willen geltend gemacht. Mehr und mehr finden sich neben den Aufgebotenen nur die Großen, die Begüterten ein, und daran knüpft die spätere Reichsversammlung, auf die aber ebenso kirchliche wie römische Institute von Einfluß waren.

Die Königsgewalt hat nun auch das im Kern germanisch gebliebene Rechtsleben, soweit das Volk mitwirkte, beeinträchtigt. Der König, nicht mehr die Volksversammlung, ist der höchste Träger der Gerichtsgewalt. Das auf römische Wurzeln zurückgehende Königsgericht ist, abgesehen von seinen eigentlichen Kompetenzen, überhaupt letzte Instanz, kann aber schließlich überall eingreifen und hat im Sinne der Billigkeit das nationale formalistische Verfahren beeinflußt, wie es das Recht selbst weiter entwickelte; der Königsbann hat sich an den Rahmen des Volksrechtes, das er ja an sich ergänzen konnte, nicht gehalten und namentlich das Strafrecht gewandelt; die strenger aufgefaßte Friedensaufgabe des Königs hat dieses überhaupt verschärft, vor allem das Fehderecht durch völlige Ausbildung der Bußtaxen beschränkt. Ein königlicher Beamter, der Graf, leitete nun auch das Volksgericht, das Hundertschaftsgericht, und der noch in der lex salica bezeugte gewählte Volksbeamte (Thunginus) verschwindet. Es vermehrt sich damit der Einfluß des leitenden Richters zu ungunsten der eigentlichen Urteilsfinder, der Rachimburgen; die maßgebende Bedeutung der Parteien im Verfahren wird wesentlich eingeschränkt. Schild und Speer bei der Gerichtsversammlung zu führen, wird schließlich auch verboten. Auf einen gesetzgebenden Akt des Königs geht dann auch die vom römischen Vorbild angeregte und der neuen Kulturstufe entsprechende Kodifikation des Volksrechts zurück, das aber noch durchaus Stammesrecht und unter Beistand rechtskundiger Volksgenossen fixiert ist. Je nach ihrer Entwickelung sind die germanischen Stämme dazu gekommen, zuerst die romanisierten Westgoten und Burgunder, dann salische, dann ripuarische Franken und, von der öffentlichen Gewalt im Frankenreich beeinflußt, die Alemannen, später die Bayern, Thüringer, Sachsen, Friesen. In diesen Volksrechten spielte die genaue Fixierung jener die Selbsthilfe immer mehr ersetzenden Bußen eine große Rolle, vor allem des Wergeldes für Erschlagene. Selbst im Heerwesen tritt das Volk zurück, deutlicher allerdings erst in karolingischer Zeit. Neben dem aufgebotenen Volksheer werden dem König schon die leistungsfähigen Sonderheere einzelner Großherren wichtig.

Digitized by Google

Diese Privatverbände, Symptome einer mächtigen Aristokratie, leiten uns zu dem sozialen und wirtschaftlichen Wandel, der zu der äußeren Machtminderung des Volkes auch die innere Auflösung, den Rückgang des Bestandes fügte. Auch diesen förderte das Königtum durch seine Züchtung von Großgrundbesitzern infolge der Verleihung von Königsland, zunächst an Beamte. Es entstand so ein Dienstadel, der sich mit der schon in den Zeiten der Invasion aufkommenden, über großen Grundbesitz verfügenden vornehmen Schicht zu einem neuen Adel zusammenschloß, der seine, zumal bei inneren Streitigkeiten gestärkte Macht bald sogar gegen den König wendete. Dieser Adel suchte nun auch mehr und mehr Freie in Abhängigkeit zu bringen, die als Zinsbauern ihm seine Höfe bewirtschaften sollten. Der Herr bewirtschaftete selbst nur den Herrenhof (Salhof). Nach dem Vorgange der Kirche bildeten sich jene oben (S. 76) berührten Abhängigkeitsverhältnisse aus, die indes, wie der große Besitz überhaupt, zunächst namentlich im Westen vorkamen. Von einer eigentlichen Organisation der Grundherrschaft ist aber nicht die Rede, auch nicht von einer scharfen ständischen Sonderung. Die durch das ganze Mittelalter gehende Sucht, den Grundbesitz zu mehren, ließ nun den Mächtigen nicht nur Neuland und Königsland erwerben, sondern auch freie Bauern oft gewaltsam schädigen, die amtliche Gewalt mißbrauchen, um jene zu ruinieren und aus dem Besitz zu drängen. Die namentlich durch Kriegslasten gedrückten Freien mochten, zumal da bei der eben geschilderten Entwickelung das Selbstgefühl und das Interesse an der Freiheit schwand, leicht in der persönlichen Abhängigkeit einen Schutz erblicken. So ließen sich viele eine solche gefallen, wie sie in eine dingliche Abhängigkeit durch jene namentlich von der Kirche geübte Form der Landleihe kamen. Auch hier mochten sie, obgleich sie freie Hintersassen blieben, früh in ein engeres Verhältnis zur Herrschaft kommen als zur Volksgesamtheit.



Ohrringe aus Erz, Silber und Gold (die beiden unteren), zum Teil mit eingehängten Perlen aus Glasfluß oder Ziergehängen, die mit farbigen Glasstücken besetzt sind. Aus fränkischen Gräbern. Nach L. Lindenschmit, „Handbuch der deutschen Altertumskunde", Teil 1, Braunschweig 1880–1889. Vgl. Text S. 82.

Was hier in Kürze über Leben und Wesen der Franken gesagt wurde, ist nun keineswegs ebenso gültig für die von den Franken unterworfenen, in viel geringerem Maße mit der römischen Kultur in Berührung gekommenen übrigen später deutschen Stämme, für die Alemannen, Bayern und Thüringer, noch weniger für die frankenfeindlichen Sachsen und Friesen. Schon die in den letzten Merowingerzeiten ziemlich sich selbst überlassenen Ostfranken, namentlich die in den salischen Stammlanden, nahmen an den westlichen Errungenschaften nur wenig teil. Erst recht bewahrten jene innerdeutschen Stämme große Eigenart. Diese bis heute nachwirkende Sonderart ist nunmehr besonders scharf ausgeprägt.

Digitized by Google

Die Stämme führten auch politisch als eigene, freilich nicht dauernd sich haltende Herzogtümer trotz ihrer Unterwerfung ein Sonderleben. Das Eindringen von Elementen höherer Kultur ist daher auch kein gleichmäßiges: man kann eine Abstufung der Stämme vornehmen, die etwa der Reihenfolge der Aufzeichnung ihrer Volksrechte entspricht, wie sie der fränkischen lex salica später folgten (vgl. S. 84). Am weitesten fortgeschritten waren die ja gleichzeitig mit den Franken in das Römerreich gedrungenen, später ihnen unterworfenen Alemannen, in deren Gebiet alte, wenn auch zerstörte Kultur schon an sich, freilich nicht allgemein, nachwirkte. Solch vorfränkischer Einfluß römischer Kultur hielt sich auch zum Teil bei den Bayern, die in Noricum und Rätien von der zurückgebliebenen „römischen" Bevölkerung manches äußere Kulturgut, so im Bergbau, im Salinenwesen, in der Landwirtschaft, insbesondere in der Almwirtschaft im Gebirge, überkommen und, wie z. B. die Regensburger Waffenindustrie zeigt, in fränkischer Zeit weiterentwickelt haben. Einst romanische Orte sind die Walchenorte. Walch (Wälsch) geht ursprünglich freilich auf die keltischen Volcae. Anderseits ist später trotz der Entwickelung des südöstlichen Handels sogar eine gewisse kulturelle Rückständigkeit wie eine ausgesprochen am Alten hängende Sinnesart für die Bayern charakteristisch. Die stark unter fränkischem Einfluß stehenden, im Maingebiet von den kolonisierenden Franken sogar verdrängten Thüringer sodann waren gleichwohl am wenigsten von höherer Kultur berührt.

Im einzelnen läßt sich über die Zustände dieser Stämme wenig Sicheres sagen: sie alle waren aber in festen Sitzen in eine einfache bäuerliche Kultur hineingewachsen, hatten das ziemlich entleerte Land langsam stärker bevölkert und den Wald, der jetzt sogar einst von Römern kultivierte Strecken teilweise bedeckte (vgl. S. 12), durch Rodung allmählich zu beschränken begonnen (vgl. S. 12). Die Viehzucht scheint aber nach den Wanderungen anfangs wieder gegenüber dem Ackerbau überwogen zu haben. Dieser selbst war noch immer sehr extensiv, meist herrschte noch die Feldgraswirtschaft: der Körner- und Fruchtbau trat beim Wechsel mit Grasnutzung vor dieser zurück; der Dreesch genügte noch völlig für das Futter. Immerhin waren Wirtschaft wie äußere Lebenshaltung landschaftlich sehr verschieden; im Hausbau hat sich z. B. die Sonderart früh gezeigt, freilich namentlich gegenüber den außerhalb des Frankenreiches stehenden Sachsen (vgl. S. 18). Man schritt den Sachsen gegenüber auch wirtschaftlich schneller fort, und jedenfalls war das Sondereigen an Kulturland immer mehr verbreitet. Trotz größerer Besitzmassen der Herzöge und einzelner Bevorzugter überwog aber der bäuerliche Kleinbesitz. Die alten sozialen Verhältnisse waren besser bewahrt als bei den Franken: die Menge der Freien ist noch ausschlaggebend, und die Stammesversammlungen haben noch wirkliches Leben. Die Dörfer sind noch meist, wie z. B. in Bayern nachweisbar ist, Siedelungen der Sippe, die außer bei der Eideshilfe auch sonst ihre Bedeutung behalten hatte. Eine nicht geringe Gewalttätigkeit beweisen jene genauen, oben (S. 84) in anderem Sinne verwerteten Bestimmungen der Volksrechte über die Körperverletzungen. Die alte Unbändigkeit ist noch nicht geschwunden. Hierin unterscheiden sich auch die Franken von diesen inneren Stämmen nicht. Handel und Verkehr sind noch immer gering, der Osten war aber für die neustrischen Kaufleute sicher ein gutes Absatzgebiet; er selbst bot Rohprodukte und Vieh, wie alemannische Rinder, sächsische Pferde. Der fränkische Goldsolidus diente nur als Rechnungswert.

In welchem Grade auf diese Lande die neuen, durch das Frankenreich vermittelten Einflüsse allmählich gewirkt haben, darüber sind wir nur auf einem Gebiete besser unterrichtet, auf dem ihrer Christianisierung. Wie aber manches Römergut schon aus vorfränkischer Zeit stammt, so ist auch das Christentum durch alte südliche und südöstliche Verbindungen zum

Digitized by Google

Teil früher eingedrungen: die Vermählung einer Nichte Theodorichs des Großen mit Hermanfried brachte z. B. in die Thüringer Herrscherfamilie den Arianismus. Auch von der unteren Donau her haben gotisch-arianische Einflüsse gewirkt, weshalb später die Vita Salabergae die Bayern als arianisch hinstellen konnte. Aus der Einwurzelung ferner der griechischen Lehnwörter Kirche, Pfaffe, Samstag (andere sind Teufel, Engel, Pfingsten) gegenüber lateinisch ecclesia, clericus, sabbatum ist auf eine allgemeinere Verbreitung jener Form des Christentums geschlossen worden, ebenso wie aus der Übernahme der gerade von den Goten eingesetzten Wörter Heide und taufen. Indessen hat man nicht ganz abzuweisende Bedenken dagegen geäußert, daß die griechischen Wörter auf dem Donauwege von den arianischen Goten her eingedrungen seien. Stutz weist auf jene schon (S. 78) erwähnten, früh bezeugten christlichen Gemeinden in Trier, an der Mosel und am Rhein, besonders am Niederrhein, hin, die, wie wir sahen, starke östliche Elemente in sich schlossen. Es gab, wie vor allem auch Funde und Denkmäler erweisen, unter diesen römischen Bischöfen und Gemeinden nicht wenig Griechen und Griechisch sprechende Orientalen. Auf die Wichtigkeit der Orientalen im Westen werden wir auch noch später bei der sogenannten „byzantinischen" Frage zurückkommen. Jedenfalls ist es nicht ausgeschlossen, daß sich hier, wie Stutz will, eine Art Mischchristentum gebildet und jene griechischen Ausdrücke hier, also an den frühesten Stätten des Christentums im späteren Deutschland, den Deutschen vermittelt hat. Das würde auch erklären, wie jene Lehnwörter zum Teil zu den Angelsachsen haben kommen können. In den früher römischen Teilen, am Rhein usw. und namentlich in dem einst ganz christlich-romanischen Noricum, hat im übrigen das katholische Christentum und seine Verfassung in einzelnen spärlichen Positionen — die römischen Bistümer bestanden kümmerlich fort — die Völkerwanderungsstürme überdauert, was jedoch ohne größere Bedeutung für die heidnische Bevölkerung blieb.

Speereisen aus einem spätgermanischen Grabhügel um 500 n. Chr. (Rittendorf bei Stavenhagen), im Museum zu Schwerin. Nach der „Prähistorischen Zeitschrift", Bd. II (1910). Vgl. Text S. 82.

Im ganzen war die Christianisierung Deutschlands vielmehr durchaus ein Werk der fränkischen Reichskirche, hervorgegangen aus jenem religiösen Aufschwung, aus jenem regenerierten Mönchstum (vgl. S. 79), das auch zur Heidenbekehrung trieb. Deren Träger waren freilich nicht fränkische Mönche, sondern zunächst jene Iren („Schotten"), dann wirksamer Angelsachsen, vor allem Winfrith (Bonifatius); aber die Anregung und Förderung kam von fränkischen Herrschern mit politischem Weitblick, von Theudebert bis zu den Pippiniden. In der irischen Periode gelang eine um 700 deutliche oberflächliche Christianisierung der Alemannen, Bayern und thüringischer Teile, bei der im Volk, wie für die Alemannen die Schrift des Bischofs Pirmin zeigt, altes Heidentum (Baumkult, Weissagungen, heidnische Tänze) ruhig weiter bestand und selbst von Geistlichen, etwa als Leitern von Opferfesten, mitgemacht wurde. Tiefer ging das Werk des Bonifatius, der zunächst Willibrord bei der an Rückfällen reichen Arbeit unter den Friesen zur Seite gestanden hatte, dann in Thüringen, Hessen und Bayern sein erfolgreiches Arbeitsfeld fand. Die große Masse kam auch durch ihn nicht aus dem äußeren Christentum heraus — von den Thüringern meinte Gregor II., daß sie „unter dem Mantel des Christentums ihrem Götzenkult dienten", und ein Kapitular des 8. Jahrhunderts beweist z. B. das Fortbestehen der Weissagebräuche —, aber seine Klostergründungen, seine kirchlichen

Digitized by Google

Organisationen hatten hier in Innerdeutschland ein so kräftiges kirchliches Leben hervorgerufen, daß nach diesem Muster, wieder unter seiner Führung, auch die verfallene westfränkische Kirche reformiert wurde. Die deutsche Kirche war auch in viel engerer Verbindung mit Rom, zu dem Bonifatius in alter angelsächsischer Tradition in innigem Verhältnis stand, und dem er ein höchst brauchbares Werkzeug war, obwohl er stets im Einverständnis mit den Frankenherrschern handelte. Für die Anbahnung der kirchlichen Einheit des Abendlandes ist dies von größter Bedeutung gewesen. Der Einfluß des stark romanisierten und antiker Bildung ergebenen Angelsachsentums hat dann auch zur stärkeren Romanisierung der Geistlichen im Frankenreich wesentlich beigetragen.

Staat, Kirche und Kultur der Franken haben sich nun endlich auch an die letzten widerstrebenden Teile des inneren Germaniens gemacht, an Friesen und Sachsen. Die Friesen, der konservativste deutsche Stamm, dauernde Seßhaftigkeit zeigend, seit Römerzeiten in denselben Sitzen, unvermischt, durch ihre Schafzucht früh zu einer über den Hausbedarf hinausgehenden Wollindustrie gelangt, durch die Lage ihres Gebietes zu Fahrten über See wie rheinaufwärts früh angeregt und zu Vermittlern fremder Produkte und Vertreibern eigener Tuche geworden, Seeleute ersten Ranges, wie die Nordsee nach ihnen Friesisches Meer hieß, waren trotz allen Verkehrs und vieler Berührung wie schon mit den Römern, so mit den Franken aller höheren Kultur feindlich, auch roh, genußsüchtig und sinnlich, ewig unruhige Nachbarn. Sie waren aus politischen Gründen schon unter den Merowingern, dann namentlich unter Pippin von Heristal Objekt einer schließlich äußerlich erfolgreichen Bekehrungsarbeit geworden; auch politisch wurden West- und Mittelfriesen durch Pippin und Karl Martell endgültig unterworfen. Die östlichen Teile bis zur Weser verleibte aber erst Karl der Große dem fränkischen Reiche ein. Erst diesem Herrscher gelang dann auch die letzte Aufgabe, Unterwerfung und Christianisierung der Sachsen. Diese, früh Seeräuber wie die Friesen, ein Schrecken der zum Teil von ihnen zeitweise besetzten gallischen Küsten und Eroberer Britanniens, anfangs auch Bedränger der Franken, vor denen sie indes seit dem 6. Jahrhundert zurückwichen, waren im ganzen auf ihren alten Boden beschränkt, durch die Friesen aber von den Küsten mehr und mehr abgedrängt worden. Sie waren, soweit nicht Seefahrer und Kaufleute — 710 werden sie neben den Friesen in Saint-Denis bezeugt —, ausgesprochene kriegerische Bauern geworden, die zäh am Alten festhielten. Die spröde Zurückhaltung dieser nordwestlichen Deutschen ist auch schon für die früheren Zeiten oben mehrfach (S. 63, 68) betont worden. Ihr Körperbau wie ihre wallenden Haare fielen nunmehr den Franken auf. Sie wohnten besonders in Einzelhöfen, trugen noch im 10. Jahrhundert nicht die enge fränkische, sondern eine weite und lange leinene Tracht, Strohhüte auf dem Haupt, auch noch Bernsteinschmuck und brauchten als Waffe neben dem Speer namentlich das Kurzschwert. Den ausgeprägt kriegerischen Zug haben die Sachsen noch lange bewährt. Das Haupterbe war das Heergerät, das auf den ältesten Sohn überging. Die sächsischen Fluchtburgen zeigen einen eigenartigen Typus. Es sind meist starke, hohe Rundwälle, auf einem höher gelegenen Punkt aufgeführt, in der Mitte ein freier Platz, rings um diesen eine Reihe hölzerner Wohnbauten. Eigenartig, aber kaum ursprünglich und vielleicht aus dem Bedarf an Führern bei Raubfahrten erwachsen ist die schroff getrennte, über den Freien stehende Aristokratie der Edelinge, die auch den Mangel eines Königtums erklärt. Der Volkszusammenhang der Sachsen war locker wie in der Urzeit, Stämme und Stammesteile handelten für sich, nur der Kult hielt sie zusammen; die Einzelnen waren unbändig und unbeugsam. Sitte und Recht waren die alten, die

Digitized by Google

Bande der Ehe streng geschützt, die Strafen überhaupt hart. Die Sachsen glaubten, wie es ein Taufgelöbnis feindlich ausdrückt, an „Donar, Wuotan und Saxnot und alle die Unholden, die ihre Genossen sind", und hielten fest am alten Zauberglauben. Der schroffe, alle folgenden Zeiten durchziehende Gegensatz zur fränkischen, zur oberdeutschen, zur feineren Kultur — im Norden ist z. B. später die höfische Bildung der Ritterzeit nie recht aufgegangen — ist jetzt auch in einer sprachlichen Sonderung ausgedrückt, da die Sachsen, ebenso wie Friesen und Niederfranken, jene doch wohl irgendwie mit der Romanisierung zusammenhängende Lautverschiebung nicht mitmachten.

Krieger ungefähr des 8. Jahrhunderts mit Sramasax; in der rechten Hand anscheinend ein Kamm, vor ihm eine Feldflasche. Grabstein, gefunden bei Niedercollendorf, im Provinzialmuseum zu Bonn. Nach Photographie aus dessen Besitz. Vgl. Text S. 82.

Zur Bewahrung reineren Germanentums trug auch der engere Zusammenhang der Sachsen mit den Nordgermanen bei. Diese und die später deutschen Südgermanen bildeten überhaupt bis in die Zeiten Karls des Großen hinein noch nicht zwei völlig getrennte Gruppen: die kulturellen Berührungen, der Verkehr miteinander waren noch ebenso stark wie die gemeinsamen nationalen Grundlagen. Die späteren Handelsfahrten der sächsischen und niedertheinischen Kaufleute nach Skandinavien erklären sich eben vor allem aus solchen Traditionen. Hatte sich aber bei den Franken, Thüringern usw. durch die Völkerwanderung und die weitere Entwickelung schon eine Abwendung von diesem süd-nordgermanischen Kreise vollzogen, so hatten die Sachsen die alte Verbindung mit dem Norden, insbesondere mit den Dänen, bewahrt. Die Angliederung der Sachsen an das fränkische Reich durch Karl den Großen hat dann eine Kluft geschaffen: es bildete sich seit dem 9. Jahrhundert ein immer schärferer Gegensatz zwischen Süd- und Nordgermanen aus. Charakteristisch ist z. B., daß von nun an der Gebrauch der Runen bei den Südgermanen völlig aufhört. Bei den Skandinaviern kam er dagegen erst recht in Flor, wie diese überhaupt nunmehr eine höhere Kultur entwickelten, ohne altgermanische Art irgendwie aufzugeben. Diese Wikingerkultur berührt die Deutschen nicht mehr.

Die Gewinnung der Sachsen, dieses deutschesten Volkes, für den von den Franken geleiteten Kulturkreis war eine wichtige Aufgabe: die Einfügung dieses Stammes und damit die Begründung eines einheitlichen, freilich landschaftlich verschiedenen Kulturlebens der Südgermanen ist das Verdienst Karls des Großen (siehe die Abbildung S. 91). Sein Motiv

Digitized by Google

war freilich ein politisches, es kam ihm, dem in den Sachsenkämpfen schon Karl Martell und Pippin vorangegangen waren, auf die nur durch völlige Niederwerfung der Sachsen zu bewirkende Sicherung des Reiches an, und er erreichte diese erst nach langem harten und grausamen Ringen und durch schlimmste Mittel, Blutbäder und gewaltsame Entvölkerung; auf die Ansiedelung von Sachsen in anderen Reichsteilen weisen unter anderem die mit Sachsen (Sassen) anfangenden oder endigenden Ortsnamen hin. Rasch und vollständig wurden nun auf die Sachsen die Einrichtungen des Reiches und der Kirche übertragen, und überraschend schnell haben sie, die so zäh ihr Heidentum und Germanentum verteidigt hatten, sich darin eingelebt, wenn auch eine Sprödigkeit gegen höhere Kultur blieb. So hat Karl in der zunächst von den Franken eingeschlagenen Richtung die grundlegende Angliederung von Halbbarbaren an die bisherige höhere Kultur vollendet, wenn auch der Betrachter der allgemeinen Geschichte in Karls Streben nur einen letzten Versuch, den seit langem eingetretenen und im Frankenreich mit seiner steigenden Barbarisierung verstärkten Verfall der antiken Kultur aufzuhalten, erblicken mag. Karl hat bewußt auf diese höhere Kultur hingearbeitet, und ein besonderes Verdienst war es, daß er auf ihre reineren Quellen zurückgriff.

Ihn trieb die Erkenntnis, daß er und sein Volk rückständig seien; denn durch die austrasische Herkunft der pippinidischen Hausmeier, welche die romanisierten Merowinger vom Thron gedrängt hatten, war der Schwerpunkt des Reiches nach Osten gelegt; mit dem Übergewicht Austrasiens ergab sich aber eine größere Rolle der barbarischer gebliebenen, mehr den Innerdeutschen ähnlichen östlichen Franken. Aus ihrer und seiner eigenen, von ihm erkannten Bildungsbedürftigkeit heraus kam Karl zu seinen Renaissancebestrebungen, die aber im Grunde als letzte Wirkungen der noch lebendigen Antike zu fassen sind, und zwar als unmittelbare Wirkungen. Denn Karls Berührung mit Italien hat ihn auch zu den eigentlichen Sitzen der römischen Kultur geführt. Bei seinem wiederholten Aufenthalt in Italien gingen ihm erst die Augen über den gewaltigen Abstand der Franken auf. Er hatte sich das Langobardenreich unterworfen, an dessen Höfen in Pavia und Benevent sich die gealterte römische humanitas noch eine Pflegestätte trotz der germanischen Herkunft der Herrscher erhalten hatte: sein Hof sollte eine gleiche Stätte werden. Bei seinem zweiten Aufenthalt in Italien gewann er die wichtigsten Männer, die ihm zur Begründung eines neuen geistigen Lebens dienen sollten, Paulus Diaconus, Petrus von Pisa, vor allem den damals in Italien weilenden Angelsachsen Alkuin. Letzterer ist die Seele der ganzen Bildungsbestrebungen Karls geworden. Er vertrat die gerade bei den Angelsachsen eben in alter Verbindung mit Rom (vgl. S. 88) gepflegte höhere Kultur. Beda war es gewesen, der recht eigentlich den Grund legte für die Angliederung der nordischen Menschen an die höhere christlich-lateinische Bildung. Ohne diese angelsächsische, namentlich von den Klöstern getragene Strömung ist die karolingische Renaissance nicht denkbar: sie hatte schon vor Karl auf das Frankenreich gewirkt. Alkuin übertrug aber vor allem auch die innige Verknüpfung der lateinischen Bildungselemente mit christlich-kirchlichen Zielen, von der wir noch hören werden. Auf dem Gebiete der Kunst holte Karl ebenfalls unmittelbar aus Italien seine Muster, freilich späte Ausläufer. Die ravennatische Kunst wollte er gewaltsam in Aachen reproduzieren, durch Nachahmung der Bauten wie durch Überführung antiker Bildwerke, antiken Materials. Die Antike gab ferner das Muster für die prächtige, bereits von den Angelsachsen gepflegte Ausstattung der Handschriften. Karls Anknüpfung an reinere Vorbilder führte dann auch gegenüber der romanischen Verwilderung zur Pflege einer korrekteren lateinischen Sprache, wie er sie den

Digitized by Google

Gliedern der Kirche aus Herz legte, und wie sie seine Umgebung in später nicht wieder erreichter Höhe handhabte. Sie führte zu einer von Alkuin organisierten Herstellung korrekter Abschriften antiker Autoren. Ebenso hat Alkuin eine schöne und gleichmäßige, klare und lesbare Schrift, die fränkische Minuskel, eingeführt, eine wesentliche Grundlage für die Verbreitung besserer Bildung. Daß es sich um eine bewußte Renaissance handelte, war allen Zeitgenossen klar. „Die Erneuerung", „die Wiedergeburt" der Alten wurde von den damaligen Dichtern gefeiert.

Das Eigenartige bei dieser mit rührendem Eifer erstrebten Renaissance ist, daß Karl im Inneren doch immer Germane blieb. Er war kein nationaler Herrscher, politisch-nationale Bestrebungen lagen ihm ganz fern. Er regierte ein großes Universalreich, dessen romanische wie germanische Teile er gleichermaßen gegen die bedrängenden Gewalten von Osten und Süden gesichert hat. Das Symbol dieser Weltstellung war das von der Kirche geförderte Kaisertum, zugleich der „politische Ausdruck" jener Renaissancebestrebungen. Auch äußerlich tat Karl die Wiederbelebung des römischen Universalreiches durch die Insignien, die Byzanz entlehnt wurden, dar, durch Zepterstab und Krone, durch den Thron, durch die Salbung. Das Ganze hatte einen romanischen, zentralisierten Grundzug. In den Sachsen hat Karl ferner nie verwandte Stämme gesehen und hat die slawischen Abotriten gegen sie benutzt. Er hat nie pangermanische, nie eine damals gar nicht mögliche nationale, sondern christliche Kulturpolitik getrieben, bei der im Grunde doch immer Westfranken den Ton angab. Aber persönlich war er Franke, lebte am liebsten in der deutschen Mitte des Reiches, hing an seinem Volkstum und suchte es zu erhalten, auch physisch durchaus Germane, in allen körperlichen Künsten geübt und ein leidenschaftlicher Jäger. So liebte er auch seine Volkstracht und haßte das feine Kleid des Luxus. Auch in weniger ansprechenden Seiten seines Wesens verleugnete Karl sein Volkstum nicht. Die Tradition sieht an ihm nur die edlen, hohen und weisen Züge. In Wahrheit war er ein unbändiger, sinnlicher, leidenschaftlicher, rücksichtsloser und bis zur Grausamkeit harter Germane, dessen naturfrisches Halbbarbarentum nur durch einen ebenfalls germanischen Zug, seine naive

Reiterstatuette, angeblich Karl der Große (vielleicht Renaissance-Werk von 1507 nach einem Bilde Karls des Kahlen, den man verkannte). Nach dem Original im Museum Carnavalet zu Paris. Vgl. Text S. 89.

Digitized by Google

Kulturbegeisterung, in höherem Lichte erscheint. Dieser Idealismus ist die tiefste deutsche Seite seines Wesens. Das Volk hat im übrigen die volkstümliche Ader in ihm wohl erkannt und geschätzt: das zeigen die Anekdoten des Sankt Galler Mönches. Alledem entspricht sein Interesse für die Muttersprache, für die er die erlangte Bildung durch Inangriffnahme einer deutschen Grammatik auszunutzen suchte, ebenso seine deutsche Bezeichnung der Monats- und Windnamen, auch eine naive Anwendung künstlich-gelehrten Geistes, und seine zum Unglück verlorene Sammlung alter heimischer, von Einhard „barbarisch" genannter Heldensänge, wieder freilich vor allem eine gelehrte Tat, da Karl das Ende derartigen Sanges gekommen glaubte. Das war es überhaupt: er liebte seine Franken, aber sie sollten geistig weiterkommen. Daher seine unnationale Mäßigkeit im Trinken und seine Maßregeln gegen die Trunksucht, insbesondere das Zutrinken, daher sein Wunsch, daß auch seine Familie, seine Hofleute so eifrig lernen sollten wie er, daher seine Unterhaltung bei und nach Tische, für die nicht mehr der Sänger sorgte, sondern der Gelehrte, der aus antiken Autoren oder Augustins „Gottesstaat" oder wie Theodulf aus eigenen Gedichten vorlas, worüber wie über den „ganzen Krempel" dann ein Recke vom alten Schlage wie der trunkfeste Vibod heftig ergrimmte.

Übrigens scheint es, als ob in der ganzen Periode ein Studieneifer, dessen Grundlage natürlich die Antike war, auch durch die übrige Welt ging. Man hat an den Hof der Abassiden in Bagdad, an den Omajaden Hakem in Spanien, an Basilius I. und Konstantin Porphyrogenitus in Byzanz, vor allem an Alfred den Großen von England erinnert. Den im arabischen Orient üblichen Zirkeln ähnlich war auch die Organisation an Karls Hofe. Aus der an ältere gleichartige Einrichtungen knüpfenden, für den Nachwuchs der höheren Beamten und Geistlichen bestimmten Hofschule erwuchs die bekannte Bildungsakademie und Disputiergesellschaft mit Alkuin als führendem Geist. Ein wichtiges Charakteristikum der karolingischen Renaissance, überhaupt von Karls Bildungspolitik, war aber vor dem höfischen der christlich-kirchliche Grundzug. Karl fühlte sich ganz im Dienst der Kirche, war jedoch noch vollkommen ihr Herr. Sie war zwar schon längst innerlich gewachsen, insbesondere durch den von den Pippiniden angebahnten, durch Bonifatius vorbereiteten, aus der Kirchenreform hervorgehenden Anschluß der fränkischen Kirche an Rom, ein Bund, der mit der Krönung Pippins durch den Papst formell zum Ausdruck kam. Aber diese Kirche, die den Frankenherrschern schon ihren Sieg über den Arianismus, ihre Rettung vor dem Islam und nun ihre Einheitlichkeit mit römischer Spitze verdankte, blieb doch nur die Schutzbefohlene Pippins und ganz in seiner Hand, wie ihr Gut schon unter Karl Martell dem Staate diente. Wie in diese Entwickelung das eigenartige, bereits (S. 79) erwähnte Institut der Eigenkirche hineinspielt, werden wir später (S. 126 f.) im Zusammenhang sehen. Noch mehr blieb Karl der Große trotz der ihn verletzenden Krönung durch den Papst Beherrscher der Kirche, ernannte die Bischöfe, die wie die Grafen seine Organe waren, hielt den Papst von jedem inneren Einfluß fern und zog selbst das Dogma und den Ritus in den Bereich seiner Entscheidungen. Dafür färbte er aber auch den Staat ganz theokratisch, Staat und Kirche durchdrangen einander, Karl war in allem christlicher Herrscher. Der ursprünglich augustinische Gedanke eines theokratischen Universalreiches hat dann dauernd dem Mittelalter als Ideal vorgeschwebt.

Als christlicher Herrscher hat Karl die Kirche und den Klerus religiös, sittlich und geistig ständig gehoben und wirtschaftlich durch Schenkungen gestärkt, die die früheren Verluste wettmachten. Er sah in der Kirche die gegebene Trägerin seiner Kulturideen: er hat ihr eigentlich erst ihre spätere kulturelle, erzieherische Rolle zudiktiert. Erst durch ihn wurde

Digitized by Google

überhaupt ein wissenschaftlich-theologisches Leben innerhalb der fränkischen Kirche geschaffen, worin man die früher weit vorauseilenden Angelsachsen schließlich überholte. So konnte er auch in der Wiederbelebung der Antike nur ein Mittel zu höherem Zwecke sehen. Das war eben die von Karl adoptierte Anschauung Alkuins, daß die weltlichen Wissenschaften dem Verständnis der himmlischen Wissenschaft dienen sollten und um deswillen eifrig gepflegt werden müßten, eine Anschauung, die dann das ganze Mittelalter beherrscht. Auch seiner Hofakademie legte Karl die Arbeit im Dienste der Kirche als erstes auf. Die Textverbesserung war eigentlich auf kirchliche Handschriften beschränkt. Soweit Karl unter der Mithilfe Alkuins, der in Tours eine Pflanzstätte schuf und eine Reihe von Lehrbüchern über Grammatik, Rhetorik, Dialektik nach Cicero, Boëthius, Isidor von Sevilla und anderen schrieb, auf Schulen bei Klöstern und Bistümern hinwirkte, sollten diese nur der Erziehung des der Hebung recht bedürftigen Klerus dienen. Was man von Volksbildungsbestrebungen bei ihm hat finden wollen, läuft auf christliche Unterweisung durch primitive deutsche Predigt und Christenlehre hinaus. Alle Untertanen sollten den Glauben und das Vaterunser lernen, deshalb sollten die Laien die Söhne in die „Schule" schicken. Daß die Laien jene ihnen erklärten Formeln lateinisch lernen mußten, ergibt sich aus dem Übergewicht des Romanischen in Karls Reich wie aus dem engen Zusammenhang des ganzen Kirchentums mit der lateinischen Sprache. So war in gewissem Sinne der die Kirche beherrschende Kaiser wieder ausführendes Organ der Kirche. Ihre Ideen und Ideale vertrat er; sie wollte das Kaisertum, das Universalreich; auf Geistliche stützten sich doch wieder seine Bildungsbestrebungen wie seine Kulturpolitik.

Die auf Förderung des christlichen Geistes gerichteten Bestrebungen haben auch viel mehr nachgewirkt als Karls Renaissancebemühen. Der durch dieses eingetretene glänzende literarische Aufschwung, bei dem es aber, wie Alkuin, Einhard, Angilbert zeigen, genau so wie schon im westgotischen und angelsächsischen Bildungswesen auf bloße formale, schulmäßige Nachahmung römischer Vorbilder und Zusammenraffen antiken Stoffes unter christlicher Verbrämung hinauslief, schwand mit dem Aufhören des Bildungsstrebens am Hofe bald; das Schulleben dauerte, aber ging zurück. Die ganze Art der Bildungsübermittelung, wie sie Alkuin vertritt, ist freilich die typische für das ganze Mittelalter geblieben (vgl. auch S. 96), ebenso wie die Betonung des formalen Elements. Die Handschriftenmalerei sodann, weit über die nur im Ornament sich betätigenden Leistungen der Merowingerzeit entwickelt, anderseits im Ornament selbst durch klassische Einflüsse gehoben und von ihrem Zentrum, der Hofschule, aus rasch verbreitet, wurde auch später weiter gepflegt, namentlich im Westen; Karls Bauten konnten überhaupt nicht nachwirken.

Der große Schulmeister, als welcher Karl uns erscheinen muß, hat nun aber nicht nur in Christentum und Bildung, sondern in jeder Beziehung sein Reich auf eine höhere Stufe zu bringen gesucht: auf ihn gehen noch andere Seiten der späteren, auch der deutschen Entwickelung zurück, obgleich er zunächst wenig Dauerndes erreichte. Seine gepriesenen wirtschaftlichen Musterorganisationen freilich, die einen Anschluß an die höheren Traditionen Italiens und Galliens zeigen, sind, soweit sie kritische Quellenbetrachtung überhaupt bestehen lassen darf, nicht für Deutschland beweiskräftig. Als ein glänzendes Zeugnis der organisatorischen Tätigkeit Karls hat man von jeher insbesondere seine Landgüterordnung (capitulare de villis) angesehen. Immer wieder verwendet man sie auch als Quelle für die Organisation des königlichen Grundbesitzes in Deutschland, überhaupt für deutsche Wirtschaftsverhältnisse, so für einen entwickelten Obst-, Gemüse-, Weinbau, höhere

Digitized by Google

Wiesen- und Waldwirtschaft und spezialisierte gewerbliche Betriebe, obwohl längst festgestellt ist, daß sie für Westfranken, für Neustrien mit seiner höheren Kultur gilt. Dopsch hat sie sogar als gar nicht von Karl herrührend zu erweisen gesucht. Es sei eine Wirtschaftsordnung, die Ludwig der Fromme etwa 794 oder 795 für Aquitanien zur Ordnung der auf Karls Befehl von den Großen wieder zurückgestellten königlichen Güter erlassen habe. Karl selbst habe ähnliche Verfügungen, insbesondere in dem Aachener Kapitular (ca. 801—813), getroffen, aber auch dieses komme schon nach Boretius nicht für Deutschland in Betracht. Nicht viel mehr helfen uns die nach allgemeiner Ansicht für Karls Sendboten (Missi) als Muster bestimmten Inventurformulare (brevium exempla ad describendas res ecclesiasticas et fiscales). Die für den deutschen Westen erhaltenen betreffen überhaupt Kirchengüter (Staphinseie [Staffelsee] und Kloster Weißenburg). Asnapium, worauf sich eines bezieht, scheint schwerlich mit Gennep zu identifizieren zu sein. Nach Dopsch sollten die brevia nicht eine Aufnahme des Besitzes von seiten des Königs erst herbeiführen — denn man übte dergleichen schon seit langem —, sondern es waren privatim in einem Kloster nach einem wirklichen Inventar angefertigte Muster, die eintretendenfalls als Vorlage dienen sollten. Wenn man eine Nachahmung der Verfassung der Krongüter durch die Kirche für ihre Güter angenommen hat, so geht die ähnlich organisierte geistliche Grundherrschaft in Westfranken auch ohne solchen Einfluß auf gallisch-römische Grundlagen zurück, ebenso wie Karls Krongüterordnung selbst, und wenn wir im späteren Deutschland, wie das Register von Prüm, die Grundbücher von Werden und Bleidenstat zeigen, verwandte Organisationen finden, so wirkten da nur die regen Beziehungen zu den westfränkischen Klöstern. Der für Korbei angenommene entwickelte gewerbliche Betrieb gilt übrigens nicht für diese Abtei, sondern für Corbie (Westfranken). Die anscheinenden Bemühungen Karls sodann, den damals wesentlich vom Orient abhängigen Handel zu fördern, hatten naturgemäß keinen tieferen Erfolg. Für die Bedürfnisse des Verkehrs hat er ein offenes Auge gehabt, z. B. den so wichtigen Straßen Aufmerksamkeit zugewandt, ja sogar planvoll Heerstraßen durch weite Gebiete gezogen, auch hierin noch einmal die Traditionen der Römer (vgl. S. 7) aufnehmend. Freilich bevorzugte man damals bei der Unvollkommenheit der gewöhnlichen Straßen (von den Römerstraßen abgesehen) die Wasserstraßen (vgl. S. 28), und so erklärt sich auch Karls allerdings gescheiterter Versuch, einen Donau-Main-Kanal anzulegen (Fossa Carolina).

Wenig einheitlich und trotz allen Reformeifers wenig erfolgreich blieb die gesetzgeberische Tätigkeit Karls. Zwar die persönliche Herrschaft war unter ihm äußerst gesteigert, das dem Volke gnädig seinen Schutz gewährende Königtum galt nun als gottverliehen; das neue Kaisertum vermehrte den Nimbus; Karls persönliche Bedeutung war so gewaltig, daß ihn schon die Zeitgenossen den „Großen" nannten. Man kann freilich zweifeln, ob denn wirklich, wie es die damaligen Quellen kritiklos schildern, die persönliche Initiative, die eigenen Leistungen Karls so außerordentlich groß gewesen sind, ob man nicht stärker die Strömungen, von denen auch er getragen wurde, hervorheben müßte. Aber wenn er auch gern Rat hörte, wenn die aus der Maiversammlung des Volkes herauswachsenden Versammlungen der Aristokratie, die noch in ihren Formen schwankenden Reichstage in ihren Ausschüssen bei der Beratung der Gesetze mitwirkten, so waren doch die Kapitularien (nach der Einteilung in Kapitel so genannt) immer Erlasse des Königs und kamen als seine Beschlüsse zum Vorschein. Diese Kapitularien sind indes ganz unsystematisch geblieben, von Fall zu Fall entstanden. Den Gedanken eines neuen großen Rechtsbuches hat Karl trotz seiner zentralistischen Neigungen nicht

Digitized by Google

gefaßt. Hätte er ihn gehabt — nicht lange nach seinem Hingang vertrat Agobard von Lyon die Idee der Beseitigung der Stammesrechte durch ein einheitliches Recht, und Karl selbst suchte die anderen Stammesrechte durch das fränkische zurückzudrängen —, seine Absicht wäre doch an dem Übergewicht und dem kräftigen Leben dieser Stammesrechte gescheitert. Der germanische Individualismus in seiner Form als Stammes- wie als genossenschaftlicher Sondergeist widersprach überhaupt durchaus jener Idee des karolingischen Universalreiches und machte die Fortdauer des eigentlich antiken zentralistischen Allherrschertums unmöglich. Gerade bei dem zentralistisch angelegten Karl zeigt sich schon die Unmöglichkeit systematischer Regelung wie durchgreifenden Zwanges in der Verwaltung. Und nicht nur der germanische Individualismus, schon die damaligen Verkehrs- und Wirtschaftsverhältnisse machten eine einheitliche Gestaltung der Verwaltung, der Heer- und Steuerverhältnisse, überhaupt eine wirkliche Zentralregierung unmöglich. Die Zentralstelle der Kanzlei war nur ein rein geschäftliches Organ. Persönlich griff Karl zwar überall ein, oft despotisch: sein Hauptmittel war eine fortwährende Kontrolle. Seine militärisch-richterlich-zivil befugten Beamten, die Grafen, über deren Gewalttätigkeit und Bestechlichkeit so viel geklagt wurde, kontrollierte er durch die Königsboten. Aber diese, selbst aus Grafen oder dem Klerus hervorgegangen, auch mit allzuviel Aufgaben für ihren Sprengel betraut, genügten doch nicht zur Abstellung der großen Mißbräuche. Namentlich auf dem Gebiete der Rechtspflege blieb im ganzen alles beim alten, obgleich Karl überall die alte Selbsthilfe weiter zu beschränken suchte, überall als Schützer der Bedrängten auftrat und das Volk ihm auch als Schützer des Rechts dauerndes Andenken bewahrte, obgleich ferner hierauf die Sendboten ihr besonderes Augenmerk richten sollten und er selbst für gute Rechtsprechung durch das Institut ständiger Schöffen sorgen wollte.

Die Verhältnisse waren mächtiger als selbst dieser Herrscher: es ist die stetig gewachsene Macht der Aristokratie, die auch er nicht zurückdämmen konnte. Gelang es etwa, eigenmächtig auferlegte Zölle und Abgaben wieder abzuschaffen, überhaupt offene Übergriffe zu bestrafen, so war jene bereits früher (vgl. S. 85) einsetzende Herabdrückung von Freien in Abhängigkeit nur wenig zu hemmen. Gerade die Dingpflicht des Freien, sein Vorzug, begünstigte diese Entwickelung, die sich aus der geminderten öffentlichen Stellung der Freien (vgl. S. 84) und dem wirtschaftlichen Rückgang vieler von ihnen von selbst ergab, die aber durch die Machtgier der Großen noch gefördert wurde. Der Freie, dessen geringeren Rechten nur größere Lasten entsprachen, trug diese nur schwer, insbesondere die bei den häufigen Kriegen gesteigerte Heeresdienstpflicht, die eine bei der Vermehrung der Reiter immer kostspieligere Ausrüstung erforderte. Dazu kamen der gerade jetzt als Zwangsabgabe fixierte Zehnte an die Kirche, die hohen Gerichtsbußen, die Verpflichtung der Grundbesitzer zur Einquartierung der Großen des Reiches oder der Königsboten, die schwere Heerbannbuße bei der gern versuchten Entziehung vom Heerdienst. Manche gingen, um die Leistungen aufzubringen, harte Schuldverträge ein, manche wurden ruiniert. Schlimm wirkte dann der berechnete Druck der Großen, den die Kapitularien geradezu als Ursache dafür bezeichnen, daß so manche arme Freie zu Bettlern und Räubern wurden. Die Stellung als Graf erlaubte namentlich bei Ausübung der Heerbannbefugnis viele Mißbräuche, so immer neues Aufbieten derselben schon verarmten Leute, während Wehrfähige geschont wurden, ungerechte Einschätzung für die Beisteuer, harte Einziehung der Heerbannbuße. Die Verbote Karls, die positiven Milderungsversuche, wie Beschränkung der Heerbannbuße nur auf die Fahrhabe, Verteilung der Ausrüstungskosten und der Heerespflicht selbst auf

Digitized by Google

mehrere, halfen wenig. Auch freiwillig übertrugen, nach dem lockenden Beispiel der günstiger gestellten abhängig gewordenen Freien und bei der immer geringeren Schätzung der alten Freiheit selbst, immer mehr Freie ihren Besitz der Kirche oder einem Großen, um dadurch, trotz Abhängigkeit und Abgaben, persönliche und soziale Sicherung und wirtschaftliche Existenzmöglichkeit zu erlangen. Landlos gewordene Freie begaben sich in Abhängigkeit, weil an sie dann Landstücke ausgetan wurden. Weiter lockte die Möglichkeit, im Dienste eines Großen heraufzukommen. Am häufigsten wurde man freilich geistlicher Zinsmann, zumal hiervon noch Nutzen für das Seelenheil erwartet wurde. Im allgemeinen aber darf man weder diese Traditionen an die Kirche noch die durch die Mächtigen bewirkten Herabdrückungen in ihrer Ausdehnung übertrieben einschätzen, auch nicht etwas Tragisches in die Entwickelung hineinlegen. Überhaupt war dieser ganze, ohnehin vielfach falsch beurteilte Prozeß damals noch in den Anfängen, ebenso wie die Ausbildung des öffentlichen, wirtschaftlichen und militärischen Übergewichts der Aristokratie, auf deren Aufgeboten aber schon das Heer wesentlich beruhte: der spätere Übergang der Verwaltung in ihre Hände wurde eben noch durch die gewaltige Persönlichkeit Karls des Großen aufgehalten. Freilich war auch er darauf angewiesen, die Grafen aus den großen Herren des betreffenden Gebietes zu nehmen oder sie mit Königsland zu entlohnen und so die Verbindung von Grundbesitz und Amtsgewalt zu fördern. Aber im Grunde handelte es sich um einen notwendigen Prozeß, weil in einer naturalwirtschaftlichen Zeit und bei den unvollkommenen Verkehrsmitteln die straffe Zentralverwaltung eines so großen Reiches gar nicht möglich war.

So entwickelte sich unter Karl das System weiter, auf dem das ganze öffentliche Leben des Mittelalters beruhte. Die Verwaltungsorganisation mit den Grafen an der Spitze bleibt auch später die Grundlage. Ebenso erhielt unter ihm aber die mittelalterliche geistige Kultur ihre maßgebenden Züge. Die erwähnte christliche Färbung des Geisteslebens wie die kulturelle Führerrolle der Kirche selbst, die Neufestsetzung des Lateinischen als internationaler Bildungs-, Amts- und Kirchensprache, für die deutschen Stämme gegenüber den nur als Mundart gesprochenen Volkssprachen doch wieder ein einigendes Band, die formalistische Pflege des überkommenen Bildungsstoffes, der eben nur formal bewältigt werden konnte, das System der sieben freien Künste, das wieder Alkuin aus dem verfallenden Altertum übernahm, wenn es auch erst sein Schüler Hrabanus Maurus systematisch durchführte, dies und anderes sind dafür Zeugen. So bildet Karls Regierung zugleich den Abschluß jener älteren Entwickelung, der Angliederung an die antik-christliche, an die Weltkultur, und den Ausgangspunkt einer neuen. Karl hat in gewisser Beziehung vorbildlich vertreten, was erst die ganzen folgenden Zeiten des Mittelalters mühsam durchgeführt haben.

Charakteristisch aber für den kulturellen Fortschritt, den jetzt auch die Gesamtheit machte, ist die Auffassung des Volkes von Karl, das Bild, das von ihm im Volke fortlebte. Es ist nicht mehr allein der strahlende Held, der Wunder von Tapferkeit vollbringt und glänzende Beute davonträgt, der das Volk begeistert. Dieser Zug fehlt nicht im volkstümlichen Bilde des großen, von seinen Paladinen umgebenen, gegen die Ungläubigen kämpfenden Kaisers. Aber daneben ist er der Kulturbringer, der für das Recht, für die Ordnung sorgt. Indem der Kaiser in idealisierter Gestalt, als Greis und fast mit dem Nimbus des Heiligen, als Typus des mächtigen weisen Herrschers fortlebte, zeigt das Volk, daß in seinem Bewußtsein die grundlegende kulturelle Bedeutung, die Karl für das Mittelalter gehabt hat, dauernd haften geblieben ist.

Digitized by Google

III. Das Hervortreten des deutschen Menschen.

1. Die äußere Abgrenzung eines nationalen Kulturkreises. — Die Ausbildung des sozialen Aufbaues des Mittelalters. — Die Konsolidierung der führenden mittelalterlichen Macht, der Kirche.

Der Anschluß an eine höhere Kultur war für die späteren Deutschen gewonnen: er war für sie gewonnen, weil sie Glieder des großen fränkischen Mischreiches geworden waren, das sich zu einer abendländischen, innerlich und kulturell durch die gemeinsame christliche Kirche zusammengehaltenen Universalmonarchie ausgewachsen hatte. Wenn nun die Zeit kam, da dies Reich zerfiel und die deutschen Stämme in einem östlichen Teilreiche lebten, so bildete sich damit nicht ohne weiteres ein Reich mit neuen selbständigen Einrichtungen, mit neuem selbständigen Kulturleben: die fränkische Kultur, das fränkische Reich waren vielmehr die Grundlage der ganzen weiteren Entwickelung. Die fränkische Zeit ist für die deutsche Geschichte keine Episode, sondern wirkliche Vorgeschichte. Für die Abtrennung jenes Teilreiches von dem großen Mischreiche war nun auch keineswegs der nationale Gedanke irgendwie bestimmend. Was das mächtige Reich, den Träger der damaligen Kultur, zertrümmerte, das war ein privatrechtlicher Vorgang, das überkommene Prinzip, das Reich als Besitz der Herrscher unter die Erben zu teilen, das waren ferner Neid, Eifersucht und Habgier der einzelnen Brüder, die in eigensüchtigem Triebe sich bekämpften. So wenig ihre Völker dabei eine Rolle spielten, so wenig kam das Volkstum der Teilreiche in Frage. Bei dem Vertrage von Verdun vom Jahre 843, der die Trennung markiert, wirkten für die Abgrenzung gegebene äußere, nicht nationale Gesichtspunkte, und bei dem Vertrage von Mersen vom Jahre 870, von dem andere die Geburt des deutschen Reiches datieren, ist auf romanisches oder deutsches Volkstum ebenfalls nicht bewußt Rücksicht genommen worden. Tatsächlich hat ja Ludwig der Deutsche nach Zerfall des Mittelreiches die deutschsprechenden Stämme in der Hauptsache vereinigt, nach der kurzen Wiedervereinigung des Gesamtreiches unter Karl dem Dicken schied sich das ostfränkische Reich auch schon als gewohnte Einheit wieder ab, und die Beschränkung auf deutsche Gebiete wurde noch durch die gezwungene Abwendung von Italien unter Arnulf gefördert. Aber ein wirklich deutsches Reich ist das ostfränkische doch erst allmählich geworden. Eine deutsche Volkseinheit gibt es noch lange nicht: im Mittelalter bleiben die Stammesgegensätze in großer Schärfe bestehen; vor allem bleibt noch lange die Scheidung zwischen Ober- und Niederdeutschland, die eigentlich erst durch die neuhochdeutsche Schriftsprache überwunden ist.

Ein tiefer, notwendig zur Trennung treibender kultureller Gegensatz hat freilich, wie oben wiederholt (S. 85, 90) betont wurde, zwischen dem östlichen und westlichen Teile des Frankenreiches von jeher bestanden. Neustrien war Austrasien immer überlegen, und unter den Merowingern waren die verknüpfenden Bande auch äußerlich sehr lose geworden. Karls des

Digitized by Google

Großen Bemühungen, die kulturellen Unterschiede auszugleichen, machten zwar in der Tat die Verhältnisse des Ostens in vieler, ein wenig wohl auch in wirtschaftlicher Beziehung den neustrischen ähnlich, aber eine Kluft blieb doch bestehen. Natürlich machten sich auch die Unterschiede der Sprache schon geltend: bekanntlich leisteten Karl der Kahle und Ludwig der Deutsche 842 ihren Vertragseid zu Straßburg in verschiedenen Sprachen, jener deutsch, um von den ostfränkischen, dieser romanisch, um von den westfränkischen Kriegern verstanden zu werden; aber man muß bedenken, daß beide Teile auch wieder durch die Schriftsprache, die lateinische, geeinigt waren, während die Deutschen ihrerseits sich sprachlich nach den Stämmen, also mundartlich, ebenso sonderten wie in Recht und Sitte; vor allem standen sich Franken und Sachsen gegenüber. Immerhin hat doch eben die Bildung des im Grunde national zusammengesetzten ostfränkischen Reiches das Gefühl der sprachlichen Unterschiede von anderen Ländern erst hervorgerufen; zu größerer Berücksichtigung der Volkssprache aber innerhalb des Reiches führte der noch zu schildernde kulturelle Rückgang, das Stocken der lateinischen Gesetzgebung.

Es hat sich damals auch schon das Wort verbreitet, das den Deutschen wenigstens sprachlich von anderen Menschen unterscheidet und zugleich für ein bewußtes Betonen der volkstümlichen Eigenart im Gegensatz zur fremden Kultur spricht, das Wort Deutsch (thiudisc, teutiscus, teutonicus). Das Wort „germanisch" („Germanen") ist nur ein vorzugsweise gelehrtes geblieben. Aber das Wort „deutsch" ist noch nicht ein Beweis dafür, daß sich in jener Zeit die Stämme als durch eine allgemeine Volkssprache verwandt fühlten. Zunächst nichts als „volkstümlich" oder, wie andere wollen, „volksverständlich" bedeutend, wird das Wort für die Stammesmundart angewandt im Gegensatz zum Romanischen, also z. B. „fränkisch" abwechselnd mit „deutsch" gebraucht. Zum erstenmal wird das Wort im Gegensatz zum Lateinischen im Jahre 786 in einem Bericht des Kardinalbischofs von Ostia an Papst Hadrian I. über die Verlesung von Kapitularien auf einer Synode auch in der Volkssprache verwendet; 788 wird in den Lorscher Annalen die theodisca lingua genannt usw. Daneben kommt dann allerdings schon eine Anwendung in mehr gesamtsprachlichem Sinne vor. So heißt es von jenem Straßburger Eid, daß Karl in der teudisca lingua geschworen habe. Hrabanus Maurus spricht von den Markomannen als den Vorfahren derjenigen, welche die deutsche Sprache reden (qui theudiscam loquuntur linguam). Aus dieser Bezugnahme auf die die Volkssprache redenden Menschen — auch der Prolog des „Heliand" erwähnt das Volk theutisca loquens lingua — ergibt sich dann die Anwendung des Wortes Deutsche als Eigenname eines Volkes. 840 wird in solchem Sinne theotisci von Walahfried Strabo gebraucht. Eine Zusammenfassung deutschsprechender Menschen als Teutisci konnte aber am leichtesten von Fremden geschehen. So unterscheidet eine Trienter Gerichtsurkunde von 845 von den romanisierten Langobarden die Teutisci. 909 kommt die Bezeichnung Teutonici in Italien vor — theutonica lingua findet sich übrigens zuerst in den Fuldaer Annalen zum Jahre 876. Von einer Anwendung eines Gesamtnamens für die Bewohner des ostfränkischen Reiches seitens dieser selbst ist aber noch bis zum Beginn des 10. Jahrhunderts keine Rede (vgl. S. 117), geschweige denn von einem politischen Nationalbewußtsein. Gleichwohl war in der äußeren politischen Zusammenfassung der einander verwandten Stämme die Vorbedingung für ein nationales Leben gegeben, und bald traten auch die Spuren eines solchen hervor.

Der Umfang des Reiches war keineswegs sehr groß und bedeutend kleiner als der des späteren Deutschen Reiches, nachdem es sich die gewaltigen Gebiete im Osten einverleibt

Digitized by Google

hatte. Anderseits hat es an der Küste andere Umrisse, größeren Umfang gezeigt als heute (vgl. S. 13f.). Mit dem 6. Jahrhundert hatte eine Periode des Ausbaues der Stammesgebiete begonnen (vgl. S. 12f.): die Siedelungen und das Kulturland nahmen außerordentlich zu. Im ganzen war eine stärkere Rodung aber erst, wie erwähnt, zu den Zeiten Karls des Großen eingetreten; seitdem schritt allmählich die Umwandlung des Landes fort: gerade das 9. Jahrhundert mochte davon viel, so in der Eifelgegend, sehen. Ist früher (S. 12f.) die tiefgreifende landschaftliche Wirkung der Rodung und der Ausbautätigkeit dargestellt worden, so mag hier mit einigen Worten auf die Art eingegangen werden, wie die Rodung geschah. Man hat mit Recht einen viel späteren Bericht des Konrad von Scheyern, der um 1240 die Besiedelung der Gegend von Bayerisch-Zell durch einen Grafen von Kastel schildert, öfter dafür herangezogen: denn die Form wird dort ausdrücklich als hergebracht bezeichnet. Man hieb einzelne Bäume an, machte Feuer an und errichtete Hütten; nachdem man drei Tage dort geblieben war, galt der Boden als ersessen. Nun ging die eigentliche Rodung vor sich, d. h. man brannte oder schlug die Bäume auf einem bestimmten Stück nieder. Jenes ist das ältere Verfahren (Brennkultur). Die Asche düngte den Boden: er wurde nun anbaufähig. Auch bei der eigentlichen Rodung mit der Axt wurden Wurzeln usw. verbrannt, um Asche als Düngung zu gewinnen. Der erst in späterer Zeit auftretende Zisterzienserorden unterschied für die Rodungsarbeit drei Abteilungen der arbeitenden Mönche, die incisores (Baumfäller), exstirpatores (Ausheber der Wurzeln) und incensores (die Wurzeln und Strauchwerk verbrannten). Die harte Rodungszeit hat im übrigen die Deutschen besonders zur Arbeit erzogen.

Vorbedingung für den ganzen Prozeß der mit Eifer betriebenen Rodung war die Zunahme der Bevölkerung in den Gebieten, die in der Wanderungszeit so viel Menschenmaterial abgegeben hatten. Man muß sich aber die Bevölkerungsdichtigkeit noch lange gering denken. Eine stärkere Zunahme trat auch erst im späteren 10. Jahrhundert ein (vgl. weiter unten). Denn im 9. Jahrhundert haben die Normanneneinfälle im Westen wie auch in dem ohnehin schon durch Karl den Großen verheerten und systematisch entvölkerten Sachsen viele Menschenleben vernichtet; zu Anfang des 10. Jahrhunderts aber wirkten die Ungarneinfälle, bei denen nicht nur Menschen in Masse getötet, sondern auch gewaltsam fortgeführt wurden, noch verheerender. Dazu kamen wie früher und später als bevölkerungsvernichtende Momente die massenhaften Kriegszüge, die zahlreichen inneren Fehden, die das ganze Mittelalter hindurch auftretenden, immer mit riesiger Sterblichkeit verbundenen Epidemien, die für das Mittelalter ebenso charakteristischen Hungersnöte und auch verderbenbringende elementare Ereignisse (Winterkälte, Überschwemmungen, Erdbeben; vgl. S. 14). Die nicht minder häufigen Viehseuchen wirkten in Zeiten der Not verschärfend. Oft traten diese Ereignisse in einem gewissen Zusammenhang zugleich ein, was den Menschenverlust unendlich erhöhte. Ein solches Vernichtungsjahr soll das Jahr 874 gewesen sein. Indessen ist anscheinend auch in dieser Beziehung eine Besserung im 10. Jahrhundert zu bemerken.

Die äußeren Schicksale des ostfränkischen Reiches, der Vorstufe des deutschen, sind hier nicht zu erzählen. Noch herrscht das Durcheinander und Auseinander, wenn auch das Gefüge des neuen Reiches fest bleibt. Auch die seinen Bestand und damit die weitere Entwickelung bedrohenden Gefahren von außen hat es abgeschlagen oder überstanden, wie jene Raubzüge der Normannen, die ja stärker allerdings das Westfrankenreich heimsuchten. Weniger war das Vordringen der Slawen aufzuhalten, die das deutsche Gebiet zu überfluten drohten. Doch fügte es sich, daß das mächtige mährische Reich an neuen östlichen Bedrängern, den

Digitized by Google

Ungarn, zugrunde ging. Die Ungarneinfälle suchten dann seit dem 10. Jahrhundert auch Deutschland heim und schlugen ihm tiefe Wunden, aber schließlich gelang es doch, das Reich, nun schon das deutsche, gegen Osten zu schirmen. Die Landesgrenzen bedurften überall der Sicherung durch Befestigungslinien und Burgen. Die einzelnen großen Grenzbezirke, die Marken, waren immer exponierte Landschaften. Aber auch im Inneren des Landes dienten Burgen und Pfalzen dem Sicherheitsbedürfnis.

Denn auch im Inneren herrschten keine friedlichen Zustände. Düstere Bilder entwerfen die Quellen von den inneren Wirruissen. Ein allgemeines Aus- und Gegeneinander, selbst in den Kreisen der Verwandten; Raub, Mord, überhaupt Nichtachtung der Gesetze überall: dazu die Machtgelüste und der Druck der Großen, die sich an niemand kehrten. Nur die Kirche suchte die Unterdrückten zu trösten und den Mächtigen zu wehren. Der Hauptgrund der Unsicherheit war eben der Mangel an einer kräftigen Staatsgewalt. Die innere Festigkeit des Reiches war dauernd in Frage gestellt. Jene unaufhaltsam aufsteigende Macht der großen Herren, die auch das Grafenamt erblich zu machen wußten, also die Bildung einer die Verwaltung beherrschenden Aristokratie, verbunden mit der Schwächung der Gewalt des Herrschers, weiter aber die unruhvollen Zeiten, die oft die einzelnen Stämme sich selbst zu helfen zwangen, dazu endlich die alte Sonderexistenz dieser Stämme, ihre sprachliche, rechtliche, überhaupt kulturelle Verschiedenheit ließen aus den ersten Geschlechtern derselben führende, aber auch durch die Autorität des Grafenamts gestärkte Gewalten hervorgehen, in denen jene Stammesherzogtümer, welche die kräftige Hand Karls beseitigt hatte, zu frischem Leben wieder erwachten. Sie bildeten sich, wie das Herzogtum der Konradiner in Franken oder wie das in Schwaben, zum Teil nicht ohne Kämpfe innerhalb der Stämme; die Gefahr von Osten ließ das bayerische leichter entstehen; das glänzendste war aber das der Sachsen, das sich ebenfalls aus Kämpfen nach außen, nach Norden wie nach Osten, herausbildete: gerade dieser deutscheste Stamm trat in die frischeste Entwicklung. Überhaupt ist es durchaus möglich, daß, wie man neuerdings gewollt hat, eben die Unsicherheit der Zeit durch die Einfälle der Ungarn, Normannen usw. einen festeren Zusammenschluß der Stämme und die Erhebung einheimischer angesehener Männer zu Führern begünstigt hat, da die Macht des fränkischen Königs zur Abwehr überraschender Einfälle allzu langsam hätte eingesetzt werden können. Ganz richtig hat man mit dieser Unsicherheit ja auch die gesteigerte Neigung der Bauern, sich in ein schützendes Abhängigkeitsverhältnis zu begeben, zusammengebracht (vgl. S. 106). Unter dem nicht mehr karolingischen, gewählten König aus fränkischem Stamme, König Konrad, zeigte sich die Macht der Stammesherzogtümer schon unüberwindlich: auch die Kirche vermochte die Zentralgewalt nicht mehr zu kräftigen. Die Rettung der Einheit, die eigentliche Gründung des Deutschen Reiches gelang erst durch die von Konrad selbstlos gewünschte Übertragung der Königswürde an den mächtigen sächsischen Herzog: nun erst konnte wirklich neues Leben entstehen.

Diesen vorläufigen, unsicheren, zum Teil sinkenden Charakter trägt nun auch die kulturelle Entwicklung des ostfränkischen Reiches. Vor allem tritt mit der beginnenden Sonderentwicklung der Reiche der kulturelle Gegensatz zwischen West- und Ostfranken immer schärfer in die Erscheinung. Für den Osten macht es sich geltend, daß der wesentlich gebende Teil von ihm gelöst ist; der Westen dagegen entwickelt sich weiter aufwärts, bis wir dann einige Jahrhunderte später jene kulturelle Hegemonie Frankreichs in Europa erblühen sehen, die aufs neue den deutschen Osten nachhaltig beeinflußte.

Digitized by Google

Zunächst aber zehrte dieser von der überkommenen Erbschaft. Noch lag der Schwerpunkt des Reiches in den älteren Teilen: das andere galt noch als kulturelles Neuland. Nach Sachsen sind die Herrscher kaum gekommen, auch wenig nach dem Niederrhein. Neben den rheinischen Pfalzen und Städten (Worms, Mainz, Straßburg) war Bayern (Regensburg) bevorzugt. Der Herrscher regierte äußerlich nach Art des großen Karl, sein Hof entsprach der Organisation des kaiserlichen Hofes. Die Zentralstätte der Verwaltung, die Kanzlei, hatte unter Ludwig dem Frommen das Urkundenwesen weiter ausgebildet: man richtete sich im ostfränkischen Reiche ganz danach, wenn sich auch langsam naturgemäß einige Neuerungen vollzogen. In der gesetzgeberischen Tätigkeit zeigt sich aber bald jener Gegensatz zum Westen. Dort, wie in Italien, übten die Herrscher diese Tätigkeit in der vom großen Karl überlieferten Weise durch geschriebene Gesetze, durch Kapitularien aus; die mindere Kultur des Ostens mochte davon bald nichts mehr wissen: wie in der Frühzeit entschied das Herkommen.

Im wirtschaftlichen Leben setzte sich die Entwickelung fort, die einst im Westen begonnen hatte und auch für die sozialen Verhältnisse so folgenreich wurde: die Zurückdrängung des unabhängigen Besitzes der Freien durch die Grundherrschaft. Die Momente, welche wir bereits früher (vgl. S. 85, 95 f.) als den alten Stand der Freien teilweise zersetzend erkannten, wirkten in gleicher Weise weiter. Die drückende Heerespflicht zwang manchen, zumal da die Großen die Heerbannge walt nach Willkür übten und die Lasten nach wie vor ungleich verteilten, zum Aufgeben seiner Freiheit, um so mehr, als die Kriege zunahmen und die Heere nun fast vollständig zu Reiterheeren geworden waren. Dazu kam dann jene Verheerung und Verwüstung, welche die deutschen Lande durch die Thronstreitigkeiten, durch Einfälle der Normannen an der Nordsee und am Rhein, der Dänen im Norden, der Slawen in Thüringen, dann der Ungarn in Thüringen, Bayern und Schwaben zu erdulden hatten. Weiter trat oft Mißwachs und Hungersnot (vgl. S. 99) ein, wie etwa 850, 868, 873 und 874, 895—897. Im Jahre 896 soll man bis zur Menschenfresserei gekommen sein. So setzte sich gerade unter den Nachfolgern des großen Karl die schon im Merowingerreich angebahnte Veränderung der Träger des wirtschaftlichen und vor allem des sozialen und gesamten öffentlichen Lebens fort. Mehr und mehr tritt die Grundherrschaft als der bedeutsame Faktor hervor, als welchen sie sich erst recht in den folgenden Jahrhunderten bis zum Ausgang des zwölften zeigte, wenn man auch ihre Rolle sehr erheblich überschätzt hat. Die Festsetzung in dieser Rolle ist auch keineswegs erst das eigentliche Resultat der karolingischen Zeit, wie anderseits die Entwickelung in Deutschland durchaus nicht schon jetzt zum Abschluß kommt. Die Vorbedingung war eine immer mehr erleichterte Mobilisierung des Grundbesitzes, und in der Tat nimmt bei der nunmehrigen Übertragbarkeit und dem Schwinden erbrechtlicher und sonstiger Bindung des Grundbesitzes der Übergang durch Kauf und Tausch wie vor allem durch Tradition andauernd zu, ohne daß man die letztere gerade für diese Periode als besonders charakteristisch hinstellen darf. Das Resultat ist freilich, wie wir noch sehen werden, keineswegs ein Verschwinden des kleinen Besitzes, aber es wurde doch diejenige Vermehrung von Grundbesitz in einzelnen Händen erreicht, die in jener der Geldwirtschaft entbehrenden und für sie noch nicht reifen Zeit allein den wirtschaftlichen Fortschritt ermöglichte. In solcher Zeit verlieh allein der Grundbesitz Geltung und Stellung, weshalb man auch lieber die persönliche Freiheit als ihn verlor; das Aufsteigen zu weiterem Ansehen wie zu größerem

Digitized by Google

Einkommen konnte nur durch Vergrößerung dieses Besitzes geschehen. Auch der Inhaber eines Amtes war damals nicht „ohne Ar und Halm" denkbar: die Entlohnung für seine Dienste bestand eben, wie wir (S. 96) sahen, in der Verleihung von Grundbesitz, und ebenso war die Möglichkeit der geistigen Macht, der Kirche, sich wirtschaftlich zu halten und sozial zu gelten, an den Grundbesitz und seine Vergrößerung gebunden. Grundbesitz ohne Arbeitskräfte war aber wertlos: mit dem größeren Bodenbesitz hängt daher immer die vermehrte Verfügung über Arbeitskräfte, die man nicht wie heute für Geld haben konnte, zusammen. Die Grundlage der Entwickelung der Grundherrschaft war also einmal eine gewisse Zahl persönlich unfreier, abhängiger Leute für den Herrenhof selbst, weiter aber die Vermehrung jener verschiedenartig abhängigen, zu Arbeitsdiensten und Naturallieferungen verpflichteten Zinsbauern. Erst diese Verfügung über genügende Arbeitskräfte konnte die großen wirtschaftlichen Aufgaben der Grundherrschaft, bei denen aber, wie schon für die Rodung in größerem Maßstabe, zumeist die kleinen, abhängigen Bauern die eigentlich Ausführenden waren, erfüllen lassen. Die Umgestaltung der Besitzverhältnisse kam den Anforderungen der Zeit entgegen, nur sie konnte damals die gesteigerten und vermehrten Bedürfnisse befriedigen wie den wirtschaftlichen Fortschritt bringen.

Wir haben (S. 85 und 95) die beginnende Entwickelung der Grundherrschaft dargelegt. Als Typus der Grundherrschaft zu karolingischer Zeit und zugleich als Hauptgrundlage der übertriebenen Einschätzung ihrer Bedeutung galt früher und gilt zum Teil heute noch die geschlossene zentralisierte Villenverfassung mit Haupt- und Nebenhöfen, die man zunächst für die Krongüter (fisci) vor allem aus jenem (dafür nur eine sehr schwache Stütze bietenden) capitulare de villis (vgl. S. 93f.) ableitete. Diese Organisation der Krongüter sei dann wieder das Vorbild für die große geistliche und weltliche Grundherrschaft gewesen. Dieser schematisch verallgemeinernden, schon von anderen Forschern erschütterten Anschauung gegenüber hat nun Dopsch neuerdings eine ganz andere Grundbesitzverteilung zu erweisen gesucht und als Regel einen weithin verteilten Streubesitz, für die Mehrzahl sowohl der Krongüter wie der geistlichen und weltlichen Grundherrschaften, hingestellt. Auf das capitulare könne man sich nur für die wenigen unmittelbar dem Unterhalt des Herrschers dienenden Krongüter beziehen. Es gab freilich im Westen eine Anzahl geschlossener königlicher Grundherrschaften. Die meisten stellten aber selbständig verwaltete Höfe von ganz verschiedener Größe dar; in ihrem Bezirk konnte auch anderer Besitz gelegentlich vorkommen, wie wieder königlicher Besitz in demselben Dorf neben geistlichem und weltlichem. — Die Streulage des geistlichen Besitzes ist auch bereits von anderen behauptet worden. Sie geht schon daraus hervor, daß die Traditionen an die Kirche (vgl. S. 103) doch sehr verschieden gelegenen Besitz umfassen konnten, vor allem aber oft nur ein Stück von dem Besitze des Gebers darstellten. Wo der Besitz sich freilich einigermaßen zusammenfügte, ganze Dörfer bildete, muß man für die geistliche Grundherrschaft auch einen geschlossenen Betrieb mit einem Fronhof als Mittelpunkt annehmen. Hier hat vielleicht im Westen die geistliche Grundherrschaft Frankreichs vorbildlich gewirkt (vgl. S. 94). Man darf allerdings die Größe der Fronhöfe nicht überschätzen und nicht auf die große Produktion derselben allerlei Hypothesen aufbauen, anderseits auch nicht überall eine gleichmäßige Organisation annehmen. Später, nach der karolingischen Periode, hat übrigens die Kirche wohl auch allgemeiner danach gestrebt, den damals erworbenen Streubesitz durch Kauf, Tausch oder Rodung geschlossener zu gestalten. — Auch die großen weltlichen Grundherrschaften, deren Bildung sich ja (vgl. S. 85, 95 f.) seit langem vollzog, waren in der Regel Streubesitz in verschiedenen Dörfern. Doch scheint bei ihnen weit häufiger als bei den geistlichen

Digitized by Google

Grundherrschaften ein geschlossener Betrieb vorzukommen, der, wie Dopsch hervorhebt, in der engen Verbindung der Eigenwirtschaft des Fronhofes mit den Diensten abhängiger Hufenbesitzer schon den Charakter der späteren „Gutswirtschaft" trägt. Natürlich ist daneben auch für die weltliche Grundherrschaft der Besitz an abhängigen Zinsgütern nicht zu übersehen.

Kein Zweifel besteht über die Zunahme des grundherrlichen Besitzes an sich. Der königliche Grundbesitz zunächst ist nun auch im späteren Deutschland im 9. Jahrhundert außerordentlich gewachsen. Die Inanspruchnahme herrenloser Wildlande führte gerade hier, namentlich in Mitteldeutschland und Sachsen, dem König viel Land zu; insbesondere ist sehr viel Waldland zu königlichen Forsten geworden. Durch Konfiskation der Güter von Hochverrätern in eroberten Landen wuchs auch hier der Besitz, so in Bayern, dessen Herzogtum Karl der Große niederwarf. Ferner nahm der König, der ja theoretisch das Obereigentumsrecht an dem Gut der Kirche hatte, dieses auch oft faktisch in Anspruch (vgl. jedoch unten). Freilich benutzte er es dann sofort zugunsten anderer, wie denn überhaupt die Verleihung des Königsgutes an Grafen oder andere bei der schon damals einsetzenden Behandlung der Lehen als Eigentum sehr am Bestande desselben zehrte, um so mehr, als gegen Ausgang der Karolingerperiode die alten Quellen der Vermehrung immer spärlicher flossen.

Umgekehrt nahm der geistliche Grundbesitz trotz jahrhundertelanger Eingriffe nicht nur der Herrscher, sondern auch habgieriger Großer dauernd zu, in unserer Periode besonders stark. Zunächst haben die Könige selbst ihre Verfügungen über Kirchengut durch sehr große Schenkungen, namentlich von ungerodetem Waldland, bei den immer zunehmenden Neugründungen von Bistümern, Kirchen und Klöstern mehr als wettgemacht; ebenso statteten wegen der Verdienstlichkeit guter Werke auch die Großen Stifter und Klöster mit Besitz aus. Aber dem Adel war es dabei wie dem König oder den Herzögen oft mehr um die Kultivierung des Landes zu tun, wie denn die Schenkungen meist in Wald- oder Sumpfland bestanden. Im ganzen war es überhaupt Sache der Insassen kirchlicher Sprengel, auch für den nötigen Grundbesitz der Kirche mit zu sorgen. Bei deren wachsendem äußeren und inneren Einfluß nahm aber der Schenkungseifer großer wie kleiner Besitzer, der sich besonders bei Überführung eines Heiligen und Gründung eines ihm geweihten Gotteshauses äußerte, zu. Bei der Gründung von Kirchen und Klöstern mochte man meist bedingungslos schenken: sonst aber findet man schon seit der Mitte des 8. Jahrhunderts überwiegend bedingte Schenkungen, mit Vorbehalten usw., was der Kirche keineswegs willkommen war. Der häufigste Vorbehalt bei den sogenannten Traditionen kleinerer freier Besitzer war die Nutznießung auf Lebensdauer. Das war für die Kirche vorteilhafter als andere Vorbehalte, und so ist denn, wie neuerdings von Dopsch stärker betont worden ist, die Tradition überaus häufig mit einer Rückverleihung zu Nießbrauch in der Form der precaria (vgl. S. 76) verbunden gewesen. Die Kirche reizte zu Traditionen auch dadurch an, daß sie größeren Besitz zu Nießbrauch zurückgab, als sie erhalten hatte (precaria remuneratoria), was übrigens, wie Dopsch hervorhebt, schließlich doch gelegentlich zu dauernder Verminderung des Kirchenbesitzes führte. Die Traditionen geschahen also nicht nur zum Nutzen des eigenen Seelenheiles, sondern auch aus anderen egoistischen Motiven. Man gewann eine Versorgung, was namentlich Kranke zur Tradition bewegen mochte. Vor einer Pilgerfahrt gab man den Besitz dahin, um Weib und Kind die Nahrung zu sichern. Andere spekulierten, wie gesagt, auf ein Mehr der Rückverleihung usw. Die von der Kirche abhängigen Zinsbauern, die ihren früheren oder neuen Besitz also in Form einer Landleihe gegen Zins von der Kirche erhalten hatten,

Digitized by Google

waren sodann meist viel günstiger daran als die der weltlichen Herren, und in den kriegerischen, räuberischen Zeiten war im Schoße der Kirche noch der beste Schutz. Dessen teilhaftig zu werden, gaben sich auch sonst unabhängige Besitzer zu den Verpflichtungen kleiner Leistungen her. Bei den häufigen unmittelbaren Beziehungen etwa des Abtes zu den Zinsleuten wie zu den wirklichen Hörigen herrschte im Gegensatz zu späteren Zeiten oft ein gutes patriarchalisches Verhältnis. Im übrigen erfolgte eine Vermehrung des geistlichen Besitzes auch schon damals gelegentlich doch durch Kauf und Tausch. Denn die Kirche war in einem für jene Zeit recht bedeutenden und ungewöhnlichen Besitz von Geld, der ihr überhaupt die besten wirtschaftlichen Einrichtungen zu treffen verstattete.

Stark zugenommen hat nun auch in Deutschland der weltliche Großgrundbesitz, während wir zunächst (vgl. S. 81, 86) im Osten doch ein bedeutendes Übergewicht der kleineren Besitzer gefunden hatten. Je näher an Westfranken, wo die Grundherrschaft ihre eigentliche Ausbildung und Verbreitung gefunden hatte, um so eher kam im 9. Jahrhundert die neue Form auf, also vor allem in den linksrheinischen alemannischen und ostfränkischen Gebieten, weiter aber auch rechts des Rheines in Schwaben und Bayern, während in Sachsen die schon vorhandene Herrschaft der Aristokratie sich in ihrer Weise weiterentwickelte. Freilich sind wir über den weltlichen Grundbesitz bei dem Mangel an Quellen nur schlecht unterrichtet. Die Bildung weltlicher Grundherrschaften ging zunächst vor allem durch Erwerb von umfangreichem Wald- und Wildland vor sich, wie denn, nach ihren Namen zu urteilen, die Herrensitze vorzugsweise in solcher Gegend entstanden sind. Dies Land war wesentlich Kronland und kam, außer durch einfache, gar nicht so seltene Schenkung, als Königsleihe, als königliches Benefizium — dieser Ausdruck galt vor allem für die Landverleihung als Entlohnung für Dienst und Amt — in andere Hände. Oft mochte auch eine einfache Okkupierung herrenlosen Landes stattfinden. Dazu kam dann früh der Erwerb von Kirchengut, abgesehen von der Belehnung aus diesem durch den König (vgl. S. 103). Man beanspruchte solches auch als Graf oder Vogt für seine Dienste oder eignete es sich mit Gewalt oder durch allerlei Mittel an. Nicht überschätzen darf man hingegen den für den Westen schon (S. 95 f.) geschilderten Übergang von Besitz kleiner Freier in die Hände der Großen, bald durch Zwang, bald freiwillig aus den angeführten Gründen, namentlich dem Schutzbedürfnis, vollzogen. Von Wichtigkeit ist dabei vor allem die Auseinandersetzung mit der Markgenossenschaft (vgl. S. 80), aus deren Verband der Grundherr meist keineswegs austrat. Es war natürlich, daß das wirtschaftliche Übergewicht des Einzelnen diesem einerseits die soziale und wirtschaftliche Führung der Markgenossen, anderseits die Schutzherrschaft nicht nur über die sich ihm ergebenden, sondern über alle Genossen verschaffte. Die gemeinsamen Nutzungsrechte kamen ihm am meisten zugute: je größer sein Eigentum an Ackerland, vermehrt durch verliehenen oder errodeten Besitz außerhalb der Mark, war, um so ausschließlicher verfügte er auch über Weide und Wald, bis endlich in vielen Fällen die Markgenossenschaft sein „Herrschaftsbereich" war. Man ließ dann den Genossen ein wenig Waldnutzung, die jetzt mehr als Servitut für den Grundherrn denn als Recht der Bauern erschien, man verfügte über ihre Arbeitskraft, man leitete sie wirtschaftlich, man zerstörte zum Teil das alte Flursystem, die allerdings sehr unpraktische Gemengelage der Äcker. Durch die Immunität (vgl. S. 76 und 108) der geistlichen Herrschaften und weltlichen Herren entwickelten sich dann auch Hoheits- und Gerichtsrechte, es bildeten sich hofrechtliche genossenschaftliche Verbände: jetzt war es der Grundherr, der „seinen" Bauern „eine gemeine Mark bestimmte" und alle ihre Rechte festsetzte. Besonders

Digitized by Google

aus dem vom König verliehenen Gerichtsbann entwickelte sich eine Reihe von Bannrechten, so der Wald- und Wildbann, der dem Grundherrn die Jagd und die Nutzung, freilich auch den Schutz des Waldes überantwortete. In der hier behandelten Zeit beginnt aber erst, wie gesagt, dieser ganze Prozeß. Ferner ist festzuhalten, daß die eigentliche Grundherrschaft sich wesentlich auf das kultiviertere südliche und westliche Deutschland beschränkt hat.

Man hat auch das numerische Übergewicht der eigentlichen Grundherrschaft zu groß angenommen. Es ist bei weitem nicht die Hauptmasse des Grundbesitzes von jener aufgesaugt oder in ihren Rahmen eingefügt worden. Zwar das wirklich freie Gut kleiner Besitzer ist im ganzen doch wohl zurückgegangen, aber der bäuerliche Besitz selbst, der Kleinbetrieb, bleibt bis zum Schluß der Epoche, in der die Grundherrschaft eine größere Rolle spielt, gegenüber den Herrenhöfen wie den mittelbar durch den Herrn bewirtschafteten Meiereien in großer Überzahl, d. h. der abhängige Besitz, also die eigentlichen Zinsgüter wie die in leichteren und freieren Formen pflichtigen Besitze. Gerade der von der Grundherrschaft gewünschte Ausbau des Wildlandes führte häufig zum Austun von Zinsland auch seitens der weltlichen Grundherrschaft. Bei diesen Hintersassengütern mag die strittige Frage der Hufenverfassung wenigstens gestreift werden. Gegenüber der älteren Ansicht, daß die Hufe der alte Normalbesitz des Freien sei und auf den von dem Freien zu beanspruchenden Anteil an neuzubesiedelndem Boden zurückgehe, hat man neuerdings mit größerer oder geringerer Bestimmtheit oder auch zunächst nur für gewisse Gebiete einen späteren grundherrlichen Ursprung der Hufenverfassung behauptet und die Hufe als typische Form des abhängigen Gutes im Verbande der Grundherrschaft angesehen, und diese Anschauung findet immer mehr Zustimmung. Indessen ist die Hufe — d. h. Haus und Hof und Ackerland mit einem Nutzungsanteil an der Allmende — doch ebenso für den Besitz des Freien nachweisbar; sie wird auch bei Verleihungen aus königlichem und herzoglichem Besitz angewendet. Die Form der „Königshufe" ist freilich nicht die normale geworden, sondern eine kleinere Form. Gerade diese wurde nun von der Grundherrschaft, zumal bei dem von ihr geförderten Ausbau des Landes, allgemein angewandt — von dem Einfluß der fränkischen Verfassung auf die größere Verbreitung der bei den Innerdeutschen ohnehin bereits bekannten Hufenform sei hier abgesehen. Jedenfalls wird die Hufe nunmehr zur allgemein üblichen Normalform des Zinsgutes und zur Grundlage der grundherrlichen Organisation. In dieser Klasse der Zinsbauern ebenso wie in der Schicht der freien Bauern lag nun aber auch die eigentliche agrarische Betätigung, die eigentliche Arbeitsleistung der Epoche, nicht in der Arbeit der Hörigen der Herrenhöfe. Der Unterschied gegen die frühere Epoche besteht nur — und deshalb bleibt der Satz, daß die Grundherrschaft den Fortschritt bedeute, gültig — darin, daß die Grundherrschaft diese Arbeit beeinflußt, an ihrer Organisation teilnimmt, daß sie die Zinsbauern wirtschaftlich erzieht und sie auf bestimmte Produkte hinweist, während diese durch ihre persönlichen Arbeitsleistungen (Frondienste) der Grundherrschaft eine Wirtschaft, die über den von den unmittelbaren Hörigen zu bewältigenden Betrieb hinausging, erst ermöglichen.

Anderseits blieb der wirklich freie Besitzer in seiner wirtschaftlichen Isolierung und bei dem Übergewicht der Grundherren im öffentlichen Leben wirtschaftlich oft rückständiger, soweit nicht auch er sich nach den benachbarten Grundherrschaften richtete; sozial war er jedenfalls ohne große Bedeutung. Geschwunden ist aber diese Klasse der Freien, die einst als Volk das gesamte staatliche Dasein getragen und bestimmt hatte, durchaus nicht. Nach unten hin durch die wiederholt berührten Abhängigkeitsverhältnisse, nach oben hin durch das

Digitized by Google

Übergewicht Einzelner an Besitz und Geltung, durch die Verleihung königlicher Benefizien usw. war dieser einstige Volkskern freilich abgebröckelt. Unter Karl dem Großen hatten sich der Entwickelung gegenüber, die ja überhaupt in erster Linie auf der zunehmenden Ungleichheit des Besitzes basierte, die besser situierten Freien, auf denen noch der Kriegsdienst ruhte, aus denen sich die Schöffen rekrutierten, ziemlich gehalten. Jetzt sind sie stärker gemindert (von gewissen Gegenden, wo sie in größerem Umfang und geschlossener saßen, den schweizerischen und bayerischen Alpengebieten, den Marschländern, einzelnen Strichen in Westfalen und anderwärts [Rheinfranken] abgesehen) und dem Teile der früheren Freien ähnlich, der wegen seiner wirtschaftlichen Schwäche in Abhängigkeit gedrängt war. Freilich hören wir durch die Urkunden gerade von den freien Bauern fast nichts, so daß ihre wirkliche Bedeutung nicht sichtbar wird. Keineswegs stellen sie auch eine leicht zu knechtende Schicht dar: noch lebt in ihnen trotziges Freiheitsgefühl und der Drang zu genossenschaftlicher Selbsthilfe. Überhaupt hat man, zunächst für ein bestimmtes, das alemannische Gebiet, das Schwinden der freien Grundbesitzer in der Karolingerzeit bestritten und vom 10. bis 13. Jahrhundert ziemlich denselben Bestand von freien Bauern, die allerdings Lasten, aber nicht solche „grundherrlichen Ursprungs" trugen, behauptet. Neuerdings nimmt man das gleiche auch für andere Gebiete an. Schon der Umstand, daß die massenhaften Traditionen zum Teil (vgl. S. 102) doch nur ein Stück des Besitzes betrafen, deutet auf das Vorhandensein zahlreicher nicht ungünstig situierter Freier. Es verwischte sich freilich mehr und mehr der Unterschied zwischen öffentlichen und privaten Lasten. Das Mittel zur Heranziehung auch der Nichtabhängigen gab vor allem die Gerichtsbarkeit der Grundherren. Es ist ferner die Klasse der Abhängigen, wie sie aus sehr verschiedenartigen Elementen zusammengesetzt war — die alte Schicht der Freigelassenen, die schon früh keinen wesentlichen Zuwachs mehr erhielt, war z. B. jetzt ganz darin aufgegangen —, sehr mannigfaltig gestuft, und viele der früheren Gemeinfreien behielten einen kleineren oder größeren Teil von Unabhängigkeit. Eine gewisse Anzahl der Freien geht jedenfalls in den unteren abhängigen Massen auf und gleicht hier und da sogar den Hörigen, andere ziehen allerdings aus der Abhängigkeit die Möglichkeit besserer Existenz als zuvor.

Man muß jene Bindung überhaupt nicht immer nur als schädigendes Moment hinstellen, sondern die vielfach günstigen sozialen Folgen namentlich jener mit Prekarienleihe verbundenen Traditionen (vgl. S. 103) bedenken. Durch die Rückverleihung wurde eine mittlere bäuerliche Schicht in gesichertem Dasein und ertragreicher Tätigkeit gehalten. Noch mehr wirkte in dieser Beziehung die Verleihung von Kirchenbesitz, namentlich wohl wieder von Wildland, an landlose Freie gegen Zins. Man kann ferner vielleicht mit Dopsch schon für die karolingische Zeit und nicht erst für das 11. und 12. Jahrhundert die vor allem durch den notwendigen Ausbau des Landes herbeigeführte Existenz der für die spätere Zeit als so einflußreich hingestellten freieren Leihe- und Nutzungsformen (Teilbau, Erbpacht, Meiergut) annehmen. Im ganzen bedeutete der Verlust der doch nicht viel geltenden Freiheit nicht nur die Rettung einer landbauenden Mittelschicht vor dem Ruin, sondern auch die Möglichkeit besseren Vorwärtskommens, das Abhängigkeitsverhältnis begründete ferner Leistungen von der anderen Seite, Schutz vor allem in der Unsicherheit der Zeit (vgl. S. 100). Aber solche Erwägung erstreckt sich nun auch auf das öffentliche Leben. Wenn der Übergang von Verwaltungsfunktionen, von Hoheitsrechten an die Großen schon früh sich anbahnte und von den letzten Karolingern notgedrungen immer weitgehender zugelassen werden mußte, so

Digitized by Google

bedeutete das zwar vollkommene Schwächung der Zentralgewalt, aber diese war, wie schon gesagt, ohnehin nicht fähig, ihre Aufgaben zu erfüllen. Die großen Grundherrschaften waren schließlich auch ihr das willkommene Mittel, die notwendigen Verwaltungsaufgaben überhaupt erfüllt zu sehen — schon bei Karl dem Großen zeigte sich das (vgl. S. 96) —, und wenn jene solche öffentlichen Leistungen übernahmen, so war ein sich alsbald ergebender äußerer Machtzuwachs nur der natürliche Lohn dafür. Freilich waren an diesen Leistungen auch die Grundherren selbst interessiert. Der allgemeine Nutzen mußte aber für die großen Grundherren auch ohne unmittelbaren Vorteil wegen der moralischen Sicherung ihrer Herrschaft maßgebend sein. Anderseits hat man nun für das öffentliche Leben wie für die wirtschaftliche Entwickelung, z. B. von Handel und Gewerbe, die Bedeutung der Grundherrschaft vor derjenigen der staatlichen Gewalt und vor der allmählich doch stärker hervortretenden Wirksamkeit der Gemeinden allzusehr in den Vordergrund gerückt. Die Rolle des Staates ist auch in der nachfränkischen Zeit keineswegs gleich Null. Aber es ist doch nicht gleichgültig, daß die Aristokratie das Volk aus seinen früheren Funktionen verdrängt und ein wesentliches Stück des öffentlichen Lebens übernommen hat. An dem Staat, an der Gesamtheit, am staatlichen Leben überhaupt hat das Volk, selbst die noch vorhandene Zahl der Freien, fast keinen Anteil und damit auch kein Interesse mehr.

Insbesondere ist nun aber weiter das Heer, das Volk in Waffen, ein anderes geworden. Äußerlich hatte sich aus Gründen, die besonders schon unter Karl Martell beim Ansturm des arabischen Reiterwolkes in die Erscheinung getreten waren, allmählich die Umwandlung des Heeres, das auch sonst in seinem alten Charakter den Ansprüchen eines großen Reiches nicht genügte, in ein Reiterheer vollzogen, namentlich während des 9. Jahrhunderts; nur in dem deutschesten Stamme, bei den Sachsen, überwog noch das alte Fußheer. Eben die kostspieligere Ausrüstung des Reiters hatte wieder zum Verfall der Freien beigetragen.

Die Schaffung eines solchen Heeres hing nun aber anderseits mit der Entstehung des Lehnswesens eng zusammen. In diesem vereinigte sich eine persönliche und eine sachliche Bindung. Jene Ergebung in den Schutz eines anderen, die gallische Kommendation, hat sich früh nicht nur auf unfreie Leute, die sich gegen Schutz- und Unterhaltgewährung einem reichen Grundherrn zu Dienst verpflichteten, beschränkt: auch freie Leute ohne Land traten auf solche Weise in ein Dienstverhältnis, vornehmlich zu kriegerischen Zwecken, und zweifellos ist in der weiteren Entwickelung die Nachwirkung der germanischen Gefolgschaft zu spüren. Die solchergestalt sich seit alters bildende kriegerische Umgebung des Herrn, das gasindi, nannte man seit dem 8. Jahrhundert Vasallen (vassi), auch wieder ein keltisches Wort. Diese Vasallen, die sich dem Herrn (Senior) durch Kommendation (Hineinlegen der gefalteten Hände in die des Herrn und seit Mitte des 8. Jahrhunderts Treueid) verpflichteten, sind also als Gefolge des Grundherrn alt, sie vermehrten sich in den unruhigen Zeiten des 7. Jahrhunderts aus besitzlosen Freien und nahmen in karolingischer Zeit auch die Stelle der Antrustionen (Gefolgsleute) der merowingischen Könige ein: es ist ein militärisches Gefolge, das aber als Ganzes nicht ständig den Herrscher umgibt, sondern zum Teil nur im Bedarfsfall an den Hof kommt, insbesondere zum Kriegsdienst. Wie der König und die Großen band auch die Kirche Vasallen an sich, um den auf ihrem Gute lastenden Heeresdienst leisten zu können.

Die Vasallität nun, die die Freiheit der Vassen nicht minderte, hatte sich durch das Königtum in nachmerowingischer Zeit mit dem Beneficiat verbunden. Dieses war die zeitgemäße Form für den der einstigen Gefolgschaft im Hause oder am Hofe gewährten

Digitized by Google

Unterhalt und Beuteanteil, es war die jetzt natürlich gewordene Art der Dienstbelohnung durch Landnutzung, die wohl auch Große schon zur Entlohnung ihrer vassi angewendet hatten. Ursprünglich hatte Karl Martell aus politischen Gründen, um die Großen mit der Staatsgewalt fester zu verknüpfen, wie vor allem zur Reorganisation des Heeres (in adjutorium exercitus) solche Verleihungen vorgenommen, und zwar bei Erschöpfung des älteren Krongutes aus Kirchengut in der allein möglichen kirchlichen Form der precaria (vgl. S. 76). Allmählich erschien solche Begabung, da kein Zins gegeben wurde und die Dauer der Verleihung nicht von der Kirche, sondern vom Herrscher abhängig war, als Guttat (beneficium), die zunächst eben die persönlichen Mannen und die Vasallen, die sich zum Heeresdienst verpflichteten, für ihre Dienste entschädigte. Mehr und mehr nahm das Benefizium, das nun auch aus dem bald wieder wachsenden Königsgut verliehen wurde, übrigens zum Teil in Einkünften anderer Art, aus Zöllen z. B., bestand, einen dauernden Charakter an. Eigentlich war es wirklich nur zur Nutzung gegeben: beim Tode des Beliehenen fiel es so gut zurück wie beim Tode des Herrn (Mannfall und Herrenfall); aber früh wurde es Brauch, in jenem Falle den Sohn zu belehnen und in diesem das Benefizium dem Beliehenen zu belassen. Immer häufiger wurden nun auch Freie Vasallen, um ein Benefizium zu erhalten. Umgekehrt ergab sich die Verknüpfung von Benefizium und Vasallität, die sich schließlich etwa seit der Mitte des 9. Jahrhunderts ganz durchgesetzt hatte, beständig aus den kriegerischen Zeiten, die bei dem andauernden Verfall der Heeresmasse der Freien leistungsfähige Reitertruppen erforderten. Die mit dem königlichen Benefizium Beliehenen verliehen wieder an ihre Vasallen und an freie Hintersassen, die nun ihre Vasallen wurden, Benefizien, damit diese die Kosten der Ausrüstung zu Pferde bestreiten und persönlich zum Heeresdienst erscheinen konnten. Es ergab sich eine mit dem Reiterdienst verknüpfte Stufenfolge der Vasallität: der König wandte sich an die Großen, diese wieder an ihre Vasallen. Mit der Vasallität, auf der nun das Heer, das nunmehrige Reiterheer, beruhte, war dieses in die Hand der Großen gegeben: ein wichtiges Mittel zur Steigerung ihrer Macht.

Die Macht vermehrte nun noch jenes schon (S. 76) als ursprünglich römisch erwähnte Institut der Immunität. Diese bedeutete Freiheit von öffentlichen Abgaben und Lasten und betraf, wie wir sahen, zunächst nur das Königs-, das fiskalische Gut und dann das ähnlich angesehene Reichskirchengut. Mit der Verleihung königlicher Benefizien ging aber das diesem Besitz anhaftende Privileg immer mehr auch auf die damit beliehenen weltlichen Herren über. Dazu bildete sich ein positiver Anspruch der Herren an öffentliche Abgaben der Insassen des Immunitätsbezirkes aus, insbesondere an die Gerichtsbußen; daraus entwickelte sich wieder der Übergang der Gerichtsbarkeit an die Immunitätsherren, überhaupt das Bestreben, jede Einwirkung des Staates auf das Gebiet auszuschließen, also die Anmaßung von Hoheitsrechten überhaupt. Durch die Entwickelung des Beneficiums und der Vasallität wurde aber weiter jenes Moment beeinflußt, das neben dem Grundbesitz, der damals allein möglichen Form des Reichtums, und der steigenden Abhängigkeit weiter Volksteile die Macht der Herren besonders stärkte, die Innehaltung von Ämtern. Schon früh hatte sich eine Erblichkeit der amtlichen Gewalt, zumal da auch sie mit Grundbesitz entlohnt wurde, ergeben. Jetzt wurde die darin liegende Gefahr einigermaßen, wenigstens dem Scheine nach, abgeschwächt durch die vasallitische Gestaltung der Verwaltung, die bei Untreue den Widerruf zuließ und beim Tode den Heimfall sicherte. Aber die weitere Entwickelung war doch nur die, daß man auch auf Erblichkeit des Amtslehens und damit wieder des Amtes hinarbeitete,

Digitized by Google

eine Entwickelung, die gegen Ende der karolingischen Zeit sich ziemlich durchgesetzt hatte und die Verwaltung zum größten Teile den Vasallen dauernd auslieferte. Auch der Amtsträger ist jetzt nur durch seine vasallitische Treue gebunden. Das Lehnswesen verdrängt allmählich im Volksbewußtsein die Bedeutung der altgermanischen Gefolgschaft, die im angelsächsischen „Beowulf" und auch noch in der Epik der Spielleute ihre wichtige Rolle behalten hat, im späteren Epos aber verliert. Die für das ganze Mittelalter charakteristische Organisation des Lehnswesens ist für das staatliche Leben nun völlig durchgedrungen. Für die von den großen Vasallen belehnten Lehnsmannen kommt vor allem ihr Herr für ihre Pflichten in Betracht: man ist zunächst Vasall und dann erst Untertan. Die Erblichkeit dieser Lehen führte schließlich zu einem privilegierten geschlossenen Stand. Aus der Erblichkeit der großen Ämter aber, insbesondere der Grafschaften, obgleich sie erst später rechtlich anerkannt wurde, ergaben sich in Verbindung mit sonstigem Besitz Territorialherrschaften, förmliche Staaten, wieder erstanden vor allem (vgl. S. 100) die Herzöge, die Hauptträger der Opposition gegen jeden Versuch, eine festere Zentralgewalt aufs neue durchzusetzen. Immerhin ist doch das ganze System von einem Gegenseitigkeitsgefühl durchdrungen, das überhaupt alle mittelalterlichen Verhältnisse, auch das zur Kirche, charakterisiert. Das Lehen verlangt von seinem Träger die Treue: sie hielt trotz aller Eigensucht den mittelalterlichen Staat zusammen.

Eins ist immer zu betonen: *diese Klasse der Herren war diejenige*, die, allerdings neben oder vielmehr nach der Kirche, unter den damaligen Verhältnissen *allein die Deutschen zu höherer Lebenshaltung führen konnte*. Die großen Grundherrschaften — hier wieder die geistlichen voran — haben durch ihre Überlegenheit vor allem, wie betont, auf *wirtschaftlichem* Gebiete den Fortschritt ermöglicht. Einerseits schufen sie, zum Teil wenigstens, eine planmäßigere, einheitlichere Produktion und eine gewisse Organisation der Arbeit, anderseits gewann der Betrieb durch die größeren Mittel an Intensität wie an Vervollkommnung. Durch die Grundherrschaft kam man auf eine höhere wirtschaftliche Stufe. Der Fortschritt zur Dreifelderwirtschaft (vgl. S. 72), den diese ganze Entwickelung mit sich brachte, hat sich jedenfalls schon in der karolingischen Periode vollzogen, so wenig anderseits die unvollkommeneren Wirtschaftsformen ganz aufhörten: aber jene drang doch stärker durch. Im Zusammenhang damit wurde eine selbständige Wiesenkultur möglich, zumal da der Anbau unabhängiger von der Viehzucht wurde, diese aber durch den Bedarf an Arbeitsvieh wie an Düngung stieg und wieder mehr Futter erforderte. Es kommen auch schon Versuche vor, z. B. durch Wasserbauten, systematische Anlagen von Abzugsgräben und Schleusen, ferner durch Schöpfvorrichtungen die Wiesen ertragsfähiger zu machen. Das Düngen des Ackerlandes, längst bekannt, ist jetzt wohl erst allgemein geworden. Beim Anbau der Getreidearten macht sich eine stärkere Verbreitung des Weizens, nach westlichem Muster, geltend; ebenso wächst der Anbau der Gemüse und der altüberkommene des Hanfes und Flachses. Die Betriebsweise blieb dabei immer noch wenig entwickelt. Sehr nahm die seit Karl dem Großen außerordentlich gepflegte Weinkultur zu, wesentlich allerdings durch die Klöster, von deren wirtschaftlichen Leistungen noch ein besonderer Abschnitt (Kap. IV) sprechen wird: der Weinbau drang jetzt tief nach Deutschland (vgl. S. 16). Nun kam auch die vielleicht von den Slawen übernommene Hopfenkultur auf, die aber noch in den Anfängen stecken blieb. Der Wald wurde ebenfalls schon ein wenig bewirtschaftet, seine Nutzung geregelter. Die Viehzucht trat einerseits, wie gesagt, gegenüber dem Anbau in ihrer Bedeutung zum Teil zurück, anderseits bedingte die große Wirtschaft eine

Digitized by Google

Vermehrung des Arbeitsviehes; das Kleinvieh nahm dafür ab, wenn auch die Schweinezucht ihre Wichtigkeit behielt. Umgekehrt ging auf den kleinen Gütern die Pferdezucht zurück. Was aber an Fortschritten in dieser Periode gemacht wurde, war in Westfranken alles eher und besser durchgeführt. Der Osten hinkte nach.

Wird man wirtschaftlich Westfranken als das überlegene Land ansehen müssen, so ist das in geistiger und künstlerischer Beziehung erst recht der Fall. Von künstlerischem Leben kann im Osten noch kaum die Rede sein: was von Kunst da war, war kirchlich, Bauten und Schnitzerei, Musik und Malerei. In St. Gallen wie in anderen Klöstern erblühte, wie wir sehen werden, bald ein regeres Leben, aber zunächst stockte alles. Eine fortschreitende Entwickelung, wie sie Westfranken z. B. auf dem Gebiete der Miniaturmalerei sah, war im Osten noch nicht möglich, wenn auch die Tradition der karolingischen Schreib- und Malschule bei der wachsenden literarischen Betätigung der Geistlichen nicht nur im Westen, sondern auch in Fulda, St. Gallen usw. andauerte. Nicht anders im geistigen Leben. Die Hofschule z. B., die im Westen noch blühte, verschwand im Osten sogleich.

Der Hof blieb überhaupt nicht mehr Mittelpunkt des höheren Lebens, die Kirche trat an seine Stelle. Wir stehen am entscheidenden Punkte der Entwickelung der germanisch-deutschen Kultur. Mit dem Anschluß an die antik-christliche Kultur war die Notwendigkeit eines Ausgleichs zwischen dieser und der deutschen Eigenart, dem individualistischen und innerlichen Wesen, gegeben. Noch war die Möglichkeit da, nicht nur im gewöhnlichen Leben und Treiben, nicht nur im triebhaften Fühlen und Streben und im naiven Gemütsleben dieser Eigenart getreu zu bleiben, sondern auch mit Hilfe der fremden Elemente, jedoch wesentlich auf Grund der eigenen Art, eine höhere Kultur, ein nationales höheres geistiges und künstlerisches Leben zu entwickeln. Jenes geschah im großen und ganzen, dieses konnte nur schwach gelingen. Dem deutschen Leben war dauernd eine die fremde Kultur verkörpernde Macht eingefügt, und diese Macht, eben die Kirche, suchte jene Kultur zum Siege zu führen gegen die volkstümliche, „barbarische" und heidnische Art, ebenso wie die universalistischen Tendenzen der Kirche das volks- oder stammesmäßige Selbstbewußtsein und den staatlichen Individualismus, wie die gottesstaatlichen Ideale die heldischen Lebensideale und den Freiheitsdrang der Deutschen zu unterdrücken suchten. Freilich, wir werden sehen, daß auf der einen Seite die deutsche Eigenart doch kräftig genug war, sich auch kulturell in höherem Sinne durchzusetzen und einen Teil der fremden Kulturelemente so zu verarbeiten, daß in nicht allzu ferner Zeit Kulturschöpfungen in deutschem Geiste entstanden; denn die Kirche auf der anderen Seite konnte trotz ihres romanistischen und universalen Kulturcharakters und trotz ihrer jenseitigen Ideale doch wieder ihre Glieder nicht so weit entnationalisieren, daß diese ihre Eigenart völlig vergaßen. Von ihnen eben stammten jene höheren Kulturleistungen mehr nationalen Charakters. Aber im ganzen existierten zunächst zwei fremde Welten nebeneinander, die sich nur mühsam verstanden. Und die mächtigere war die Kirche durch ihre kulturelle Überlegenheit.

Gerade Karl der Große hatte diese letztere, aber auch die Kirche selbst gestärkt, so sehr er als ihr Herr auftrat. Schon unter Karls Nachfolger war dann die Kirche als Machtfaktor in den Vordergrund getreten. Bekanntlich war Ludwig der Fromme ganz in den Händen der Kirche, wenn er auch prinzipiell an ihrer Unterordnung unter den Staat festhielt. Das lag schon an der noch (S. 126f.) zu erörternden germanischen Auffassung des

Digitized by Google

Kirchenrechtes. Aber seine Politik machte er ganz von seinen geistlichen Ratgebern abhängig. Und ferner wurde der Episkopat nicht nur in seinen Befugnissen gestärkt, sondern er emanzipierte sich auch mehr und mehr von dem Kaiser, indem er gleichzeitig das Interesse am Staat, zumal da dieser aus den Fugen ging, verlor und den Kaiser zu bestimmen suchte, nur von der Kirche und ihren Organen Heil und Besserung zu erwarten. Die Hoffnung des Klerus, die Herrschaft der Kirche über den Staat formell bestätigt zu sehen, hat Ludwig aber schließlich doch nicht erfüllt. Der alte augustinische Gedanke, daß die Kirche den Staat beherrschen solle, war dafür um so lebendiger in dem Herzen des Klerus, und bei dem Ruin und Zerfall des Reiches, bei dem wachsenden Elend schien der Staat auch seiner Aufgabe gar nicht gewachsen. Durch literarische Fälschungen kam man nun jenem Gedanken zu Hilfe, und ein energischer Papst, Nikolaus I., stabilierte das Dogma von dem geistlichen Haupte der christlichen Welt, von der Unterordnung des Staates. Der Papst sollte das Kaisertum verleihen. Solche Ansprüche haben zunächst keine tiefere Folge gehabt: die deutsche Kirche bewahrte eine gewisse Unabhängigkeit von Rom. Aber gleichwohl steigerte sie ihre Macht. Sie hatte den Herrscher in ihrer Hand, sie stützte durch ihre Weihe seine Macht, die bei dem Aufkommen der Partikulargewalten immer mehr erschlaffte. Auch die Verfolgung und Bestrafung schwerer Verbrechen ging zum Teil an die Kirche über; oder der Herrscher setzte auch seinerseits zuweilen Kirchenbußen fest. Die Kirche war es ferner, die, wie wir (S. 100) sahen, in den inneren Wirren noch am wirksamsten Ordnung und Ruhe durchzusetzen suchte. Auch sie litt unter der allgemeinen Unbotmäßigkeit: die Zehnten gingen nicht ein, ihre kirchlichen Mittel, insbesondere der Bann, wirkten wenig. In solchen Dingen schützte sie der König, so gut es ging, gewährte Vorteile, Freiheiten und Privilegien. Sie blieb dafür die Beraterin des Königs, sie hatte ferner das höchste unmittelbar mit ihm verkehrende Amt in Händen, das Erzkanzleramt, das mit dem Erzkaplanat verbunden war.

Nun aber kam hinzu, daß sie die Hüterin allen höheren Lebens wurde. Ludwigs des Frommen Bildung war schon rein theologisch, und auch bei seinem Sohne Ludwig dem Deutschen ist alles geistige Interesse gleichermaßen gefärbt. Aber der Hof gibt nicht nur keine Initiative mehr, der Bildungseifer verschwindet überhaupt, es kommt die Anschauung auf, daß die Bildung nur Sache der Geistlichen sei, und in der Tat wird die Kirche ihr einziger Hort. Die unter Karl dem Großen literarisch gerichtete Dichtung wird unter Ludwig dem Frommen schon ganz kirchlich: die Gelehrsamkeit verliert die gleichwohl doch vorhandenen grammatisch-philologischen Ziele immer mehr und wird rein theologisch, die Musik dient gleichfalls der Kirche. Diese theologische Gelehrsamkeit war noch immer nicht gering: ihr Hauptvertreter, der auch die grammatischen Studien, aber im Dienste der Bibelerklärung, eifrig pflegte, Hrabanus Maurus, hatte einen gewaltigen Ruf, den namentlich seine später zu erwähnende Lehrtätigkeit mit begründete. Aber sie war wesentlich enzyklopädisch und wurde mehr und mehr äußerlich, benutzte die Antike nur zur Verbrämung und war immer kirchlich. Wie die Kirche ferner allein in ihren Schulen eine geistige Erziehung vermittelte, so pflegte nur sie Literatur und Kunst; wir werden von alledem in einem besonderen Abschnitt (Kap. IV) handeln. Das war der Unterschied gegen die Zeit Karls des Großen: von jetzt ab wirkte nicht mehr die Größe der römischen Kultur an sich, sondern die Romanisierung schritt fort, weil der Klerus, der Träger der höheren Kultur, romanisiert war.

Und doch macht sich bereits in diesem von Geistlichen getragenen geistigen Leben jener (S. 110) betonte volkstümliche Zug geltend. Die geistliche Dichtung

Digitized by Google

beschränkt sich nicht mehr nur auf schulmäßige Versübungen in lateinischer Sprache, die im Grunde immer denselben Stoff ohne Geist und mit viel Künstlichkeit und Gewundenheit und einem Apparat von klassischen Phrasen behandeln, sondern sie steigt auch zur deutschen Sprache herab, und es entstehen deutsche Kunstdichtungen. Freilich, ihr Weg läuft fernab von dem nationalen Sang der Spielleute, die den wirklich heimischen Geist pflegen, dabei zugleich die Chroniqueure des Volkes sind, deren Sang aber niemand schriftlich fixierte: jene Dichtungen wollen im Gegenteil, wie der „Crist" des Mönches Otfried von Weißenburg, diesen „unzüchtigen oder mindestens eitlen Sang der Laien verdrängen". Otfried wandte auch nicht mehr die alte heimische Form der Poesie, die Alliteration, sondern den aus der lateinisch-romanischen Kirchenpoesie herübergenommenen Reim an, während „Muspilli" und der „Heliand" noch alliterieren. Aber das Wichtigste ist doch, daß sich der Romanismus dem Volkstum näherte und man für derartige theologische Lehrdichtungen — denn weiter sind sie nichts — sich der verachteten barbarischen Sprache bediente; freilich wollte man damit nur die Dichtung in dieser Sprache in den Dienst der Kirche stellen und die kirchliche Überlieferung den Laien wirksamer näher bringen. Ja, man meint, daß, um christliche Gesinnung zu verbreiten, Geistliche berufsmäßige Sänger zur Abfassung solcher Dichtungen in christlichem Geist veranlaßt und ihnen dabei geholfen haben; so seien das „Wessobrunner Gebet", der „Heliand", die altsächsische „Genesis" entstanden. Indessen haben die beiden letzteren wahrscheinlich einen sächsischen Geistlichen zum Verfasser. Für das oberdeutsche Gedicht „Muspilli" nehmen die einen einen christlich begeisterten Laien, die anderen einen Geistlichen als Verfasser an: das Weltende wird in deutlicher Anlehnung an heidnische Vorstellungen geschildert, das Letzte Gericht soll von der Sünde abschrecken. Das Leben Christi bildet den Gegenstand jenes niedersächsischen „Heliand" und des fränkischen „Crist", beides theologisch gefärbte Dichtungen, lehrhaft und erbaulich, jener aus der ersten, dieser aus der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts stammend. Aber gleichwohl klingt doch in diesen Dichtungen nicht nur heimische Sprache, deren Anwendung bei Otfried aus stolzem Stammesgefühl deutlich hervorgeht, sondern es weht in ihnen, namentlich im „Heliand", auch nationaler Geist, vor allem altdeutscher kriegerischer Geist.

Sie zeigen, wie sich das Christentum damals etwa in deutschen Köpfen ausnahm, wenn man auch selbst die dem inneren Geist des Christentums noch gar nicht näherkommende Auffassung des „Heliand" nicht etwa für die Masse charakteristisch finden darf, sondern allenfalls für eine höherstehende Minderzahl. Schon der Dichter des „Muspilli" rechnet deutlich mit dem kriegerischen Geist seiner Zuhörer; ganz in nationaler Färbung erscheinen aber Christus und die Jünger im „Heliand", er ein Volkskönig, reich und stark, die Jünger sein kriegerisches Gefolge, Bankgenossen in der Halle (Hochzeit zu Kana), tapfere Degen wie Petrus. Wie dieser des Malchus Ohr abhaut, wird liebevoll geschildert. Auch das germanische Recht und seine Pflege spiegeln sich in der Dichtung. Die Heiden werden nirgends angegriffen, um so mehr die Juden. Die dem deutschen Hörer unangenehme Flucht der Jünger bei der Gefangennahme Christi wird umständlich zu erklären gesucht. Man spürt in einzelnen Zügen, wie etwa die nicht erhaltenen Epen weltlicher Natur gewesen sein mögen: ihnen nähert der Dichter seinen Stoff an. Mühsam versucht er dagegen, das christliche Dulden und Leiden, das Zurücktreten des Selbst vor dem Willen Gottes plausibel zu machen. Die Belohnung des Guten malt er aus, als ob es sich um weltliche Schätze handle. Auch Otfried, der an Volkstümlichkeit und nationalen Elementen den

Digitized by Google

„Heliand" nicht erreicht, sucht wenigstens durch Worte für seinen Stoff heimische Sympathien zu wecken. Er arbeitet mit dem Selbstgefühl der Franken; sie sollen nicht zurückstehen hinter den Römern und Griechen, denen sie doch gleich wären: auch in ihrer Sprache müsse Christus besungen werden. Dafür zeigt Otfried gegenüber dem Nebeneinander germanischer Eigenart und christlicher Überlieferung im „Heliand" Ansätze, die letztere deutsch-innerlich zu erfassen. Die ursprünglichere realistische Kraft des Heliandd ichters ersetzt er durch größere Gefühlstiefe und Eindringen in das Seelische, wie es zum Teil schon die altsächsische Genesis stärker erkennen läßt. Man hat manche Szenen bei Otfried, z. B. die Verkündigung, mit Recht als die ersten, wenn auch nur in Einzelheiten zu spürenden Anfänge der innigen, gefühlsmäßigen Art der mittelalterlichen religiösen Dichtung bezeichnet. Kein Zweifel: mehr und mehr ging das Christentum, wenigstens in einer Reihe von Vorstellungen wie in dem stofflichen und persönlichen Apparat, in das innere Leben der Deutschen bereits über. Seit Karls des Großen Bestrebungen, Gebete und Glaubensbekenntnis für das Volk übersetzen zu lassen, waren christliche Lehren von kleineren Schichten einigermaßen erfaßt worden, die Personen Christi und der Heiligen aber gewannen in dem Vorstellungskreise der Menschen immer mehr Raum. Man blieb ruhig bei den alten Segenssprüchen, aber ersetzte wohl heidnische Namen durch Christus und die Heiligen, man liebte alte Heldengeschichten wie früher, aber nun wurden oft Heiligenlegenden entsprechend zugeschnitten, und die von jeher rege Phantasie fand Gefallen an christlichen Wundergeschichten.

Indessen ist hier wohl der Ort, den großen Prozeß der Übertragung des Christentums in seiner Bedeutung für den deutschen Menschen im Zusammenhang zu würdigen, die sogenannte „deutsche" Färbung des Christentums auf ihren wahren Gehalt hin kurz zu untersuchen und vor allem zu prüfen, was der deutsche Mensch bei dem Prozeß verloren und gewonnen, wie er Eigenes mit Fremdem gemischt hat. Ganz abzuweisen ist der mystische Gedanke einer Art Prädestination des Deutschen für das Christentum. Unendlich fremd mußte der neue Glaube in seinem jüdischen starren, inbrünstigen Kern und dem hellenistischen greisenhaften, müden Gedankensystem, das ihn auf dem Grunde eines überreifen Geisteslebens ausgebaut hatte, dem naiven, rohen und jugendlichen Volke sein ganz ungewohnt mußte auch das disziplinierte, nach Macht und Herrschaft über die Geister strebende römische Priestertum, die Organisation der Kirche dem ungebundenen deutschen Menschen erscheinen. Aber eben die zielbewußte Machtpolitik dieser Kirche, die straffe Organisation hatte ihn äußerlich bezwungen, wie ihn innerlich die Festigkeit des Lehrgebäudes widerstandslos knebelte. Dieses Lehrgebäude zu begreifen, gelang ihm zunächst schwer, wie überhaupt das Dogma im Mittelalter bedeutend zurücktrat und durch die spätere Askese erst recht mit dem Frommsein den Zusammenhang verlor. Innerlich wurde er von der Kirche die mehr zunächst nach der Seite der Sitte (vgl. Kap. IV) bearbeitet: die Kirchenzucht war das Mittel, durch das man sein ganzes Leben wandeln, aus dem Halbchristen, der sich jetzt der äußeren Macht des neuen Glaubens fügte, der zu allem, was ihm vorgesagt wurde, ja sagte, der Gebete sprach und gute Werke tat, weil solches Tun Zauber wirken konnte, allmählich einen anderen Menschen machen wollte. Eben der noch zu besprechende Glaube an die Zaubermacht der Kirche war für ihren gewaltigen Einfluß auf die naiven Menschen der Zeit von größter Bedeutung. Diesen Nimbus verstärkte der sich allmählich entwickelnde ungewohnte Pomp der Kirche, das Geheimnisvolle der lateinischen Kirchensprache wie des

Digitized by Google

gottesdienstlichen Ritus. Aber weiter kam die steigende wirtschaftliche Macht der Kirche hinzu und nicht zuletzt ihre den deutschen Barbaren ganz fremde, aber bald wohltuend empfundene humanitäre Fürsorge für Kranke, Arme, Unglückliche, von der wir noch näher hören werden.

Das Hauptmoment des allmählichen Überganges war gewesen, daß sich zunächst, obgleich sich das äußerlich und auch im großen Zusammenhang aus der Ferne so darstellt, eben doch kein Bruch mit der Vergangenheit in dem Deutschen vollzog. Den hatte die Politik der Kirche von Anfang an zu vermeiden gesucht. Es war gar nicht das Christentum des Apostels Paulus, was die Missionare den Deutschen predigten. Überaus schonend und vorsichtig ging man vor. Was einmal Gregor der Große einem Missionar der Angelsachsen schrieb, daß man die Götzenhäuser nicht zerstören, sondern durch Einführung der Altäre, der Reliquien die gewohnten Stätten heidnischer Verehrung zu solchen christlichen Gottesdienstes machen solle, daß man die Tieropfer und Opfermahle ruhig zulassen, aber sie zu christlichen Feiern umgestalten solle, das war in der Tat der Weg, den man einschlug. Nicht in Sprüngen, sondern Schritt vor Schritt kommt man zur Höhe, meinte Gregor. Man ließ den Neubekehrten die alten Feste, aber aus dem Wintersonnenwende-, dem Julfest wurde die christliche Weihnacht, wenn diese mit guten Gründen bekämpfte Anschauung überhaupt aufrechtzuerhalten ist, aus dem Mittsommerfest, das auch an Donar erinnernde Bräuche in sich aufnahm, das Fest des heiligen Johannes, und die Erntefeste — bei dem Erntesegen wird noch lange Wodan angeredet — wurden zu Kirchweihen. Anderseits nannte man das christliche Auferstehungsfest nach der Göttin Ostara, nach dem ihr geweihten Frühlingsfest, das nun mit jenem zusammenfiel. Wieviel Heidnisches sich sonst in zahlreichen Bräuchen erhielt, das lehrt uns noch heute mit mehr oder minder Wahrscheinlichkeit die Volkskunde. Alte Opferstätten auf Bergen wurden zu christlichen Kirchen. Wo heilige Quellen, heilige Bäume waren, erhoben sich nun christliche Kapellen, zu denen das Volk wie früher kam. So entstand an Stelle der Donareiche in Geismar durch Bonifaz die Peterskirche, so entstanden die Maria-Buch, Maria-Linden u. a. Jetzt waren die Stätten nur für den christlichen Kult bestimmt; die alten Umzüge wurden zu christlichen Bittgängen, die Opfer zu Bild- und Kranzspenden des Wunsches oder des Dankes, statt der alten Götzenbilder trug man nun Heiligenbilder umher. Keineswegs wurden aber die alten Göttergestalten dem geistigen Inventar der Deutschen entrissen; das Volk hielt an ihrem ideellen Kern, ihrem Charakter auch als christliches Volk fest. Die vielen Heiligen boten dafür den nötigen Ersatz: statt eines Gottes trank man nun eines Heiligen Minne; der Erzengel Michael wie der heilige Martin erhielten mancherlei vom Wodan (wie etwa der Michaelsberg in Fronhofen eine Opferstätte Wodans gewesen sein soll), Petrus vom Donar humoristische Züge, der heilige Stephan vielleicht etwas vom Fro, auf Maria mochte alte Verehrung mütterlicher Gottheiten (vgl. S. 65) mit übergehen. Freilich handelt es sich bei solchen Annahmen fast durchweg nur um Möglichkeiten, und man darf dergleichen nur vorsichtig anführen, keineswegs ohne weiteres Verkleidungen alter Götter wittern, weder bei Heiligen noch bei unheiligen, dämonischen Gestalten. In den Wochentagen blieben anderseits zum Teil die alten Götternamen, die einst an Stelle der römischen getreten waren (vgl. S. 67), bewahrt. Überhaupt mischte sich beides durcheinander: nach Christus mochte in demselben Gebet Wodan angerufen werden, in die heidnischen Segen trug man, wie gesagt, Christi Namen hinein. Man mag vieles von altheidnischem Gut in den Kirchen selbst erhalten haben; draußen an den Wänden mochte irgendein zauberkräftiges Idol eingemauert sein.

Digitized by Google

Das Christentum trat zunächst dem Heidentum nur zur Seite, und damit begnügte sich einstweilen die Kirche. Freilich, so ganz nichtssagend war der Übergang nicht: er wurde nur erleichtert. Das Abschwören der alten Götter wurde vielmehr ausdrücklich verlangt. „Ich entsage allen Teufelswerken und -worten, dem Donar und dem Wodan und dem Saxnot und allen Unholden, die ihre Genossen sind", heißt es in dem schon (S. 89) erwähnten altsächsischen Taufgelöbnis. Die Götter wurden also, wenn sie auch, wie eben betont, zum Teil doch in den Gestalten der christlichen Kirche erhalten blieben, in ihrer Eigenschaft als heidnische Götter zu bösen, unholden Gestalten. Dem Deutschen mochten sie zunächst — und darin bestärkten ihn die Missionare — als die Besiegten, die Ohnmächtigen erscheinen, deren Macht vernichtet war, aber im stillen fühlte er sich doch bedrückt, und für die gebrochene Treue fürchtete man

Friesen bringen dem Bischof von Münster Geschenke (Naturalien) dar. Wandgemälde aus dem 13. Jahrhundert im Dom zu Münster. Nach H. Janitschek, „Geschichte der Malerei", Berlin 1890. Vgl. Text S. 116.

ihre Rache, vor der nur der Schutz des neuen Gottes und seiner Heiligen bewahren konnte. Jetzt sanken so auch die Götter zu der alten Klasse der schädigenden Dämonen herab, mit den Unholden verband sich wieder der kirchliche Begriff des Bösen, den die Germanen nicht kannten, die Götter wurden zu Teufeln, die Hölle wurde ihr Aufenthalt. Unzweifelhaft erhielt durch diese Wandlung das deutsche Gemütsleben einen düsteren Zug: die alte lebhafte Phantasie, noch stark an das Schreckhafte der Natur, an Waldesdunkel gewöhnt, wandte sich jetzt immer mehr dem Gebiete des Unheimlichen zu. Anderseits schwoll der alte Zauberglaube unendlich an. Den Schutz gegen die Unholden gab nun eben die Kirche; das Besprengen mit Weihwasser, das Zeichen des Kreuzes, es waren im Glauben des Volkes, wie schon (S. 78) erwähnt, zauberkräftige Mittel, genau wie später das Glockenläuten der Kirchen gegen die große Naturgewalt der Gewitter zauberkräftig wirken sollte. Das Weihen des Schwertes war ebenfalls Zauber. Wir kommen auf den zunehmenden Aberglauben im zweiten Abschnitt dieses Kapitels ausführlicher zurück. Den altheidnischen Zauberglauben, der bereits die unheilvollen, Menschen, Vieh und Ernte schädigenden Kräfte der elbischen Geister auf Menschen, insbesondere auch schon auf weibliche Wesen (Hexen), übertragen hatte,

Digitized by Google

ohne daß übrigens diese Wurzeln für den späteren Hexenglauben als wesentlich in Betracht kommen, erklärte die Kirche nun allerdings für Wahn; die kirchlich beeinflußten Kapitularbestimmungen Karls des Großen für Sachsen bedrohen den Hexenglauben der Heiden und das Verbrennen und Auffressen von Hexen mit dem Tode. Aber der Glaube, daß sie selbst im Besitz kräftigen Zaubers sei, wurde von der Kirche nach Kräften ausgenutzt. Der von ihr genährte massive Wunderglaube der Merowingerzeit blieb auch später bestehen. Die Kirche wollte jedoch diese Kraft nur sich und ihren Gliedern oder besonders Begnadeten vorbehalten wissen: andere Wundertaten galten als heidnische Übeltaten. Der Glaube an die Zauberkräfte des Christentums wurde gestärkt durch die Richtung der Wunder nur auf Segen und Wohltat, während jene Unholden immer die angeblichen Urheber des Bösen waren. Dieser Glaube, der im niederen Volke mancher Gegenden noch heute lebt, der anderseits schon von den Priestern des Altertums für ihre Religion klug genährt wurde, ist es im Verein mit der von der Kirche klüglich benutzten Furcht vor dem Jenseits gewesen, der die Kirche materiell stärkte durch Schenkungen und Darbietungen (siehe die allerdings aus viel späterer Zeit stammende Abbildung S. 115), der dem geistlichen Stand selbst, dem Stande der Zauberkräftigen gewissermaßen, eine höhere Stellung im Volke gab und ihn unverletzlich machte, der aber auch die geistige Wirkung des Christentums erst ermöglichte.

Und diese wird nun eben doch immer bedeutender: erst jetzt vollzieht sich allmählich, wenn auch nur zum Teil, der wirkliche Bruch mit der Vergangenheit, eine stärkere geistige Umwandlung. Zunächst schwand die alte Naturgrundlage des religiösen Glaubens fast völlig: das Menschliche tritt, wie das auch dem durch die Entwickelung gewonnenen geistigen Standpunkte entsprach, mehr in den Vordergrund. Die geschichtliche Überlieferung des Christentums gab in Christus und seinen Jüngern wie in den Heiligen Menschen, die etwas erlebten, handelten, sprachen; anstatt unbestimmter Vorstellungen kamen feste Gestalten in das Glaubensleben, zu denen der Einzelne ein persönliches Verhältnis gewinnen konnte. Den Volkskönig Christus oder die reckenhaften, kriegerischen Heiligen Michael und Georg sah man leibhaftig vor sich, und wenn man sich an Florian und Stephan wandte und ihren Schutz erflehte, so dachte man an bestimmte menschliche Gestalten, die auch irgendein Heiligenbild unvollkommen wiedergab, und Petrus, der Himmelspförtner mit dem Schlüssel, war ein ganz gemütlicher Geselle, kein ungewisser Schemen. Aber kam dem Deutschen so die Göttlichkeit durch den neuen Glauben menschlich und geistig näher, so hatte es doch zunächst arge Überwindung gekostet, sich mit diesen Wesen anzufreunden, ja sie zu verehren. Ihre ganze Art, ihre Geschichte entsprachen doch zu wenig den Überlieferungen der alten Götter. Wie charakteristisch ist schon die verächtliche Bemerkung Chlodwigs gegenüber seiner bekehrungseifrigen Gemahlin (vgl. S. 78), der neue Gott sei ja nicht einmal vom Geschlecht der Götter. Und wie unkriegerisch und ruhmlos war der Gott! Ebendaher stammte jene oben (S. 112) hervorgehobene Anpassung der evangelischen Geschichte an den kriegerischen Sinn. Aber auf die Dauer wurde diesem Sinne nicht mehr Rechnung getragen. Wenn früher ein alter Recke sich taufen lassen wollte und hörte dann wohl vom Priester, daß die alten Helden der Vorzeit als Heiden in die Hölle verdammt seien, dann verzichtete er wohl auf die Taufe und wollte lieber zu jenen in die Hölle. Jetzt gab es keinen solchen Verzicht mehr: einerseits war jene Furcht vor der Verdammnis schon klüglich genährt worden, anderseits war nun jeder selbstverständlich ein Christ, mochte er auch innerlich heidnisch gesinnt sein. Und so vollzog sich wenigstens theoretisch eine gewaltige Revolution der Anschauung.

Digitized by Google

Nicht mehr ein stolzer, hochfahrender Mann, sondern ein demütiger, die Rache verschmähender Mensch sollte man sein, wie ja auch Christus selbst, von niedriger Herkunft, Ruhm und Ehre verachtete, wehrlos sich schimpflicher Behandlung preisgab. Weiter aber gewann das Lebensziel, das Lebensideal schon eine ganz andere Gestalt. Sein Leben in Mühe und Arbeit hinzubringen, Zukünftiges sorgsam zu bedenken, dazu zwang die große Masse schon die wirtschaftliche Entwickelung. Die Kirche aber gab der Arbeit jetzt erst die sittliche Geltung. Sie wirkte weiter darauf hin, über die körperliche die geistige Arbeit zu stellen, sie überhaupt würdigen zu lernen.

Hier vollzog sich der schroffste Wandel: der vom spielerischen, kindlichen Geistesleben zur Aufnahme einer von hochstehenden Kulturmenschen ausgebildeten, ganz fremden Art, zu denken. Damit wurde — natürlich immer noch für eine kleine Schicht der Gesamtheit — wirklich der Faden der alten Entwickelung abgeschnitten. Daß die Träger des kirchlichen Lebens selbst, wie schon die Missionare, sich in jene Art hineinfinden konnten, das ermöglichte allein das feste Formen- und Formelngebäude, das ihnen Halt gab und Hilfe. Logisches Denken, Operieren mit Gründen und Beweisen nahm man also an. Aber der eifrige, grüblerische, leidenschaftliche Sinn der Germanen arbeitete sich bald auch weiter hinein in das Lehrsystem, und schließlich verstanden sie, weiterzubauen und auszubauen. Wenn jedoch Jahrhunderte später der Gefallen an solchem Denken zu immer gekünstelteren, immer verzwickteren und subtileren Gebäuden führte — freilich nicht in Deutschland allein —, so lag das zum Teil an der Einimpfung eben einer ganz fremden Denkart. Für die Masse aber bedeutete die Aufnahme der christlichen Lehre schon in den elementarsten Formen eine geistige Anstrengung, die ganz ungewohnt und unerhört war. Mit geistigen Mitteln konnte man dieser überlegenen Macht naturgemäß keinen Widerstand leisten. Man mußte sich gläubig fügen. Freilich handelte es sich ja für das Volk nur um ein geringes Maß von Glaubenssätzen und Formeln, weiter um die rohen Umrisse der Geschichte Jesu, überhaupt der biblischen Geschichte, und einige Sittengebote; von dogmatischen Auseinandersetzungen kann keine Rede sein. Aber selbst dieses geringe Maß erforderte eben eine geistige Umwälzung. Jetzt, da man noch nicht tiefer in die fremde Atmosphäre drang, wirkte diese geistige Arbeit, schon wegen der Erweiterung des Horizontes, doch vor allem als Fortschrittsmoment: schon in unserer Epoche ist dieser geistige Fortschritt zu spüren.

2. Kulturelles Eigenleben auf agrarischer Grundlage.

Der Übergang der Königswürde an die Sachsenherzöge hatte die Umwandlung des ostfränkischen Reiches in ein *deutsches Reich* unzweifelhaft besiegelt, aber *der national zusammengefaßte Kreis der deutschen Stämme* fühlte sich doch *immer noch nicht als nationale Einheit im politischen Sinne*. Jenes Bewußtsein der Zusammengehörigkeit der Sprache nach (vgl. S. 98) und die Unterscheidung des deutschen Typus seitens des Auslandes schreiten zwar weiter fort: in solchem Sinne kommt schon im Jahre 968 auch die Bezeichnung regnum Teutonicum vor. Auch der Deutsche selbst empfindet sein Volkstum dem Ausländer gegenüber schärfer, wie eine Urkunde Ottos I. aus dem Jahre 961 die Teutonici von den Slawen unterscheidet. Es war natürlich, daß innerhalb Deutschlands solche Bezeichnung sich zuerst in den Grenzgebieten verbreitete, wo die vorhandenen nationalen Gegensätze augenfällig waren. Jene Ottonischen Urkunden stammen aus den sächsischen Gebieten des Ostens, ebendorther die Chroniken, die den Namen gebrauchen. Ebenso bringen

Digitized by Google

die Züge der Herrscher nach Italien den Gegensatz zum Italiener zum Bewußtsein und führen zum Hervortheben des eigenen Volkstums; insofern fördert die „undeutsche" Kaiserpolitik das Nationalgefühl. An der westlichen Grenze, in Lothringen, ist Entsprechendes zu beobachten. Überhaupt wird der Gegensatz zwischen West- und Ostfranken jetzt auch national gefaßt. Der aus etwas späterer Zeit stammende Bericht des Mönches Richer (Westfranken) über die Zusammenkunft des deutschen und des französischen Königs im Jahre 920 spricht von den Konflikten der jungen Deutschen und Franzosen, die, durch den Sprachengegensatz aufgeregt, sich gegenseitig schmähten und schließlich mit dem Schwert aufeinander losgingen.

So ergaben sich die Anfänge eines nationalen Gesamtbewußtseins, das in der Frühzeit gar nicht vorhanden ist. Der Fremde erkennt die annähernde Gleichartigkeit der an sich noch uneinigen und einander nicht verstehenden Volksgruppen, der Stämme, zuerst; und erst das Empfinden des Gegensatzes zu den Fremden erweckt wieder bei den Deutschen eine ähnliche Erkenntnis, wie es vor allem später während der Kreuzzüge der Fall war. Der Schritt von dem noch schwachen Bewußtsein der sprachlichen und zum Teil auch somatischen Zusammengehörigkeit zur Erfassung des nationalen deutschen Typus seitens der Deutschen selbst hat sich völlig aber erst im 11. Jahrhundert — seit dieser Zeit wird auch allgemeiner von Teutonia, partes Teutoniae gesprochen — vollzogen. Selbst dann aber rang sich noch nicht ein politisches Nationalbewußtsein durch: die Stämme sind es noch immer, die allein wahre Einheiten, aber Sondereinheiten bilden; nur äußerlich sind sie durch das deutsche Königtum zusammengefügt. Es ist charakteristisch, daß die westlichen Nachbarn die Deutschen als Alemannen (Allemands), die nördlichen sie wohl als Sachsen bezeichneten. Die Gesamtbezeichnung Alemannia wird freilich überhaupt im Ausland (in England z. B.) neben Teutonia üblich und verbreitet sich von Westen her zur Stauferzeit auch in Deutschland selbst. Das Stammesmoment ist nicht minder für die spätere deutsche Geschichte von Wichtigkeit und muß auch für die Kulturgeschichte viel mehr als bisher betont werden. Und doch haben wir es schon damals nicht mehr nur mit fränkischen, bayerischen und sächsischen Menschen zu tun: es tritt neben der äußeren Zusammenfassung doch schon ein tieferer kultureller Zusammenhang deutlich genug hervor. Wie der Ausländer in jener Zeit einen deutschen Typus erkannte, so dürfen auch wir als Beobachter aus zeitlicher Ferne vor der beim damaligen Menschen so wichtigen Stammesart das national Gemeinsame in kulturellem Sinne betonen. Dieses kulturelle Moment ist auch gegenüber dem obenerwähnten somatischen das entscheidende. Von somatischer Reinheit ist keine Rede: im Westen keltische Mischung und im Osten, je länger je mehr, slawische, die sich später nach der Kolonisation auch vielfach in der Psyche des Ostdeutschen zeigt. Wir haben es also mit einem jetzt abgegrenzten nationalen Kulturkreis zu tun, freilich mit unendlich scharfen Besonderheiten der Stämme.

Aber innerhalb dieses Kulturkreises hat sich mit dem 10. Jahrhundert eine höchst wichtige und folgenreiche Verschiebung des Schwerpunktes vollzogen, die zugleich den nunmehr eingeschlagenen nationalen Gang der deutschen Kulturgeschichte günstig beeinflußt. Das Reich war nicht mehr, wie es bis dahin hieß, ein Reich der Franken: es wurde jetzt zwar nur selten als Deutsches Reich (vgl. S. 117), wohl aber als „Reich der Sachsen und Franken" bezeichnet. Das bedeutet kulturgeschichtlich sehr viel. Gewiß, die zuerst von römischer Kultur berührten, dann dem romanisierten Frankenreich angehörigen Teile Deutschlands, d. h. der mittlere und südliche Westen, bleiben noch lange, bis in die zweite Hälfte des Mittelalters, das kulturelle Zentrum. Die Franken, der Römer Besieger und Schüler

Digitized by Google

zugleich, bewahren auch im östlichen Teile des einstigen Gesamtreiches ihre kulturelle Überlegenheit: der im Prolog zum salischen Gesetzbuche hervortretende Frankenstolz leuchtet bei Otfried von Weißenburg (vgl. S. 113) unvermindert auf; er klingt sogar in der Gegenwart noch nach, wie etwa in den 1872 gesprochenen Worten des Zentrumsmannes Peter Reichensperger: „Wir Franken am Rhein, wo die erste christliche und staatliche Kultur gewurzelt hat . . .“ Die fränkischen Herrscher galten auch später immer als Vorgänger, Aachen blieb die Krönungsstadt. Aber die Franken hatten nun doch trotz Otfrieds Worten, daß sie sich nie einem König, der kein Frankenheld sei, unterwerfen würden, die Führung an jenen anderen mächtigen Stamm abgegeben, der in so vieler Beziehung ihr Antipode war, an die Sachsen, die nicht minder stolz waren als sie, wie sich das in den sächsischen Geschichten Widukinds, bei Thietmar von Merseburg oder in der älteren Lebensbeschreibung der Königin Mathilde zeigt, stolz insbesondere auf die jetzt von ihnen vollbrachten Taten, die das deutsche Volk zum ersten der Christenheit machten. Auch unter Führung dieses Stammes wurden keine nationalen politischen Ziele verfolgt, wieder ging der Zug nach dem Süden, nach dem Kaisertum, nach dem römischen Universalreich. Es lag darin eine Abwendung von den heimischen Traditionen, die nach Norden und Osten gerichtet waren, und eine Anpassung an den Südwesten, dessen Interessen und Ideale denen der Romanen ähnlicher waren.

Aber gleichwohl hat dieser Wechsel der Führung seine bedeutungsvolle nationalkulturelle Seite. Die jetzt führenden Gruppen, die sogleich auch die Missionsarbeit für die weiter nördlich und östlich gelegenen Länder übernahmen, die dann wirtschaftlich den slawischen Osten eroberten und den unregelmäßigen Land- und Seehandel zu einem gewaltigen System von Kulturarbeit entwickelten, saßen in alten Stätten deutschen Wesens; was kulturell sich entwickelte, war hier weniger romanisch beeinflußt als dort im Westen und Süden, wo man sich auch später noch den Einwirkungen Frankreichs und in geringerem Maße Italiens oft eifrig unterwarf; Sachsen war gewiß noch auf den überlegenen Kulturwesten angewiesen, aber war nationaler, spröder, eigenständiger. Es war weiter außerordentlich wichtig, daß hier kulturelles Neuland war, daß Niedersachsen, also Niederdeutschland, eine bevorzugte Stellung erhielt und schnell eine frische Kultur erblühen sah, die ihrerseits nach Norden und Osten ausstrahlen konnte. Und wenn auch durch die Wiederaufnahme des universalen Kaisertums der Blick nach Welschland gerichtet wurde, wenn später die Salier den rheinischen Westen abermals zum Reichsschwerpunkt machten und das kulturelle Übergewicht des Südwestens überhaupt zunächst nicht beseitigt, ja mit dem Übergang des Königtums an süddeutsche Herrscher die tiefe Scheidung zwischen Ober- und Niederdeutschland aufs neue besiegelt wurde, so bleibt doch der vorübergehend eingetretene Wechsel des Schwerpunktes ein für die Zukunft bedeutsames Moment.

Aber nun kam weiter hinzu, daß sich Dynasten zu Führern Deutschlands erhoben sahen, die als Stammesführer ihre militärischen, politischen und kulturellen Aufgaben im Osten erblickt hatten, und daß so die schon von Karl dem Großen begonnene östliche Politik, die zugleich nationale Kulturpolitik war, in energischer Weise wieder aufgenommen und gefördert wurde. Freilich war diese Politik durch äußere zwingende Gründe, durch die von den östlichen, nichtdeutschen Völkermassen drohende Gefahr eine absolute Notwendigkeit geworden, nicht nur an der Elbe, sondern auch im Südosten: sie wurde auch von den Königen zunächst in ihrer Eigenschaft als Sachsenfürsten weitergeführt. Gegen (Dänen und) Slawen wie gegen Ungarn rang Heinrich I. mit gutem Erfolge, aber durchaus

Digitized by Google

als Sachsenfürst; seine militärische Grenzsicherung, der „Burgenbau", wodurch geschützte Zufluchtsorte, wie sie schon bisher in Sachsen üblich waren (vgl. S. 24), planmäßig und in großer Zahl in den gefährdeten Gebieten erstanden und mit immer kriegsbereiter Mannschaft drohten, war in erster Linie auf Schutz und Hebung des eigenen Landes gerichtet, das, wie überhaupt der Osten, schon unter Karl dem Großen, dann aber auch durch die Slawen- und Ungarneinfälle stark in seiner überhaupt nicht hohen Volkszahl zurückgegangen war. Mit der größeren Sicherung und den zahlreichen militärischen Ansiedelungen kamen geordnetere Zustände, die auch einen lebhafteren Verkehr und bessere Wirtschaft ermöglichten. Ein Eroberer slawischer Gegenden für das Deutschtum und ein wirklicher Kulturträger für diese östlichen Lande ist dann Otto der Große gewesen, bei dem im übrigen der spezifische Zug des Sachsenfürsten vor dem König und Kaiser zurücktrat. Zunächst wurde jetzt alles Land bis zur Elbe deutsch, dann aber ging die Unterwerfung rasch weiter in die ostelbischen Lande bis zur Oder: Ottos planmäßiges Vorgehen, seine großen Organisationen, die neuen Markgrafschaften, die Marken (d. h. Grenzdistrikte) Billungs und Geros — aus Geros Mark wurden später mehrere, zuletzt drei, Meißen, die Lausitzer und die Nordmark —, wie die neugestifteten Bistümer Schleswig, Brandenburg, Havelberg und das Erzbistum Magdeburg, waren die erste wichtige Stufe zur Rückeroberung des slawisch gewordenen Ostens, zur Kräftigung und Erweiterung des östlichen Deutschtums. Immerhin liegt doch das Schwergewicht der Kolonisation in dieser und der nächsten Zeit noch in den Gebieten westlich der Elbe. Jedenfalls entstand ein starkes Gegengewicht gegen den kulturälteren, aber allem Fremden mehr geneigten Westen und Süden. Und wenn auch die folgenden, den östlichen Aufgaben zunächst wieder abgewandten Zeiten die Anfänge wirklicher Kolonisation, in die wir freilich nicht klar sehen, vernichteten, wenn seit Otto II. ein mächtiger slawischer Rückstrom einsetzte und Otto I. wie seine Nachfolger die Eroberungen trotz aller Kämpfe nicht völlig halten konnten, die Haupterweiterung war doch nicht mehr rückgängig zu machen.

Eine nachhaltigere Kolonisation setzte ebenfalls bereits unter Otto I. im Südosten, in der eigentlichen Ostmark, ein. Es war die alte Karolingermark, die, nach der Zurückdrängung der Avaren, auf Grund umfassender Schenkungen aus Königsgut am stärksten unter Ludwig dem Deutschen, im ganzen jedoch spärlich und ohne System bis etwa 900 besiedelt war, in der Hauptsache von Bayern. Die Wirtschaftsweise war ganz extensiv, immerhin hatte man schon einige kulturelle Fortschritte gemacht, als durch den Sturm der Ungarn wieder alles verloren ging und bis auf wenige Reste verwilderte. So blieb es fast zwei Menschenalter. Dann aber griff man die Kolonisationsaufgaben von neuem an. Eben erst durch die endgültige Besiegung der Ungarn, die Ottos des Großen Werk ist, war hier neues Leben möglich, und in der Tat beginnt in der zweiten Hälfte des 10. Jahrhunderts unter planmäßiger Begünstigung seitens der Könige, die vor allem an die Kirche, an Klöster und Hochstifter, aber auch an weltliche Herren große Gebiete verliehen, eine lebhafte Kolonisationstätigkeit, die mit der Missionsarbeit der Kirche Hand in Hand ging, und deren Fortschritt uns später eingehend beschäftigen wird. Nachdem man um das Jahr 1000 die alte Karolingermark wieder besiedelt hatte, drang man weiter südöstlich zur Leitha und nordöstlich zur March vor. Zunächst freilich sind die Siedelungen auch jetzt nur spärlich in weiter Waldmasse verstreut, nur wenige hatten Kirchen, und die Klöster waren keineswegs zahlreich. Wo schon Slawen saßen, gingen die deutschen Siedler im Gegensatz zu den Slawen, die sich nur auf bequemen ebenen Boden, vor allem auf Waldblößen und in Flußtälern, am liebsten aber am Wasser ansiedelten (vgl. S. 28f.), weit

Digitized by Google

energischer vor und dehnten das Kulturland bedeutend aus. Jedenfalls findet im Norden wie im Süden eine für die ganze Zukunft folgenreiche Wendung nach Osten statt; sie geschah aber auf Kosten des Volkes, das bisher die deutschen Grenzen bedrängt hatte, der Slawen.

Es war dies ein Volk, das, mag man nun eine vorgeschichtliche slawogermanische Gemeinperiode annehmen oder nicht, den Deutschen und ihrer Volksart jedenfalls von jeher sehr ähnlich war, ihnen auch ohne Zweifel verwandt ist, sich überdies vielfach mit ihnen gemischt haben wird. Von jeher haben die Slawen aber auch in den Deutschen, die wieder den Romanen als „Barbaren" galten, die höheren Kulturträger gesehen, wofür zahlreiche charakteristische wirtschaftliche Lehnwörter sprechen, was sie freilich ebensowenig abhielt, in germanisches Gebiet zu dringen, wie die Germanen sich von dem der Römer ferngehalten haben. Manche Forscher haben ein sehr frühes Vorrücken der Slawen angenommen, die dadurch die Germanen zur Verdrängung der Kelten und später zur Völkerwanderung veranlaßt hätten. Trotz der weiten Ebene ist wegen des hemmenden Waldes kein schnelles Vordringen, am wenigsten ein solches in geschlossenen großen Massen anzunehmen. Jedenfalls haben die Slawen die von den Germanen verlassenen Gebiete früher oder später nach der Völkerwanderung ohne Lärm besetzt. Gegen Ausgang des 6. Jahrhunderts sind sie, nach Jordanis zu schließen, noch nicht über die obere Weichsel gedrungen, dann muß die Überflutung sich rascher vollzogen haben. Aber weder die fremde noch die heimische Sage hat uns Spuren dieses Vorganges hinterlassen, der also sicherlich nicht als Vordringen eines eroberungslustigen, kräftigen Volkes aufzufassen ist. Nirgends hören wir von Kämpfen, obgleich doch diese östlichen Striche jedenfalls nicht ganz von Menschen verlassen waren. Solche germanischen Reste, die bis zum 6. Jahrhundert noch durch Funde nachweisbar sind, gingen widerstandslos in der slawischen Menge auf.

Lange von der Kulturwelt nicht bemerkt, treten die Slawen nun als drittes nordisches Volk nach Kelten und Germanen dieser inzwischen erweiterten Welt feindlich gegenüber. Die Kämpfe zwischen Franken und Sachsen waren seit dem 6. und 7. Jahrhundert für sie günstig, wiederholt dehnten sie ihre Raubzüge über die Saale aus und setzten sich immer dichter jenseits derselben fest. Bis tief hinein nach Thüringen saßen sie, ebenso bis nach Franken und Bayern hinein. Der von Karl dem Großen im Jahre 805 festgestellte Limes sorabicus gab ihnen im Grunde den ganzen Osten preis. Dann wurden sie immer gefährlicher und verbündeten sich auch mit den Ungarn: erst die Sachsenherrscher eröffneten, wie erwähnt, eine wirkliche Gegenbewegung In den von ihnen besetzten Gebieten nun kehrten sich die Slawen nicht an die bisherige Siedelungsart der Deutschen, sondern legten ihre Gehöfte nach ihrer Art an, wie sie den Acker nach ihrer primitiveren Weise bebauten. Im übrigen darf man die Zustände der Slawen, die jetzt dem kultivierteren Deutschen verächtlich erschienen — wie dem Römer der „Gestank" der Deutschen verhaßt war, so geht es dem Deutschen Sturmi, als er Slawen trifft, die in der Fulda baden —, in manchen Beziehungen nicht viel niedriger einschätzen als zum Teil die der Sachsen. Auf die dürftige Nahrung und die einfachen Lebensansprüche sah der Geschichtsschreiber Widukind freilich herab. An der Ostsee, die damals vielleicht noch gegliederter war und mehr Häfen bot, bewährten sich die dortigen Slawen, insbesondere die Pommern, als richtiges Seevolk, zugleich, wie einst die Sachsen, als gefährliche Seeräuber. Danzig (Gyddanize) an der Weichsel, Jumne bei der Seeräuberveste Jomsburg an der Odermündung (das sagenhafte Vineta), nicht identisch mit dem anscheinend erst nach Jumnes Zerstörung aufblühenden Julin (Wollin), das obotritische Buku an der

Digitized by Google

Travemündung waren Handelsplätze, an denen die Händler zusammenströmten. Diese Plätze vermittelten den Slawen, die sich übrigens früh verschwenderisch, aber auch gefällig und dienstbereit zeigten, manche angestaunte fremde Ware, erhielten infolgedessen allerdings auch in der Tradition eine größere Bedeutung, als sie wohl tatsächlich gehabt haben. Jumne nennt Adam von Bremen sogar die größte Stadt Europas. Wenn er von den dort auch wohnenden „Griechen" spricht, so deutet das auf den blühenden baltisch-byzantinischen bzw. baltisch-arabischen Handel durch Rußland, auf den hier nicht näher eingegangen sei. Das Heidentum dieser Slawen war dem „Christentum" vieler Sachsen nicht so ganz unähnlich, obgleich freilich Menschenopfer bei ihnen noch im Schwange waren. Gerade dieses Heidentum war aber das Moment, das sie besonders bekämpfenswert erscheinen ließ, und dessen Beseitigung als die wichtigste kulturelle Aufgabe galt, vor allem in einer Zeit, in der die Trägerin aller Kultur die Kirche war. Daraus erklärt sich das spätere Urteil des Chronisten Helmold, daß die Slawen „von Natur treulos und bösartig" seien. Überhaupt ist bei den Sachsen eine Überhebung gegenüber den Slawen ganz unverkennbar. Ehen zwischen Sachsen und Slawen galten als ungleich. Die ewigen Kämpfe an der Grenze bildeten eine wirkliche Rassenantipathie und bei beiden Völkern einen bitteren Haß aus, der auf beiden Seiten Grausamkeiten schlimmster Art hervorrief. Töteten jene alle Christen zuweilen in raffinierter Weise, so schworen diese, das schändliche Volk von der Erde zu vertilgen. Ähnlich wie es die Ungarn mit den Deutschen gemacht hatten, nahmen die Sachsen Slawen mit sich und setzten sie daheim als Hörige an, woher denn auch bei ihnen zuerst das bezeichnende Wort „Sklaven" aufgekommen sein wird; daneben wurde oft vernichtet, was vernichtet werden konnte. Durch die Überhebung der Deutschen fühlten sich die Slawen übrigens besonders tief gekränkt: sie wollten nicht wie „Hunde" behandelt werden. Dabei wurden sie von den Deutschen auch tüchtig ausgesogen. Die Erlangung von Abgaben war für die Deutschen das Wesentliche, und auch die Kirche ließ sich scharf zinsen. So war denn jener Rückschlag (vgl. S. 120) schließlich unvermeidlich. Aber der einmal eingetretene Gang der deutschen Kultur nach Osten bleibt jedenfalls eines der wichtigsten Merkmale dieser beginnenden nationalen Kulturepoche. Für die Ausbildung eines nationaleren Charakters der Kultur, die sich noch aus dem folgenden ergeben wird, ist diese Verschiebung höchst wichtig.

Sie verstärkte, da sie militärischen und Kolonisationscharakter zu gleicher Zeit trug, auch durchaus den Grundzug der damaligen, hinter dem vorgeschrittenen europäischen Westen und Süden bedeutend zurückgebliebenen Kultur, den agrarischen, der aber der kriegerischen Färbung noch nicht entbehrte. Von einer Bauernkultur kann man insofern nicht recht sprechen, als von einem eigentlichen Bauernstand vor dem 12. Jahrhundert nur die Elemente vorhanden sind und sich die Verbindung der verschiedenen Schichten der freien Bauern, die allenfalls dingliche Lasten zu tragen hatten, mit den persönlich Abhängigen usw. zu einer Klasse erst allmählich herausbildet. Aber agrarische Färbung durchdringt das ganze Dasein. Karl Wilhelm Nitzsch hat die Könige als die „größten Hofbesitzer dieses weltbeherrschenden Bauernvolkes" und für die Kirche „die Aufgaben der Gutsverwaltung" als wichtiger denn „die dogmatischen und politischen Debatten der benachbarten französischen Hierarchie" bezeichnet.

Die Bedeutung des Grundbesitzes für jeden Einzelnen wurde schon oben dargelegt: auf ihm basierte vor allem der Hauptträger der wirtschaftlichen Entwickelung, die Grundherrschaft (vgl. S. 101 ff.), die aber wieder auf die landbebauende Tätigkeit der großen verschiedenartigen Masse der Abhängigen angewiesen war. Innerhalb dieses agrarischen Daseins macht sich

Digitized by Google

nun aber als bemerkenswertes Moment ein Aufsteigen eben dieser unteren Schichten mehr und mehr geltend. Die vermehrte Zahl der Unfreien, mit denen auch die Minderfreien mehr oder weniger zusammengewachsen sind, ließ die ganze Klasse, die bei der doch erheblich geringeren Zahl der alten Vollfreien das eigentliche Volk ausmachte, allmählich in einem anderen Licht erscheinen als früher. Sie galten nicht als sozial minderwertig, insbesondere nicht die wirtschaftlich gehobenen Schichten unter ihnen. Denn innerhalb der Klasse entwickelten sich immer größere Unterschiede. Vor allem war auf die soziale Hebung der wirtschaftliche Aufschwung eines Teiles dieser Unfreien von Einfluß. Die freieren Zinsleute, die ihr Gut schließlich erblich innehatten, konnten durch selbständige Wirtschaft im Schutz ihrer Herrschaft gedeihen; die nähere Umgebung, die persönlichen Beamten und Diener in Hof- und Haushalt, der Kanzlei usw. (Ministerialen) konnten bei mächtigeren Herren äußere Karriere machen oder reich werden. Diese Schicht mischte sich auch mehr und mehr mit einem großen Teile der Freien, zumal da der Begriff der Freiheit jetzt weniger schroff aufgefaßt wurde, vielmehr auch Leute mit freieren Zins- oder Schutzverhältnissen weiterhin als Freie bezeichnet werden. Daher hieß denn bald gelegentlich jene höhere Schicht der Zinsleute schon frei. Aber selbst die unfreien Zinsbauern hoben sich wirtschaftlich, weil sie nun in gesichertem Besitz saßen (vgl. S. 106) und wirtschaftliches Gedeihen um so eher erwarten durften, als ihre Arbeit die eigentliche Grundlage der einsetzenden agrarischen Blütezeit war (vgl. S. 105) und ihnen das auch zum Bewußtsein kam. Im ganzen aber ist in unserer Epoche diese Hebung der unteren Klassen noch in den Anfängen und tritt erst später völlig deutlich hervor.

Ein nicht unwichtiges Merkmal dieser agrarischen Kultur ist nun endlich noch ihr binnenländischer Charakter, den wir als Resultat der Völkerwanderung schon oben (S. 73) feststellten. Politisch blieb dieser Charakter ja das ganze Mittelalter hindurch gewahrt: an eine Flotte hat das Reich nie gedacht, an die Möglichkeit, auch zur See seine Herrschaft zu stärken, deshalb nicht, weil die Zentralgewalt trotz der Sachsenkönige im Grunde immer in Süd- und Westdeutschland ihren Ursprung und Kern hatte. Kulturell ist freilich dieser Charakter später durchbrochen worden, und die Hansa ist auch zu einer politischen Macht geworden.

Die Quellen für die kulturgeschichtliche Betrachtung der Epoche fließen zunächst recht spärlich. Weder aus den poetischen Quellen, wie sie später reichlich vorhanden sind, von denen aber jetzt allenfalls nur das „Waltharilied" in Betracht kommt, noch aus den von Geistlichen verfaßten, ganz auf das kirchliche und politische Leben gerichteten geschichtlichen Darstellungen läßt sich für den Durchschnitt der Menschen, auf den es uns doch auch ankommt, überhaupt für die allgemeinen Lebensverhältnisse viel gewinnen. Nur aus einem Kloster, dem hervorragendsten dieser Zeit, aus Sankt Gallen, ist uns eine treffliche detaillierte Menschen- und Sittenschilderung in der Klosterchronik Ekkehards IV. erhalten, desselben Mönches, der vielleicht auch jenes „Waltharilied" umgearbeitet und so gerettet hat. Für das eigentliche Volksleben kommen sonst am meisten noch die Heiligenlegenden in Betracht. Wirtschaftsgeschichtliches Material bieten die Urkunden, aber für das 10. und einen Teil des 11. Jahrhunderts sind auch sie noch spärlich genug.

Die Epoche, in die wir jetzt treten, leitet eine erste nationale Blütezeit in Staat und Kultur ein. In politischer Beziehung wird insbesondere durch Otto I. unzweifelhaft eine Hegemonie Deutschlands begründet: das mächtige System des römischen Reiches deutscher Nation tritt ins Leben, die schönen Tage der deutschen

Digitized by Google

Kaiserzeit beginnen. In kultureller Beziehung aber ist gegenüber der ostfränkischen Periode, die völlig hinter dem Westen zurückstand, ein deutlicher Aufschwung bemerkbar, bei gleichzeitigem Erschlaffen der kulturellen Kräfte Italiens und Frankreichs, das zunächst ganz zurücktritt, freilich sehr bald eine neue Epoche seiner kulturellen Überlegenheit einleitet. Damals hatte Deutschland den Vorsprung nationaler Geschlossenheit, den die zerrütteten romanischen Länder politisch nicht einholen konnten, der aber auch ihre ältere Kultur trotz der namentlich in Frankreich fortgesetzten, nun von dem hohen Klerus getragenen Traditionen der karolingischen Renaissance bedeutend weniger auf Deutschland wirken ließ.

Überaus wichtig ist aber weiter, daß in politischer wie in kultureller Beziehung der eigentliche Träger des Aufschwungs die Kirche ist. Das war der gute Blick Ottos des Großen, daß er sein Reich auf die kirchliche Organisation, auf die Bischöfe gründete, weil er es auf den machtlüsternen hohen Adel nicht gründen konnte. An diesem System hielt die Folgezeit fest, nur daß Konrad II., der der Kirche kühl gegenüberstand, ebenfalls mit gutem Blick in dem niederen Adel, also in dem Laientum, eine Stütze suchte. Jenes System bewährte sich aber, weil die Kirche wieder völlig vom Herrscher abhängig war, und weil die Bischöfe ihren Einfluß und ihre Macht niemals, wie der hohe Adel, erblich machen konnten. Auch der große Karl beherrschte die Kirche (vgl. S. 92), aber sein Staat diente in letzter Linie ihren Zielen: jetzt diente die Kirche, die ja kulturell durchaus führte (vgl. S. 110 f.), eher dem Staate.

Das deutsche Königtum, über dessen Charakter als Wahl- oder Erbreich zu streiten müßig ist, war, wie ja überhaupt das Unsystematische das Bezeichnende des deutschen Verfassungslebens ist, kein in allen Einzelheiten rechtlich umgrenztes, etwa schriftlich fixiertes und fest gegründetes Institut. Das reine Erblichkeitsprinzip der früheren Zeit ist im deutschen Königtum nicht mehr direkt vorhanden, womit übrigens die Gefahr der Teilung des Reiches behoben war, aber das im wesentlichen ein Wahlkönigtum darstellende Königtum hat sich größere Zeiträume hindurch die Erblichkeit geradeso zu sichern verstanden, wie das die Großen in noch höherem Grade für ihre Lehen vermochten: der Umfang seiner Macht hing eben immer von der Tatkraft, von der Persönlichkeit des Herrschers ab. Charakteristisch für das Königtum war schon seit den fränkischen Zeiten der ständige Wechsel des Hoflagers, die „Regierung im Umherziehen". Bedingt war sie nach allgemeiner Annahme durch die naturalwirtschaftliche Grundlage des Lebens: die Naturaleinkünfte der Königsgüter mußten eben an Ort und Stelle in einer Pfalz, an die jene lieferten, verzehrt werden; man konnte sie nicht weit fort in eine ständige Residenz transportieren. Diese Ansicht hat Dopsch bestritten. Von einem gleichmäßigen Wechsel der Pfalzen ist nicht die Rede: bestimmte werden bevorzugt, und zwar, wie Dopsch wenigstens für die Karolinger erweist, diejenigen, die zum alten Hausgut gehören. In den Bischofsstädten lebte der Hof wohl vom Kirchengut. Sonst machten jedenfalls die politisch-kriegerischen Verhältnisse wie die Unsicherheit der Macht die zeitweilige persönliche Anwesenheit des Herrschers in den verschiedenen Gebieten des Reiches notwendig. Nur so konnte er auch dem Volk greifbar als höchster Schützer des Rechts erscheinen.

Die Organe eines persönlichen Regiments — denn von einer modernen Verwaltung ist andauernd keine Rede — fehlten nun freilich dem Königtum zum guten Teil. Der hohe Adel, im Grunde Amtsadel, sollte der Träger der Verwaltung sein. Aber die erreichte oder immer wieder erstrebte Erblichkeit der Ämter und Amtslehen, einfach die Folge der Naturalwirtschaft und der Gründung des Amtes auf den Grundbesitz (vgl. S. 108), hinderte jede sichere Funktionierung dieser Verwaltung. Das ganze System des Lehnswesens bedingt

Digitized by Google

von vornherein eine Schwäche der Verwaltung, eine Schwäche des Königtums selbst. Alles hängt mehr oder weniger von dem guten Willen des Einzelnen ab: die noch am meisten wirkende traditionelle und eine gewisse innerliche Bindung (vgl. S. 109) hielten öfter vor den egoistischen Gelüsten der Menschen nicht stand. Der auch in Frankreich und England sichtbare, diese ganzen Jahrhunderte beherrschende *Kampf zwischen Königtum und Großen* für und gegen eine straffere Staatseinheit ist das Hauptmoment.

Die eigentlichen hohen Verwaltungsbeamten, die Spitzen der alten Verwaltungssprengel, die *Grafen*, fühlten sich je länger je mehr nicht als Beamte, sondern vor allem als Herren. Sie sollten später das der Zentralmacht gefährlichste Element werden, da sich vorzugsweise aus ihnen das spätere Landesherrentum entwickelte. Die Grafschaften deckten sich zunächst nicht selten mit den alten *Gauen*, die ursprünglich nichts weiter sind als mehr oder weniger landschaftlich bestimmte Siedelungsbezirke kleinerer oder größerer Volksgruppen, aber als natürliche Bezirke doch über das rein Räumliche hinaus auch für das öffentliche Leben von grundlegender Bedeutung geworden sind. Ihre tief im Volke wurzelnden Bezeichnungen zeigen den Einfluß des natürlichen landschaftlichen Moments, auch des formal geographischen (Bezeichnung nach Himmelsrichtungen), weisen aber gelegentlich auch auf den Volksstamm hin, der einst den Gau innehatte. Schon die ganz verschiedene Größe der Gaue schloß freilich von Anfang an ein völliges Zusammenfallen mit den Grafschaften aus: später gehen Gau und Grafschaft erst recht auseinander. Ein Gau kann mehrere Grafschaften umfassen, eine Grafschaft in mehreren Gauen liegen. Allmählich tritt dann die Bedeutung der Gaue im öffentlichen Leben ganz zurück; ihre Namen hält das Volk freilich dauernd fest, während diese aus den Urkunden mit dem 13. Jahrhundert verschwinden. Die alte Gaugrafschaft setzte später nur der *Landgraf* fort infolge der Innehaltung der höheren Gerichtsbarkeit in einem ganzen Gau. Andere besondere Arten der Grafen waren die Hüter der gefährdeten Grenzbezirke, die namentlich militärischen und deshalb selbständigeren, bald an Machtfülle wachsenden *Markgrafen*, deren Bezeichnung auch auf Grafen an der Westgrenze und sonst überging und schließlich nur einen höheren Titel bedeutete, ferner die *Pfalzgrafen*, die auf den alten hofgerichtlichen Hofpfalzgrafen wie auf die wesentlich richterlichen Kammerboten zurückgingen, zugleich als eine Art Verwalter der Krongüter in den Stammesbezirken königliche Interessen gegenüber den Herzögen vertraten.

Diese höherstehende, aber nicht etwa irgendwie organisch zwischen Grafen und Königtum geschobene, in ihrem rechtlichen Wesen ebenfalls nicht fest definierbare Machtorganisation, das jüngere *Herzogtum* (vgl. S. 100), war zur Verwaltung nicht allein völlig ungeeignet, sondern als natürliche Spitze volkstümlicher gesonderter Stammesgebiete ein dem Königtum im höchsten Grade widerstrebendes und ihm unbequemes Element. In der Zeit der Schwäche der Zentralgewalt, um den Beginn des 10. Jahrhunderts herum, waren diese Herzöge der Bayern, Sachsen, Schwaben, Franken als selbständige politische Herren emporgekommen, gestützt auf alten Besitz, gestärkt durch Amtslehen, Grafschaften usw. In diesen Herzogtümern verkörperte sich vor allem eben das so wichtige Sonderleben der Stämme, die auch kulturell noch immer große Unterschiede bewahrten. Lothringen freilich war kein Stammesgebiet, wenn auch im wesentlichen fränkisch, aber es war ein gesondertes Kulturgebiet, das mit dem französischen Westen in Verbindung stand, die höheren westlichen Einflüsse in sich aufnahm und ständig dem eigentlichen Deutschland vermittelte, insbesondere in geistiger Beziehung. Das deutsche Wesen wird am meisten von den Sachsen, aber auch von

Digitized by Google

den Bayern repräsentiert, die trotz jener frühen kulturellen Einflüsse (vgl. S. 86) und ihrer regen Handelsbeziehungen zum Südosten (auf der Donaustraße) im ganzen kulturell zurücktraten und in einfachen Verhältnissen ihre Stammesart pflegten, unter anderem auch altes poetisches Gut treu bewahrten. Neben den Franken spielten sie aber unter ihren Herzögen eine hervorragende Rolle, während später die Schwaben mehr hervortraten, nicht nur politisch, sondern vor allem auch kulturell. Die Kämpfe zwischen Königtum und Herzogtum — noch Heinrich I. war fast ganz in den Händen der Herzöge — schienen unter Otto dem Großen zunächst zur Angliederung an das Königtum durch Familienverbindung und damit zur Sicherung einer straffen Zentralgewalt zu führen, zumal da die Machtbefugnisse der Herzöge, die z. B. Grafen ernannten, stark beschnitten wurden. Aber doch erhob sich das Herzogtum, zunächst im Zusammenhange mit Familienzwist, als territoriale, partikulare, dem König stets widerstrebende Stammesmacht, die auch dem Volke teurer war als das Königtum, immer von neuem, ließ sich auch nicht als Zwischeninstanz verwenden.

In der Erkenntnis solcher prekären Lage hat also Otto der Große die Spitzen der kirchlichen Organisation des Reiches, die Bischöfe, die schon Karl der Große als seine Organe benutzt hat, zu eigentlichen Trägern seiner Verwaltung gemacht. Indessen hängt diese Möglichkeit doch mit der ganzen eigenartig-germanischen Gestaltung des Kirchenrechts, die wir schon mehrfach angedeutet haben, und die hier einmal näher erörtert werden muß, zusammen. Es war eine Auffassung, die etwa seit Karl Martell das zu merowingischen Zeiten noch völlig von römischer Tradition beherrschte Kirchenwesen zu durchdringen begonnen hatte. Ulrich Stutz hat nachgewiesen, daß sich in Anknüpfung an den heidnischen Eigentempel der Germanen (vgl. S. 47) bei den christlich gewordenen Stämmen das von ihm so genannte Institut der Eigenkirche herausbildete, zuerst bei den arianischen Goten, später langsam auch bei den nichtarianischen Langobarden und Franken, aber auch bei Angelsachsen und Nordgermanen. Von einem spezifisch arianischen Charakter des Instituts als einer Eigentümlichkeit der arianischen Germanen und einer späteren Übertragung auf die Nichtarianer (wie H. v. Schubert will) kann keine Rede sein. Es ist eine gemeingermanische Institution, indessen nicht dem germanischen Individualismus entsprungen, sondern dem Herrensinn und der Herrschaftsübung der Germanen, hervorgegangen aus dem Besitz- und Eigentumsrecht des Herrn und der erstrebten Ausnutzung des Eigentums. Wie der germanische Hausvater und der Fürst seinen Tempel auf seinem Grund und Boden besitzt, so gehört dem Grundherrn der christlichen Zeit, auch der geistlichen Grundherrschaft, nicht minder der Markgenossenschaft und vor allem dem König die auf dem eigenen Grund errichtete Kirche mit allem Drum und Dran; dem entspricht das völlige Verfügungsrecht über sie, über ihre Einkünfte wie die Anstellung der Geistlichen (daher auch anfangs von Unfreien). Weiter wurde die Entwickelung nun von dem alles durchsetzenden Benefizialwesen (vgl. S. 107 f.) ergriffen. Als Benefizium (wenn auch mit einigen formellen Abweichungen) wurde dem Geistlichen die Kirche nebst einer Pfründe (nach dem Kapitular von 818/19 mindestens einer Hufe) als Entgelt und Existenzgrundlage für die Versehung seines Amtes verliehen. Seit dem späteren 9. Jahrhundert erfolgte auch die Besetzung der Bistümer und Abteien nach den Grundsätzen des Benefizialrechts. Die Kathedralkirchen galten gewissermaßen als Eigenkirchen des Königs, wie diesem auch im Fall der Erledigung eines Bistums die Einkünfte zufielen. Dieses Spolienrecht des Königs hat noch lange bestanden, erst Friedrich II. hat darauf verzichtet. Freilich hatte ja schon seit Karl Martell (vgl. S. 92) der König über das Kirchengut verfügt, es hatte sich ferner

Digitized by Google

aus der Schutzherrschaft über die Kirche (vgl. S. 92) überhaupt ein gewisses Verfügungsrecht ergeben. Mit der Ausdehnung des Eigenkirchengedankens auf die Bistümer — freilich nur bis zu einem bestimmten Grade — und namentlich auf die Reichsabteien, die völlig als Reichsgut erschienen, wuchs der Einfluß des Königs außerordentlich, und wenn das Ganze überhaupt eine Beeinträchtigung insbesondere der Episkopalgewalt durch das germanische Herrenbewußtsein darstellt, so kam diese Entwickelung auf ihren Höhepunkt. Wenn auch die bischöfliche Macht ihrerseits zunahm, die Bischöfe zudem schon unter Karl dem Großen und seinem Nachfolger „ein Aufsichtsrecht" über die Eigenkirchen erlangt hatten, so griff der König doch seinerseits selbst in die inneren Verhältnisse der Bistümer ein, gründete neue usw. So konnte jenes Wachsen des bischöflichen Einflusses nicht nur ungefährlich erscheinen, vielmehr empfahlen sich die vom Könige derart abhängigen Bischöfe als die geeignetsten Organe und Stützen seiner Machtausübung, seiner Verwaltung, während die weltlichen Herren infolge der Schattenseiten des Lehnswesens mehr und mehr versagten. Das Recht, die Bischöfe zu ernennen, gewährleistete dem König eine ihm genehme Auswahl der Personen, zumal dazu Geistliche, die in der Kanzlei oder der Kapelle ihm nahegetreten waren, genommen wurden. Daß die Kanzlei, die einzige reine Verwaltungsstelle, freilich nur technisch-bureaukratischen Charakters, lediglich mit Geistlichen besetzt wurde, sahen wir schon (S. 111) und müssen es bei deren alleiniger Befähigung zur Handhabung des Urkundenwesens natürlich finden. Die alte geographische Gliederung der bischöflichen Diözesen hinderte ein Zusammenfallen mit den partikularen Stammesinteressen; dazu kam die schon betonte Unmöglichkeit, die gewonnene Stellung erblich zu machen, ein Umstand, der bei den Machtgelüsten, in denen die geistlichen Herren den weltlichen kaum nachstanden, von wesentlicher Bedeutung war.

Thronender Abt mit Stab. Nach einer Miniatur des 13. Jahrhunderts (Min. 25) im Germanischen Nationalmuseum zu Nürnberg.

So wurden die Bischöfe und auch die Reichsäbte (vgl. Kap. IV; siehe die obenstehende Abbildung) zunächst die wirtschaftlichen Stützen des Königs. Ihnen wurden mit Vorliebe die öffentlichen Leistungen, zu denen wie überhaupt zur Erfüllung sozialer Aufgaben die Kirche ohnehin geneigt war, auferlegt gegen Verleihung von Krongut, Zöllen usw., überhaupt gegen eine reiche Ausstattung und Begabung. Ihre Kontingente ferner, die aus ihren und ihrer Vasallen Kriegsmannen zusammengesetzt waren, leisteten dem König die sicherste Heeresfolge und bildeten den Hauptteil der Heere. Die Bischöfe zogen auch selbst öfter mit zu Felde. In ihrem Verwaltungsbereich, der durch die Verleihung der Immunität und deren nunmehrige Entwickelung zu einer dem Grafenrecht entsprechenden Kompetenz zum

Digitized by Google

kleinen Staat, dem Herzogtum ähnlich, wurde, erfüllten sie ihre Aufgaben, zumal da die alte kirchliche Organisation und ihr Apparat ihnen zur Verfügung stand, trefflich; dabei fehlte die Gefahr einer Opposition gegen den König, so daß dieser auch den Bischöfen Grafschaften zur Wiederübertragung überließ. Endlich bildeten sie die wesentlich königliche Partei auf den Versammlungen der Großen, die an Stelle der alten Versammlung der Freien vom König zu seiner Beratung, zur Besprechung von Heerfahrten, größeren Verwaltungsakten, auch wohl zum Rechtsprechen bei Zwisten unter den Großen berufen wurden, die sich aber auch sonst bei wichtigen Anlässen, z. B. bei den hohen kirchlichen Festen, leicht beim König zusammenfanden. Denn die selbstsüchtigen Großen suchten den Hof häufig in eigenem Interesse auf. Namentlich aber waren es wieder die Bischöfe, die der König gern um sich sah, und die dann wohl zeitweise den Charakter von einflußreichen Beratern erhielten. Auf die Großen war im übrigen selbst ein Herrscher wie Otto immer angewiesen: sie blieben auch unter ihm ein Hauptfaktor.

Überhaupt ist ja zu bedenken, daß ein Zusammenhang zwischen dem Episkopat und den weltlichen Großen durchaus nicht fehlte: viele Bischöfe gehörten den aristokratischen Familien an und werden diesen verwandtschaftlichen Beziehungen nicht jeden Einfluß auf ihre Haltung haben nehmen können; in gewisser Weise waren ferner auch sie in den Händen ihrer Vasallen, die oft genug den Bischof wohl oder übel nach ihrem Willen zwangen. Aber gerade diese Übergriffe und ebenso die begehrlichen Gelüste der weltlichen Vögte, die ihr Amt ebenfalls erblich gemacht hatten, nach dem Besitz der Abteien und Klöster schufen doch nun wieder einen scharfen Gegensatz zu den weltlichen Großen. Auch das Wiedererstehen des Stammesherzogtums war mit einer Inanspruchnahme von Kirchengut verbunden. Das Herrenbewußtsein mächtiger Laien (vgl. S. 127) machte vor der Kirche durchaus nicht halt. Den Einfluß verwandtschaftlicher Beziehungen aber hat wenigstens Otto der Große insofern zum Teil beseitigt, als er die Bistümer möglichst nicht mit Einheimischen besetzte, Sachsen z. B. auf lothringische Bistumsstühle brachte. Ebenso hat Heinrich II. Bayern zu sächsischen Kirchenfürsten gemacht. Die Gunst ferner, die die Könige prinzipiell den Bischöfen zuwandten, konnte jenen Gegensatz wieder nur verschärfen. So hat denn auch die Verbindung des Herrschers mit der Kirche zu staatlichen Zwecken lange gedauert und sich durchaus bewährt: selbst nach dem Eindringen der strengkirchlichen Reformbewegung ist das Bistum zunächst noch seiner öffentlichen Aufgaben bewußt und dazu befähigt geblieben. Allerdings ist die Verbindung des Herrschers mit der Reformpartei, wie sie unter Heinrich III. eintrat, der Anfang vom Ende der bisherigen, auf die Kirche sich stützenden Politik gewesen: dadurch wurde die Ausbildung der Kirche als unabhängiges, nur seinen Zielen lebendes Institut mächtig gefördert. Eine selbständige Kirche aber war kein brauchbares Werkzeug mehr für die weltliche Macht. Das innere Leben der Kirche war überdies von dem Eingriff der Herrscher auch unter Otto im Gegensatz zu Karl dem Großen verschont geblieben: es kam auf ihre weltliche Benutzung an.

Diese Macht über die Kirche, die dem Staat dienen sollte, dauernd zu sichern, ist nun auch das Hauptmoment gewesen, das Otto den Großen nach dem Kaisertum hat streben lassen, also ein sehr realer Grund, keine mystische Idee. Denn mit dem Kaisertum war zugleich, wenigstens damals noch, die Herrschaft über die höchste Spitze der Kirche gegeben, die sonst außerhalb des Machtbereichs des deutschen Königs war. Anderseits ist es nun doch wohl wie einst (vgl. S. 91) gerade die Kirche gewesen, die zu dem folgenreichen Schritt Ottos die Anregung gegeben, jedenfalls an ihm das größte Interesse gehabt hat. In dem Kaisertum sah die Kirche den besten Halt für ihre eigene einheitliche Organisation und die beste Sicherung ihrer

Digitized by Google

Tätigkeit, und zweifellos wirkte in diesem Streben nach Wiedererrichtung des alten Imperiums das Fortleben römischer Traditionen innerhalb der Kirche ganz wesentlich mit. Zur Wiederaufnahme des abendländischen Kaisertums, die wohl in nachkarolingischen Zeiten kleine romanische Fürsten schon versucht hatten, erschien nun bei dem politischen Vorsprung Deutschlands nur der deutsche König befähigt, und so ist denn auch die spätere Theorie des Papsttums über seine Rechte zunächst undenkbar: die Mitwirkung des Papstes, die Krönung, war im Grunde Zeremonie, wie noch mehr die Mitwirkung des römischen Volkes, das dabei Bestätigung einiger Privilegien erhielt, rein dekorativ war. Otto hielt sich zum Kaisertum ohne Zweifel vor allem schon deshalb berechtigt, weil er sich trotz seines Sachsentums als König der Franken fühlte, als wirklichen Nachfolger Karls des Großen: dem Frankenherrscher aber gebührte, wie die Auffassung schon in Ottos Tagen sich heraushebt, das römische Kaisertum, dessen Bestand nach Augustinischer Idee mit dem Bestand der Welt zusammenfällt. Ein Moment bei der Wiederaufnahme des Kaisertums durch Otto I. ist schon oben (S. 119) betont worden: das ist der natürliche Zusammenhang der Kaiseridee mit dem deutschen Süden. Indem Otto sich dieser Idee zuwandte, verließ er die nach Norden und Osten gerichteten sächsischen Traditionen und unterwarf sich dem Einfluß der früher führenden Reichsteile. Es ist daher erklärlich, daß die unmittelbaren Nachfolger Ottos ihr Sachsentum völlig zurücktreten ließen, ebenso wie die Erfüllung ihrer sich aus diesem ergebenden Aufgaben, und daß dann später auch der Abkunft nach die Träger des Kaisertums nur noch Süddeutsche waren. Es war der auf natürlichen Verbindungen und uralten Beziehungen beruhende, im Laufe der Geschichte immer verstärkte Zug zum Mittelmeer, der, wie er gelegentlich Sonderfahrten süddeutscher Herren nach Italien hervorrief, so die Süddeutschen, vor allem die schwäbischen Herzöge, die auch die Wege nach Italien in Händen hatten, zu Anhängern der Kaiseridee, zu Trägern der Römerzüge machte. Mit Recht hat man darauf hingewiesen, daß, wenn der Kaiser kein Schwabe war, er leicht mit den schwäbischen Herzögen in Konflikt geraten konnte, weil diese vor allem die eigentlich kaiserliche, die südliche Politik als ihr Sonderprivileg ansahen. Das heilige römische Reich deutscher Nation hat so immer ein nach Süden gerichtetes Antlitz gehabt. Unter den Nachfolgern der Sachsen, den salischen Herrschern, hat sich daher die angebahnte Verbindung der norddeutschen Lande mit Süd- und Westdeutschland wieder völlig gelockert: bevorzugten noch Konrad II. und Heinrich III. für ihren Aufenthalt auf den Pfalzen den Harz, so hielten sich Heinrich IV. und Heinrich V. lieber in den Rheingegenden auf. Fortan ist anderseits die wiederholt angedeutete Sonderentwickelung Niederdeutschlands eine unabänderliche Tatsache.

Gerade die salischen Herrscher haben aber auch, wie schon vorher Heinrich II., das gewaltige Gebilde des Reiches fester gegründet: gegenüber der ins Weite schweifenden, universalistisch gefärbten Reichsidee und idealistischen Auffassung der Ottonen greift eine nüchternere Auffassung Platz, die auf den Ausbau der Institutionen und die Kräftigung des Ganzen, auf ein festes Mittelreich mit Einschluß von Ober- und Mittelitalien wegen der damit gegebenen Herrschaft über das Papsttum, aber nicht auf ein Universalreich gerichtet ist. Das Reich war durchaus auf das Lehnswesen gegründet, dessen Entstehung schon (S. 107 f.) entwickelt wurde. Es war ein lebendiger Organismus, dessen stufenmäßiger Aufbau eine Auffrischung von unten durchaus gestattete und den alten schroffen Unterschied von Frei und Unfrei verwischte. Die Möglichkeit des Aufsteigens in die nächste Stufe war immer gegeben: die beiden führenden Schichten, die Geistlichen und die Ritter, welch letztere wir erst

Digitized by Google

später allmählich entstehen sehen werden, wurden von unterher beständig ergänzt. Auf das Lehnswesen war insbesondere auch die Seite des Reiches gegründet, die für die damalige Zeit so wesentlich war und seine Größe mit bedingte, die kriegerische. Die Umbildung des Heeres in ein ritterliches Lehnsheer, die wir schon (S. 107) einsetzen sahen, kam unter den sächsischen Herrschern zum Abschluß. Vor allem haben die Römerzüge auch die weitere Verwendung des alten, noch in Sachsen lebendigen Volksheeres, auf das sich Heinrich I. und anfangs auch Otto I. noch stützten, das als Landwehr an den Grenzen bestehen blieb, unmöglich gemacht. Der Kriegsdienst wird ein Sonderberuf, er beruht auf dem Lehnswesen, das die großen Vasallen nach unten hin weiter ausbilden; von ihm ist der landbebauende kleine Mann ausgeschlossen. Er wird der Beruf des Vasallen, der allein die Möglichkeit der Ausrüstung als schwerbewaffneter Reiter hat, der auch dazu durch ritterliche Übungen sich systematisch geeignet zu erhalten sucht. Unter den salischen Herrschern hat Deutschland zur Zeit Konrads II. und noch mehr Heinrichs III. den Höhepunkt kaiserlicher Macht erlebt, aber auch weiterhin blieb das römische Reich deutscher Nation das glanzvolle Zeugnis der führenden Stellung unseres Volkes bis zu den Tagen der Staufer. Das Bewußtsein dieser Größe ist auch in das Volk übergegangen. Gewiß ist die Kaiseridee international und kirchlich gefärbt, aber ihre Träger waren deutsche Herrscher, und von deutschem Idealismus ist sie trotz aller realpolitischen Grundlagen durchdrungen. In der deutschen Kaisersage liegt, mag sie auch aus ganz anderen als nationalen Quellen erstehen, die Personen verquicken und wechselnde Züge annehmen, doch die sehnsüchtige Erinnerung auch der Masse an eine Zeit deutschen Glanzes verborgen. Wenn man das Undeutsche der Kaiserpolitik beklagt hat, so zeigt eben diese Volkserinnerung, daß ein so stolzes und großartiges Gebilde wie das Reich, das gegenüber der damaligen Zersplitterung des übrigen Europas wirklich eine bedeutende Errungenschaft war, doch das Nationalgefühl, das die Römerzüge schon durch den Gegensatz zu den Italienern stärkten, ungemein anfeuern und wachhalten mußte. Gerade die Kaiserzeit hat die vorher im ostfränkischen Reich äußerlich geeinigten Stämme auch innerlich durch eine gewisse Gemeinschaft von politischen Anschauungen, von Einrichtungen und Sitten mehr zusammenwachsen lassen, obwohl die Fortdauer der Stammesgegensätze charakteristisch bleibt.

In kultureller Hinsicht ist als folgenreichste Seite der Kaiserpolitik ohne Zweifel die Verbindung mit Italien anzusehen. Italien, trotz damaliger Ermattung immer noch der wichtigste Teil der einstigen großen Kulturwelt, ist zunächst eben durch das deutsche Kaisertum vor dem Untergang durch den arabischen Ansturm und vor Erstarrung unter byzantinischer Herrschaft bewahrt worden. Es hat dann später seinerseits viel von romanischer Kultur in geistiger, gesellschaftlicher und wirtschaftlicher Hinsicht an die Deutschen abgegeben, und zwar in reinerer und freierer Form als das Westfrankenreich, das bisher für die Deutschen vorbildlich gewesen war, und bei dessen Kultureinflüssen in der Regel eine allzu große Abhängigkeit der Deutschen zu beobachten ist. Im Verhältnis zu Italien zeigt sich vielmehr eine fruchtbare Wechselwirkung. Die Verbindung mit dem Süden ist es auch, die schon unter Otto dem Großen jene höhere Kulturströmung mit hervorbrachte, die man als Ottonische Renaissance zu bezeichnen liebt. Freilich mußte bereits betont werden, daß, wie des politischen, so auch dieses kulturellen Aufschwunges Trägerin durchaus die Kirche war. Gerade der jetzt außerordentlich gewachsene Einfluß des Klerus, der aus der Fremde zuerst neue Bildungsinteressen in sich aufnahm, hat den Romanismus, insbesondere die intensivere Pflege der lateinischen Sprache, auch in die Laienkreise getragen. Aber wir werden diese Ottonische Episode

Digitized by Google

kirchlicher Kulturtätigkeit am besten im Zusammenhang mit den Kulturleistungen der Kirche überhaupt, die für die ganze Zeit die Kulturträgerin genannt werden muß, behandeln (Kap. IV). Durch den Klerus hat Deutschland damals nicht nur politisch, sondern auch geistig auf den Westen, so auf Lothringen, gewirkt. Es bedeutet aber weiter die Ottonische Renaissance ein gewisses Heraustreten aus der bisherigen Haltung der Deutschen, die nach der Berührung mit der fremden Kultur zur Zeit der Verbindung mit dem Frankenreich schon während der ostfränkischen Zeit deutlicher ihre Abneigung gegen die Aufnahme fremden Kulturgutes gezeigt hatten. Immerhin hat noch die Zeit der sächsischen Kaiser die gleiche, nun auch mit einem kräftigeren Volksleben und einer stärkeren politischen Betätigung zusammenhängende Haltung doch in vielen Beziehungen bewahrt, und jene Renaissanceströmung, soweit sie über den Klerus hinausging, trug mehr einen exklusiven höfisch-aristokratischen Charakter. Man übernahm sonst antikes Gut, soweit es die Kirche übermittelte, aber mehr unbewußt und immer in Verbindung mit altheidnischen Gedanken und Gewohnheiten.

Im ganzen gilt jene Beschränkung auch von einer neuen fremden Strömung, die damals, wieder auf Grundlage der antiken Kultur, nur neuartig gefärbt und vor allem mit orientalischen Elementen versetzt, auftrat, einer Strömung, die man früher leicht geneigt war zu überschätzen, deren Vorhandensein aber, wenn auch nur mit sehr äußerlichen Wirkungen, doch nicht geleugnet werden darf. Man pflegt diesen Einfluß schlechthin an den Namen von Byzanz, seit Konstantin dem Großen Konstantinopel genannt, zu knüpfen. Diese handelsmächtige Hauptstadt von Ostrom hatte die eigentliche Erbschaft der antiken Kultur angetreten, die ganze Verwaltung, insbesondere die der Finanzen, das Heerwesen, das römische Recht, die antike Wissenschaft und die antike Kunst überkommen und weitergebildet. Eine Stadt der Griechen mit griechischer Verkehrssprache, aber auch schon orientalisch gefärbt, war diese römische Hauptstadt — Romäer hießen ihre Bewohner — für das Abendland vor allem die Vermittlerin der Schätze des Orients. Sie hatte zu einer Zeit, da die weströmische Kultur rettungslos verfiel, noch ein reiches, blühendes Kulturleben, und erst viel später ist das, was man früher mit dem Begriff des Byzantinischen verband, Verknöcherung, Erstarrung in äußeren Formen und Formeln und innere Unfruchtbarkeit, für sie charakteristisch geworden. Sehr groß ist der Einfluß dieser Kultur auf die Slawen gewesen. Wie weit sich aber dieser Einfluß auf das in vielen Beziehungen durchaus niedriger stehende westliche Abendland erstreckt hat, darüber ist man nicht einig. Auf die eigentlichen Schwierigkeiten dieser vielumstrittenen „byzantinischen Frage", die sich erst durch Strzygowskis grundlegende Forschungen herausgestellt und zu klären wenigstens begonnen haben, können wir hier nicht näher eingehen. Das ist die Frage: was ist überhaupt byzantinisch? Nach Strzygowski ist nicht Byzanz der belebende Born der sogenannten byzantinischen Kultur, sondern Kleinasien, die blühenden Kulturstätten Syriens und Ägyptens, anfangs Alexandria, dann Antiochia und Jerusalem. Erst nach diesen spielt Byzanz seine Rolle, aber nur die der Vermittelung. Hat man früher in Byzanz die Vermittlerin der antiken, freilich gealterten Kultur für den Orient gesehen, so nimmt Strzygowski umgekehrt nach nicht allzu langer Befruchtung des Orients durch die griechische Kultur eine starke Einwirkung der lebendigen und schöpferischen kulturellen Kräfte des Orients auf Byzanz und weiterhin auf das Abendland an. So wird die byzantinische Frage zu dem Problem, wie weit die abendländische Kultur des früheren Mittelalters und vor allem die Kunst — denn dieses Gebiet steht bei der ganzen

Digitized by Google

Frage im Vordergrund — von der kleinasiatischen Kultur beeinflußt ist. Strzygowski geht in dieser Beziehung sehr weit und führt nicht nur die Entwickelung der Kleinkünste, sondern auch die des (romanischen) Kirchenbaues zum guten Teil auf solche Grundlagen zurück.

Es war schon gegenüber dem Einfluß Roms zu betonen, daß die höhere Kultur der Teutschen doch nicht allein auf fremden Elementen beruht: noch mehr gilt dies gegenüber den byzantinisch orientalischen Einwirkungen. Aber ganz gering sind diese gleichwohl nicht gewesen, und sie sind sehr früh hervorgetreten. Wenn wir unter frühzeitlichen Funden im Westen jene Verzierungsweise durch das Einsetzen von Edelsteinen oder farbigen Glasstücken häufig finden (vgl. S. 82), so ist sie dem Osten zuzuschreiben und zeugt von dessen weitreichendem Handelsverkehr. „Byzantinisch" war auch die Filigranornamentik der importierten Schmuckgeräte. Der Import aus dem Orient nach Gallien, zum Teil durch syrische Kaufleute besorgt, war, namentlich für Seidenstoffe, überhaupt noch in den ersten Zeiten des Merowingerreichs bedeutend genug. Wir kommen damit auf die unmittelbaren Verbindungen orientalischer Elemente mit dem Westen, auch ohne die Vermittlerrolle von Byzanz. Die eben erwähnten syrischen Kaufleute scheinen doch eine größere Rolle gespielt zu haben. In Orleans schallten Gregor von Tours rechts syrische, links lateinische Laute entgegen. 589 sind syrische Kaufleute in Narbonne bezeugt. Wir hören von Waren, die aus Ägypten, von Gaza usw. in das Frankenreich kommen. Aber dieser direkte Handel mit dem südlichen Frankenreich wird durch die Sarazenen im 9. Jahrhundert unterbunden: Italien behält allein den Verkehr mit dem Orient. Unter den Geistlichen war gleichfalls das syrische Element stark vertreten (vgl. S. 87), und ebenso ist es unter den Päpsten zu finden. Auch im gottesdienstlichen Leben der Kirche weist manches nach Osten (Liturgie). Vor allem war aber, wie Sauer mit Recht betont, das Mönchswesen, das Produkt des Orients, der Kanal für unmittelbare Einflüsse Kleinasiens und Ägyptens auf Italien und das Frankenreich.

Bei alledem ist nun jedoch die Handelsrolle von Byzanz nicht zu unterschätzen. Von hier bezog später namentlich auch der aufblühende italienische Handel die Luxuswaren, die das Abendland begehrte. Byzanz war eben der große Weltjahrmarkt, der auch für die germanischen Länder seine Bedeutung hatte. Lange noch gab es dort germanische Söldner, und die unmittelbaren Beziehungen zwischen Deutschland und Byzanz, das allerdings mehr und mehr verfiel, werden immer stärker, freilich auch feindlicher. Als Karl der Große durch Leo III. zum Kaiser gekrönt wurde, mußte das als ein Eingriff in die Rechte der byzantinischen Herrscher erscheinen, und langer Verhandlungen bedurfte es, bis diese das westliche Kaisertum anerkannten oder anerkennen mußten. Unter Otto dem Großen wurden dann verwandtschaftliche Beziehungen zwischen dem östlichen und dem westlichen Kaiserhause geknüpft, freilich rein als politische Aktion und um die Anerkennung des westlichen Kaisers zu erreichen: Ottos Sohn und Nachfolger führte die Prinzessin Theophano heim (972). Die Vorbereitungen zu diesem Ereignis und seine Folgen sind es, mit denen man ein Fortschreiten byzantinischer Kultureinflüsse besonders in Verbindung zu bringen pflegt. Zunächst scheint da der großartige Vorrang der byzantinischen Kultur, ihr ungeheurer Abstand von den „barbarischen" Zuständen in Deutschland erst recht deutlich hervorzutreten, wenigstens wenn man sich auf den Standpunkt der Byzantiner stellt. Diese behandelten die Gesandten jenes westlichen, nur durch seine Größe imponierenden Reiches völlig als untergeordnete, gemeine Menschen, allerdings in bewußt verletzender Absicht. Liutprand, der zwar aus langobardischem Geschlecht, aber völlig Italiener war und in seinem Haß gegen die Griechen sicher

Digitized by Google

übertrieb, schildert, mit welchem Hochmut diese die Gesandten erniedrigten, wie sie sie in schmutzigen Wohnungen als Wilde, denen mit größter Vorsicht zu begegnen sei, wie in einem Käfig fütterten und bewachten. Liutprand war schon früher als Gesandter König Berengars in Konstantinopel gewesen und damals (949) sehr gut aufgenommen worden. Aber auch von jenem Aufenthalte weiß er Beispiele für „die unerhörte und wunderbare Weise" seines Empfanges beim Kaiser zu erzählen. Durch wie lächerliche Mittel suchte man ihm zu imponieren, ihn durch eitlen Glanz und zauberhaften Prunk in Staunen zu versetzen! Welche Mätzchen werden in der Audienz des Gesandten beim Kaiser veranstaltet: während jener in Verehrung auf dem Boden vor dem Throne liegt, wird unter dem Gesange künstlicher Vögel und dem Gebrüll künstlicher Löwen der „künstlich gebaute" Thron mit dem Herrscher bis an die Decke gehoben, und wie ein Gott sieht dieser, ohne ihn auch nur einer direkten Antwort zu würdigen, auf den armen Gesandten herab. Aber solches Gebaren hatte auf diesen damals doch keinen Eindruck gemacht. Voll Heftigkeit wendet sich Liutprand dann in dem Bericht über jene zunächst vergebliche Gesandtschafts- und Brautwerbungsreise im Auftrag Ottos gegen die eitlen Griechen und ihren jetzigen Kaiser, das „kriechende Ungeheuer". Liutprand weiß den Stolz der Griechen sehr treffend als Bettelstolz hinzustellen. Er sah wohl, daß die Prunkkleider der Hofleute zerrissen waren, und meint, „daß das Staatskleid eines der Großen seines Kaisers mehr wert ist als hundert und mehr solcher Anzüge". Er nennt Byzanz die „ehemals so reiche und blühende, jetzt aber verhungerte, meineidige, lügenhafte, treulose, räuberische, habsüchtige, geizige und eitel ruhmsüchtige Stadt".

So wird auch wohl in Deutschland selbst die junge glänzende Prinzessin aus Byzanz, die, nach jenem vergeblichen Werbungsversuch um eine andere Prinzessin, doch als Braut Ottos II. gewonnen wurde, nicht überall nur kritiklose Bewunderung und Nachahmung gefunden haben. Aber ganz gering wird man ihren persönlichen Einfluß gleichwohl nicht schätzen dürfen, zumal für die Gebiete nicht, für die eine Frau leicht tonangebend sein konnte, für Luxus und Mode. Während in einigen Quellen der Charakter und Lebenswandel der Theophano durchaus anerkannt wird, mißbilligte man die ihr zuzuschreibende Einführung größerer Üppigkeit am kaiserlichen Hofe. Sie mußte nach dem „liber visionum" des Otloh von St. Emmeram schwer im Fegefeuer leiden, weil sie „viele überflüssige und luxuriöse, in Griechenland gebräuchliche, aber in den Provinzen Deutschlands und Frankens unbekannte Frauenzier in Deutschland zuerst eingeführt" und andere Frauen zur Nachahmung solch verderblichen Schmuckes angeregt habe. „Zuerst" hat sie das aber sicherlich nicht getan; und nicht nur die weibliche, auch die Tracht der Männer hat hier und da, z. B. bei gewissen zeremoniellen Prunkkleidern, für die schon Karl der Kahle nach einigen Quellen eine besondere Vorliebe hatte, byzantinische Einflüsse lange vor ihr gespürt. Eingewirkt hat sie zudem wohl nur auf ihre Umgebung, sicher aber am meisten auf ihren prachtliebenden Sohn Otto III. Unter ihm verschwand nach Thietmars Schilderung die Mäßigkeit seiner Vorgänger vor „überflüssiger Verschiedenheit der Speisen und anderer Dinge". Als Verehrer und Kenner römischer, aber auch griechischer Kultur bezeichnet ihn Gerbert, der spätere Papst. Und während Otto der Große durchaus die „fränkische" Tracht trug und auch Otto II., von dem wir eine entsprechende Darstellung haben, nur seiner Gemahlin zuliebe gelegentlich sich griechisch kleidete, erschien Otto III. mit Vorliebe in griechischer Kleidung. Aber es ist bezeichnend, daß ein Bild ihn unter seinen Hofleuten allein in solcher zeigt. Immerhin nahm seitdem die Verbreitung der byzantinischen langen und weiten Prunkkleider unter den vornehmen

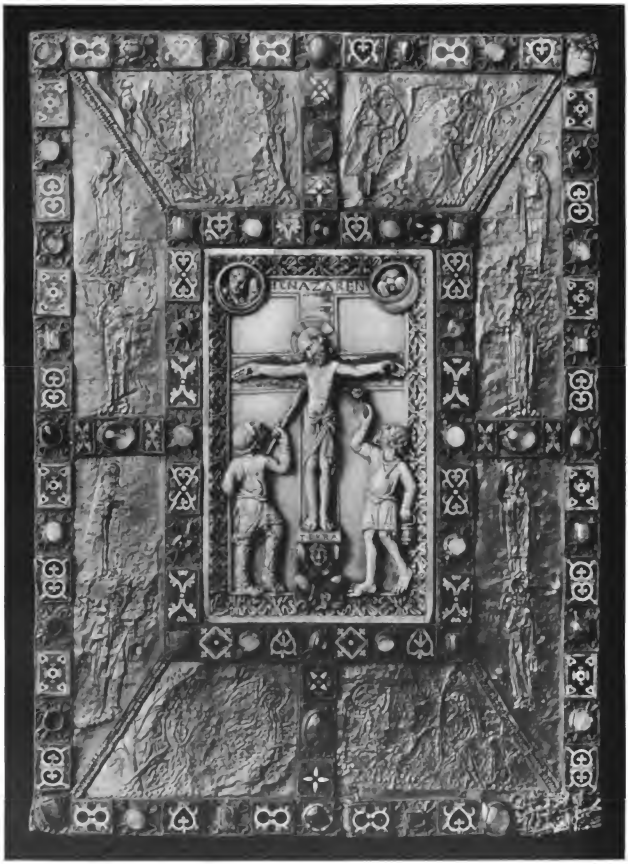
Digitized by Google

Leuten zu. Im 11. Jahrhundert finden sie sich wie bei Kaiser Heinrich II., dessen Rock, bis auf die Füße herabwallend, sich aber wieder von dem byzantinischen Gewand unterscheidet, auch bei seinen Männern, bei „purpurbekleideten Hofleuten" usw., schon ganz allgemein, und die weibliche Tracht, die in der Form nicht mehr viel von Byzanz aufnehmen konnte, zeigt dessen Einfluß wenigstens in den Stoffen und in Einzelheiten des Schmuckes und der Verbrämung. Es kam schließlich auch eine der phrygischen Mütze ähnliche Kopfbedeckung auf.

Aber vermittelt wurden solche Einflüsse doch ungleich weniger durch den Hof als durch die freilich damals noch recht spärlichen Handelsbeziehungen zu Italien. Bei Karl dem Kahlen schon war die Neigung zu griechischen Prunkgewändern erst hervorgetreten, nachdem er in Italien gewesen war. Schon vor dem späteren Eindringen byzantinischer Moden hatte der Italiener Liutprand bei der erwähnten Gesandtschaftsreise sich byzantinische Purpurgewänder besorgt; und als man sie ihm wieder abnahm, weil des kostbaren Purpurs nur die Byzantiner würdig seien, erwiderte er: „Einzig in seiner Art kann ein solches Kleid unmöglich sein, da bei uns (in Italien) gemeine Weiber und Mandrogeronten, d. h. alte Mönche, diese Stoffe tragen", und zwar bekämen sie diese „von den venezianischen und amalitanischen Kaufleuten, welche uns dergleichen zuführen". Hier sieht man deutlich, welche Rolle der schon seit dem 9. Jahrhundert blühende byzantinisch-italienische Handel bei solchen Einflüssen spielte, und selbst bei den anfangs geringen Handelsbeziehungen zwischen Italien und Deutschland konnten die „byzantinischen" Seidenstoffe und Schmuckgegenstände auch hier begehrte Waren werden. Tief gingen aber alle diese Einflüsse nicht: sie haben auch in Deutschland immer ihre Gegner gefunden, und schon der innere Gegensatz des frischen, hier herrschenden bäuerlichen Lebens und der orientalisierten Kultur „herabgekommener Aristokraten" muß uns abhalten, die damaligen Deutschen zu Nachäffern der Byzantiner zu degradieren.

Schwierig ist es zurzeit, bei der erst beginnenden Aufdeckung und Erforschung der orientalischen Denkmäler über die umstrittenen Einflüsse auf dem Gebiete der Kunst, insbesondere der großen Kunst, etwas zu sagen. Man darf aber schwerlich eine wirkliche Abhängigkeit der abendländischen Kunst von der orientalischen annehmen. Die Kunsttätigkeit des Orients ist doch eine so eigenartige, daß diese Kunst auf einen fremden, namentlich auch in der religiösen Geistesrichtung und den gesellschaftlichen Verhältnissen ganz anders gearteten Boden kaum übertragen werden konnte. Und was das vermittelnde Byzanz anlangt, so kommt zu dem inneren Gegensatz, der sich namentlich in einem völligen Zurücktreten des Griechischen im Abendlande seit dem 6. Jahrhundert äußert, eine immer schärfere äußere Reibung und Abstoßung zwischen den „Franken" und dem griechischen Reich. Die kirchlichen Streitigkeiten, die, auch wieder aus einem inneren religiösen Gegensatz hervorgegangen, seit dem 6. und 7. Jahrhundert bestanden und 1054 zur völligen Trennung beider Kirchen führten, konnten die Entfremdung nur vergrößern. Wirklich geherrscht hat die „byzantinische" Kunst nur in den Teilen Italiens, die zu Byzanz gehörten oder, wie Venedig, in engstem Verkehr mit ihm standen, aber, wie man bis jetzt sagen muß, ohne tiefere Nachwirkungen für die Folgezeit und ohne starke gleichzeitige Einwirkungen auf das sonstige Abendland, geschweige auf den Norden. Diese innere Selbständigkeit der abendländischen Kunst — wir sprechen von der deutschen Kunst dieser Zeit am Schlusse dieses Kapitels — schließt nun aber keineswegs gewisse äußere Einflüsse auf die Kunsttätigkeit, insbesondere auf das Gebiet der Kleinkünste, aus, die der Handel, dessen Rolle schon betont wurde, und ein oberflächlicher unmittelbarer oder mittelbarer Verkehr vermittelten. In Betracht kommen namentlich auch

Digitized by Google



Der Einband des Evangeliariums von Echternach.

Nach dem Original, im Herzoglichen Museum zu Gotha.

Digitized by Google

die Pilgerfahrten nach dem Heiligen Lande, die schon vor den Kreuzzügen häufig genug waren, damals aber meist über Italien, erst später mehr über Byzanz gingen. Jene Einflüsse sind es denn auch, die man als „byzantinische" für Deutschland anzuerkennen hat. Technische Fertigkeiten, aus den Zeiten des Altertums in Byzanz wohl bewahrt oder aus dem Orient überkommen, mit den entsprechenden, von Osten einströmenden Produkten des Kunsthandwerks selbst, soweit diese leicht zu transportieren waren und Gegenstände des Handels oder Geschenke von Fürsten und später der Kreuzfahrer namentlich an Kirchen sein konnten, in Deutschland Eingang gefunden. Und zwar, wie betont, sehr früh. In karolingischer und sächsischer Zeit werden dann solche Erzeugnisse, entsprechend der beginnenden Verbreitung der Prunkkleider, schon häufiger in Deutschland anzutreffen gewesen sein. Man hat allerdings, und nicht ganz mit Unrecht, darauf aufmerksam gemacht, daß der Handel diese Dinge nur wenig vermittelt hat, der Hauptteil vielmehr durch die Pilger hereingekommen sein muß, daß aber weiter die Pilgerzüge doch nicht allzu zahlreich waren und die deutschen Pilger selbst in der Mehrzahl kaum Mittel genug hatten, um regelmäßig jene immerhin kostbaren Dinge, die sie meist wohl in Italien kauften, zu erstehen. Diese und andere hindernde Momente lassen auch auf dem Gebiete der Kleinkünste das meist angenommene fortwährende Einströmen byzantinischen Gutes skeptischer ansehen. Die Hauptvermittelung war wohl überhaupt nicht Pilgern und Kaufleuten, sondern jenen weitreichenden Verbindungen der Klöster zu danken.

Es handelt sich namentlich um Elfenbeinschnitzereien (Kästchen, Diptychen, Triptychen), Emails und Goldschmiedearbeiten, Miniaturmalereien sowie kostbare Teppiche. Die Emailmalerei, sicher byzantinischen Ursprungs, soll erst in den Zeiten der Theophano eingeführt worden sein, und jedenfalls ist wenigstens damals am kaiserlichen Hofe eine Fülle kunstgewerblicher Erzeugnisse zusammengeströmt, die den Künstlern Anregung geben konnten. Und wenn es auch möglich ist, daß solche Emailplättchen, die bei Kirchengeräten und Handschriften (siehe die beigeheftete Tafel „Der Einband des Evangeliariums von Echternach") als Verzierung verwandt wurden, zu den schon früher eingeführten Schmuckgegenständen der Frauen gehört haben, so könnte die Nachahmung der Technik der Emailmalerei allerdings mit einer unmittelbaren Einwirkung der Theophano zusammenhängen. Charakteristisch ist aber, daß die Deutschen in dieser aufgenommenen und von Goldschmieden geübten Emailtechnik bald eigenartige Verfahrungsweisen (Gruben-Email) anwandten. Überhaupt hob sich gerade die Goldschmiedekunst, an die die großen Herren für ihren Schatz wie die Kirche für ihre Geräte immer stärkere Ansprüche stellten, durch fremde Einflüsse bedeutend, aber mehr äußerlich angeregt, nicht im ganzen Charakter bestimmt. Sie war damals einer der bevorzugtesten Kunstzweige im Dienste der Kirche und blühte nicht nur in Byzanz, sondern seit langem in Deutschland selbst wie alle Metallarbeiten: eine Verfeinerung der Arbeit, namentlich der Filigranarbeit, mag durch byzantinische Vorbilder wie vielleicht durch fremde Künstler hervorgerufen worden sein. Goldschmiede und Erzkünstler — auch in diesem Zweige hat man byzantinische Einflüsse, namentlich für die ehernen Grabplatten des 11. und 12. Jahrhunderts, angenommen — haben noch in späterer Zeit vom Osten viel gelernt: manche bildeten sich im 11. und 12. Jahrhundert in Byzanz aus; vielleicht haben ferner die Beziehungen der Babenberger zu Byzanz „Griechen" nach Österreich geführt. Immerhin sind griechische Künstler nur ganz vereinzelt in Deutschland wirklich nachweisbar, z. B. in Paderborn unter Meinwerk. Wir wissen auch von „griechischen" Mönchen in St. Gallen um das Jahr 900.

Auch in der Elfenbeinplastik zeigt sich trotz byzantinischer Einwirkungen — man

Digitized by Google

behauptet eine dauernde starke Einfuhr gerade byzantinischer Elfenbeinschnitzereien, ist aber über den byzantinischen Charakter bei den einzelnen erhaltenen Stücken und Gruppen durchaus nicht immer einig — der deutsche Geist tätig und lebendig. Dieser Zweig wurde ja, natürlich auf der überall maßgebenden antik-christlichen Grundlage, die vielleicht manches Gemeinsame besser erklärt als Entlehnung aus dem Osten, seit langem in den Klöstern, zunächst am Niederrhein, weiter aber auch in Süddeutschland eifrig gepflegt. Schon zu Ende des 9. Jahrhunderts ragt St. Gallen und in ihm Tutilo hervor. So wurde auch jetzt am Rhein wie in Sachsen der germanische Charakter, z. B. in der realistischen Darstellung der derben Gesichter, nicht verleugnet. Uneinigkeit herrscht über etwaige byzantinische Einflüsse besonders auf dem Gebiete der Malerei. Zwar für die Mosaikmalerei, eine griechische „Spezialität", besteht ein solcher gewiß; sie nähert sich auch jenen Zweigen des Kunstgewerbes, von denen schon gesprochen wurde. Daß aber, wie lange behauptet wurde, auch der damals so wichtige Zweig der Miniaturmalerei byzantinisch beeinflußt sei, ist nachdrücklich bestritten worden. Die Traditionen der höfischen Schreib- und Malkunst, die namentlich in Westfranken fortdauerten und besonders zu einer Blüte der Kunst unter Karl dem Kahlen führten, waren doch auch in den deutschen Klöstern (vgl. S. 110) nicht verloren gegangen, und die Psalterillustration wie die Sakramentarien beweisen, daß die heimische, ununterbrochen mit den römisch-christlichen Traditionen in Zusammenhang stehende Entwickelung von der byzantinischen nicht besonders berührt worden ist. Anderseits hat man freilich schon für die Evangeliarien aus der Zeit Karls des Großen und der unmittelbaren Folgezeit solche Einflüsse behauptet, die aber, wenn sie auch vorhanden gewesen sein mögen, für die eigentliche Entwickelung ohne Bedeutung geblieben sind. Die allgemeinen Ausführungen, daß das Steife, Offiziell-Feierliche, Unveränderliche der Haltung und Gestalt der Figuren wie anderseits die Farbenpracht und der gern gezeigte Glanz, entsprechend der überall wiederkehrenden Ausstattung mit Gold und Edelsteinen, für byzantinische Einflüsse zeugen, treffen gerade für die Ottonische Zeit wenig zu, da die Figuren, obgleich sie durch ihre verstärkt ornamentale Behandlung unnatürlicher geworden sind, doch größere Belebtheit zeigen, die Farbenpracht aber sehr zurücktritt. Die in Süddeutschland, am Niederrhein (Köln), in Sachsen blühenden, vom Hofe kaum beeinflußten Schreib- und Malschulen zeichnen sich gerade durch immer stärkere Zusätze germanischen Geistes aus. Im ganzen ist jedenfalls die Luxusarbeit — und dazu gehört die prunkvolle Illustrierung der Handschriften — vom Osten hier mehr, dort weniger beeinflußt worden, namentlich aber war, wie gesagt, der Hof des Herrschers, der der Hauptkonsument solcher Erzeugnisse neben den weltlichen Großen und den Bischöfen und Äbten war, der Vermittler. Er nahm aber weiter nicht nur den Prunk, sondern auch manches von dem byzantinischen Hofzeremoniell, das das gegebene Muster bei dem Ausbau des Kaisertums sein mußte, an.

Vorbildlich wurde sodann Byzanz ohne Zweifel in militärischer Beziehung; denn das rein militärische Übergewicht der antiken Kultur ist doch in Byzanz gegen germanische, slawische und arabische Barbaren lange erhalten geblieben, insbesondere in bezug auf Kriegswissenschaft und Kriegstechnik. Wenn später in den Kreuzzügen die arabische Befestigungskunst, die arabischen Maschinen, Waffen usw. auf das Abendland wirkten, so beruhte das alles doch auf oströmischen Mustern. Aber schon vorher hat Byzanz in dieser Beziehung unmittelbar den Westen beeinflußt. Man hat die ganze ritterliche Seite des Kriegswesens, also die Entwickelung von Reiterheeren, das Übergewicht des Schwertes und den Gebrauch des Reiterspeeres, die Rüstung mit Helm, Panzer und Beinschienen, die ja in fränkischer Zeit höchst

Digitized by Google

selten sind (vgl. S. 82) und sich erst im 9. Jahrhundert ganz durchsetzen, für die Zeit nach der Völkerwanderung auf byzantinische Einflüsse zurückgeführt, von der Taktik ganz abgesehen. Von den byzantinischen berittenen Bogenschützen sollen auch (unter Karl dem Großen) Bogen und Pfeile für die Reiter, neben deren Spieß und Schwert, übernommen worden sein.

Unzweifelhaft hat dann endlich Byzanz als Hort einer starken kirchlichen Literatur sowohl die Kirchenpoesie als auch die Kirchenmusik des Abendlandes beeinflußt, überhaupt zu den eigentlich mittelalterlichen Formen der abendländischen Literatur zum Teil den Grund gelegt, z. B. zum Passionsspiel. Wesentlich ist aber nur die Übertragung von Legendenstoffen. Erst viel später ist von Byzanz eine Einwirkung ausgegangen, die außerordentliche Bedeutung für das literarische Leben gewann: als es zu Ausgang des Mittelalters die von ihm gehüteten, im Abendlande vergessenen Schätze der klassischen griechischen Literatur dem Westen vermittelte. Doch das gehört überhaupt nicht zu den eigentlich byzantinischen Einflüssen.

Alle die berührten Einwirkungen haben zur Färbung, zur Förderung der sich entwickelnden deutschen Kultur dieser Epoche mancherlei beigetragen, aber sie können noch viel weniger als die von der Kirche vermittelten Reste der römischen Tradition den nationalen Charakter, die Eigenart der Kultur dieser Jahrhunderte ändern. Deren Grundlage ist das agrarische Dasein; althergebrachte Interessen herrschen noch vor. Die Führung in Leben und Kultur hat eine noch immer kriegerisch gefärbte aristokratische Schicht. Sie fördert, um ihre Einkünfte, die Grundlage für eine jetzt stärker begehrte prächtigere Lebenshaltung, zu mehren, seit längerer Zeit den Ausbau des Landes. Die Rodung des Waldes (vgl. S. 12 f.), deren starke Zunahme wir bereits (S. 99) für die karolingische Zeit betonten, die man aber für jene Zeit nicht überschätzen darf, schreitet daher weiter fort. Für das innere Deutschland, insbesondere den Norden, setzt sie vielfach erst jetzt systematisch ein; die Orte, deren Namen schon auf Rodung hinweisen (vgl. S. 13), werden zum großen Teil in dieser Zeit entstanden sein. Auch die bereits (S. 99) erwähnte Zunahme der Bevölkerung wirkte auf starke Rodungen hin. Diese Zunahme der Bevölkerung muß vom 10. Jahrhundert ab eine ganz außerordentliche gewesen sein. Trotz jener durch die kriegerischen Zeiten wie durch die Ungarneinfälle usw. herbeigeführten massenhaften Vernichtung von Menschenleben war etwa in der Mitte des Jahrhunderts schon wieder ein reichliches Menschenmaterial da, das einerseits die Heere füllte und die großen Kriegszüge nach Süden erlaubte, anderseits in der im 10. und 11. Jahrhundert beginnenden Kolonisation des Ostens (vgl. S. 120) sich bemerkbar machte. Und wenn seit dem 12. Jahrhundert diese Kolonisation in großem Stile einsetzte, wozu noch die Anfüllung der Städte kam, so ist die Übervölkerung des Westens, insbesondere der fränkischen, aber auch schon der niedersächsischen Gebiete, aus der sich die Abwanderung zum Teil herleitet, doch nur erklärlich, wenn man das Anwachsen der Bevölkerung bereits in die unmittelbar vorhergehende Zeit verlegt. Doch hängt dieses auch mit der allgemeinen wirtschaftlichen Hebung, mit den geordneteren öffentlichen Zuständen seit dem 10. Jahrhundert zusammen.

Überhaupt zeigt das deutsche Leben dieser Epoche Gesundheit, Kraft und Frische, also einen Charakter, wie er zu einer Periode der Bauernkultur, die wir ja auch bei anderen Völkern kennen, paßt. Bei dieser Kultur war man auch der Natur noch gar nicht entfremdet. Ursprüngliches Naturgefühl und die Verbindung von Natur- und Menschenleben in gegenseitiger Durchdringung finden wir beim Bauern wieder, tief gewurzelt,

Digitized by Google

aber doch auch nach Beruf und Tätigkeit beschränkt. Die Bestellung des Bodens steht nun im Denken und Empfinden voran, wie sie den eigentlichen Hintergrund vieler Sitten bildet.

Das alte Nebeneinander von Acker- und Weidewirtschaft bleibt, aber der Anbau überwiegt, und es läßt sich auch ein gewisses Auseinanderstreben beider nicht verkennen. Es ist, als ob der echte Bauer auf den Hirten herabsieht wie auf einen barbarischeren Menschen. Das Hüten wird zur niederen Dienstleistung. Der Hirt gilt als „unehrlich", und diese Anschauung ist vom Lande später auch auf die Städte übergegangen; nur in den Alpenländern hat sich die alte Wertschätzung des Hirten erhalten, ebenso in den Tälern, wo der Bauer zugleich noch Hirt ist. Aber der richtige Bauer der Ebene will auch von jener anderen, einst wichtigen Tätigkeit, der Jägerei, nicht mehr viel wissen, und wieder nur in den Alpentälern treibt er auch sie gern. Jene Bezeichnung „Bauernkultur" muß übrigens, wie schon (S. 122) betont wurde, richtig verstanden werden, da ein wirklicher Bauernstand sich erst langsam bildete, ein großer Teil des Volkes in freilich sehr erträglicher Abhängigkeit lebte und der eigentlich leitende Faktor in der agrarischen Entwickelung der Grundherr war, der noch nicht den Zusammenhang mit der Wirtschaft verloren hatte. Freilich begann sich schon die Absonderung der Wohnsitze des Adels (vgl. S. 23 f.) und die Übertragung der Verwaltung an Meier usw. vorzubereiten, ebenso wie durch die beginnende Entwickelung der Städte, trotz ihrer durchaus agrarischen Färbung, nichtagrarische Interessen einen Mittelpunkt gewannen und sich infolgedessen allmählich ein besonderer gewerblicher Landwirtschaftsbetrieb entwickelte, der nur auf eine bestimmte, vorwiegend abhängige, numerisch immer noch stärkste Klasse der Bevölkerung, eben die Bauern, beschränkt blieb. Doch waren von alledem erst die Anfänge sichtbar.

Bäuerliches Arbeitsleben. Aus Johannes Boccaccio de Certaldo, „Libri de mulieribus claris", Ulm 1473. Exemplar der Universitätsbibliothek zu Leipzig.

Im ganzen haben wir es noch mit einer ziemlich einheitlichen agrarischen Kultur zu tun. Sie bedingt die immer noch große Einfachheit der ganzen Lebensverhältnisse. Gerade infolge der Entwickelung der Grundherrschaft und insbesondere unter dem Einfluß der geistlichen Gutswirtschaft, deren große Verdienste am besten im Zusammenhang (vgl. Kap. IV) behandelt werden, hatten sich aber, wie wir schon (S. 109) sahen, die einfachen Formen des Betriebes bereits erheblich verändert. Der intensivere Anbau wie die Hebung der Viehzucht bedingten dann wieder ein allgemeines wirtschaftliches Gedeihen, wovon aber nicht nur der Grundherr den Vorteil hatte. Denn Naturalabgaben und Naturalleistungen haben eine natürliche Grenze, und so hatte auch der Bauer den Nutzen der besseren Wirtschaft, zumal, wie man mit Recht hervorgehoben hat, die Hufe, die eigentliche Form des bäuerlichen Grundbesitzes (vgl. S. 105), als Existenzgrundlage sehr geeignet war.

Im Betriebe wurde in dieser Zeit schon ungefähr die Stufe erreicht, die noch jahrhundertelang innegehalten wurde (siehe die obenstehende Abbildung). Freilich ist einerseits

Digitized by Google

sehr zwischen der Ackerwirtschaft der westlichen und der östlichen Teile und anderseits zwischen der maßgebenden Wirtschaft des herrschaftlichen bzw. geistlichen Eigenbetriebes und der der Zinsgüter usw. zu unterscheiden: jene Herrengüter hatten meist auch den besseren Boden, was wieder eine Pflege der feineren Getreidearten erlaubte. Der Körnerbau zunächst behielt seine alte Wichtigkeit. Noch überwiegt unter den Getreidearten (vgl. S. 16) fast überall der Hafer (Haferbrei, Haferbrot, Viehfutter, Malzbereitung), es folgt der Roggen (namentlich für Brot), man baut auch stärker und nicht nur im Westen, aber nicht in sehr großem Umfange, Weizen an, der das nun ebenfalls unter westlichem Einfluß Mode gewordene feinere Gebäck des Herrenhaushalts liefert. Überhaupt herrscht im Westen ein reger Anbau, wie eine Schilderung die Gegend von Mainz als getreidereich hinstellt. Von dem nur im alemannischen Süden üblichen Spelz abgesehen, tritt jetzt die Gerste, die aber für die Bierbereitung von Wichtigkeit bleibt, etwas zurück. Im allgemeinen ist auf den Zinsgütern Hafer und Roggen die Hauptsache; Hafer, neben der Gerste die Sommerfrucht, wurde vor allem auch auf neugerodetem Land angebaut. In dem Anbau der Hülsenfrüchte wie der sonstigen mehr eine gartenmäßige Kultur erfordernden Feldfrüchte, der Gemüse (des Kohls), des Hanfes und Flachses und auch wohl des Hopfens, dazu einer Reihe von Farbpflanzen — der Waid wird namentlich in Thüringen gebaut —, steht die Herrengutswirtschaft weit voran. Ölpflanzen wurden kaum stärker angebaut: Öl wurde noch lange importiert; später wird allerdings aus planmäßig kultiviertem Feldmohn Öl in ausgedehntem Maße gewonnen. Auch Rübenfelder gibt es erst später, am ehesten in Erfurt. Erbsen, Bohnen und Linsen hingegen haben frühzeitig zusammenhängende Flächen bedeckt. Auf solche Flächen wird dann auch der Begriff Garten angewandt, der keineswegs mit dem späteren ganz zusammenfällt und sich lange in gemischter Bedeutung erhält. Ein Rübenfeld heißt noch später „witer garten", ein Kohlfeld „Kohlgarten". Das Hausland des kleinen Mannes, das eben für solche zuerst beim Hofe angebauten Früchte bestimmt und einfaches Nutzland ist, wird noch lange „Garten" genannt. Auch der Hopfen wird in „Hopfengärten" gezogen. Der Hopfen, dessen zunehmende Verwendung für das Bier dieses haltbarer und deshalb allmählich handelsfähig machte, ist in Westfranken, wo ihn die Klöster zuerst benutzt haben, schon zu Beginn des 9. Jahrhunderts für Zinsabgaben bezeugt, wird aber erst später auch in Deutschland, und zwar in immer stärkerem Grade, angebaut, so daß sich dann auch der „Sachsen-" wie der „Schwabenspiegel" mit seiner Kultur beschäftigen. Im ganzen führte der Anbau der feineren Pflanzen zu größerer Anstrengung des Bodens, den man dann auch im Sommer düngte. Anderseits ist die schon längst angenommene Dreifelderwirtschaft (vgl. S. 109) noch immer nicht ganz durchgedrungen, ja man ließ das Land mancherorts mehrere Jahre wieder als Grasland ruhen. Die schon wegen der vielen Fasten allgemein erforderlichen Gemüse und Hülsenfrüchte müssen aber bald auch auf den Zinsgütern, daneben, wie schon vorzeiten, auf dem Hauslande gezogen worden sein, obgleich ihr geregelter feldmäßiger Anbau ebenso wie der des Hopfens, des Leins (der dann zu vermehrten Abgaben von Webeprodukten führte) erst mit der die Herrenwirtschaft später zurückdrängenden selbständigeren bäuerlichen Betriebsweise einsetzt.

Eine große Rolle in der Herrenwirtschaft, namentlich der geistlichen Grundherrschaft, die zuerst den Wein wegen seiner gottesdienstlichen Verwendung auch im inneren Deutschland zog, spielte sodann der Weinbau, der sich seit Karl dem Großen mächtig verbreitet hatte, und dessen Pflege zu umfangreichen Rodungen für Weinberge, oft auch an dafür gar nicht geeigneten Stellen, führte. Nur sehr langsam ist später die Weinkultur aus diesem herrschaftlichen

Digitized by Google

Eigenbetriebe, der für die Anlage und stärkere Düngung der Weinberge wie für die Einrichtungen zur Gewinnung des Weines große Kosten verursachte, auf bäuerliche Betriebe, und dann auch nur in besonderen Formen, übergegangen. Der überall ziemlich gleichförmig betriebene Weinbau erstreckte sich schon damals über Gegenden, aus denen er heute wieder verschwunden ist, wenn er auch vor allem im Westen und Süden gepflegt wurde (vgl. S. 16). Bei der geringen Ausbildung eines Weinhandels — Bozener Wein wird schon zu Anfang des 10. Jahrhunderts eingeführt — war dieser große Umfang der Eigenproduktion erklärlich. In St. Gallen hatte man zuzeiten so viel Wein, daß man die Fässer nicht mehr in den Kellern bergen konnte. Gedichte jener Zeit belehren uns über die außerordentlich sorgfältige Art des immer noch an römische Vorschriften angelehnten Weinbaues, seine Überwachung und seinen Schutz, wie über die Lese, Kelterung usw. Dazu kommen bildliche Quellen, wie diejenigen im Codex Epternacensis.

Wagen aus dem 10. oder 11. Jahrhundert. Nach dem Codex 132 in Montecassino vom Jahre 1023 (enthaltend Hrabanus Maurus' Schrift „de originibus rerum"), wiedergegeben in Moriz Heyne, „Deutsche Hausaltertümer", Bd. 2, Leipzig 1901. Vgl. Text S. 141.

Der Obstbau (vgl. S. 16 f.) trat damals noch zurück, nur in dem höher kultivierten Westen, namentlich am Rhein, fand er längst gute Pflege; auch das Pfropfen war schon üblich. Der „Baumgarten" (vgl. S. 16, 75) mit Obstbäumen ist aber seit karolingischer Zeit bei den Herrenhöfen wie namentlich wieder bei den Klöstern weit verbreitet. Im bayerischen Volksrecht werden Gärten mit nur zwölf Bäumen erwähnt, was schon für einen Obstbau des kleinen Mannes spricht. Zu Karls des Großen Zeit hatte man bereits Apfelsorten, die man nach Herkunftsorten in Süddeutschland benannte; im übrigen ist der Apfelbaum (vgl. S. 16) auch noch jetzt der eigentliche Obstbaum. Jedenfalls war der grasbestandene Baumgarten der früheste unserem späteren Garten ähnliche Aufenthaltsort, der, ursprünglich lediglich zu Nutzungszwecken entstanden, doch auch bald, im Gegensatz zu dem dafür ungeeigneten Gemüsegarten, vornehmen Leuten zum Umherwandeln und zur Erholung diente, wie sich denn auch der Verfasser des „Heliand" den Garten Gethsemane als Baumgarten vorstellt. Abgesondert davon ist der Küchen- und Gemüsegarten. Auch die Blumenzucht dringt ein, und später entsteht daraus der eigentliche Ziergarten. Dieser Garten ist ursprünglich Heilkräutergarten, die Pflege solcher Kräuter römische Kulturüberlieferung und zuerst wohl in Klöstern heimisch. Der von dem Gemüsegarten getrennte Kräutergarten in dem idealen Grundriß von St. Gallen hat auch noch Rose und Lilie als Heilkräuter. Ebenso ist der Reichenauer Garten des Abtes Walahfried Strabo (gest. 849), den dieser mit sichtlicher Liebe in seinem Gedicht „de cultura hortorum" besingt, zunächst Heilkräutergarten. Daß man aber bald den Charakter als Ziergarten schätzte, deutet die Art an, mit der Purchard in einem Gedicht über die Taten des Abtes Witigowo von Reichenau den von diesem vor der neuen Kirche (991) angelegten Garten preist. Es läßt sich in dieser Zeit auch schon eine ästhetische Freude an den Blumen

Digitized by Google

— von dem Naturgefühl der Zeit später mehr — wahrnehmen, die man um ihres Duftes willen im Heilkräutergarten mitzog, zunächst an der Rose und der Lilie, deren Farben bald auch symbolische Bedeutung erhielten. Vom Rosengarten werden wir sogleich (S. 142) noch hören. Die „Ecbasis captivi" beschreibt schon einen königlichen Lustgarten (Baum-, Kräuter- und Blumengarten). Aus späterer Zeit, dem 12. Jahrhundert, wissen wir über die Entwickelung des Gartens einiges aus den Schriften der heiligen Hildegard von Bingen.

Die Ackergeräte sind in vieler Beziehung besser geworden, so der Pflug, der aber schon längst (vgl. S. 39) seine zweckmäßige Ausbildung erhalten hatte, wenn uns auch erst seit dem 8. und 9. Jahrhundert die Bezeichnungen für die Pflugteile bekannt werden. Meist werden Ochsen vor den Pflug gespannt, erst später Pferde. Die Beschaffenheit dieses deutschen Pfluges wie des roheren, von den Slawen übernommenen Hakens blieb seitdem lange Zeiträume hindurch fast unverändert, abgesehen von dem späteren Eisenbeschlag. Der für die Wirtschaft gebrauchte vierräderige Wagen (siehe die Abbildung S. 140) ist von den späteren sehr wenig verschieden gewesen; eiserne Reifen um die Räder kamen aber erst im 13. Jahrhundert auf. Das Erdreich wird noch aufgestochen, namentlich mittels der Haue, des Karstes. Das Getreide wird noch mit der Sichel geschnitten, die Sense dient der Heuernte. Getreide wird jetzt immer mehr mittels der Wassermühle gemahlen, die als römisches Gut sich vom Westen her verbreitet hat und im 12. Jahrhundert überall bekannt ist.

Die Viehzucht blieb in dieser Periode auf den Grundherrschaften ausgedehnt genug, ja war bei dem Wachsen des Besitzes und Betriebes wie der Nahrungserfordernisse sogar gegen früher vermehrt und besser ausgebildet. Für die Erweiterung der Viehzucht kam der Grundherrschaft vor allem die Mitbenutzung der Allmende zugute, auch stellte man Vieh bei den Meiern oder gar bei den Zinsleuten unter. Der Viehhof der Herrschaft selbst war oft überfüllt, der Stallbetrieb war seit fränkischer Zeit immer ausgedehnter geworden, jedenfalls war ein solcher überall vorhanden. Weniger als früher zwang der Futtermangel zu starken Schlachtungen im Herbst. Diese Viehwirtschaft im großen Stil ging auch am spätesten bei Minderung des Eigenbetriebes der Herren auf die Meier usw. über. Fast ganz auf die Grundherrschaft beschränkt war die Pferdezucht. Pferde gab es damals in Menge, man brauchte sie für das Heer, das ja immer mehr Reiterheer wurde, weiter als Reisetiere. Schon früh muß sich der den Germanen unbekannte Gebrauch des Pferdes als Packtier (mit Sattel, griechisch-latein. sagma, woraus unter gallischer Vermittelung die Bezeichnung soumâri, Saumtier, sich bildete) eingebürgert haben, wenigstens im Süden und Westen. Auch die jetzt überwiegende Anwendung des Wortes „Pferd" (von paraveredus, dem schon in fränkischer Zeit übernommenen Postreisepferd, das in bestimmten Fällen zu stellen war) zeigt die große Ausdehnung der Untertanenlast, zur Weiterbeförderung Rosse stellen zu müssen. Denn alles Reisen, auch von Frauen und Geistlichen, vollzog sich noch lange im Mittelalter, wenn nicht zu Fuß, nur zu Roß. Als Arbeits- und Zugtier wurde das Pferd viel weniger benutzt; dazu diente der Ochse (siehe die Abbildung S. 140). Die Pferde wurden jetzt allgemein beschlagen, namentlich die Hufe der Reisepferde geschützt. Gegenüber den unansehnlichen heimischen Pferdeschlägen wurde mehr und mehr Wert auf schöne, schlanke Tiere gelegt. Die Reitkunst fand der vielfachen Verwendung des Pferdes entsprechend weit größere Pflege als in neuerer Zeit, nicht nur bei den pferdereichen Sachsen, sondern auch sonst, wie denn z. B. die Bayern sich nach Liutprand als gute Reiter einmal Italienern gegenüber hinstellten. Sie wurde auch von geistlichen Herren geübt, wie vom Abt Burchard von St. Gallen, dem Herzogin Hadwig

Digitized by Google

gelegentlich einen Zelter schenkte. Zum Reiten wurde von Geistlichen wohl auch in Anknüpfung an den Zug Christi der Esel, ferner das Maultier, das sonst als Lasttier diente, benutzt: beide, aus Italien und Gallien eingeführt, sind aber in Deutschland ziemlich selten geblieben und erst im späteren Mittelalter etwas stärker verwendet worden, der Esel z. B. zum Tragen der Säcke nach und von der Mühle. Die Sättel, die schon in der fränkischen Zeit üblich waren, hatten fast die Form tiefer Stuhlsitze mit Lehne und waren mit weichen Decken belegt. Die Steigbügel wurden allgemein ebenfalls seit fränkischer Zeit verwandt, ebenso die Sporen, doch trug man zunächst nur einen (links). Für die Pferdezucht gab es die „Roßgärten" (gleichbedeutend ist stuotgarten), die später vielfach zu „Rosengärten" geworden sind. Bei der Bedeutung der wirklichen Rosengärten im deutschen Lied und Leben etwa seit 1200 — so heißen z. B. Turnier-, Fest- und Spielplätze, ferner oft die Friedhöfe; auch sonst dringt die Rose in die Namengebung (Häuser, Anger), vor allem in die Poesie ein, und „Rosengarten" als Stätte der Seligkeit, Ort der Sommerwonne, des Behagens, gewinnt schließlich einen sehr genußsüchtigen Beigeschmack („im Rosengarten sitzen") — bei solcher Bedeutung muß man allerdings in dieser Ableitung aus „Roßgarten" nicht zu weit gehen. Daß die Pferdezucht aber in der Viehzucht die bedeutendste Stelle einnahm, zeigt sich z. B. darin, daß man sich unter Hirten in erster Linie Roßhirten vorstellte; solche sind schon im „Heliand" die Christus anbetenden Hirten.

Die Rindviehzucht war jedoch nicht gering: als Milch- und (in weit schwächerem Maße) als Fleischtier wie als Arbeitstier mußte das Rind auf den Herrenhöfen in größerer Menge vorhanden sein, auch war man für die Düngung sehr darauf angewiesen. Unter Seuchen hatte es aber stark zu leiden. Auch beim kleinen Mann muß es wohl überall vorausgesetzt werden, aber nur für den Eigenbedarf, so daß die Herrschaft davon keinen Vorteil hatte. Dasselbe war bei der Schafzucht der Fall: das Schaf diente dem kleinen Manne zu Nahrungszwecken (Schaffleisch war ein Hauptnahrungsmittel) wie zur Kleidung (der Schafpelz war ein wichtiges Kleidungsstück) und Wollgewinnung. Doch kamen auch Abgaben an den Herrn vor. Mit der Minderung der Gemeindeweide durch den Grundherrn ging die Schafzucht der Zinsleute auch immer mehr zurück: um so größeren Aufschwung nahm sie auf den Großbetrieben, wo nun eigene Schäfereien entstanden. Es war so eine Wollproduktion in ausgedehnterem Maße möglich, was sich freilich erst später bei Entwickelung des städtischen Wesens und stärkeren Verkehrs geltend machte. Dieser Aufschwung der Wollproduktion war ebenso wie die spezialisierte Ausbildung eines bedeutenden Käsereibetriebes eine der Hauptfolgen der in größerem Maßstabe gepflegten Viehzucht der Grundherrschaft. Im Hochgebirge hat freilich der Käsereibetrieb ohne grundherrschaftlichen Einfluß als römische Erbschaft (vgl. S. 86) früh fortgeschrittene Formen angenommen. Das Tier der Kleinbesitzer war vor allem das Schwein, das überhaupt neben dem Schaf das eigentliche Fleischtier des Mittelalters und damit das Hauptvieh war; namentlich wurde auch Speck gegessen. Schweine wurden daher auch in erheblichen Mengen als Abgabe von den Zinsbauern geliefert. Schon in karolingischer Zeit erhielt Einhard aus Fritzlar allein dreißig Schweine im Jahre. Solche Ausdehnung der Leistungen erklärt sich aus den geringen Ansprüchen, welche die Schweinezucht stellte. Die Tiere mästeten sich im Herbst in den Eichen- und Buchenwäldern selbst; von Hirten wurden sie dorthin getrieben, wo es die meisten Eicheln gab. Auch Geflügel muß nach den Abgabenverzeichnissen auf den kleinen Gütern reichlich vorhanden gewesen sein, wenigstens Hühner. Hühner- und Eierzinse sind Regel. Auf den großen Eigenbetrieben ist die Geflügelzucht gegenüber Westfranken zur Zeit Karls des Großen nicht bedeutend. Eine weitere Abgabenkategorie,

Digitized by Google

Honig und Wachs, zeigt, daß die Bienenzucht meist auf der durch die Römer überkommenen hauswirtschaftlichen Zucht im Garten, wie sie schon das salische Gesetz kennt, weniger auf der ungeregelten urzeitlichen Waldbienenwirtschaft beruhte, wenn auch Beweise für eine herrschaftliche Waldbienenzucht mit eigenen Zeidlern vorhanden sind. Die Bienenzucht war später namentlich in den slawischen Kolonisationsgebieten heimisch. Eine besondere Pflege erfuhr auch schon, in Anknüpfung an römische Traditionen, die Fischzucht, wenigstens im rheinischen Westen und namentlich bei geistlichen Herrschaften; Teiche für Fischzucht gab es in der Nähe von Klöstern häufig. Im großen wurde aber der durch die Fastengebote der Kirche gegen die ältere Zeit noch gesteigerte Bedarf an Fischen durch den natürlichen Reichtum des Meeres, der Seen und Flüsse gedeckt, wobei der Betrieb der Fischerei selbst im wesentlichen der alte, nur zum Teil durch römische Einflüsse gehobene blieb. Man fing die Fische mit Angel und Netzen; auch Schleppnetze werden erwähnt. Alt ist ferner der Fang durch Anlegung von Wehren, etwa mittels Reusen.

Der Weideplatz des Viehes war einmal der Wald: hier war die eigentliche Heimstätte der Hirten, z. B. der Rinderhirten des Klosters St. Gallen, die auch an Sonn- und Festtagen meist im Walde blieben. Daneben gab es die alten Weideplätze in der Allmende, an der alle gleiches Nutzungsrecht hatten, und auch auf den Stoppeln. Jede Tierart hatte ihre besondere Weide und ihren besonderen Hirten. Im Sommer ließ man die Tiere ganz draußen, nachts in Pferchen, die Schafe in Hürden usw. Doch wurden die Weideplätze zum Teil noch, wie in der Urzeit, auch im Winter benutzt. So wurde das ohnehin harte Leben des kriegerischen, rauhen Hirten durch die Winterkälte noch verschärft. Auf geringe Nahrung angewiesen, in mangelhafter Behausung untergebracht, mußte er sein oft verwildertes Vieh in steter Wachsamkeit mühsam zusammenhalten, vor Dieben schützen oder gegen Raubtiere, namentlich Wölfe, mit seinem Bogen verteidigen, es auch bei Krankheiten pflegen und (zuweilen nur durch alte Segen) kurieren. Die Unterkunftsstellen für das Vieh, die Schwaige für die Rinder, der „stuot" für die Pferde, waren zum Teil auch mit den nötigen Wirtschaftseinrichtungen, z. B. für die Milchwirtschaft, versehen. Mit dem Bedarf an Winterfutter bei der zunehmenden Stallfütterung steigt der Wiesenbau, dessen Hebung wir schon (S. 109) beobachtet haben: die alte ungehegte weite Grasweide der gemeinen Mark genügte nicht mehr; man nahm schon aus ihr oder aus neugerodetem Waldland Wiesenstücke als Sonderbesitz zu eigener Nutzung. Namentlich die große Grundherrschaft legte Wiesen an. Die bäuerliche Wirtschaft kam allmählich wenigstens zur Nutzung gemeinsamer Wiesenstücke. Lange begnügte man sich noch mit einer Heuernte.

Schon oben wurde der Unterschied der gesamten Wirtschaftsformen je nach der Größe des Betriebes betont. Im Vordergrunde stand im ganzen die größere Grundherrschaft, aber mit der oben (S. 105) dargelegten Beschränkung. Ohne Zweifel hat sie, namentlich die geistliche, alles, was eine höhere Wirtschaftsform bedingt, zuerst und oft allein ausgebildet. Auch die beginnende planmäßige Waldwirtschaft hängt wesentlich mit dem Übergang großer Waldmassen in grundherrlichen Besitz zusammen. Doch muß für diese Epoche wie schon für das 9. Jahrhundert (vgl. S. 101) mit Nachdruck betont werden, daß man die Rolle der Grundherrschaft nicht überschätzen, insbesondere nicht alle wirtschaftlichen Vorgänge in der Hauptsache innerhalb der Grundherrschaft sich abspielen oder von ihr beeinflußt sein lassen darf, daß daher die in ihren Anfängen schon für die sächsische Zeit behauptete Abbröckelung der Grundherrschaft und Abgabe der wirtschaftlichen Führung an die Klasse der

Digitized by Google

Zinsbauern nicht im Lichte einer völligen Umwälzung, sondern in dem einer natürlichen Entwickelung aus den gar nicht so ungeheuer verschiedenen Zuständen der karolingischen Zeit erscheinen muß. Davon ist noch später zu handeln.

Die steigende Vergebung an Zinsträger wurde durch die starke Zunahme des grundherrlichen Besitzes begünstigt. Dieser Zuwachs ist jedenfalls für die weltlichen Grundherren in dieser Epoche sehr groß gewesen, während die bedeutende Vermehrung des geistlichen Besitzes infolge von Schenkungen und Übertragungen im Interesse des Seelenheils, namentlich auch infolge von reichen Stiftungen der sächsischen Herrscher, durch jene Übergriffe der weltlichen Herren (vgl. S. 103 f.), besonders durch die von den kirchlichen Quellen oft beklagten, aber wohl allzusehr in den Vordergrund gestellten Aneignungen der Vögte, auch durch die Vergabungen der Herrscher aus Reichskirchengut zum großen Teil wieder aufgehoben wurde. Dafür hielt die Kirche ihren Besitz, der ja dauernd in derselben Hand blieb, besser zusammen. Das Moment, das gleichzeitig den geistlichen Besitz minderte und den weltlichen vermehrte, war vor allem die Belehnung mit Kirchengut, um den Heeresdienst versehen lassen zu können. Solche Belehnungen waren oft recht bedeutend, wie z. B. ein Trierer Erzbischof im 11. Jahrhundert einen Grafen mit 600 Hufen belehnte. Zur Vermehrung des weltlichen Grundbesitzes, auch der Zahl der Besitzer, trugen vor allem die Verleihungen der Herrscher aus erobertem Slawenlande, zunächst freilich namentlich an die Markgrafen, bei; weiter die erwähnte Ausübung der Vogtei über kirchlichen Besitz, die schließlich zu einer Verfügung über diesen führte; endlich die früher (S. 104) geschilderte dominierende Rolle des Grundherrn in der Markgenossenschaft, die häufig die Allmende in seine Hand gab oder ihm als Markvogt große Rechte sicherte. Den grundherrlichen Besitz konnte ferner insbesondere das „Bisangrecht“ (vgl. S. 15) vermehren. Die auf diese Weise aus dem noch reichlich vorhandenen gemeinsamen Wildland genommenen und eingefriedigten Ackerstücke („Beunden“) fielen an sich an die Gemeinde zurück, sobald der Betreffende sie nicht mehr nutzte oder bebaute. Aber gerade der dauernde Anbau, worauf die größeren Besitzer immer planmäßiger hindrängten, führte die Stücke in ständiges Eigentum über. Solche Beunden wurden auch innerhalb der königlichen, herzoglichen usw. Marken angelegt. Die Ortsnamen auf point, beindt usw. stammen von diesen „Beunden“.

Einen Rückgang hingegen erlebte aufs neue (vgl. S. 103) der königliche Grundbesitz durch die im Zusammenhange mit dem Lehnswesen notwendigen, jetzt sehr umfangreichen Vergabungen und durch die bereits erwähnte Tendenz zur Erblichkeit derselben. Allerdings hatten die sächsischen wie die salischen Herrscher durch ihr eigenes Gut den sehr geminderten Königsbesitz, von dem im wesentlichen nur die Pfalzen mit ihren großen Ländereien unangetastet geblieben waren, wieder aufgefrischt, und die sehr bedeutenden Eroberungen im slawischen Osten wie die öfter bei Aufruhr usw. eingetretenen Konfiskationen großer Güter, auch das alte Recht an herrenlosem und erbenlosem Land hatten ihn andauernd vermehrt. Die außerordentlichen Vergabungen der Herrscher — nach einer von Inama vorgenommenen Auszählung der Urkunden vergab Otto I. z. B. 41 Königshöfe oder größere Güter und 796 kleine — kamen zudem vorzugsweise der Kirche zugute. Aber wenn anfangs der Herrscher wie früher über das Kirchengut als Reichsgut verfügen konnte, so war dieses Recht später, nach dem Investiturstreit, viel schwerer durchzusetzen. Im übrigen haben die großen Schenkungen an die Kirche die Bedeutung der geistlichen Grundherrschaft für die Erhaltung und Entwickelung der von ihr am besten geschützten bäuerlichen Bevölkerung sehr erhöht und das spätere Aufsteigen dieser Schicht gefördert.

Digitized by Google

Das Element der Grundherren hat nun damals zum Teil auch die Siedelungsweise auffälliger umgestaltet. Das Überwiegen des Dorfes und natürlich auch der Einzelhöfe zeigt zwar in der Siedelungsform den agrarischen Grundcharakter der Epoche. Aber die alten Formen werden, von den Städten noch ganz abgesehen, nicht durchweg bewahrt und herrschen nicht mehr ausschließlich. Einerseits zerstören die Herrenhöfe innerhalb des Dorfes allmählich die Einheitlichkeit der Wohnweise (vgl. S. 18). Anderseits beginnt sich der Adel überhaupt abzusondern und in befestigten Burgen zu wohnen, worüber (S. 23 f.) bei der Geschichte der deutschen Landschaft gehandelt ist. Dort (S. 17 ff.) ist auch der äußere Charakter des Dorfes selbst dargestellt worden, ebenso die Entwickelung des Hauses und der Haustypen.

Indessen erfordert die letztere doch noch einige Worte nach der geschichtlichen Seite hin. Wir sahen (S. 19 ff.), daß man die verschiedene Ausbildung der Hausformen zu einem Teil mit natürlichen Bedingungen, mit den Einflüssen des Klimas, des Bodens, des gegebenen Materials, zusammenbringen kann. Aber es wurde auch betont, daß die Stammesart dafür ebenso und sogar vor allem in Betracht kommt. Eine völlig enge Bindung einer Hausform an einen bestimmten Stamm ist freilich abzulehnen. Einerseits kann sich eine Hausform aus diesem oder jenem Grunde, durch den Verkehr vor allem, auch über andere Stämme und Völker erstrecken, anderseits kann sie Einzelheiten einer fremden Hausform aufnehmen. Dagegen ist wieder die große Zähigkeit hervorzuheben, mit der die altvertrauten Hausformen weiter bewahrt werden, deshalb vor allem, weil, wie Meringer richtig betont, der Bauer sein eigener Baumeister war. Sie sind immerhin also wirklich ein Stück der Stammesart, deren Sonderpflege gerade für die hier behandelten Jahrhunderte sehr bezeichnend ist. Die Ausbildung der Bauernhaustypen allerdings schon in die eigentliche Stammeszeit zu verlegen, geht nicht an (vgl. S. 18). Anderseits sind natürlich je nach den Zuständen und Kultureinflüssen die Wohnbauten der einzelnen Stämme früh verschieden gewesen. Wenn ferner die ältesten erhaltenen Beispiele der Bauernhäuser, die aus dem ausgehenden Mittelalter stammen, vollkommen den uns bekannten Typen entsprechen, so weist diese Zähigkeit auf eine viel frühere Entstehungszeit der Typen (wohl das 10./11. Jahrhundert) hin. Sprachliche Gründe unterstützen diese Meinung. Man nimmt nun in der heutigen Hausforschung für Deutschland zwei große Grundtypen an, den des oberdeutschen und den des niederdeutschen Hauses, stellt übrigens für das Abendland sonst neben ihnen noch einen romanischen (Kamin-), einen nordischen und einen osteuropäischen (Herdofen-) Typus auf. Indessen hat man weiter einen spezifisch oberdeutschen (alemannischen, bajuvarischen usw.) und einen nicht damit zusammenzuwerfenden mitteldeutschen Typus unterschieden und ferner mit Recht darauf hingewiesen, daß von dem eigentlichen niederdeutschen der ganz eigenartige friesische Typus, wie das ja auch früher schon geschehen ist, scharf getrennt werden muß.

Eine besondere Frage ist noch, wie weit für diese Entwickelung fremder Einfluß von Wichtigkeit ist. Man ist in dieser Beziehung neuerdings ziemlich weit gegangen und hat das oberdeutsche Haus im wesentlichen als ein Produkt römischen Kultureinflusses hingestellt. Man könnte auch mit dem größeren oder geringeren Grade der römischen Beeinflussung die Haustypen der verschiedenen Stämme in Zusammenhang bringen. Mit dem sonstigen steten Fortschreiten der überlegenen fremden Kultur, z. B. des Steinbaues, könnte ferner der Eroberungscharakter des oberdeutschen Hauses, das gegenüber dem zähkonservativen niederdeutschen Hause ziemlich weit vorgedrungen ist und noch heute vordringt, übrigens auch über Deutschland hinaus im slawischen und magyarischen Osten verbreitet ist, wohl verglichen

Digitized by Google

werden. Die von Meringer verfochtene Ansicht von der römischen Beeinflussung des oberdeutschen Hauses stützt sich insbesondere darauf, daß das zweifellose Charakteristikum dieses Hauses, der Kachelofen und die durch ihn entstandene, von dem alten Einraum sich absondernde Stube, eine von den Römern ersonnene Anpassung an das rauhe deutsche Klima darstelle. Indessen ist gerade diese Grundlage noch durchaus zweifelhaft (vgl. S. 147). Am meisten romanisch beeinflußt wird jedenfalls der bayerisch-rätische Typus sein, schon durch die italienische Nachbarschaft. Hier hat wohl der romanische Steinbau am frühesten eingewirkt; auch die Vielräumigkeit des Hauses weist auf ein höheres Vorbild hin. Überhaupt wird man den unmittelbaren Einfluß der Römer für die Zeiten der Invasion für alle vorgeschrittenen Bauten ziemlich hoch anschlagen dürfen, um so geringer aber für die ländlichen Bauten der großen Masse. Immerhin mag später auch bei diesen durch den in Herrenhöfen und Klöstern nachwirkenden mittelbaren Einfluß die Gliederung wie manche technische Einzelheit mitbestimmt worden sein, namentlich die Einführung eines Obergeschosses. Auch die oberdeutsche Trennung der Wirtschaftsbauten vom Wohnhaus, an das sie aber wieder angegliedert sind (vgl. S. 21), setzt die Kenntnis vollkommenerer Gehöfte voraus. Wenn man indessen das Unbeeinflußte des Bauernhauses gegenüber späteren Epochen der höheren Baukunst, etwa der Gotik, bedenkt, wird man doch eine im ganzen selbständige Entwickelung desselben annehmen müssen.

Für die Gesamtentwickelung des Hauses ist nun aber noch ein Punkt zu berühren, der gerade für die Fortschritte in unserer Epoche wichtig sein mag. Für die Stammeszeit scheint im ganzen noch die uralte Einräumigkeit des Hauses zu überwiegen, seitdem aber hat eine Gliederung in verschiedene Räume eingesetzt, doch wohl entsprechend den Fortschritten der Lebenshaltung; die alte Einräumigkeit, die schon Justus Möser rühmte, war in ihrer übersichtlichen Geschlossenheit freilich auch nicht ohne wirtschaftliche Bedeutung gewesen. Bei ihrer jetzt beginnenden Beseitigung handelt es sich übrigens nur um den Wohnraum und auch nicht mehr nur um das Bauernhaus, sondern um das Haus überhaupt. Die Vielräumigkeit ist nun aber nach Meinung einzelner Forscher gar nicht durch Gliederung eines Einraumes entstanden. Heyne nahm an, daß zunächst das wachsende Bedürfnis an Wohnungen (z. B. für das Gesinde, die Gäste [Halle]) und die Anforderungen der Wirtschaft die Anlage besonderer Bauten hervorgerufen haben — je nach den Besitzverhältnissen gingen diese Bauten von wirklichen Holzgebäuden bis zu kleinen Notdächern und hüttenartigen Unterschlupfen —, daß dann in landschaftlich oder sonst verschiedener Weise die Vereinigung mehrerer Räume unter einem Dach erfolgte. Das Ursprüngliche wären also mehrere Einräume nebeneinander. Indessen könnte das im wesentlichen doch nur für die Begüterten gelten. Der kleine Mann hat von Anfang an innerhalb seines einen Raumes durch Absperrung besondere Teile für bestimmte wirtschaftliche oder sonstige Zwecke erzielt, und auch der Vornehmere hat, wie z. B. die Schilderung des Priscus lehrt, einen größeren Wohnraum durch Vorhänge (daher die Bezeichnung [Gewand] Wand) in zwei geteilt. Auch sonst mögen sich durch leichte Flechtwände früh Nebenräume ausgebildet haben. Heyne meint aber, daß im Gegensatz zu den Begüterten, die auch noch in karolingischer Zeit das alte Prinzip einer, nun stark vermehrten, Anzahl besonderer Wohn- und Wirtschaftsbauten festhalten (in dem übrigens nichtdeutschen Asnapium [vgl. S. 94] 17 außer dem Herrenhause), der geringe Mann nicht durch Absperrung, sondern wegen der Platzersparnis durch Zusammenlegung von Wohnraum, Stall und Scheune unter ein Dach, mit landschaftlich verschiedener Betonung der Scheune oder des Stalles, die einzelnen Bauernhausformen gebildet habe.

Digitized by Google

Dem sei nun, wie ihm wolle. Jedenfalls beginnt in unserer Epoche nicht eine Zusammenlegung mehrerer Räume, sondern eine Gliederung des im ganzen noch einräumigen Wohnraumes durch Trennung von innen heraus, wie wir es eben zum Teil auch für die ältere Zeit gesehen haben, sich stärker durchzusetzen. Sie mag früh in dem vornehmeren Hause begonnen haben: die Säulen, die im Inneren das Dach stützten, und die Eckſäulen mögen die gegebenen Ausgangspunkte der Gliederung gewesen sein. So entstehen, getrennt durch leichte Wände, Kammern, die über die früher nur abgesperrten Nebengelasse hinaus sich zu besonderen kleinen Schlaf- und Wohnräumen entwickeln. Den alten Charakter bewahrt nur die große Halle des vornehmen Hauses mit den das Dach tragenden Holzsäulen, der Festraum des späteren Pallas. Jene Gliederung zeigt jetzt aber auch allmählich das Bauernhaus. Das Hauptmoment ist dabei die Verdrängung des Herdes aus seiner zentralen Stelle. Er wird in die Ecke gerückt: es bildet sich die Küche, während dem Wärmebedürfnis des Wohnraumes der Ofen zu dienen beginnt. Daß der Kachelofen römisch sein muß, ist noch nicht erwiesen; anderseits ist es, worauf Lauffer hindeutet, gar nicht ausgeschlossen, daß ihm ein jedenfalls einheimischer, aus Steinen aufgemauerter (zunächst nicht zur Heizung, sondern zum Backen, Brennen von Töpfen usw. dienender) Ofen voranging und er nur eine sekundäre Form darstellt. Es entsteht die oberdeutsche heizbare große Stube (caminata), daneben die mannigfaltig geartete Kammer zum Schlafen. Andernfalls bleibt die alte große Diele mit dem Herd, z. B. als Eßraum, mit allerlei Einbauten (Kammern usw.) erhalten. Soweit ein Obergeschoß eindringt, gliedert sich das Haus naturgemäß noch weiter; die Treppe wird zunächst an der Seite angebracht, ist aber oft auch nur eine einfache Stiege, auf der man von der Stube durch eine Luke nach oben gelangt. Mehr und mehr sind nun auch überall die gegen früher (vgl. S. 58) niedriger gelegten und größeren Seitenfenster durchgedrungen. Doch bleiben die Fenster in der Regel bloße Luken, schon weil sie schwierig zu verschließen waren (Bretter, Tücher und dergleichen dienten dazu). Der Rauch mußte durch Luken im Dach abziehen, die gegen den Regen dann wieder mit kleinen Holzschirmen überdeckt wurden.

Im ganzen zeigt sich jetzt immer stärker jener durchgreifende Unterschied zwischen Bauernhaus und Herrenhof. Für den letzteren hat man freilich zu Unrecht (vgl. S. 146) auf das Beispiel des Königshofes in Asnapium mit seinem Herrenhaus und den siebzehn Holzhäusern hingewiesen, wozu noch ein Stall, eine besondere Küche, eine Mühle, drei Scheuern und zwei Speicher kamen: eine so ausgedehnte Anlage ist bei deutschen Herrenhöfen kaum ähnlich anzunehmen. Der Bauer behält anderseits auch später mehr das Streben nach Zusammendrängen. Wir werden ferner sogleich die früher schon (S. 18) erwähnte Tendenz beobachten, zunächst die Königshöfe, die übrigens durchaus reine Höfe bleiben, dann auch die Höfe geistlicher und weltlicher Herrschaften mit besserer Umfriedigung durch Wall und Graben, auch schon durch Mauern, zu sichern, sie also burgartiger zu gestalten. Indessen bedeutete auch für den Bauernhof der uralte Zaun (vgl. S. 10) eine gewisse Sicherung.

Stärkere Befestigung leitet uns zu einer anderen, bald wichtig werdenden Siedelungsform, der Burg, und diese wieder zu der noch wichtigeren, der Stadt. Stadt und Burg sind eigentlich, wie wir noch sehen werden, äußerlich gleichen Ursprungs. Sie entstehen aus dem Bedürfnis, in den unruhigen Zeiten besseren Schutz zu haben. Nur diente die *eigentliche Burg* lediglich den Herreninteressen. Ursprünglich war die Befestigung der freien Hofstätte ein Privileg der Herrscher, und in fränkischer Zeit hielten sie durchaus daran fest. Bei den

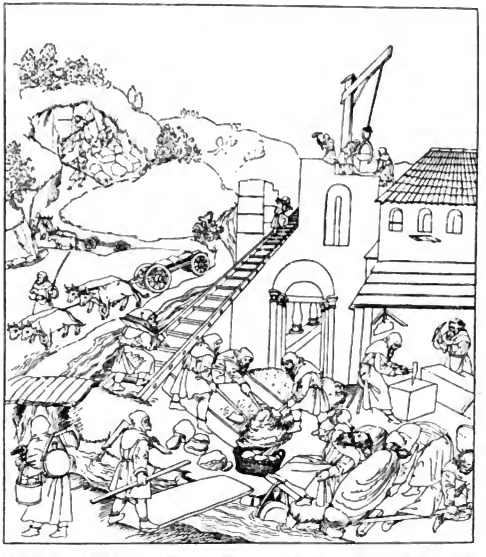
Digitized by Google

königlichen Pfalzen, so unter Karl dem Großen zu Ingelheim, Aachen usw. und ebenso unter seinen Nachfolgern, kam dabei der römische Steinbau mehr und mehr in Anwendung, unter Führung freilich der Geistlichen, die ihrerseits die größeren Kirchen, aber auch die Klöster, immer häufiger aus Stein bauten und letztere auch befestigten. Über die Verbreitung des Steinbaues selbst werden wir sogleich mehr hören. Für Befestigungsbauten weltlicher Herren bedurfte es anscheinend zunächst der Erlaubnis des Herrschers, der gelegentlich gegen eigenmächtige Befestigungsanlagen einschritt. Aber die Zeiten zwangen von selbst dazu — denn der Adlige hatte sich nicht nur da oder dort gegen die Raubzüge von Ungarn und Slawen zu wehren, sondern auch gegen die Anfeindungen mächtiger Nachbarn, oder er trotzte zuweilen auch einem Großen. Die wirtschaftliche Hebung des Herrenstandes gewährte anderseits die nötigen Mittel zu den Bauten. Wie sich die Herrenburgen, zum Teil im Anschluß an die alten Fluchtburgen, entwickelten, ist bereits im einleitenden Kapitel (S. 24) dargelegt worden. Dort (S. 18) wurde auch schon gesagt, daß Burgen teilweise aus den befestigten Herrenhöfen selbst hervorgingen. Das Verlassen der Höfe aber und das abgesonderte Wohnen erleichterte der Umstand, daß die grundherrliche Eigenwirtschaft mehr und mehr aufhörte. Die Herrenhöfe blieben nur noch der wirtschaftliche Mittelpunkt des Besitzes unter einem Verwalter. Freilich wurde der Rückgang der Eigenwirtschaft durch jene Absonderung zum Teil gefördert oder erst hervorgerufen. Jedenfalls entstanden im 11. und 12. Jahrhundert Burgen der Herren in großer Zahl und waren neben den königlichen — in sächsischer Zeit werden als solche die Burg Grona und die Dornburg öfter genannt — und denen der Herzöge, wie in Schwaben, Lothringen, Sachsen, überall zu sehen. Außer ihnen kommen die nur sichernden Grenzburgen insbesondere im Osten überaus zahlreich vor.

Von der Art und Anlage der damaligen Herrenburgen darf man sich nun keine übertriebenen Vorstellungen machen, zumal da für sie erst langsam die Wohnlichkeit in Frage kam und sie anfangs nur in der Not zum Aufenthalt des Herrn dienten. Man hat neuerdings — insbesondere hat hier Schuchhardt Grundlegendes geleistet — schärfer den eigentlich germanischen, uns durch die Sachsen vermittelten Typus herausgestellt. Schon bei Schilderung der sächsischen Zustände (S. 88) ist er erwähnt worden: ein hoher Wall (Mauer), nicht immer rund oder oval, sondern oft sich auch unregelmäßig dem Gelände anschmiegend, an der Innenseite die Bauten, in der Mitte ein freier Burgplatz. Ganz anders ist der römisch beeinflußte fränkische Typus, der aber in Deutschland nur wenig vorkommt: in der Mitte einer viereckigen Befestigung ein großer Wohnturm, der auf den römischen Wartturm zurückgeht. Doch übernimmt man im eigentlichen Deutschland allmählich von dem fränkischen Typus den auf dem freien Burgplatz stehenden *Turm*, der immer zunächst Wachtturm ist. Auch der neben den Kirchen oder als ihr Bestandteil sich erhebende Glockenturm diente in zweiter Linie diesem Zweck wie dem Schutz und der Verteidigung, weshalb er eben zum Steinturm wurde. Der Turm besteht aber, wie die Bauten sonst, zunächst aus Holz. Noch im späteren Mittelalter gibt es Warttürme in der Nähe von Städten aus Holz, und bei den städtischen Mauertürmen findet sich selbst damals öfter ein hölzernes Obergeschoß. Auch steinerne Mauern waren in unserer Epoche keineswegs überall zu finden: in der karolingischen Zeit hatte man sie noch bei Pfalzen, hervorragenden Klöstern usw. bewundert, ebenso den Steinbau überhaupt, wie denn im „Heliand" der Tempel von Jerusalem mit dem Zusatz stênwerkô mêst besonders hervorgehoben wird. Nur langsam bildete sich das Baugewerbe aus, und häufig sind damals noch, z. B. zwischen den Klöstern, die Leute, die den Steinbau verstanden,

Digitized by Google

hin- und hergewandert. Gerade der Steinbau (siehe die freilich aus viel späterer Zeit stammende untenstehende Abbildung) machte manche Klöster zum begehrten Zufluchtsort für die ganze Umgegend in der Stunde der Gefahr. Aber auch für Kirchen und Klöster, wie für die Pfalzen, ist der Holzbau selbst späterhin nicht ganz zurückgetreten. In sächsischen Landen fallen Kirchen aus Stein noch zu Anfang des 11. Jahrhunderts besonders auf und werden von den Chronisten, z. B. von Thietmar, ausdrücklich vermerkt. Auch Adam von Bremen berichtet von dem Erzbischof Alebrand (1035—45), daß er das bisher nur aus Holz gebaute Kloster in Bremen und ebenso die hölzerne Kirche in Hamburg aus Stein neu habe aufführen lassen. Für die Wohnbauten aber innerhalb der Burgmauern und ebenso noch lange für die Häuser der Stadt ist, wie wir noch sehen werden, der Holzbau durchaus die Regel. Der Steinbau dient eben zunächst vor allem der Befestigung, der Sicherung der Wohnstätten. So ist es klar, daß an eine feste Burg, die als Zufluchtsort dienen konnte, sich auch unterhalb derselben Wohnstätten angliederten.



Mönche beim Klosterbau. Nach einer Federzeichnung des 15. Jahrhunderts, im Germanischen Nationalmuseum zu Nürnberg, wiedergegeben im „Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit", 1861.

Damit kommen wir zu den Anfängen der Stadt. Ihr Vorstadium ist aber durchaus nicht immer lediglich die befestigte Burg, sondern auch, freilich seltener, das befestigte Dorf. Und selbst wo sich die Siedelung an eine Burg anschloß, bewahrt sie doch zunächst durchaus den Charakter des Dorfes, bald des befestigten Dorfes. Überhaupt hat ja die Stadt Jahrhunderte hindurch den agrarischen Grundcharakter des Daseins nicht verleugnet (vgl. S. 159). Auch die einstigen, im Mittelalter weiter bewohnten Römerstädte stoßen diesen Satz nicht um. Die Städte links des Rheins, zum Teil schon Bischofssitze geworden, hatten den germanischen Ansturm überdauert (vgl. S. 74) und waren dann im Frankenreiche

Digitized by Google

Sitze einer fortgeschritteneren Kultur bis zu einem gewissen Grade geblieben, ebenso die Städte des von den Bayern besetzten Rätiens. Aber in sie hatten die Germanen einfach ihre dörfliche Wohnweise verpflanzt. Oft siedelten sie sich auch nur außerhalb der Stadt an. Das Moment indes, das die Römerstädte zu einem trotzdem nicht einflußlosen Faktor macht, ist eben wieder die größere Sicherheit, die sie gewähren. Die zuerst verführerisch erscheinende und früh aufgestellte Theorie der generellen Ableitung des späteren Städtewesens aus den Römerstädten ist als einseitig mit Recht ohne allgemeine Anerkennung geblieben. Aber es ist doch natürlich, daß diese Steinorte, zugleich Kreuzungspunkte alter und trefflicher Straßen, auch in der fränkischen Zeit und in den folgenden Jahrhunderten wenig entwickelter Kultur, die ein eigentlich städtisches Leben überhaupt nicht fortdauern lassen konnten, als militärisch sichere Punkte, als gegebene Sitze der Kirchenoberen, der Bischöfe, als geeignete Stätten für Reichsversammlungen, als gelegentliche Aufenthaltsorte der Könige, auch als Anziehungspunkte eines geringen Verkehrs, dessen weitere Entwickelung an sie anknüpfen konnte, also als Marktorte eine Rolle spielten. Von den älteren Kulturgebieten Deutschlands gilt dasselbe wie vom Westfrankenreich oder Britannien: soweit Städte hervortreten, sind es alte Römerstädte wie Mainz und Köln, ihre Mauern alte Römermauern oder auf deren Fundament erbaut. Obgleich diese Städte keinerlei rechtliche Bevorzugung vor irgendwelchen anderen Siedelungen hatten, obgleich sich zwar die Befestigung, mancher Bau und manches äußere Gut, vielleicht auch einiges vom Gewerbebetrieb, aber nichts von römischen Verfassungseinrichtungen am Leben erhalten hatte, mußte an sie doch die spätere deutsche Städteentwickelung immerhin anknüpfen.

Man kann sogar äußerlich eine Nachwirkung des Grundplans der Römerstädte, der aber keineswegs immer deutlich auf die Form des römischen Lagers zurückgeht, bis zu einem gewissen Grade behaupten. Über den möglichen Zusammenhang der Anlage der Römerstädte mit dem regelmäßigen Plan der Gründungsstädte ist schon oben (S. 25 f.) ausführlich gehandelt, freilich auch hervorgehoben worden, daß die meisten älteren Städte des Westens doch wieder die dem deutschen Individualismus entsprechende Unregelmäßigkeit der dörflichen Wohnweise zeigen. Im übrigen handelt es sich bei den neu entstehenden Städten ja weniger um die verhältnismäßig seltene unmittelbare Entwickelung eines Dorfes zur Stadt unter schließlicher Verleihung des Stadtrechts, als um Neugründung von Städten, d. h. Märkten, *neben* einer bestehenden, dazu geeigneten Dorfsiedelung. Anderseits sind auch mehrere Dörfer zu einer Stadt zusammengewachsen und bewahren häufig, sogar nach der äußerlichen Vereinigung, den Charakter selbständiger Gemeinwesen. Jedenfalls führt auch das äußere Moment der Anlage zum Teil auf das Dorf zurück. Freilich darf man nicht die Wichtigkeit der Römerstädte an sich, auch nicht jeden Einfluß derselben auf die zahlreichen Neugründungen von Städten leugnen.

Was nun aber die spätere Stadt besonders vom Dorf unterschied, ist neben dem noch zu erörternden Marktcharakter und anderen Momenten eben das die Römerstädte auszeichnende Moment der *Befestigung*, also der Charakter der *Burg*. Das Schutzbedürfnis zwingt in kriegerischen Zeiten bei zunehmender Bevölkerung, größerer Bedeutung einer Siedelung und besseren wirtschaftlichen Bedingungen zur Neuanlage befestigter oder zu stärkerer Sicherung bestehender Plätze auch für größere Menschenmengen. Früh, schon im Gotischen, nahm das Wort Burg die Bedeutung befestigter Wohnplatz an, behielt aber ebenso den alten Sinn (Zufluchtsort), wie sich die Sache selbst hielt; z. B. richteten sich die St. Galler

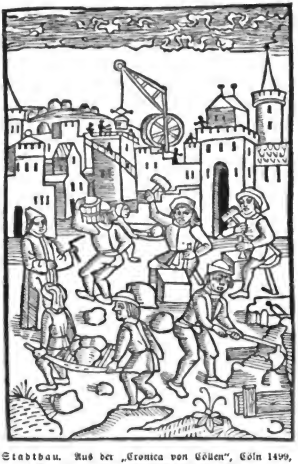
Digitized by Google

Mönche 926 in der Zeit der Ungarngefahr eine solche Zuflucht her. Auf die Vorteile befestigter Wohnplätze war man aber trotz des städtefeindlichen Sinnes schon im Frankenreich aufmerksam geworden, und vielleicht sind schon in der Merowingerzeit neue Befestigungen für dauernde Wohnplätze angelegt worden, wenn auch nicht zahlreich und jedenfalls nicht rechts des Rheins. Ebenso wurden Karls des Großen Steinbefestigungen seiner Pfalzen zwar von seinen Nachfolgern zum Teil nachgeahmt, breiteten sich aber nur sehr langsam aus. Nach dem Mönch von St. Gallen ließ Ludwig der Fromme die Stadtmauern von Frankfurt und Regensburg sogar als Steinbrüche für Kirchenbauten benutzen. Jene altgermanische Fluchtburg (vgl. S. 57) aber war das Vorbild der Grenzfestungen, die sich vielleicht schon in karolingischer Zeit im Osten fanden, und die unter Heinrich I. (vgl. S. 120) systematisch erstanden. Aus ihnen wie aus den Herrenburgen wurden nunmehr zum Teil gewissermaßen Massenburgen. Burg und Stadt sind bis zu einem gewissen Grade identisch. Nicht nur bei den Germanen, auch bei den übrigen indogermanischen Völkern, ebenso bei den Babyloniern, sind die Städte aus Burganlagen herausgewachsen. Die ursprünglichen, nur zeitweilig benutzten Zufluchtsstätten der ungeschützten Landbewohner werden in kriegerischer Zeit dauernd besiedelt, oder man haust wenigstens in der Nähe der auf einer Anhöhe gelegenen eigentlichen Burg, bis man diese wachsende Siedelung ebenfalls durch Befestigungen schützt. Auch das griechische πόλις (Stadt) bedeutet ursprünglich Burg, Hochburg. Und so ist es auch in den germanischen Sprachen, wie es oben das Gotische zeigte. Die Übertragung der Bezeichnung auf feste Wohnplätze war gerade durch die Bekanntschaft mit den römischen Städten erfolgt, bei denen die Befestigung das Charakteristische zu sein schien. So übersetzt Ulfilas πόλις mit baurgs, und „Burg" wird die gewöhnliche Bezeichnung für Stadt. Auch die ersten größeren Denkmale der deutschen christlichen Übersetzungsliteratur, der „Heliand" wie der „Crist" des Otfried, also nieder- wie oberdeutsche, drücken civitas (Stadt) regelmäßig durch „Burg" aus. Otfried nennt auch Rom „Rûnuburg", wie die Friesen Köln „Colnaburch" nannten. Zahlreich sind die Zusammensetzungen mit -burg in den Namen der deutschen Städte: Straßburg, Augsburg, Regensburg, Salzburg, Würzburg, Magdeburg, Merseburg, Quedlinburg, Hamburg usw. Schwerlich kann man aber anderseits alle mit -burg zusammengesetzten Ortsnamen als Beweis für die Gründung der betreffenden Orte, von den Römerstädten überhaupt abgesehen, in diesen (10. und 11.) Jahrhunderten anführen, sowenig man alle Ortsnamen mit -rode für die erste Zeit stärkerer Besiedelung verwerten kann. Charakteristisch ist endlich, daß die Stadtbewohner „Bürger", das Stadtrecht „Burgrecht" genannt werden.

Dieses manchmal allzu ausschließlich betonte, von anderen ganz zu Unrecht ignorierte Moment der Befestigung und Sicherung hat nun für jene Neugründungen (vgl. S. 157), neben Römerstädten und früheren Dörfern die dritte und zahlreichste Gruppe von Städten, naturgemäß auch die Lage bestimmt, während im allgemeinen allerdings für dörfliche und städtische Siedelungen dieselben geographischen Bedingungen und Einflüsse maßgebend sind. Nicht jede neue Befestigung wurde aber zu einer Stadt. Daß Heinrichs I. Grenzsicherungen und Zufluchtsstätten zum Teil zu Städten erwachsen sind, rechtfertigt nicht seine Bezeichnung als Städtegründer. Überhaupt bedeuten die Anlagen dieses Königs, die noch wesentlich Holz- und Erdbefestigungen darstellten, auch in ihrer späteren besseren Entwickelung im Grunde nur die Annäherung an die höheren Zustände des Westens und Südens, wie er eine solche anderseits durch die Bildung eines sächsischen Reiterheeres versuchte. Aus dem Westen und Süden kam auch die bessere Befestigung durch Mauern und Türme. Anfangs gehörte eine wirkliche

Digitized by Google

Mauer durchaus nicht zu den unbedingten Erfordernissen für eine Stadt. Jene primitiven Befestigungen, hölzerne Pfähle, Erdwälle usw., genügten, ebenso aber auch schon die bloße Lage der Siedelung bei einer Burg, d. h. einem befestigten Militärposten, Königs- oder Herrensitz. Mit zunehmender Bevölkerung wurde dann die untere Siedelung in die Befestigung hineingezogen; man denke z. B. an die Anlage von Quedlinburg. Noch lange aber gewährten selbst die älteren Städte nur ungenügenden Schutz, und sogar wo Mauern aus Römerzeiten wenigstens in Resten vorhanden waren, ließ man sie, wie in Mainz bis 882, ruhig liegen. Aus Worms berichtet zum Jahre 1000 der anonyme Biograph des Bischofs Burchard von Worms, dem allerdings daran liegt, die Zustände vor Burchard möglichst desolat zu schildern, daß die zerstörten Gräben und Mauern den Räubern und Tieren, d. h. den kaum zu vertreibenden Wölfen, einen leichten Eingang boten. Bei der Belagerung durch die Ungarn hatte Augsburg nur eine unansehnliche Mauer. Gerade die unsicheren Zeiten führten aber in den Römerstädten dazu, die frühere Vernachlässigung der alten römischen Steinmauern aufzugeben, ihre Reste wieder auszubauen, und bewirkten bei anderen Orten, Klöstern oder Herrensitzen, überhaupt die Errichtung von Steinmauern. Vorbildlich war dabei die Technik eben der alten römischen Mauerreste. Wie reiche Klöster zu wehrhaften Festungen wurden, St. Gallen z. B. 975 nach Fertigstellung seiner Bauten dreizehn Türme zählte, so gewannen nun auch die älteren Städte, Augsburg, Mainz usw., ein anderes Ansehen (siehe die nebenstehende, freilich aus viel späterer Zeit stammende Abbildung), und ebenso wiesen die Neugründungen, wie Hildesheim seit 993, Mauern und Türme auf. Merseburg und Meißen werden bei Thietmar als mit Mauern versehen hervorgehoben. Jede stärkere Befestigung, auch in primitiverer Form, machte also den betreffenden Ort zu einem gewissen Zentrum für die Schutz und Sicherheit suchende umwohnende Landbevölkerung, die für die Unterkunft in Zeiten der Gefahr wohl auch in friedlicheren Zeiten an den Befestigungen mitarbeiten mußte. So konnten jene neuerrichteten Grenzburgen, insbesondere die, wo der Graf wohnte, zu Vororten und zu Anziehungspunkten überhaupt werden.



Stadtbau. Aus der „Cronica von Cöllen", Cöln 1499, Exemplar der Universitätsbibliothek zu Leipzig.

Das gilt in viel stärkerem Maße von den älteren Siedelungen mit schon vorhandener oder jetzt neu errichteter Befestigung. Dahin gehören einmal, wie gesagt, natürlich die Römerstädte im älteren Kulturgebiet, die dort wie in Frankreich die gegebenen Grundlagen neuer städtischer Entwickelung (vgl. S. 150) waren. Diese älteren Städte, bald wieder Verkehrsmittelpunkte, also Metz, Trier, Xanten, Bonn, Köln, Koblenz, Mainz, Straßburg, Worms, Speier, Basel, Konstanz, Chur, Zürich, Augsburg, Kempten, Regensburg usw., sind vor allem

Digitized by Google

Bischofssitze, zuweilen königliche Pfalzen und immer zugleich Burgen. Ihnen reihen sich dann die seit dem 9. Jahrhundert im inneren Deutschland aufkommenden Städte an, die zunächst wieder besonders als Bischofssitze, als befestigte Sitze der Herzöge und Grafen, auch von Herren, endlich als Klosterorte von Wichtigkeit waren. Am frühesten hatten neben jenen Römerstädten noch Frankfurt und Hamburg städtischen Charakter. Daß die königlichen Pfalzen früh einen größeren Verkehr angezogen hätten, durch den Zusammenfluß der Produkte aus dem Königsbesitz Mittelpunkte des Wirtschaftslebens geworden wären, den Handel wie das noch wenig entwickelte gewerbliche Leben angeregt und daher aus ihnen sich Städte entwickelt hätten, ist eine irrige Annahme. Sie könnte zunächst nur für eine Minderzahl von Pfalzen gelten, da die meisten mit späteren Städten überhaupt nicht zusammenzubringen sind. Aber auch bei dieser Minderzahl knüpft die Pfalz entweder an eine schon vorhandene Römerstadt (siehe oben) an, oder die betreffenden Orte haben sich aus anderen Gründen zur Stadt entwickelt (Dortmund). Nur für Aachen hat der Charakter als Pfalz größere Bedeutung, aber deshalb, weil es, wie Dopsch betont, schließlich Karls „ständige Residenz" wurde. Von ganz anderer Wichtigkeit sind die Kathedralorte. Bischofssitze befanden sich ebenfalls, wie gesagt, zunächst in alten Römerstädten; wo sie aber im Inneren des Landes neu entstanden, lehnten sie sich an schon vorhandene Verkehrsorte, also ältere Handelsansiedelungen, die sich an geeigneten Verkehrspunkten, an der Grenze usw. gebildet hatten, an. Sie stellten im Gegensatz zu dem wechselnden Aufenthaltsort des Königs einen dauernden Mittelpunkt und festen Versammlungsort dar. Als Bischofsstädte sind neben den Römerstädten Köln, Mainz, Worms, Speier, Straßburg, Augsburg, Regensburg die Städte Bamberg, Paderborn, Hildesheim, Bremen, Hamburg, Magdeburg anzusehen. Bei Klöstern ferner entstanden häufig Städte, so St. Gallen, Fulda, Hersfeld, Quedlinburg, Gandersheim. Es haben aber vor allem auch natürliche Verkehrsbedingungen, Flußübergänge, Straßenkreuzungen usw., die eine Marktsiedelung oder eine Siedelung aus anderen wirtschaftlichen Gründen hervorriefen, ferner namentlich das Vorkommen von Salz und Mineralien, also Saline und Bergbau, zu Städten geführt; Lüneburg, Halle und andere wären hier zu nennen.

Für alle diese aus der bisherigen Entwickelung herausgewachsenen, mehr oder weniger wichtigen und dichten Siedelungen, die des Schutzes bedurften, ist also das Moment der Befestigung das am meisten charakteristische Merkmal: sie alle sind, wie die Zufluchtsorte an den Grenzen, Burgen. Aber an diesen wesentlichen Charakter knüpft nun — wir befinden uns hier und im folgenden namentlich mit Friedrich Keutgen in Übereinstimmung — ein zweites Moment, das erst die eigentlich städtische Entwickelung bedingt, an: es ist der Friede, der Königsfriede, den die Stadt in ihrer Eigenschaft als Burg hat, der Burgfriede. Die Schaffung von Schutzorten war früh Aufgabe der Führer und so auch Aufgabe des Königs geworden. Die primitiven Anlagen Heinrichs I. zeigen die Wichtigkeit der königlichen Initiative, nur dem König steht im Grunde das Recht der Befestigung zu. Innerhalb der ganzen Burg aber herrscht der Hausfriede, der in den Burgen des Königs also Königsfriede ist, und dessen Bruch mit dem Königsbann gebüßt wird. Diesen Königsfrieden hat nun auch die künftige Stadt in ihrer Eigenschaft als Landesburg, als Königsburg. Denn das bleibt sie, auch wenn für ihre Entstehung im Zusammenhang mit der Entwickelung der ganzen Verhältnisse ein weltlicher oder geistlicher Herr maßgebender ist als der König, wie jenen denn auch Burgen häufig verliehen werden. Die königliche Aufgabe der Landesverteidigung, sowohl bezüglich der Errichtung wie der Besatzung der Burgen, wurde eben

Digitized by Google

früh wesentlich auch Sache der Grundherren. Die agrarii milites zwar, die Burgmannschaft Heinrichs I. — von neun Leuten hausen acht draußen und beschaffen aus ihren Höfen den Unterhalt des letzten, der in der Burg bleibt und in Gemeinschaft mit den übrigen dort Belassenen, also den eigentlichen Bürgern, für die Unterkunft der Gesamtheit in Kriegszeiten sorgt —, werden nicht nur königliche Mannen, sondern überhaupt heerbannpflichtiges Landvolk, aber wohl auch grundherrliche Leute gewesen sein. So ist denn auch später in den Städten, die nicht eigentliche Königsstädte sind, die ständige Burgmannschaft, die von nun an ein wesentliches Element der städtischen Bevölkerung ist, aus grundherrlichen Mannen gebildet. Aber gleichwohl bleibt jede Burg im Grunde Königsburg. Der Burgfriede nun, der in den rein militärischen Burgen für jene eigentliche Burgbewohnerschaft, die Besatzung, gilt, dehnt sich auf die Umgebung (die Bannmeile) und deren Bewohnerschaft aus, erstreckt sich aber in den älteren Städten natürlich von Anfang an auf die gesamte Bewohnerschaft, die sehr mannigfaltig zusammengesetzt war. Dieser Burgfriede ist es, der als höherer Friede die Stadt vom Lande scheidet, der dem damit behafteten Ort in wirtschaftlicher Beziehung, dem eigentlich treibenden Moment, das mit dem ursprünglichen der Befestigung in keinem Zusammenhang steht, bei wachsender Bevölkerung die Möglichkeit einer günstigen Entwicklung sichert oder diese fördert, wenn sie, wie in den älteren Städten, bereits einsetzte. Zunächst zieht sich der überschüssige Teil der nahewohnenden ackerbautreibenden Bevölkerung in die befestigten und befriedeten Orte, um in Bauernhäusern von dort aus zu wirtschaften, Viehzucht zu treiben usw.; vor allem aber findet die gewerbliche Arbeit hier einen günstigen Boden und ebenso der Handel, der des Friedens am ersten bedarf.

Der Handel wird nun überhaupt von besonderer Wichtigkeit; er ist es zweifellos, der den befestigten Ort erst eigentlich zur Stadt macht. Seine Rolle ergab sich zunächst aus der zunehmenden Dichtigkeit der Bevölkerung. Schon jener Gesichtspunkt der Wehrhaftigkeit zwang bei einer größeren Anlage der Befestigung zu stärkerer Belegung: oft mag von Anfang an der Zuzug nur durch den König oder Herrn erzwungen worden sein, und vielleicht kann man auch mit einigen Forschern die für die Zuwanderung so wichtige Anschauung „Stadtluft macht frei" mit diesem Besatzungsbedürfnis zusammenbringen, so daß jeder Unfreie, der im Königsfrieden der Stadt längere Zeit gelebt hatte, zunächst als Mann des Königs frei wurde. Später ergab sich aus dem bloßen Erwerb von Grundbesitz nach Stadtrecht die Freiheit. Der Friedensort wirkt als Asyl. Wo die Bevölkerung ganz spärlich blieb, wurde auch aus einem befestigten Ort keine Stadt. Eine dichtere Bevölkerung aber, die überhaupt die Vorbedingung für die Entfaltung materieller und geistiger Fortschritte ist, die Fähigkeiten des Einzelnen weckt und anspannt, vor allem die gleichförmige Art des Lebens und der Arbeit zerstört und zur Arbeits-, zur Berufsteilung führt, rief bei der wachsenden Schwierigkeit für den Einwohner, durch eigene Produktion für seine Nahrung, Kleidung usw. zu sorgen, überhaupt bei der Schwierigkeit, den gesamten Nahrungs- und Lebensbedarf durch die Einwohnerschaft zu decken, die Notwendigkeit einer Nahrungszufuhr aus der Umgebung wie eines Austausches von Nahrungsmitteln gegen gewerbliche Produkte usw. hervor: es entstehen mit anderen Worten Märkte, die Städte werden Marktorte.

Aber diese Entwicklung erhielt nun ihre eigentliche Bedeutung erst durch die Seßhaftwerdung des Handels. Schon von den älteren Forschern ist immer das Umherfahren des Kaufmanns für die Anfangszeit betont worden; auch ich habe anderswo den wandernden, den fahrenden Kaufmann als typisch hingestellt. Wir werden davon sogleich (S. 168 ff.) Näheres

Digitized by Google

hören. Wichtig ist aber, daß als solche Kaufleute auch die Handwerker, die ihre Produkte weithin durch die Lande vertreiben, anzusehen sind. Für Koblenz sind z. B. fremde Schuhmacher, die dort Schuhe verkaufen, 1104 bezeugt. Die fremden Kaufleute, die wie die Friesen früh in die älteren Städte am Rhein kamen, jedoch auch sonst bei allen Volksanhäufungen, Reichstagen usw. in den Pfalzen und Bischofssitzen erschienen, ferner wohl große Grundherrschaften gelegentlich aufsuchten, waren natürlich irgendwo zu Hause, trieben ihr Geschäft aber in der Fremde, und die Handwerker, die mit ihren Produkten umherzogen, mochten auf irgendeinem Dorfe daheim sein, das ihnen nicht genügend Absatz bot. An den Punkten, wo sich ein lebhafterer Verkehr entwickelte, ließen sie sich zum Teil dauernd nieder, zuerst auch in jenen älteren Städten. Es kam nun für die Herren, die einen Ort an Volkszahl heben und wirtschaftlich fördern und so Nutzen aus ihm ziehen wollten, darauf an, solche Ansiedelungen von Kaufleuten im weitesten Sinne, soweit sie nicht von selbst kamen, geradezu herbeizuführen. So wurden denn die Kaufleute auf alle Weise durch Privilegien angelockt und begünstigt. Natürlich waren in jenen agrarischen Zeiten alle seßhaften Leute Grundbesitzer, und so erwarben die sich ansiedelnden Kaufleute ebenfalls Grundbesitz und trieben auch Landwirtschaft. Aber das neue Element war doch für die Entwickelung der Siedelungen zu Städten besonders charakteristisch und stand zunächst etwas außerhalb des hergebrachten Gefüges des Lebens. Erst allmählich kam es zu einem Ausgleich mit der älteren Bevölkerung, zumal auch mancher Grundbesitzer seinerseits zu dem gewinnreichen Handel überging. Sieveking, der, ohne die häufig ausschlaggebende Rolle der einheimischen grundbesitzenden Bevölkerung zu leugnen, neuerdings diesem fremden kaufmännischen Element wieder besondere Wichtigkeit beigelegt hat, geht nun freilich zu weit, wenn er überhaupt „die städtischen Anfänge in den Händen eines berufsmäßig entwickelten Standes von Händlern gelegen sein" läßt, aber ein Hauptfaktor war die Ansiedelung von Kaufleuten für die Entstehung vieler Städte gewiß. Die Stadt lediglich aus dem Markt, das Stadtrecht aus dem Marktrecht herzuleiten, wie es mit großem Scharfsinn versucht worden ist, geht nicht an, wie überhaupt, was sich uns schon wiederholt ergeben hat, eine einseitige Theorie niemals zum Ziele führt.

Die Erlaubnis zur Abhaltung eines Marktes zu erteilen, war im fränkischen Reiche Sache des Königs; aber trotz dieses Marktregals werden früh grundherrliche Märkte aus eigener Machtvollkommenheit abgehalten worden sein oder sich oft aus natürlichen Gründen gebildet haben. Grundherren hatten besonders an den Marktzöllen Interesse, und wenn ihnen ein Markt nicht verliehen war, hielten sie doch Märkte ab, gerade wie sie sonstige Zölle eigenmächtig erhoben. Aber die weitere Entwickelung knüpft doch nicht an diese privaten Märkte: ein echter Markt, auch der berechtigte grundherrliche, bedurfte des wirksamsten Schutzes, des Königsfriedens, weil dieser allein alle Marktbesucher, nicht nur die vom Grundherrn abhängigen, vor körperlicher und materieller Schädigung durch Friedensbruch sicherte, vor allem die fremden Händler auch auf ihrem Zuge zum Markte schützte und sie auf diesem selbst rechtsfähig machte: der *Markt* ist ein *Institut des öffentlichen Lebens*, er ist nicht ein Produkt der grundherrlichen Entwickelung, obgleich der Grundherr, dem der Platz gehört, der Marktherr ist und die Benutzung des Marktes nach seinem Gutdünken ordnet. Die Verleihung des Königsbannes, also die Gewährung des königlichen Friedens, ist die Vorbedingung für den Markt; die in den Städten vorkommenden Symbole, Kreuz, Schwert, Schild, Fahne, Hut, Handschuh, sind als königliche Leibzeichen Wahrzeichen des Königsbannes, nicht eigentliche Marktsymbole: der Marktfriede basiert auf dem Königsfrieden, der ja in den Burgen als

Digitized by Google

Burgfriede bereits vorhanden war, der aber auch jenen natürlichen Verkehrsorten, an denen sich früh kaufmännische Ansiedelungen gebildet hatten, eben unter dem Gesichtspunkt des Schutzes der Kaufleute verliehen wurde, Orten, die dann ebenfalls bald befestigt wurden.

Knüpft man den Stadtfrieden nicht an den Burgfrieden, sondern an einen besonderen Marktfrieden, das Stadtrecht, das ursprünglich „purgrecht" ist, an das Marktrecht, so setzt man einen immerwährenden Marktzustand voraus: in Wahrheit aber waren alle Märkte periodisch. Zunächst unbestimmt wiederkehrend, wurden sie gegen Ausgang des 10. Jahrhunderts Wochenmärkte — die Jahrmärkte, als Zusammenkünfte fremder Kaufleute an geeigneten Orten früh vorhanden, stehen außerhalb der für uns wichtigen Entwickelung und bedürfen besonderen Privilegs —; aber selbst wenn mehrmals in der Woche Markt stattfand, war er auf bestimmte Stunden beschränkt. Auch das Stadtgericht beruht nicht auf einem grundherrlichen Marktgericht, sondern resultiert aus der öffentlichen Gerichtsbarkeit: es beruht auf dem Stadtfrieden, dem höheren (Königs-) Frieden; dieser gilt jetzt als Sonderrecht des Stadtbezirks, der damit Gerichtsbezirk wird. Wenn nun ein Markt, d. h. das Recht der Ausnutzung desselben und seines Schutzes, vom König verliehen wird, so folgt daraus von selbst die Übertragung der Gerichtsbarkeit an den Marktherrn, ohne daß es sich dabei um ein besonderes Marktgericht handelt. Der besondere Stadtgerichtsbezirk — neben Befestigung und Markt ein weiteres wichtiges Charakteristikum der Stadt — ist nur im öffentlichen Interesse gebildet, ist allerdings die Quelle erheblicher Vorteile.

Die Bedeutung der Märkte für die Stadtentwickelung, basierend also auf dem Königsfrieden, dem Schutz in oder bei der Burg, der einen Ort zum Markt qualifizierte, darf man für den Anfang nicht überschätzen; von einigen, namentlich Grenzorten abgesehen, entwickelte sich zunächst nur ein beschränkter Verkehr, meist an Stätten, die ohnehin Mittelpunkte waren, an Bischofssitzen, bei großen Klöstern. Aber diese Bedeutung wuchs eben durch die Ansiedelung von Kaufleuten und verkaufenden Handwerkern. Market (forum), das also nicht auf einen immerwährenden Markt geht, wird zur Bezeichnung der Städte verwandt, wie früher und später „burg" (vgl. S. 151) oder „statt" (locus), das die gewöhnliche Bezeichnung für eine Stelle auf die darauf errichtete Anlage überträgt; man spricht von „koufstat", und die Bürger heißen nun mercatores, koufliute. Vor allem sind darunter aber, wie schon betont, nicht nur Kaufleute in unserem Verstande, sondern auch die für den Verkauf arbeitenden Handwerker — wir kommen darauf noch (S. 162 f.) zurück — begriffen. Man hat aber weiter mit Recht darauf hingewiesen, daß damals alle Leute so benannt wurden, die auf dem Markt etwas feilhielten, also auch die Bauern mit ihren Produkten, ja daß der Name sogar auf die „Einkaufleute" (Karl Bücher) ging, Verkäufer und Käufer bezeichnete. So haftete der Name überhaupt an den Stadtbewohnern, unter denen ja Kaufleute und Handwerker bald den Hauptteil ausmachten. Zahlreiche, von Nolte zusammengestellte Quellenbelege beweisen den Gebrauch auch der deutschen Bezeichnung koufliute neben mercatores für Stadtbewohner bis zum Ende des 13. Jahrhunderts. Häufig werden insbesondere Stadt- und Landbewohner als koufliute und büliute (gebüren) gegenübergestellt. Jener Name ist für die ersteren ebenso bezeichnend wie der von der Befestigung (Burg) hergenommene Name Bürger, der dann später allein herrscht. Wichtig ist also, daß die Städte Orte sind, die Produkte der Landbewohner brauchten, sie ihnen abkauften, ihnen dafür Gelegenheit zum Einkauf von Gewerbeprodukten und fremden Waren boten, ferner aber doch, daß in ihnen auch eigentliche Kaufleute dauernd wohnten, die sich entweder von Anfang an oder als Zuzügler inner- oder außerhalb

Digitized by Google

einer Burg, eines Bischofssitzes, der Domfreiheit usw. niedergelassen hatten. Immerhin betont man als sehr bald wichtigstes Element der städtischen Bevölkerung mit Recht den Handwerker, d. h. den verkaufenden Handwerker, für den ständige, von ihm zu mietende Buden und Verkaufsstätten errichtet werden, und der die Stadt so auch zu einem dauernden Markt macht. Ob aber diese Schicht oder, was seltener ist, die Kaufleute, die mit fremden Waren handelten, überwiegen, hängt sehr von der Verkehrslage der Stadt ab. Ganz richtig scheint uns nun weiter Sieveking eine anfängliche Marktfreiheit zu betonen, die erst allmählich einer größeren Gebundenheit des Verkehrs, einer lokalen Beschränktheit desselben, wich. Dazu gehört vor allem die Förderung des unmittelbaren Austausches zwischen Stadt und Land, die Sicherung der Nahrung der einheimischen Handwerker und Kaufleute durch Fernhaltung und Erschwerung sowie egoistische Ausnutzung des fremden Handels, wovon wir später hören werden. Die Städte machten sich nun gegenseitig Konkurrenz, und jede wollte in ihrem Gebiet unbeeinträchtigt sein. So wurde auch ein großer Teil des Handels Lokalhandel.

Die Entwickelung von Markt und Stadt, namentlich im inneren Deutschland, ist also die, daß die großen Grundherren die Erlangung von Marktprivilegien aus egoistischem Interesse immer lebhafter und häufiger betrieben, nicht indem sie künstlich einen Markt gründeten, sondern indem sie sorgfältiger auf jede stärkere Ansiedelung von Gewerbtreibenden und Händlern bei Burgen, Klöstern, an Orten, die vielleicht schon alte Handelsplätze waren, oder die sich überhaupt dazu eigneten, achteten und nun durch Erlangung des Marktprivilegs die wirtschaftliche Entwickelung ausnutzten, sie aber gleichzeitig durch die nötige Verkehrsordnung und planmäßige Errichtung von ermietbaren Kaufstätten förderten und endlich den Zuzug von neuen Kaufleuten und Gewerbtreibenden anlockten. Es kam so seit der Ottonenzeit zu wirklichen Stadt-(Markt-)Gründungen, bei denen der Grundherr meist (schon aus Platzmangel) neben einer älteren Siedelung einen Bezirk abstecken und das Land in gleichen Anteilen gegen Abgaben an Ansiedler austeilen ließ, der gesamte Grund und Boden doch aber eben als Stadt sich aus der privaten Sphäre heraushob in die des öffentlichen Rechts. Viele große und kleinere Herren wurden so zu Stadtherren, denen dann mit dem Markt auch die Gerichtsbarkeit über den Marktort verliehen wurde; aber auch die älteren Städte standen unter vom König eingesetzten Stadtherren, soweit er nicht selbst Stadtherr blieb, namentlich unter den Bischöfen, denen ebenfalls die Gerichtsbarkeit über sie verliehen war.

Die Herren, die schon zu Beginn der Entwickelung einen Druck auf den Zuzug ausgeübt hatten (vgl. S. 154), da, wie wir sahen, die Städte keineswegs nur aus freien Ansiedelungen heraus erwuchsen, waren es also, die, an der Entwickelung der Städte interessiert, dieselbe zunächst ausgiebig förderten: die Stadtherren, insbesondere die Bischöfe, wachten sorgsam über den vielversprechenden Gebilden. Verwaltung, Rechtspflege, Befestigung, Brückenanlagen, alles ging von den Herren aus. Gerade die Bischöfe haben außerordentlich viel für die Städte getan. In allen Biographien bedeutender Bischöfe wird ihre Sorge für die Befestigung und die öffentlichen Bauten der Stadt hervorgehoben. Das Hervortreten der Bischofsstädte in der Überlieferung liegt freilich in der Natur der wesentlich geistlichen Quellen. Die Gründungsstädte bilden gegenüber den wenig zahlreichen Römerstädten, aber auch gegenüber den sich aus Dörfern bei Burgen oder sonst allmählich entwickelnden Städten die Mehrzahl. Freilich die Hauptmasse entsteht erst später im östlichen Koloniallande, aber die Gründungen im altdeutschen Westen sind ebenfalls wichtig genug. Seit dem 12. Jahrhundert ist dieses planmäßige Vorgehen der Herren deutlich erkennbar.

Digitized by Google

Aber wenn nun die Städte gleich den Dörfern unter einem Herrn, dem Bischof, dem Grafen, dem Markgrafen, dem Herzog, standen, so machten sie auch innerlich noch nicht den Eindruck des Neuartigen, unterschieden sich durch ihre Verfassung von den bisherigen Gemeinwesen zunächst keineswegs. Wie von den Verfassungseinrichtungen der Römerstädte nichts auf die nachfolgenden Bewohner übergegangen ist, sondern die Einrichtungen des ländlichen Gemeinde- und Gerichtslebens hier ebenfalls galten, so gab es auch für die Bewohner der neuen befestigten Wohnplätze, die nun zugleich Marktorte waren, zunächst keine andere Regelung des Zusammenlebens als die bisher gewohnte. Freilich, die Bevölkerung hatte sehr bald einen veränderten, gemischten Charakter angenommen. Zu der kriegerischen Burgmannschaft kamen andere kriegerische und sonstige Dienstmannen (Beamte usw.); diese Ministerialen der Stadtherren werden eine immer wichtigere Klasse. In Bischofsstädten war auch dieses Verwaltungselement zum Teil geistlich, und andere Kanoniker kamen zahlreich hinzu; überhaupt ist die geistliche Schicht in allen Städten eine besonders charakteristische. Weiter hatten größere Besitzer ihre Höfe häufig in der Stadt. Zahlreich war in den älteren Städten die ursprüngliche, agrarische Bevölkerung höheren oder niederen Grades, abgabenpflichtig oder nicht; wichtig sind natürlich vor allem die freien Grundbesitzer. Dazu kamen die sich aus der agrarischen Sphäre immer selbständiger entwickelnden Gewerbtreibenden und die eigentlich neue Schicht, die Kaufleute, die von Anfang an die Handwerker an vorwärtsstrebendem Sinn überragten, Wechsler usw. Freilich sind das zunächst oft Juden, die eine große Rolle in der Stadt gespielt haben müssen. Endlich gab es natürlich allerlei geringes Volk, das durch Aussicht auf leichteren Gewinn angezogen wurde. Nicht immer wurden Gewerbe oder Handel als Hauptberuf betrieben, häufig vielmehr neben der agrarischen Tätigkeit.

Der ländliche Ursprung der Stadt läßt überhaupt nur die Grundbesitzer als eigentliche Bürger erscheinen, und nicht nur in den älteren Städten. Auch in den Neugründungen erwarben, wie betont, die Ansiedler von dem Grundherrn zunächst einen Anteil für ihre Hofstatt. Es wurde ein fester erblicher Zins geleistet, der aber die persönliche Freiheit nicht beeinträchtigte. Natürlich genügte dem Kaufmann oder dem Gewerbtreibenden ein mäßiger Besitz als wirtschaftlicher Rückhalt, aber immer erscheint er eben wegen dieses Besitzes, der in agrarischen Verhältnissen allein das Ausschlaggebende sein konnte, als Bürger, nicht weil er „Kaufmannschaft" oder ein Handwerk trieb. Immer stärker wurde dann bei der sich bald zeigenden Möglichkeit besseren Erwerbs und der Erlangung größeren persönlichen Schutzes und besserer sozialer Stellung die Zuwanderung vom Lande her, die den größten Teil der Bevölkerung bildete. Im Gegensatz zu den früheren Formen gemeinsamer Wanderung stellte diese Einwanderung mehr eine Loslösung einzelner Familien oder einzelner Individuen (jüngerer Söhne) aus dem dorfgenossenschaftlichen Verbande dar. Die nicht genügende Ernährungsmöglichkeit mag auch jetzt dabei eine Rolle gespielt haben, eine größere aber nunmehr die Qualifikation des Einzelnen besonders als Handwerker, die Hoffnung auf bessere Verwertung seines Könnens in der Stadt. Die neuen Siedler erwarben Grundbesitz von einzelnen großen Besitzern der Stadt, die dadurch besonderen Wohlstand erlangten. Dieser Grundstückserwerb, an den das Bürgerrecht geknüpft war, war selten ein Kauf, entsprach vielmehr dem Erwerb in den Neugründungen: er geschah als Erbleihe gegen Zins und ohne grundherrliche und persönliche Lasten. Es bildeten sich also in den Städten neue eigenartige Grundbesitzverhältnisse heraus — auch eine Vorbedingung weiterer Entwickelung. Manche Einwohner waren noch zu Zins oder ähnlichen Leistungen ihrem früheren Herrn

Digitized by Google

gegenüber verpflichtet, doch wurde der Übergang zu völliger Freiheit auf alle Weise von den Städten begünstigt, bis später namentlich die Konkurrenzfurcht der Handwerker den freien Zuzug wieder nach Möglichkeit hemmte.

Indessen assimilierten sich nun in dem geschlossenen Wohnkreis der Stadt die verschiedenen Elemente mehr und mehr, und immer wichtiger wurde die nichtagrarische Betätigung, die allmählich zu völlig selbständigen Berufen führte. Gerade das Übergewicht der neuen Erwerbsinteressen brachte auch schließlich eine Vereinigung der immer reicheren „Kaufleute" mit den tonangebenden grundbesitzenden, kriegerischen Dienstmannen zustande. Aber daran ist festzuhalten: Verhältnisse wie in dem Städteland par excellence, in Belgien, wo der infolge der natürlichen geographischen Bedingungen rasch erblühende Handel das eigentlich konstitutive Moment der Stadt ist, wo sich die Bürgerschaft als eine freie geschworene Einung darstellt, können für Deutschland nicht als maßgebend angesehen werden. Wenn auch das treibende Element in den Kaufleuten steckt und sich mehr und mehr geltend macht, die Stadtgemeinde ist durch sie zunächst nicht beeinflußt, vor allem auch nicht durch sie entstanden, sowenig der Stadtfriede aus einem allgemeinen Frieden der Kaufleute als einem Sonderrecht, das eben nur auf der Reise galt, herzuleiten ist. Man muß sich vielmehr der Meinung anschließen, daß sich die Stadtgemeinde ursprünglich von der Landgemeinde gar nicht unterschied, weil es eben nur eine Form der Gemeinde gab, daß sie wie diese eine einfache autonome Ortsgemeinde, allerdings mit einem vielseitigeren Verwaltungsbereich, war, und daß es erst durch die lebhafte wirtschaftliche Entwickelung zu einer eigenartigen und besonderen Stadt-(Rats-)verfassung und -verwaltung kam, deren Anfänge sich im 12. Jahrhundert zeigen. Die Stadtgemeinde läßt allerdings den Charakter der Markgenossenschaft als Wirtschaftsgemeinde sehr zurücktreten, aber diesen Charakter hatte die Markgenossenschaft überhaupt nur bis zu einem gewissen Grade (vgl. S. 80): sie wurde jetzt auch noch häufiger als früher von mehreren Dörfern gebildet. Das Ausschlaggebende ist in der Stadt wie auf dem Lande der Grundbesitz, er ist die Voraussetzung des Bürgerrechts, nur daß der nicht ausschließlich agrarische Städter weniger Grundbesitz hat und in Hinsicht auf die städtischen Gesamtinteressen nicht persönlich abhängig sein durfte. Dem entspricht überhaupt die noch lange vorwiegend agrarische Haltung der Städte; sie hatten eine Allmende und blieben Ackerbaustädte, die eigene Produktion war für die Ernährung mindestens von Wichtigkeit. Anfangs hießen die Bürger auch noch zuweilen gebüren, die Bürgerschaft bürschaft, das Bürgerrecht bürrecht. Von der Stadt aus wurde viel Land draußen bewirtschaftet, weshalb auch manche Stadtflur noch später außerordentlich umfangreich war; die Viehzucht, für die es natürlich eine Gemeindeweide gab, war sehr ausgedehnt und beeinflußte auch das Innere der Stadt. Aber auch sonst zeigte sich innerhalb der eigentlichen Stadt das alte Hausland für Gemüse usw. nun als immer besser gepflegte, mehr oder weniger große Gartenfläche für Obst und Gemüse, wie etwa in Bamberg, Erfurt, Frankfurt a. M., Straßburg. Bei einzelnen dieser Städte wurde der Gartenbau früh zur Spezialität. Weinbau wurde ebenfalls in der Stadt getrieben. Wie sehr überhaupt die Städte damals von agrarischer Atmosphäre erfüllt gewesen sein müssen, das ergibt sich aus ihrer noch zu schildernden agrarischen Färbung selbst in späterer Zeit.

Und doch ist dies alles für die weitere Entwickelung nicht das Ausschlaggebende: das vorwärtstreibende, in seiner vollen Bedeutung freilich jetzt noch nicht erkennbare Element, der Handel, dessen damaliges Niveau alsbald (S. 167 ff.) geschildert werden wird, drängt auf

Digitized by Google

eine neue Verfassung. Den Kaufleuten namentlich kommt der Burgfriede zugute. Jene eigenartige Gestaltung der Grundbesitzverhältnisse wird lediglich den Bedürfnissen der Kaufleute wie der ihnen anzureihenden verkaufenden Handwerker Rechnung getragen haben, machte sich allerdings durch die so allein mögliche Anbringung kleiner Grundstücke den Herren sehr belohnt. Für die Kaufleute war diese überall als wesentliches Recht erscheinende Freiheit von den hofrechtlichen Lasten notwendig. Aus kaufmännischen Interessen heraus ist so das Stadtrecht (Burgrecht, Marktrecht, Weichbild) erwachsen, das man nicht in allen Einzelheiten genau definieren kann. Es war aber keineswegs ein spezifisches Kaufmannsrecht, sondern ging sofort auf die Nichtkaufleute über, kam als öffentliches Recht der ganzen Stadt zu. Es hat sich in den älteren Städten allmählich und natürlich nicht überall gleichförmig ausgebildet und dort am besten entwickelt. Neben dem höheren Frieden und dem Gerichtsstand innerhalb der Stadt kommt es auf den Grundbesitz nach Stadtleihe und die Freiheit von bestimmten Abgaben der Hörigen an. Die Verleihungen des Stadtrechts in der Periode der Städtegründungen seit Ausgang des 11. Jahrhunderts bedeuten nicht ein überall gleiches Maß von Rechten, aber im allgemeinen gab der anderswo bereits ausgebildete Rechtszustand das Muster.

Eine überwiegende Rolle spielen die Städte nun aber in dieser Periode noch nicht; mit Recht hat man sie zunächst mehr als kirchliche Mittelpunkte für eine agrarische Bevölkerung bezeichnet: die Zahl der Dorfbewohner war die bei weitem größere; in einzelnen nördlichen Gegenden, wie in Friesland, gab es anfangs überhaupt keine Städte. Dem städtereichen Westen und Süden gegenüber folgte der östliche Teil nur langsam; immerhin ist seit dem 10. Jahrhundert auch dort der Grund zu einem wirklichen Städtewesen gelegt worden. Der Handel nimmt gerade jetzt einen Aufschwung, und eine weitere Bedingung dieser Entwickelung, ein größerer Verkehr, ergab sich jetzt auch. Die kirchlichen Feiern führten, wie gesagt, große Mengen in die Bischofsstädte; Landtage und Reichstage wurden in den Städten abgehalten, die auch ein Besuch des Hofes belebte — kurz, auf diese oder jene Weise wuchs der Zusammenhang der Landbevölkerung mit den Städten und deren Anziehungskraft für Geschäfte und Käufe: die Städte wurden schon die Mittelpunkte von Gewerbe und Handel.

Aber es muß betont werden, daß diese Betätigungen für das gesamte Leben der Nation gegenüber der Landwirtschaft zunächst noch keine selbständige Bedeutung hatten. Das agrarische Dasein mit seiner naturalwirtschaftlichen Grundlage läßt nur einen niedrigen Stand von Gewerbe und Handel zu. Das Gewerbe, dessen anfängliche Entwickelung, wie es bei dem geringen Quellenmaterial auch natürlich ist, bisher nicht einwandfrei genug aufgeklärt ist, stand vielfach noch auf der Stufe der Hauswirtschaft, zum Teil freilich einer höheren und erweiterten Form derselben. In der kleinen Wirtschaft zunächst blieb die Herstellung der Nahrungsmittel und der Kleidung sowie die Anfertigung der Geräte im Hause in ziemlich ähnlicher Weise bestehen, wie wir es für die germanische Zeit (S. 59) beobachteten; insbesondere gilt das auch von der Arbeitsverteilung zwischen Mann und Frau. Freilich war der männliche Anteil an der Ackerwirtschaft seit dem Zurücktreten der kriegerischen Interessen und seit der Herausbildung eines eigentlichen Bauerncharakters des Deutschen erheblich verstärkt. In der Landwirtschaft ging jetzt des kleinen Mannes Tätigkeit auf: er grub, pflügte, säte, erntete, machte das Flechtwerk der Zäune, besorgte das Vieh und pflegte den Garten. Hausbau und Anfertigung von Ackergeräten, Zimmerei und Stellmacherei waren seine Sache, und daneben betrieb er wie vor alters Fischfang und Jagd. Aber stark war auch noch die Frau an der Bestellung des

Digitized by Google

Bodens wie an der Ernte beteiligt, weiter aber lag ihr die gesamte eigentliche Hauswirtschaft, das Backen, Kochen, die Milchwirtschaft usw., ebenso wie das Spinnen, Weben, Nähen ob. Die letzteren Beschäftigungen gehörten so sehr zur Frau, daß auch die Frauen der höheren Schichten, königlicher, herzoglicher, gräflicher Abkunft, sie noch lange Zeit mit Eifer übten. Einhard berichtet schon von Karl dem Großen, daß er seine Töchter zu solcher Arbeit anhalten ließ. Neben der Grabstätte der Gattin Herzog Konrads des Roten, einer Tochter Ottos I., hing eine silberne Spindel. Namentlich pflegten diese Frauen auch die feinere Handarbeit, fertigten z. B. kostbare Decken für die Kirchen. Hohe Damen, wie Gräfin Adele von Flandern oder des Bischofs Burchard von Worms Schwester, waren wegen ihrer Stickkunst berühmt. Anderseits war ihnen aber auch die eigentliche Haushaltung durchaus ans Herz gewachsen.

Eine besondere Rolle spielte jetzt vor allem die Hausweberei der Frauen. Neben der von jeher geübten Leinenweberei trat die früher mehr auf bestimmte Gebiete beschränkte Wollweberei allgemeiner und entwickelter auf, während sie anfangs wegen der Beschaffung der Wolle durch Sammeln — das Scheren ist aber gegen Ende des 8. Jahrhunderts für das fränkische Reich bezeugt — mit kleinem Material gearbeitet hatte. Diese Webeprodukte des bäuerlichen Hauses, in dem noch bis in die neuere Zeit das gemeinschaftliche Spinnen der Frau und der Mägde am Abend eine große Rolle gespielt hat, benutzte nun auch der Grundherr, indem er neben Naturalabgaben Gewebelieferungen beanspruchte, zu denen er oft den Rohstoff hergab, die aber ebenso häufig von den Zinspflichtigen aus eigenem Lein (ex proprio lino) gefertigt wurden. Neben dieser zweifellos sehr überwiegenden bäuerlichen Hausproduktion von Geweben ist die eine erweiterte Hausproduktion darstellende, mit selbstproduziertem oder seitens der Zinsleute geliefertem Rohstoff arbeitende Webetätigkeit des Herrenhofes von Wichtigkeit. Auch diese lag ebenso wie das Walken und Färben durchaus den Frauen ob. Auf den größeren Betrieben gab es dafür besondere Frauenhäuser (genitia), in die namentlich das capitulare de villis Karls des Großen einen Einblick gewähren könnte, wenn es für die deutschen Verhältnisse heranzuziehen wäre (vgl. S. 94). Wir finden sie aber auch auf gräflichen Besitzungen erwähnt, und die Konzilsbeschlüsse vom 7. bis zum 10. Jahrhundert reden von ihnen öfter. Die Frauen leisteten dort häufig auch nur Fronarbeit. Doch war schon eine ziemliche Spezialisierung der Arbeitsleistungen vorhanden, und einzelne Frauen waren nur für bestimmte Verrichtungen da, z. B. die Vorsteherin. Die Leitung der Arbeit übernahm sehr oft die Herrin selbst. Dieser herrschaftliche Webebetrieb — männliche Weber kommen auf den Höfen dieser Zeit kaum vor — hat für die Beschaffung der gewöhnlichen Kleidung seine große Bedeutung gehabt; als sich aber später der herrschaftliche Eigenbetrieb aufzulösen begann, verschwanden auch jene Frauenhäuser, und es traten die städtischen Weber hervor. Es werden immerhin schon früher männliche Weber (in den Klöstern werden zuweilen die Brüder Webearbeit getrieben haben) gelegentlich erwähnt. Indessen sind selbständige Handwerker (vgl. S. 162) in diesem Zweige jedenfalls selten gewesen und traten in manchen Gebieten erst spät auf. Auch außerhalb der Grundherrschaft bestand die Hausproduktion noch sehr lange, obgleich die Ansprüche an die Kleidung sich jetzt fortgesetzt steigerten.

Diese nicht grundherrliche Produktion ist aber keineswegs unwichtig gewesen. Man hatte schon in karolingischer Zeit erhebliche Fortschritte in der Herstellung und Ausstattung von Gewändern gemacht. Die Kleidergeschenke von Klöstern an Gäste oder an Arme, die Versorgung der Kirche mit linnenen und wollenen Geweben durch vornehme Frauen und die rasche Beschaffung neuer Kleider zu Festen sprechen für eine ausgedehnte Erzeugung.

Digitized by Google

Der Bedarf war also groß, und der Handel mit Tuchen war viel mehr als auf die Eigenproduktion der Herrenhöfe auf die an den Herrenhof gelieferten oder durch die Händler selbst aufgekauften Hausprodukte der kleinen Leute angewiesen. Anderseits brachte er, namentlich der friesische Tuchhandel (vgl. S. 172), fremde Wolltücher ins Land. Neben ihnen behaupteten die Tuche, die in dem Schafzucht treibenden Friesland selbst in Masse hergestellt wurden, ihre Rolle. Für die noch zu besprechende, in sächsischer Zeit zunehmende Vorliebe für Prachtgewänder genügte aber die einheimische Produktion, die sich nur auf grobe Tuche erstreckte, überhaupt nicht: sie befriedigte der orientalisch-byzantinische Import von Seiden- und Baumwollenstoffen.

Stand der an sich ebenfalls hauswirtschaftliche Webebetrieb der Grundherrschaften nur neben oder sogar hinter der Hausproduktion der Abhängigen, so ist man vielfach überhaupt geneigt, den Umfang der sonstigen gewerblichen Betriebe der geistlichen und weltlichen Grundherrschaften zu überschätzen. Für die Annahme einer umfassenden grundherrschaftlichen Ausbildung und Organisation der Gewerbe hat man meist jenes auf deutsche Verhältnisse nicht anwendbare capitulare de villis (vgl. S. 94) und für die spätere Zeit eine zahlreiche Gewerbe anführende Urkunde des Klosters Weihenstephan vom Jahre 1146, die aber unecht ist, oder Quellen, die erst für das spätere Mittelalter zeugen, benutzt. Demgegenüber muß eine von der Grundherrschaft unabhängige Entwickelung des Handwerks entschieden betont werden. Schon für die früheste Zeit darf man (vgl. S. 60) den selbständigen Gewerbebetrieb nicht als zu gering ansehen: neben anderen Gewerben hat die Metalltechnik frühe Pflege gefunden, weiter die eben besprochene Weberei, die freilich Frauenarbeit blieb und nur lokal eine besondere Entwickelung aufwies, die Böttcherei usw. Es ist nun anzunehmen, daß solche Traditionen in einzelnen Familien sich erhielten, daß ferner gerade Einzelne, die in der Fremde oder durch Fremde höhere Formen ihrer Fertigkeit sich angeeignet hatten, auf solche Kunst stolz waren und sie schätzten wie ein persönliches Gut. Es ergab sich ganz von selbst, daß ein Kundiger dieser Art auch von anderen um Erzeugnisse seiner Kunst angesprochen wurde und mehr und mehr für die Allgemeinheit arbeitete. Er wird dann seine Kunst wirtschaftlich um so mehr ausgenutzt und vorteilhaft gefunden haben, je mehr bei der wachsenden Verschiebung der Besitzverhältnisse der freie Kleinbesitz schwand, oder je weniger er zur Ernährung genügte. Aber auch bei besseren Besitzverhältnissen erlaubte solche Kunst, insbesondere das Schmiedehandwerk, schnelleren Erwerb durch Eintausch von Nahrungsmitteln usw. als der landwirtschaftliche Betrieb. Auch der Eintritt von Freien in Abhängigkeit hat die selbständige Arbeit für den allgemeinen Bedarf, also ihre wirtschaftliche Freiheit, in der Regel nicht unterbunden.

Schon in fränkischer Zeit arbeiteten die Schmiede und in Friesland daneben die Weber — von etwaigen Traditionen der einstigen Römerstädte, z. B. für die Goldschmiedekunst, sei hier abgesehen — für diesen allgemeinen Bedarf, woraus auch allein der damalige rege Handel mit Waffen und Tuchen sich erklärt. Dies taten sie und andere Handwerker erst recht in unserer Periode, mochten sie auch nur zum Teil persönlich frei geblieben und oft zinspflichtig geworden sein, vor allem von ihren Produkten an ihre Grundherrschaft abgeben müssen. Die Hauptsache ist, daß diese Verpflichtung nicht die freie Arbeit für andere ausschloß. Namentlich im 11. Jahrhundert sind so neben jenen Metall- und Webeprodukten andere Produkte in stärkerem Maße in den Handel gekommen und auch durch die Leute selbst in der Fremde vertrieben worden, z. B. Schuhe (vgl. S. 155) oder das jetzt so wichtige Reitzeug

Digitized by Google

(namentlich Sättel) oder Böttcherarbeiten. Der mit der dichteren und zum Teil neugearteten Bevölkerung (Geistliche auf dem Lande) steigende Bedarf hat die Ausbildung solchen Gewerbebetriebes, der also ein wirtschaftlich freies Handwerk voraussetzt, immer mehr gefördert. Insbesondere sind eben die damals sozial führenden Grundherren die durch ihren Bedarf wichtigsten Abnehmer und Förderer dieser Handwerker geworden. Denn v. Below und andere haben recht, wenn sie für die Grundherrschaft einen „geschlossenen Charakter" leugnen: wir sprachen auch schon von der Notwendigkeit, seinere Tücher anderswoher zu beziehen; ebenso war es mit den Waffen. Überhaupt ist festzuhalten, daß die Grundherrschaft zwar viele Produkte der Abhängigen als Abgaben bezog, seltenere aber doch sonst beschaffen mußte. Auch die Abhängigen waren ungehindert nach Bedarf Abnehmer jener Leute. Daß die Grundherrschaft selbst ihre und namentlich die an sie abgelieferten Handwerkserzeugnisse, soweit sie über den Eigenbedarf hinausgingen, auf den Markt gebracht habe, trifft mehr für eine spätere Periode zu, als die Grundherrschaften unter dem Einflusse der höheren städtischen Entwickelung, und um von dieser bessere Einkünfte auch für sich zu erzielen, Produkte zum Teil eigens für den Marktverkauf herstellen ließen. Man hat aber weiter mit Recht betont, daß der grundherrliche Eigenbetrieb gegenüber jenen persönlich oder wirtschaftlich freien ländlichen Handwerkern, namentlich den sich früh ausbildenden Spezialisten unter diesen, in der gewerblichen Produktion qualitativ meist zurückstand. Selbstverständlich hat die Grundherrschaft hörige Handwerker gehabt, aber diese werden häufig, zumal da sie je nach Bedürfnis und Gelegenheit oft mehrere Handwerkszweige verstehen mußten, nicht viel Besseres geleistet haben als etwa die Gutshandwerker der neueren Zeit. Wenn schon dieser Umstand von einer Überschätzung der Tätigkeit dieser grundherrlichen Handwerker abhalten sollte, so kommt weiter hinzu, daß unter den in grundherrschaftlichen Registern verzeichneten Handwerkern häufig wohl jene wirtschaftlich selbständigen Handwerker, die ja immer mehr oder weniger auch die Landwirtschaft betrieben und, wie betont, zum großen Teil auch für eine Herrschaft arbeiteten, zu verstehen sind. Unter solchen Umständen ist es nicht wunderbar, daß manche Gewerbe, z. B. die Töpferei, auf den Grundherrschaften anscheinend gar nicht vertreten waren, andere, wie die der Schuster, Schneider, Sattler, Seifensieder, Seiler, nur spärlich erwähnt werden. Es ist darin nicht ein Rückgang gegen eine reicher entwickelte Periode — denn das capitulare de villis Karls des Großen kommt für uns, wie gesagt, nicht in Betracht —, sondern ein Zeichen an sich geringer Entwickelung zu sehen. Die Förderung des Handwerks durch die Grundherrschaft liegt vor allem in der durch Reichtum und neue Bedürfnisse hervorgebrachten Steigerung des Bedarfs namentlich auch an feineren Arbeiten, die eben wesentlich jenen selbständigen Handwerkern zugute kam und auch Fortschritte in der Technik erzeugte, viel weniger in dem eigenen grundherrlichen Gewerbebetrieb mit unfreien Arbeitern.

Wo dieser Bedeutendes leistete, wo er eine weitergehende Arbeitsteilung aufwies, war dies in erster Linie der Führung und Anregung von Geistlichen zu danken, wenn auch der oft für eine sehr mannigfaltige gewerbliche Tätigkeit innerhalb der geistlichen Grundherrschaft verwertete, indes nicht zur Ausführung gelangte und wohl italienisch beeinflußte Bauplan des Klosters St. Gallen (vgl. Kap. IV) nur mit Vorsicht heranzuziehen ist. Technische Fortschritte sind aber recht häufig auf geistliche Initiative zurückzuführen. Anderseits mögen auch sonst, namentlich im Westen, manche große Grundherrschaften keinen geringen gewerblichen Betrieb gehabt haben. Die verbreiteten Anschauungen über die Organisation dieser grundherrschaftlichen Arbeit jedoch, die auf ganze Ämter oder Verbände (officia) von Handwerkern

Digitized by Google

eines Hofes, auf die Existenz von Betriebsleitern (magistri) hinauslaufen und sich vor allem auf noch dazu falsch aufgefaßte Bezeichnungen jenes capitulare de villis stützen, sind unhaltbar. „Meister" hat es zwar wie Gehilfen gegeben. Der magister mochte auch ein Ressort (ministerium) leiten, das indes nach den Gesichtspunkten der herrschaftlichen Gesamtverwaltung zusammengesetzt, nicht nach einzelnen Gewerbszweigen zusammengefaßt war. Später (im 12. Jahrhundert) kommen in Werden bestimmte Gruppen von Handwerkern unter besonderen Meistern vor. Aber solche Gruppen haben wohl sehr selten eine größere Zahl von Personen umfaßt, wie denn überhaupt selbst bei ausgedehnten Herrschaften die Zahl der Handwerker für eine Bildung von Gewerksverbänden nie genügte. Aus ihnen gar die späteren städtischen Zunftorganisationen herzuleiten, ist ganz irrig.

So werden wir denn die in unserer Periode hervortretenden Fortschritte des Gewerbes, ähnlich wie bei der Landwirtschaft den Zinsbauern, häufig der auf Erhaltung und Besserung ihres Erwerbes bedachten Klasse mehr oder weniger freier Handwerker, viel weniger der Grundherrschaft zuzuschreiben haben, oft aber allerdings auch der geistlichen Grundherrschaft. Bedeutende Fortschritte machte vor allem die Metalltechnik, namentlich da die kriegerische, nun ritterliche Rüstung sehr vervollkommnet wurde, nach wie vor der Stolz auf gute Waffen allgemein war und auf Pracht der Rüstung großer Wert gelegt wurde. In ähnlicher Weise wuchsen die Anforderungen an die Edelmetallschmiede. Kunstvolles, schöngeschmücktes Gerät war schon vor dieser Zeit namentlich in Kirchen heimisch, und der Reichtum der Abteien und Klöster reizte dazu, es zu vermehren, wovon später (Kap. IV) zu berichten sein wird. Für die Ausbildung der Gold- und Silberschmiedekunst war auch die Sitte des Schmucktragens sehr förderlich. Selbst Männer, vornehme natürlich, trugen Schmuck, z. B. goldene Ketten; die Frauen begehrten kostbare Armbänder usw. Auf diesem ganzen Gebiet aber kommen für ein wirkliches Kunstgewerbe vor allem geistliche Werkstätten in Betracht (vgl. Kap. IV).

Während sodann die altnationale Töpferei für die grundherrlichen Betriebe gar nicht erwähnt wird, ebensowenig wie ihre Produkte (wohl aber Gefäße von Holz neben den zahlreichen metallenen), ist das Baugewerbe fast noch mehr fortgeschritten als die Metalltechnik, im Material, in den Hilfsmitteln wie in den Bauten selbst. Freilich gehört auch seine Pflege ganz wesentlich zu den Verdiensten der geistlichen Herrschaft, die am ersten antike Traditionen fortpflanzen konnte (vgl. Kap. IV). Sie hat ferner technisch ausgebildete Werkleute aus dem Auslande herangezogen, anderseits wiederholt den weltlichen Großen wirklich kunstreiche geistliche Baumeister zur Verfügung gestellt. Kalköfen sind im übrigen häufige Bestandteile der Grundherrschaft, betrieben von abhängigen Leuten, die auch nach Bedarf Maurer waren, und durch die Grundholden mit Stein und Holz versorgt. Die sonstigen, sich immer mehr durch Arbeitsteilung auf den Grundherrschaften entwickelnden Gewerbetätigkeiten der Stellmacherei, Böttcherei, Drechslerei sind ebenso von einzelnen Handwerkern betrieben worden; noch mehr außerhalb der Grundherrschaft standen anscheinend die Lederarbeiter, namentlich die zunächst sicher hauswirtschaftlich arbeitenden Gerber und Sattler, weniger die Schuster, deren Name anfangs für die Lederarbeiter überhaupt galt, bis unter fremdem Einfluß die Gerberei ein eigener Zweig wurde. Für die selbständige Ausübung dieser Tätigkeiten, die weder eine feinere Ausbildung noch besondere Anlagen erforderten, spricht, daß die Zinshufen nicht nur das Rohmaterial, Holz, Felle usw., vielmehr auch fertige Produkte, Fässer, Sattlerwaren usw., lieferten. Mannigfach waren die sonstigen größeren Betriebe auf den

Digitized by Google

Grundherrschaften, die den hauswirtschaftlichen Betätigungen der einfachen Leute entsprachen, aber sie durch ihre Einrichtungen überflügelten, auch infolge des Bannes von dem Landvolk zwangsweise und gegen Abgaben benutzt werden mußten, so die Mühle, die schon an sich von Anfang an meist nur von der Grundherrschaft angelegt werden konnte, ferner das Backhaus, das übrigens gewöhnlich von Frauen bedient wurde. Dasselbe Haus, in dem gemahlen wurde, war auch häufig zum Backen bestimmt, weiter aber deckten sich oft wieder Backhaus und Brauhaus. Das für die Brauerei notwendige Malz schrotete die Mühle, die ihrerseits aus dem Brauhaus die Schlempe übernahm, und dörrte die Backstube. Im ganzen bewegten sich alle drei Betriebe in bescheidenen Grenzen; einen Fortschritt brachte erst die spätere städtische Entwickelung. Immerhin blieben sie am längsten als herrschaftliche Eigenbetriebe bestehen: das Bannrecht, der Benutzungszwang, sicherte ihnen aus den Kreisen der Grundholden und Zinsleute die nötige Zahl der Abnehmer, die bei Auflösung des Eigenbetriebes sonst zurückgegangen wäre. Anderseits war die Hausbäckerei der kleinen Leute umfangreich genug und ebenso die hauswirtschaftliche Herstellung des Bieres ganz allgemein; Abgaben an Klöster und Bistümer oder an weltliche Herren in Form von Bierlieferungen kommen oft vor. Diese später immer häufigeren Abgaben zeigen aber ebenso wie die Brotabgaben und die Gewebelieferungen, daß der grundherrliche Betrieb allmählich zurückging, wie denn auch nunmehr (vgl. S. 166) die Mühlen und Schmieden verpachtet oder als Lehen vergeben wurden.

Nicht unbedeutend muß im 10. und 11. Jahrhundert, wie vielleicht schon in karolingischer Zeit, der Bergbau gewesen sein, dessen Anfänge das Chaos der Völkerwanderung zunächst wohl vernichtet hatte. Schon der starke Verbrauch von Metall spricht dafür, ganz abgesehen von ausdrücklichen Erwähnungen von Bergwerken im 10. Jahrhundert in Steiermark, Tirol und Salzburg, in Böhmen, im Jura, auch im Harz und später in Sachsen und Schlesien. Der Betrieb konnte, von dem auf königlichen Domänen abgesehen, nur in den Händen der großen Grundherrschaft sein, als Eigenbetrieb oder als Betrieb abhängiger Leute, die Abgaben entrichteten. Lebhaft wurde die alte Tätigkeit der Salzgewinnung, die als absolute Notwendigkeit sich selbst durch die Zeiten der Wanderung erhalten hatte, fortgesetzt: wir hören schon im 8. Jahrhundert von großen Salzwerken, wie zu Reichenhall, zum Teil in geistlichem Besitz. Daß die Grundherrschaft sich dieser Betriebe zu bemächtigen suchte, war nur natürlich; ihre Verbesserung führte alsbald auch eine ausgiebigere Versorgung des Volkes, das in manchen Gegenden gar kein Salz hatte oder notdürftig kleine Salzquellen ausbeutete, herbei. Die Wichtigkeit der Salinen bewirkte auch, daß der Herrscher die Salzgewinnung als königliches Regal beanspruchte. Bekanntere Salinen der damaligen Zeit sind Salzburg, Hallstatt, Kissingen, Salzungen, Halle, Soest, Lüneburg, zu denen dann immer neue treten, z. B. Berchtesgaden und Schwäbisch-Hall. Eine verhältnismäßig schon bedeutende Höhe hat endlich ein neuer Betrieb gewonnen, die Herstellung des Glases (vgl. Kap. IV). Meist unterschätzt man dessen Verwendung in jener Zeit: sowohl für Fenster, wenn auch nur für die großen Kirchenfenster, wie es Ekkehard IV. z. B. für St. Gallen bestätigt, wie für Gefäße wird Glas bereits in weitem Umfange verwendet. Freilich kommt auch das bloße Verhängen selbst der Kirchenfenster vor, z. B. in Tegernsee. Aber gerade bei diesem Kloster wird bald darauf, zu Anfang des 11. Jahrhunderts, eine Glasfabrik erwähnt, wie solche überhaupt bei den Klöstern häufig werden; auch die Kunst der Glasmalerei scheint in Tegernsee einen ihrer Ausgangspunkte gehabt zu haben.

Es ist charakteristisch, daß vor allem die der höheren Ausstattung des Lebens dienenden Zweige ihre erste und lange zum Teil einzige Pflege bei den kirchlichen Organisationen,

Digitized by Google

insbesondere in den Klöstern, fanden. Auf dem Gebiete der Kunst wie des Kunsthandwerks, in Baukunst, Malerei, Goldschmiedekunst, Erzguß, Elfenbeinschnitzerei usw., ist die Kirche, wie wir später (Kap. IV) sehen werden, nunmehr ganz in den Vordergrund getreten, und zwar im Zusammenhang mit ihrer Pflege antiker Traditionen und mit ihrer internationalen Organisation, die Einflüsse der höher kultivierten Länder leicht vermittelte. Die unter Karl dem Großen erweckten Kunstbestrebungen waren im ostfränkischen Reich völlig verkümmert: erst in sächsischer Zeit begann unter Führung der Kirche ein Aufschwung.

Für die Ausbildung der übrigen Gewerbe ist aber auch die weltliche Grundherrschaft nicht ohne jedes Verdienst: entsprechend der Spezialisierung selbständigerer ländlicher Handwerker hat wenigstens der große grundherrschaftliche Betrieb eine Arbeitsteilung bewirkt: er hat etwa Leute, die bis dahin zu allen möglichen Arbeiten neben den rein landwirtschaftlichen verwendet wurden, sich aber z. B. für die Schmiedearbeit besonders anstellig erwiesen, zunächst wesentlich für diese Arbeit benutzt, so daß sich schließlich berufsmäßige Schmiede herausbildeten, vielleicht sogar bestimmte Sonderarten von Schmieden, wie andere Schuster, Bäcker, Brauer, Maurer wurden. Aber alle diese Leute wurden, obgleich sie nach ihrer Hauptbeschäftigung benannt wurden, meist auch zu anderen gewerblichen und agrarischen Arbeiten verwendet, und nur wenige waren besonders bevorzugt. Es ergab sich weiter, ebenso wie auf den geistlichen Herrschaften, innerhalb dieser gewerblichen Zweige eine eigene Tradition, ein Anlernen jüngerer Arbeitskräfte durch ältere; auch wurden wohl ausländische Werkleute herangezogen. Aber gleichwohl hat eine bessere Wirtsamkeit der grundherrlichen Gewerbsleute gerade erst mit dem Rückgang der Grundherrschaft eingesetzt. Die Anschauung freilich, als ob erst dann Abhängige, die auf besonderer Hufe saßen, auch für den Markt zu arbeiten begonnen hätten, weil der Grundherr nicht ihre ganze wirtschaftliche Kraft ausnutzte, sondern sich mit bestimmten Abgaben begnügte, ist unrichtig. Denn es gab, wie wir sahen, immer persönlich unfreie Leute, die zu jener Schicht wirtschaftlich selbständiger Handwerker gehörten. Aber die Minderung des grundherrschaftlichen Betriebes hat diese Klasse zweifellos noch vermehrt. Es sind bestimmten Handwerkern, z. B. den Schmieden, eigene Lehen verliehen oder größere gewerbliche Anlagen, wie etwa die Mühlen, bestimmten Leuten gegen Pachtzins überlassen worden. Der Inhaber eines solchen Dienstgutes, das auch früh erblich geworden zu sein scheint, konnte bald eine freiere Stellung gewinnen, auch durch eigene Initiative und Einführung fortgeschrittenerer Einrichtungen vorwärtskommen. Aber auch die Leiter der größeren Betriebe der Grundherrschaft selbst konnten allmählich selbständiger werden; wenn z. B. den Bäckern Rohstoffe in bestimmter Höhe von den Zinshufen geliefert, anderseits ihre Abgaben an die Herrschaft fixiert wurden, so ergab sich oft ein fester Kleinbetrieb, der auch eigene Vorteile verfolgte.

Manche eigentlich grundherrlichen Betriebe haben sich früh genossenschaftlich entwickelt: die Bergbautreibenden z. B. mußten wegen der Eigenart ihrer Technik allmählich sich selbst überlassen bleiben, sie konnten trotz der Abgaben einigen Wohlstand gewinnen, es bildete sich hier bald eine Tradition der Gewohnheiten aus, kurz, schon im 11. Jahrhundert (Chur) und deutlicher im 12. Jahrhundert (Tirol und Steiermark) lassen sich Ansätze zu selbständigeren Genossenschaften erkennen. Aber auch der althergebrachte hauswirtschaftliche Betrieb auf den Zinshufen konnte bei dem Rückgang des herrschaftlichen Eigenbetriebes und der Steigerung des allgemeinen Bedarfs noch mehr als früher zu einer fast selbständigen Pflege eines bestimmten Gewerbes führen. Ebenso hat sich, wie von jeher, der freie Bauer,

Digitized by Google

sobald der rein landwirtschaftliche Gewinn etwa infolge von Schulden zurückging, auf ein Gewerbe, zu dem er Geschick hatte, geworfen, und der Betrieb mußte sich bald durch Abnahme der Produkte seitens der Genossen, ferner wohl durch die Kundschaft einer benachbarten Grundherrschaft, für manche Produkte auch durch Absatz bei herumziehenden Händlern lohnen.

Aber der wichtigste Faktor für die weitere Entwickelung wurde jetzt das beginnende Städtewesen. Bis dahin waren doch auch jene persönlich oder wirtschaftlich freien Handwerker agrarisch gebunden: bei dem Fehlen einer Geldwirtschaft, überhaupt eines ausgebildeten Verkehrs, konnten sie über eine bestimmte Stufe nicht hinausgelangen. Jetzt zogen sich diese für den persönlichen Erwerb schon geschulten Leute mit gutem Blick in die neuen Mittelpunkte, die ungleich besseren Erwerb versprachen. Denn die ländlichen Handwerker, die sich in den Städten festsetzten, sind unzweifelhaft aus diesen „freien" ländlichen Handwerkern hervorgegangen. So wenig die Zunft auf eine grundherrliche Gewerbsorganisation zurückzuführen ist, so wenig gehen die städtischen Handwerker überhaupt auf die unfreien Handwerker der Grundherrschaften zurück. Die Entwickelung geschah vielmehr wieder unabhängig von der Grundherrschaft, die ihre Handwerker in ziemlich unveränderter Form beibehielt, höchstens daß, wie erwähnt, die städtische Produktion auch die Grundherrschaft zu stärkerer Pflege ihrer gewerblichen Arbeit mit Rücksicht auf den städtischen Markt anspornte. Die Ansicht Karl Büchers, daß wenigstens die Betriebsweise der städtischen Handwerker an die der unfreien Handwerker (als „Störarbeiter [in fremdem Hause arbeitend] und Heimarbeiter") anknüpfe, ist durch v. Below widerlegt worden. Freilich hat in den Städten ein Betrieb, den man als Lohnwerk bezeichnet, bei dem der Handwerker wie ein Arbeiter für einen Konsumenten arbeitet und dieser ihm den meist selbst produzierten Rohstoff liefert, in größerem Maße bestanden, aber er hat nicht überwogen. Selbst in den Zeiten der Blüte des eigentlichen Handwerks hat jenes Lohnwerk seinen Umfang behalten. Es kommt auch später beides nebeneinander vor, je nach der Art der Gewerbe und nach den Verhältnissen der Konsumenten. So war es schon vor der städtischen Entwickelung gewesen. Daß aber in den Städten ein wirkliches Handwerk vorhanden war, zeigen die Nachrichten über die Zünfte, die nirgends aus Lohnwerkern bestehen. Aus ihnen wie aus sonstigen Quellen ergibt sich auch, daß die Handwerker, selbst auswärtige, ihre Erzeugnisse auf dem Markte feilhielten (über die schon [S. 155] erwähnten verkaufenden Handwerker vgl. S. 170), daß sie eine große Rolle, damals allerdings noch keine politische, spielten, z. B. als Zeugen auch in Urkunden Höherstehender auftraten, daß ganze Gewerbe eine bedeutende Stellung einnahmen. Indessen führt uns das bereits in die Zeiten des entwickelteren städtischen Handwerks, die wir später zu berühren haben.

Zeigt das Gewerbe in unserer Epoche im ganzen noch zweifellos Gebundenheit durch den überwiegend agrarischen Charakter des Daseins, so mußte dasselbe Moment eine größere Bedeutung des Handels verhindern, ohne daß aber für ihn wie für das Gewerbe bei den allmählich fortschreitenden Verhältnissen eine zukunftsreiche Weiterentwickelung ausblieb. Schon in karolingischer Zeit hatte die landwirtschaftliche Produktion und die Viehzucht der weltlichen (und geistlichen) Grundherrschaften zu einem beträchtlichen Korn- und Vieh-, auch Pferdehandel geführt. Ebenso entwickelte sich früh ein Weinhandel. Es gab schon Getreideaufkäufer, die das Korn später, vor allem auf die häufigen Teuerungen spekulierend, mit Gewinn verkaufen wollten; es gab schon eine Korn- und Viehausfuhr. Unter den Ottonen nimmt man infolge des politischen Aufschwunges, der größeren Sicherheit vor

Digitized by Google

Einfällen und Raubzügen, des wachsenden Wohlstandes einen entschiedenen Fortschritt wahr, der sich dann im 11. Jahrhundert besonders steigerte, vor allem im Zusammenhang mit der Entwickelung der Städte. Im ganzen neigt man dazu, den Handelsbetrieb im frühen Mittelalter zu unterschätzen. Gewiß, gegenüber den übrigen Teilen des einstigen Universalreiches stand Deutschland zunächst bedeutend zurück: in Italien bekunden z. B. die langobardischen Gesetze schon eine hohe soziale Stellung der Kaufleute. In Deutschland herrschte anfangs ein wenig entwickelter Tauschverkehr vor, der allerdings bereits eine gewisse Konzentration und Organisation durch periodische Zusammenströmungen der Menge bei den kirchlichen Festen (Messen), weiter auch durch sonstige Verkehrshäufungen, wie bei weltlichen Versammlungen, den Reichstagen, ziemlich früh erfuhr. Es gab in wachsender Zahl Leute, die aus dem Handel im Umherziehen (vgl. S. 154) einen Beruf machten, die die landwirtschaftlichen Produkte und diejenigen des Hausfleißes gegen Schmucksachen, Waffen usw. eintauschten. Denn trotz der Bemühungen schon Karls des Großen um Hebung des Münzwesens blieb im ostfränkischen Reiche der Geldverkehr sehr gering. Freilich gab es schon früh Wechsler aus Italien, die aber zugleich noch mit Waren, häufig auch mit den byzantinisch-orientalischen, handelten. Sie erschienen namentlich an den Verkehrsmittelpunkten, so zu Karls des Großen Zeit schon in seiner später ständigen Residenz Aachen. Der dortige Zusammenfluß vornehmer Leute, beutereicher Militärs usw. bot genug Kunden. Aber der gesteigerte Bedarf der Grundherrschaften an Dingen, die daheim schwer zu beschaffen waren (vgl. S. 163), eröffnete auch bei ihnen den herumziehenden Händlern ein großes Absatzgebiet. Wenn wir schon unter König Dagobert fränkische Kaufleute zu den Wenden fahren und aus ihrer Ermordung Krieg entstehen sehen — die Sache hängt mit der vielfach ausgeschmückten Geschichte von dem ebenfalls als fränkischer Kaufmann bezeichneten Samo zusammen, der im 7. Jahrhundert zu einem Slawenfürsten wurde —, so ist die Bedeutung des Kaufmanns seitdem außerordentlich gewachsen. Die Wichtigkeit des Kaufmanns liegt in den mangelhaften Verkehrsverhältnissen begründet. Um einen orientalischen Stoff in die Hände eines deutschen Herrn zu bringen, dazu bedurfte es vieler Vermittler. Aber schon wegen der friesischen Tuche und anderer Spezialprodukte deutscher Gegenden war bei der Unmöglichkeit, dergleichen selbst herzustellen, der Kaufmann unentbehrlich: er brauchte daher gar keinen großen Umsatz, um erhebliche Gewinne zu erzielen. Der Aufstieg vom umherziehenden kleinen Kaufmann zum reichen städtischen Kaufherrn war so nicht selten und noch später häufig. Übrigens spielte der Kaufmann auch in der Versorgung mit Lebensmitteln, die ja zunächst aus der Umgegend geschah, damals eine um so größere Rolle, als die unvollkommenen Verkehrsverhältnisse bei Mißwachs oft empfindlichen Mangel namentlich an Getreide, oft geradezu Hungersnöte herbeiführten. Hier brachte, wie eben schon angedeutet, den Kaufleuten der spekulative Import von Getreide aus anderen Gegenden, auch aus der Ferne, vor allem zu Schiff, großen Gewinn.

Freilich blieb der Handel anfangs im wesentlichen roher Binnen- und Grenzhandel, er wurde ferner wie das Handwerk noch lange nicht immer als eigentlicher Beruf ausgeübt, wie denn z. B. Mönche mit ihren kunstgewerblichen Produkten handelten, so daß ihnen gelegentlich das Hausieren verboten werden mußte, und er lag endlich zunächst besonders, wenn auch keineswegs ausschließlich, in den Händen fremder Kaufleute. Selbst der slawisch-deutsche Handel, von dem wir noch hören werden, wurde wenigstens anfangs mehr von den Slawen getragen. Diese hatten, wie wir (S. 122) sahen, lebhafte Handelsbeziehungen

Digitized by Google

nach dem Südosten hin: in den slawischen Ostseelanden gab es schon im 9. Jahrhundert die erwähnten großen Handelsstätten. Der Fischhandel, durch die Anforderungen der kirchlichen Fasten hervorgerufen, wurde im Osten meist von Slawen betrieben. Slawische Kaufleute zogen sogar in das Innere Deutschlands. Vom Süden und Südwesten her kamen sodann, wenn auch, wie wir noch (S. 287) hören werden, nur sehr spärlich, nach einer Quelle überhaupt erst nach 1152, die Italiener, insbesondere die Lombarden, die letzteren auch die ersten Träger des Wechselgeschäfts (siehe die Abbildung S. 170). Vor allem aber überragte den deutschen Kaufmann der Jude, dessen merkantile Rolle aus dem verfallenen römischen Reiche bereits das fränkische Reich übernommen hatte. Juden werden auch in Deutschland schon durch schwäbische Denkmäler des 4. Jahrhunderts bezeugt, weniger sie in den romanischen Ländern wie noch später viel zahlreicher waren. Sie waren häufig Ärzte, namentlich aber Kaufleute, die oft weit reisten, die eigentlichen Vermittler der wichtigen orientalischen Waren, daneben ebenfalls Wechsler, überhaupt Träger geldwirtschaftlicher Traditionen einer älteren Kultur. Sie saßen überall, wo sich der junge Verkehr stärker regte, am Rhein wie an der Donau. Ihre Waren wie der Nutzen, den man aus ihrer Betriebsamkeit durch Abgaben zog, machten ihnen, die in fränkischer Zeit die Rechte der Römer hatten, dann aber für ihre Sicherheit der Privilegien bedurften, schon Karl den Großen wie seine Nachfolger zu Gönnern. In den aufkommenden Städten ließen ihnen als unentbehrlichen Leuten die Stadtherren ebenfalls Schutz angedeihen: in sächsischer Zeit bildeten sie zuweilen beinahe den Hauptteil der Kaufleute, was Quellenäußerungen wie „Kaufleute, d. h. Juden und die übrigen Kaufleute" (Weistum von Rasselstetten 903—906) zeigen, wenn nicht etwa die Bezeichnung „Juden" auf eine durch Juden betriebene Handelsspezialität geht. Namentlich der aus der Frühzeit überkommene Menschenhandel, der sein Material häufig aus unterworfenen oder auch freiwillig verkauften Slawen nahm, wurde von den jüdischen Händlern trotz aller Verbote der Konzilien als besonders vorteilhaft gepflegt. In slawischen Ländern haben sie oft Menschen in Masse gekauft, so in Böhmen. Das kaiserliche Privileg für Speier von 1090 erweist sie ferner als Arznei- und Spezereiverkäufer. Ihr Geld sicherte ihnen überall Privilegien, die sie freilich immer wieder neu erstehen mußten. Die Stadtherren schätzten sie noch lange sehr, wie es 1084 der Bischof Rüdiger von Speier ausspricht: „Als ich Speier zu einer Stadt erhob, da meinte ich, seine Ehre tausendfach zu vermehren, wenn ich auch die Juden mit hinzunahm." Charakteristisch wird für sie aber allmählich die Pflege des Zinsgeschäfts (vgl. Kap. VII). Dies Geschäft hat sie reich gemacht, aber zugleich ihre angesehene äußere Stellung, die sie ohne die spätere Absonderung in Tracht und Wohnung mitten in der Stadt als Grundbesitzer wohnen ließ, langsam ruiniert. Zu ihrer Anfeindung und allmählichen Verdrängung aus dem Warenhandel trug indes vor allem die Emanzipation des kräftig aufstrebenden einheimischen Kaufmanns bei.

Einheimische Kaufleute hat es früh gegeben, und auch im fränkischen Reiche haben wir sie (neben Romanen und Juden) bereits sich geltend machen sehen (S. 168 f.). Insbesondere waren es (vgl. S. 88, 172) schon damals wie später die Friesen, die, während das übrige Land in agrarischen Interessen aufging, sich als ein wirkliches Handelsvolk zeigten, den Aachener Hof, auch andere Mittelpunkte versorgten, Wein von der Mosel die Flüsse hinaufbrachten, vor allem einen ausgedehnten Tuchhandel (vgl. S. 172) trieben. Ihnen kamen Bewohner anderer Gegenden noch lange nicht gleich. Einheimische Händler hat es aber auch dort gerade so früh und mit derselben Selbständigkeit gegeben wie einheimische Handwerker, freilich nicht in so

Digitized by Google

allgemeine Bedeutung wenigstens zu Anfang unserer Periode durchaus. Nach Süden, Südosten und Osten, nach St. Gallen, Ulm, Augsburg, Regensburg, Enns, Wien, nach Erfurt und Magdeburg gingen von ihm aus Handelsstraßen: es war der Handelsmittelpunkt des ganzen oberrheinischen Gebietes, das mit dem niederrheinischen anfangs noch wenig verbunden war. Einen reichen Kaufmann aus Mainz namens Liutfried benutzte schon Otto der Große, wie Liutprand berichtet, als Gesandten an den griechischen Hof. Allmählich tritt dann mit der zunehmenden Verbindung mit dem Niederrhein Mainz vor Köln, insbesondere wegen des Seehandels nach England, zurück. In Köln bildete sich bald eine angesehene Kaufmannschaft. Vom Niederrhein aus ging der Handel durch Westfalen und Niedersachsen an die See, rheinaufwärts zum Oberrhein und westlich nach Frankreich und Flandern, anderseits sehr früh, wie gesagt, vor allem nordwestlich nach den Rheinmündungen und England, so daß Köln in erster Linie eine Verbindung der verschiedenen großen Handelsgebiete Deutschlands darstellte, daß hier schon im 12. Jahrhundert eine Art Welthandelsatmosphäre herrschte, die in den übrigen Städten noch kaum zu spüren war. Unter den deutschen Kaufleuten in England, die schon um das Jahr 1000 unter Aethelred besondere Privilegien in London oder vielmehr die Gleichstellung mit den heimischen Kaufleuten gegen bestimmte Abgaben erlangt hatten, sind die Kölner am wichtigsten. An der Nordsee, an den Rheinmündungen aber lag der Haupthandel, insbesondere die Vermittelung mit England, in den Händen der (S. 169) erwähnten Friesen. Sie handelten auch den Rhein hinauf bis Mainz, wo sie im besten Teil schon früh, wie in Worms und Oppenheim, besondere Wohnplätze hatten, anderseits über die See nach den skandinavischen Ländern. Dieser friesische Handel beruhte indessen, soweit er Tuchhandel war, weniger auf der einheimischen Produktion (vgl. S. 162), die doch, was neuerdings freilich wieder bestritten wird, mehr graue, grobe Tuche hervorbrachte und vielleicht überschätzt worden ist, als auf dem Vertrieb der feineren bunten flandrischen — andere behaupten englischen — Tücher, Mäntel usw.; die Bezeichnung friesische Mäntel würde dann diese Handelsartikel treffen. Die Verbreitung der Friesen in westdeutschen Städten — zu den genannten kommen Straßburg, Köln, Duisburg, Soest, Braunschweig als Sitze besonderer Friesenquartiere hinzu — beruht jedenfalls nicht sowohl auf ihrer Weberei als auf ihrem Tuchhandel. Schon im 11. Jahrhundert hört man aber nichts mehr von den friesischen Mänteln, bald kamen die englischen Tuche immer mehr über die Messen der Champagne und ebenso die Tuche Flanderns, wo sich eine, die friesische weit überragende, wirkliche Industrie entwickelt hatte.

Ein gewaltiges neues Gebiet, auf dem sich die Grundlage für den späteren stolzen Bau der Hansa bildete, öffnete sich sodann für den Handel immer mehr im slawischen, jetzt zum Teil schon eroberten und kolonisierten Osten. Schon unter Karl dem Großen zeigen die Kontrollbestimmungen für den Grenzverkehr, die nur an bestimmten Punkten (Lorch, Regensburg, Forchheim, Bamberg, Erfurt, Merseburg, Magdeburg, Bardowiek und anderen) slawische Kaufleute herein- und deutsche hinausließen, die Bedeutung dieses Handels, der sich auf Rohstoffe (Felle, Salz, Wachs, Honig), auf Pferde und vor allem auf Menschen erstreckte und sich beständig steigerte. Mehr und mehr knüpfte man mit jenen slawischen Ostseehandelsplätzen an, an der Elbe und Saale herrschte lebhafter Verkehr, und im Südosten wurde Böhmen wichtig, wo insbesondere Prag ein besuchter Handelsplatz war und in dem arabischen Reisebericht des Ibrahim-ibn-Jakub aus der Mitte des 10. Jahrhunderts als „größter slawischer Markt" bezeichnet wird. Schon zu Anfang dieses Jahrhunderts zeigt eine Zollordnung des Herzogs von Bayern die Lebhaftigkeit des Grenzhandels im Südosten. Das (S. 168) erwähnte

Digitized by Google

Übergewicht des slawischen Kaufmanns ging nun in sächsischer Zeit rasch zurück. Wie wir von Süden her die Regensburger Kaufleute vorstoßen sahen, so bildeten im Norden die Hauptbasis die sächsischen Grenzgebiete: Magdeburg wurde hier das Zentrum, und bald drangen, wie schon früher die Rheinländer und Westfalen, die sächsischen Kaufleute, die nun für den Norden und Nordosten mehr und mehr die Vermittler der südlichen und orientalischen Waren wurden, zunächst über Schleswig zur Ostsee, weiter an die Odermündung, ja, nach Münzfunden aus der sächsischen Zeit zu schließen, bis zur Weichsel. Aber sie befuhren auch von der Weser aus, wohl in Anknüpfung an Missionsfahrten der Bremer, deren Kirche für den Norden und Osten der kirchliche Vorort war, die Nordsee, ebenso von der Elbe aus: der deutsche Seehandel hier wie auf der Ostsee, in der sich schon die Insel Gotland zu einem wichtigen Platz für ihn entwickelte, kam jetzt in Blüte. Erst hatten hier die skandinavischen Kaufleute, die anfangs bloß Seeräuber gewesen waren, das Heft in Händen; daheim schätzte man auch die Handelstätigkeit besonders hoch. Jetzt mußten sie immer mehr vor den Deutschen weichen (vgl. S. 287).

Immer häufiger hören wir von dem Wohlstand der Kaufleute in den Städten. Keineswegs stehen naturalwirtschaftliche Zeiten dem Handel feindlich gegenüber: im Gegenteil wird in ihnen der Handel in seiner Bedeutung für das ganze Dasein sehr bald erkannt und in der Regel lebhaft gefördert, natürlich aus egoistischen Motiven, wie von den Stadtherren. Auch die Könige, die Kaiser haben ihn geschützt. Schon Karl der Große stellte alle fahrenden Kaufleute unter seinen Schutz: die deutschen Kaufleute werden von Fremden als „des Kaisers Kaufleute" bezeichnet. Auch rechtlich ist ihren besonderen Interessen Rechnung getragen worden; abgesehen von jenem königlichen Schutz, begann zunächst der Herrscher, ihnen in seinen Städten Privilegien zu verleihen. Diese Privilegien, mit der Entwickelung der Märkte immer vermehrt, zunächst nur einzelnen Gruppen verliehen, namentlich die Unabhängigkeit von dem nichtöffentlichen Gericht sichernd, entwickelten sich allmählich zu allgemein anerkannten Gewohnheitsrechten, so daß für die Kaufleute zuerst etwas wie ein gemeines Reichsrecht galt, das auch die Grundherren nicht antasteten, und das wichtig für die besondere städtische Entwickelung war, weil es auf die Bürger überhaupt überging (vgl. S. 160). Auch in dem Markt an sich als öffentlichem Institut lag ja ein die damalige dezentralisierte Welt durchbrechendes Moment: gerade im Schutze der Reichsgewalt, der öffentlichen Zentralgewalt, hat sich der Handel als wirtschaftlich folgenreicher Faktor entwickeln können; erst so konnten jene sich vermutlich (vgl. S. 157) einer anfänglichen Marktfreiheit erfreuenden Plätze Stützpunkte des Fernhandels mit fremden Waren werden. Im Schutze des Königs hat der Kaufmann den zunehmenden Wohlstand, das Bedürfnis nach feinerer Gestaltung des Lebens ausnutzen, selbst Wohlstand erringen und sich soziales Ansehen geben können; im Schutze des Königs hat er auch die Verbindung mit Italien immer stärker pflegen können. In jenem großen weiten Feld im Norden und Osten hatte nun freilich dieser Schutz seine Grenzen. Der Kaufmann aber half sich selbst durch Zusammenschluß mit anderen: erst die gemeinsamen Gruppenfahrten (vgl. S. 171) in fremde, halbbarbarische Länder verbürgten den Erfolg. Solche Vereinigungen mochten zunächst für die Seefahrt entstehen, weil der Einzelne selten allein ein Schiff ausrüsten und mit Waren füllen konnte. Vor allem jedoch zwang das Schutzbedürfnis zur Vereinigung in kleinen Flottillen: nur so konnte man den Seeräubern entgehen und den fremden Völkern Respekt einflößen. Und ebenso mochten sich bald aus ähnlichem Grunde Karawanen zu Lande bilden. Auf jenen Seefahrten haben sich die Männer früh, wieder in richtiger Erkenntnis des Mittels, das

Digitized by Google

allein Haltbarkeit des Bundes, Schutz und Erfolg sicherte, durch Eidschwur an eine feste Ordnung gebunden. Solcher Zusammenhalt ergab sich weiter auch draußen, wo man in fremden Marktorten gemeinsame Häuser für Lagerung der Waren und Unterkunft errichtete. Wie heute etwa die mittelchinesischen (die Ningpo-) Kaufleute das deutsche Gouvernement in Tsingtau um Erlaubnis zur Errichtung eines Gildehauses bitten, so taten das damals die deutschen Kaufleute bei nordischen und slawischen Herrschern. Von den Anfängen dauernder Niederlassung deutscher Kaufleute im Ausland überhaupt werden wir noch (S. 288) hören. Jedenfalls forderten gerade die Verhältnisse des nördlichen Handels zu solchem Zusammenschluß auf, der dann häufig den vorübergehenden Charakter verlor und sich, dem genossenschaftlichen Geist des Mittelalters entsprechend, auch daheim erhielt. Die in den niedersächsischen Städten und dann überhaupt im Norden auftretenden Kaufmannsgilden, deren äußere Form freilich wie die der Zünfte in sehr frühe Zeiten zurückgeht, worüber später (S. 289) zu sprechen ist, sind dafür ein Zeugnis. Wir befinden uns im übrigen in den Vorstadien der Hansa.

Alle Förderung des Handels war nun freilich immer zugleich auf Ausnutzung desselben berechnet. Die Gründung von Märkten bedeutete eigentlich auch nichts anderes. Denn wo Verkehrsmittelpunkte, wo Städte sich entwickelten, war ohnehin ein Markt; mit der formellen Anerkennung wurden Abgaben eingeführt. Diese Marktzölle, von Käufern wie Verkäufern entrichtet, nahmen unter den Zöllen die Hauptstelle ein, waren aber nur einer der Wege, auf denen die Ausnutzung des Handels durch Zölle versucht wurde. Schon früh ist ein Überhandnehmen der Zölle zu erkennen, in sächsischer Zeit hatten sie bereits eine außerordentliche Mannigfaltigkeit und Höhe erreicht, und ebenso hatten immer neue geistliche und weltliche Herren sich dieses ursprünglich königlichen Rechts, Zölle zu erheben, bemächtigt, so weit es ihnen nicht, was namentlich im 9. Jahrhundert massenhaft vorkam, verliehen war. Den Königen war damit eine jetzt gerade ungemein gesteigerte Einnahme fast ganz weggenommen. Auf den Straßen die Frachtwagen, die Saumtiere und Wareneset, auf den Flüssen die Schiffe, sie wurden in jeder neuen Herrschaft, die sie passierten, ausgenutzt; immer neue Zollformen wurden erdacht und immer neue Zollstätten errichtet. So waren dem Handelsverkehr von vornherein Fesseln angelegt. Er überwand sie jedoch ebenso wie die Unzuträglichkeiten, die der Verkehr damals überhaupt noch mit sich brachte. Allerlei räuberisches Gesindel machte früh die Straßen unsicher, diese selbst waren noch das ganze Mittelalter hindurch oft in erbärmlichem Zustand (vgl. S. 28). Die spätere Reiselust ist daher in diesen Zeiten noch nicht allzusehr verbreitet. Neben den heimatlosen Fahrenden, den zur Buße wallfahrenden Pilgern und den häufig zu anderen Klöstern gesandten Mönchen war eben, von Heereszügen und den Jagdreisen des Herrschers abgesehen, der wagemutige Kaufmann der Hauptreisende. Aber wir haben doch gewisse Belege dafür, daß dieser oder jener schon um des Reisens selbst willen die Lande durchzog. So berichtet Adam von Bremen von einem Bischof Bowo, der „aus Liebe zum Reisen" dreimal nach Jerusalem gefahren sei und viele Länder durchwandert habe. Mancher Italienfahrer freilich fand es, wie Thietmar von Merseburg mittelbar bestätigt, daheim am besten und empfand im Land Italia nur das Fremdartige der Natur wie der Bewohner. Jene schlechte Beschaffenheit der Wege geht auch daraus hervor, daß nichts mehr gepriesen wurde als Verdienste einzelner Herren um die Wegebesserung. Man zog daher, wo es irgend möglich war, früh die Wasserstraßen, die freilich auch beschwerlich genug waren (vgl. S. 28), vor. Im ganzen waren die Flüsse, auch die kleineren, z. B. die Altmühl, von Schiffen, natürlich meist geringer Größe, sehr belebt: der Rhein war

Digitized by Google

eine große Hauptstraße; den Main hinab zogen die Schiffe, namentlich Getreideschiffe, nach Mainz. Sehr lebhaft war, wie schon aus den Ausführungen über den Seehandel (S. 173) hervorgeht, auch die Seeschiffahrt. Über die Schiffe, die man sich nicht mehr zu primitiv vorstellen darf, wissen wir erst aus späterer Zeit Näheres. Allerdings geben uns schon für die Zeit der Völkerwanderung skandinavische Funde von langen, ungedeckten Ruderbooten mit erhöhtem Vorder- und Achterteil einen Begriff von ihrer Art. Die Spitzen der See- wie der Flußschiffe liefen, wie die Hildesheimer Bernwardsäule zeigt, in Tierköpfe aus, z. B. in einen Vogelkopf. (Siehe auch die farbige Tafel bei S. 180.)

Die geschilderte Entwickelung des Handels deutet schon darauf hin, daß trotz des agrarischen Grundcharakters der ganzen Epoche von einer ausschließlich herrschenden Naturalwirtschaft doch wohl keine Rede sein kann. Es wuchs nicht allein die Vorratsmenge des Geldes, sondern auch seine wirtschaftliche Rolle, wenn auch das Mißtrauen gegen dasselbe noch groß genug war. Zu Beginn des 10. Jahrhunderts wurden nicht allein, wie noch lange, die Abgaben der Zinshufen usw. in Naturalien entrichtet, sondern auch häufig die Zölle, diese zum Teil in Waren, und ebenso die Bußen. Was man an fremden Erzeugnissen oder heimischen Gewerbsprodukten einhandelte, bezahlte man auch noch meist mit Feldfrüchten, Vieh, Pferden, Salz. Seit der Mitte des 10. Jahrhunderts schwand aber die Geldarmut rasch. Die Verbindung mit Italien versah Krieger, Geistliche oder die dort belehnten Adligen reichlich mit Gold oder anderem Edelmetall; in einer italienischen Chronik wird darüber geklagt, daß alles in Italien vorhandene Gold und Silber von den Sachsen fortgeschleppt werde. Insbesondere der Hof bezog aus Italien nicht nur als Tribut (wohl nur anfangs), sondern auch als Entgelt für mannigfache Privilegien und als Strafgelder beträchtliche Summen. Dazu kamen die Tribute anderer, namentlich slawischer Völker, dazu die ständig gesteigerte Produktion des Bergbaues. Ein Zeichen für die große Vermehrung des Geldvorrates sind die jetzt sehr hohen Geldbußen, ein Zeichen für die Zunahme von ungemünztem Gold und Silber der reiche Schmuck nicht nur der Kirchengeräte, sondern auch des Hausrates, der Waffen usw. Nach Thietmar brach zu Ottos I. Zeiten das „goldene Jahrhundert“ an. Dieses ungemünzte Edelmetall war aber auch im Verkehr in Barrenform mit dem Pfunde als Einheit sehr gebräuchlich. Denn Münzen von größerem Wert, Goldmünzen, wurden in sächsischer Zeit noch nicht geschlagen: die Scheidemünze war der Silberdenar; zwanzig davon machten einen (Silber-) solidus, der aber nur Rechnungsmünze war; von ihm gingen zwanzig aufs Pfund. An Gewicht und Größe sind jedoch infolge der noch lange sehr unvollkommenen Prägung die Denare namentlich gegen Ende des 10. Jahrhunderts keineswegs gleich, auch nicht an Silbergehalt. Von den sächsischen Königen wurde freilich eine absichtliche Münzverschlechterung nach Möglichkeit gehindert. Von Wichtigkeit war aber die immer stärkere Zunahme der seitens der geistlichen und weltlichen Großen, Bischöfe, Äbte und Herzöge, geprägten Münzen, eine Folge der anfänglichen Schwäche der Königsgewalt. Den Bischöfen war das Recht freilich vom König verliehen. Grafen, und zwar solche in besonders wichtiger Stellung, prägten erst seit dem 11. Jahrhundert. Die Verleihung des Münzrechts war zum Teil gewiß eine Folge des zunehmenden Handelsverkehrs, weil die königlichen Münzen für diesen nicht mehr genügten. Überhaupt schien die Münze und alles, was damit zusammenhing, an den Markt gebunden, denn dort allein spielte das Geld eine allgemeinere Rolle. Man traute auch nach Bauernart den fremden Münzen nicht und wollte lokal

Digitized by Google

hergestellte haben. Die lokalen Münzherren behandelten diesen Gegenstand aber wie alles, was mit Markt und Handel zusammenhing, als Quelle ihrer Bereicherung und prägten aus dem Pfund immer leichtere und dadurch mehr Münzen. So herrschte überall Münzverschiedenheit, die den reisenden Kaufmann zum Wechseln und damit zu neuen Verlusten zwang. Charakteristisch ist aber, daß die Münzen zweier Städte, die ein größeres Handelsgebiet beherrschten, die von Regensburg und die von Köln, in weiterem Umfange Kurs hatten. In den Städten wurde der Münzmeister, anfangs ein Ministerialer, ein wichtiger Mann. An Münzstätten überragte aber der verkehrsreichere Westen den Osten noch lange. Marktbesucher holten sich von solchen Orten auch gemünztes Geld gegen ungemünztes Metall.

Ein wichtiges Moment hat in der sächsischen Periode unzweifelhaft zur Entwickelung höherer wirtschaftlicher Betätigung beigetragen: das war als Folge der nun wieder gestärkten persönlichen Macht des Königs die gesichertere Geltung von Recht und Gesetz. Jedenfalls waren Fortschritte gegenüber den verworrenen Zuständen der unmittelbar vorhergehenden Zeit gemacht worden. Die Einfälle der Normannen, Slawen und Ungarn, die inneren Wirren, die Gewalttätigkeiten der Großen hatten eine starke Rechtsunsicherheit und zum Teil Rechtlosigkeit erzeugt. Dazu kam die innere Unentwickeltheit der damaligen Menschen, die ein Billigkeitsgefühl nicht kannten und leicht zur Gewalt neigten, jedenfalls aber die Selbsthilfe, wenn irgend möglich, vorzogen. Die Fehde ist indes rechtlich nur noch für den Totschlag erlaubt. Dieser war einem Gegner gegenüber auch noch keineswegs unerhört. Mächtigere Herren setzten ferner Leute gefangen, ohne jemand zu fragen. Der Raub war wie noch später ein beliebtes Gewerbe auch der Herren. Wirkliche Räuberbanden aber aus allerlei verarmtem oder verdorbenem Volk gab es in großer Zahl. Heinrich I. ist ihnen schon erfolgreich gegenübergetreten, und Ottos I. Macht ließ sie nicht aufkommen, aber später erhoben sie in vielen Gegenden, z. B. bei Worms, wieder ihr Haupt. Das, was einst das Volk an Karl dem Großen gepriesen hatte, die Wahrung des Rechts gegenüber der rücksichtslos geübten Gewalt, das sah man noch immer als des Königs höchste Aufgabe an. In der Tat haben die Herrscher dieser Epoche — freilich standen ihnen nur sehr unvollkommene Mittel für die Durchführung ihrer Absicht zur Verfügung, und viel wirksamer hat meistens die Kirche durch ihre Strafen (vgl. Kap. IV) gearbeitet — dieses Ziel wenigstens zum Teil scharf im Auge gehabt. Gerade jenes Umherziehen des Königs im Lande (vgl. S. 124) hat die Aufgabe erleichtert, wie es überhaupt das einzige Mittel war, die Existenz einer Zentralgewalt augenfällig darzutun. Nach Heinrich I. hat insbesondere Otto I. eine strenge Rechtspflege geübt, auch untreue und friedensbrüchige Große und Familienmitglieder zur Rechenschaft zu ziehen sich nicht gescheut. Weniger nachdrücklich haben Otto II., der aber gelegentlich selbst große Herren strafte, und Otto III. trotz seines Eifers in dieser Beziehung gewirkt, äußerst streng griff aber wieder Heinrich II. ein. Er gelobte einmal, den bösen Menschen ihr Handwerk zu legen, und hielt an vielen Orten Gericht, namentlich auch über das Räubergesindel. Wie sehr der Rechtsschutz allein vom König erwartet wurde, zeigt die Klage Thietmars, daß es in Sachsen so schlimm sei, als wenn es keinen König im Lande gäbe. Das Organ des Königs, das Königsgericht, konnte überall erstehen, wo er anwesend war; an ihn konnte jeder sich hilfesuchend wenden. Die Organe der sonstigen Rechtspflege waren die alten, vom öffentlichen Grafengericht bis zum bäuerlichen Gemeindegericht, aber alle Richter hatten doch ihre Gewalt nur vom König, dem eigentlichen Träger des Rechts.

Digitized by Google

In einer Beziehung versagte dessen Gewalt jedoch völlig, wurde freilich in dieser Hinsicht den Zeitumständen nach gar nicht erprobt: in der Ausbildung eines einheitlichen oder wenigstens in der Weiterbildung des bestehenden Rechts. Jene oben (S. 101) betonte Abneigung gegen geschriebene Gesetze bleibt vor dem 13. Jahrhundert mit seinen Stadtrechten, Weistümern usw. durchaus charakteristisch, wie sich denn überhaupt alle Verhältnisse nach den lokalen und augenblicklichen Bedürfnissen richteten und das Unsystematische, wie ebenfalls schon betont, System blieb. Dem widerspricht die sorgsam formalistische Art des Verfahrens selbst durchaus nicht. Was von eigentlichem Recht vorhanden war, war auch immer nur Stammesrecht, so daß hierdurch schon ein Einfluß des Königs erschwert wurde. Während die karolingischen Kapitularien nur zum Teil weitergalten, lebten die alten Volksrechte, schon wegen der dauernd agrarischen Gesamthaltung, durchaus fort, wie die vielen Handschriften, die Anwendung in Urkunden und andere Nachrichten beweisen. Freilich muß auch die Bekanntschaft mit ihnen abgenommen haben, wie es z. B. in einer Chronik aus dem Beginn des 11. Jahrhunderts heißt, daß in der Jugend des Verfassers noch jeder Edelmann sich habe schämen müssen, der die Rechtsbücher nicht habe lesen und brauchen können. Nicht immer wird man von einem Kloster oder Herrensitz eine Handschrift haben herbeiholen können; mehr und mehr stützte man sich wieder auf die mündliche Tradition, auf ungeschriebenes Recht (vgl. S. 198). Im Volke hat sich denn auch die immerhin notwendige Weiterbildung, wie sie erst später in neuen großen schriftlichen Aufzeichnungen zum Vorschein kam, unbemerkt vollzogen. Anderseits erforderten die neuen sozialen Verhältnisse doch Regelung, und namentlich unter geistlichem Einfluß entstanden Aufzeichnungen über die Rechtsverhältnisse der Abhängigen, die entsprechend ihrer beginnenden Hebung als rechtsfähig angesehen werden mußten, so das Dienstmannenrecht des Bischofs Burchard von Worms. In einem Punkte machten sich indessen die Bemühungen der Könige um bessere Ordnung geltend, nämlich in der Verschärfung der Strafen, der größeren Strenge des Richters. Zum Teil mochten da römische Rechtsanschauungen wirken, die durch das kanonische Recht der Kirche leicht vermittelt werden konnten; das römische Recht konnte immer als Quelle dienen, wenn neuartige Verhältnisse zu regeln waren. Zum Teil dehnten sich auch die härteren Strafmittel, die man den Hörigen gegenüber anwandte, mit deren Aufsteigen nach oben hin aus. Vor allem aber ist die Strenge ein noch barbarischer Ausdruck des Willens zu größerer Sittigung.

Wir haben soeben auch Züge des inneren Menschen gestreift; ehe wir uns indessen mit diesem für uns wichtigsten Gegenstand näher beschäftigen, mag die Entwickelung der äußeren Lebensverhältnisse, die im ganzen dem agrarischen Dasein entsprachen, betrachtet werden. Von der Hausstätte wurde bereits (S. 145 ff.) gehandelt, auch die Nahrung ergibt sich im allgemeinen aus dem, was über Acker- und Gartenbau, über Viehzucht und Fischerei gesagt wurde. Man darf die Nahrungsweise jedoch nicht als allzu einfach ansehen. Daß bei ihr nach der Seite größerer Mannigfaltigkeit wie der Quantität und Solidität — gegen kranke und alte Tiere war man, wie quellenmäßig zu belegen ist, bereits äußerst empfindlich — in einer Epoche agrarischen Gedeihens wenig zu wünschen übrigblieb, ist nur natürlich. Aber es wurden doch auch schon Fortschritte nach der Seite höherer Bedürfnisse, der Feinheit, des Luxus gemacht. Selbstverständlich nur von den weltlichen Herren und den Geistlichen, welch letztere in reichen Klöstern und Stiftern schon recht gute Kenner der Tafelfreuden waren: die Klosterköche hatten ein wichtiges Amt. Der kleine Mann aß seine Hülsenfrüchte, seinen Brei,

Digitized by Google

sein Brot, dazu trank er Milch, Obstwein, Bier. Hirsebrei war besonders beliebt, selbst als Hochzeitsgericht üblich. Fleisch war nicht durchweg und nicht im ganzen Jahre auf dem Tische, es wurde, entgegen der regelmäßigen Blutentziehung beim Schlachten, zuweilen noch unausgeblutet gegessen: hauptsächlich genoß man Schweinefleisch, zur Fastenzeit Fische, die in Küstenländern, wie z. B. für Schleswig bestätigt wird, überhaupt das wichtigste Nahrungsmittel waren.

Anders der bessere Tisch, den damals wie noch später die Jagd mit viel Wildbret versorgte. In der Fleischnahrung — in den Städten gab es schon Fleischmärkte — war große Abwechselung: gebraten und gesotten kam außer Schweinefleisch Ochsen-, Kalb-, Hammel-, Lammfleisch auf die Tafel, weiter das Fleisch der Jagdtiere, von Hase und Reh, vom Wildschwein, auch noch von Bär und Wisent, und namentlich vom Hirsch. Ferner hatte man das Hausgeflügel, auch Kapaunen und Pfauen, dazu die Wachtel, die Drossel, den Kranich usw. Endlich die Fische, zu denen man damals noch den Biber rechnete, in allen möglichen Arten. Der Konsum an Fischen wächst mit der steigenden Bevölkerung und ihrer Bindung an die Fastensitte, vor allem mit der Vermehrung des Klerus außerordentlich. Vom Meere her wurden in Massen Heringe, Schellfische, Stockfische, Schollen gebracht, und die Flüsse und Binnenseen gaben wie die künstlichen Weiher noch ungeheure Fischmengen. Charakteristisch für den besseren Tisch war nun aber auch die Art der Zubereitung des Fleisches: die Gewürze begannen seit der Karolingerzeit immer mehr Eingang zu finden und wurden von den Vornehmen in übertriebener, dem Wohlgeschmack durchaus nicht förderlicher Weise angewandt: wenn fremde Gesandte an den kaiserlichen Hof kamen, brachten sie wohl Gewürze mit. Pfeffer war unter diesen das begehrteste: er und andere Zutaten würzten alle Saucen. Bezüglich der Gemüse war der Tisch der Reichen wiederum besser bestellt: Kohl war hier in verschiedenen Arten beliebt, ebenso mancherlei Salat. Auch dabei wurden Gewürze nicht gespart. Am meisten wurden Gemüse freilich von den Geistlichen konsumiert, insbesondere Salat. Eierspeisen dienten als Nachtisch, auch schon Käse, zu dem man etwa den überhaupt häufig gegessenen Honig oder Obst genoß. Der Genuß des letzteren war, der namentlich durch die Klöster verbreiteten Obstkultur entsprechend, jetzt allgemein: als Nachtisch erschien es zuerst in den Klöstern, bald ebenso auf der Herrentafel, vielleicht in Nachahmung römischer Bräuche. Man begnügte sich aber nicht mehr mit dem einheimischen Obst, sondern genoß auch gern Südfrüchte, Datteln, Feigen, Kastanien usw. Gewöhnliches Brot hatte an solchen Tischen keine rechte Stelle mehr: das war armer Leute, asketischer Einsiedler oder der Gefangenen Kost und oft recht mäßig. Im „Ruodlieb" hält der Knecht dem geizigen Bauern die schlechte Qualität des Brotes vor, das voll Kleie, mit Unkraut versetzt (das Korn ist also nicht gesiebt) und bitter sei. Der Reiche schätzte feines Weizenbrot, allerlei feine Semmeln und Wecken, gefülltes Feingebäck, sonstige Kuchen und auch Torten. Wie ausgebildet die Backkunst jener Zeit war, ergibt sich aus den „Tischsegnungen" Ekkehards IV. von St. Gallen, die alle möglichen Arten von Brot, Semmeln und Kuchen anführen. In den Formen des Gebäcks zeigte sich immer größere Zierlichkeit und Mannigfaltigkeit. Doch mögen diese oft phantastisch gehaltenen und ornamentierten Formen, die wir übrigens erst aus Zeugnissen späterer Zeit kennen, zum Teil recht alt sein, vielleicht auf die Nachbildung heidnischer Opferstücke zurückgehen (Gebildbrote). Die Tischsitten waren naturgemäß noch sehr wenig kultiviert. Alles aß aus derselben Schüssel, und zwar mit den Händen, der Vornehmere allerdings mit einem Löffel. Teller gab es noch nicht. Bei festen Speisen diente dafür eine Brotschnitte. Die geringe Sauberkeit des Essens erforderte bei feineren Leuten das Waschen

Digitized by Google

der Hände und ein Handtuch. Tischtücher hatte man früh. Die Zeit des Essens war häufig noch die germanische, d. h. man aß ein kräftiges Frühmahl und ein Abendmahl. Das letztere gestaltete man, entsprechend dem römisch-fränkischen Brauch, bei festlichen Gelegenheiten reichlicher aus. Von den Klöstern aus verbreitete sich aber auch die Sitte des Mittagsmahles.

Die große Wertschätzung materieller Genüsse in jener Zeit muß sich zum Teil aus der agrarischen Atmosphäre erklären, wie das noch heute einige Gegenden Deutschlands beweisen. Natürlich spielten auch die Getränke eine große Rolle. Den Weingenuß hatte die bereits (S. 139 f.) geschilderte außerordentliche Zunahme des Weinbaues sehr gefördert, selbst in den östlichen Landschaften. Aber man trank schon nicht mehr nur heimische Weine, sondern auch eingeführte, wie in Bayern den Bozener. Wasser tat man nicht hinzu, wie die alten Griechen und Römer, wohl aber wurde der Wein mit Honig und Gewürzen versetzt oder heiß genossen. Obstweine wurden von der Masse der Bevölkerung jedenfalls häufiger getrunken, ebenso Bier, das man gern durch Honig versüßte. Das gehopfte und damit außerordentlich verbesserte Bier wird namentlich durch die Klöster — in St. Gallen konsumierte man z. B. ungemein viel davon — verbreitet worden sein; wann es, d. h. Gersten- oder Weizenbier im Gegensatz zum gewöhnlichen Haferbier, auf die Herrentafel kam, wissen wir nicht. Das Brauverfahren selbst hatte sich sehr gehoben. Ebenso war der Met, der in dieser Epoche für Sachsen bezeugt ist, im Vergleich zur fränkischen Zeit ein viel besser bereitetes, durch feine Kräuter gewürztes Getränk geworden. Auch er wurde an der Herrentafel genossen; erst die fremden Weine der höfischen Zeit ließen ihn unvornehm erscheinen (vgl. S. 54).

Im allgemeinen verstand man, wie schon in germanischer Zeit, in allen solchen Genüssen nicht Maß zu halten. Gefräßigkeit und Trunksucht warf auch nach Liutprands Bericht der Byzantiner Nicephorus den Deutschen vor; Kaiser Ottos Krieger taugten nichts, „deren Gott der Bauch ist, deren Mut ein Rausch, deren Tapferkeit Trunkenheit ist, die hinfällig sind, wenn sie nicht vollauf haben, denen Nüchternheit Schrecken und Angst ist". Die Fest- und Gelagefreude des späteren Mittelalters tritt schon in dieser Zeit kräftig hervor. Selbst die gewöhnlichen Leute hatten ihre Gelage, bei Familienfesten, auch wohl bei den Schmäusen allerlei alter Genossenschaften. Das „Minnetrinken" (vgl. S. 43), das uns z. B. für ein Gastmahl Kaiser Ottos I. bezeugt ist, und das Zutrinken waren Mittel, die Trinkfreude noch mehr zu beleben. Auch die geistlichen Herren benutzten jeden Anlaß zu einem Festmahl. Die Ausstattung der Tische, gewisse Genüsse während des Mahles, Unterhaltung durch Spielleute, durch den eigenen Vortrag nicht immer züchtiger Lieder oder durch Aufführungen, wie sie bei Hochzeiten üblich waren, bezeugen mit der Menge und der Mannigfaltigkeit der Speisen die entschiedene Neigung zu größerer Üppigkeit und reicherer Gestaltung des Lebens.

Ebendieser Zug zeigt sich in der Ausstattung des vornehmen Hauses, in den bildergeschmückten Teppichen, die die Wände, und den Decken, die den Fußboden bedeckten, in den schon früher geschätzten und dem ganzen Mittelalter unentbehrlichen feinen Federkissen mit seidenen Überzügen für die Sessel und Ruhebänke und vor allem für die Betten, bei denen man zudem mit purpurnen Decken und prächtigen Vorhängen prunkte, in den feinen gestickten Decken mit kostbaren Borten für die Tische. Vor allem zeigt sich jener Zug in der aus der Vorzeit überkommenen und immer gewachsenen, die feinere Schmiedekunst (vgl. S. 135) belebenden Vorliebe für eine reiche Verwendung von Edelmetallen und Edelsteinen an allen Arten von Gefäßen, Schüsseln, Schalen, Bechern und Trinkhörnern, an Leuchtern, selbst an Tischen; wunderbare, mit Weltdarstellungen, Plänen von Byzanz und Rom bedeckte goldene und

Digitized by Google

silberne Tische besaß schon Karl der Große in seiner Schatzkammer. Stärker noch strömte jetzt aus älteren Kulturlanden kostbares Gut nach Deutschland; den Kaiser Otto erfreuten italienische, byzantinische und sarazenische Gesandtschaften mit goldenen und silbernen, bronzenen, gläsernen und elfenbeinernen Gefäßen von wunderbarer Arbeit. Auch die geistlichen Großen liebten dergleichen, wie denn schon Salomo von Konstanz einen goldenen, mit Edelsteinen besetzten Krug besaß, Bruno von Köln ein Reiterbild aus Silber als Geschenk aus Mainz erhielt. Und ebenso mehrte sich der Prunk der Kirche selbst: jener Salomo beschäftigte eine ganze Anzahl von Goldschmieden mit der Herstellung kostbarer kirchlicher Geräte (vgl. auch S. 221 f.). Freilich blieb es häufig nur ein roher, mit der Menge prahlender Prunk, und die Hausausstattung ließ vieles vermissen. Jener Zug zur Verfeinerung des Lebens äußert sich weiter in dem Halten zahlreicher Dienerschaft, das ja der ganze grundherrschaftliche Betrieb wie das Lehnswesen erleichterten: daher bei Festen das große Gefolge von geschmückten Dienern und Dienstmannen, bei festlichen Mahlen die Fülle von aufwartenden Leuten. Es ergab sich daraus auch im Hause zum Teil eine größere Bequemlichkeit; die Herrin hatte der Kammerfrauen eine Menge. Jener Zug zeigt sich endlich auch in der Kleidung (siehe die beigeheftete farbige Tafel „Trachten und Geräte des 10. Jahrhunderts"). Die allgemein gesteigerte Lebenshaltung der Reichen charakterisiert einmal der Bischof Rather in einer Ermahnung an sie: „Saget mir, worin besteht euer Reichtum? In dem Besitz von Landgütern, Sklaven, Sklavinnen, Pferden, Rindern und sonstigen Tieren, in dem Gefolge abhängiger Leute, in dem Ergötzen an Musik und Gesang, in der Jagd mit Falken, in der Fülle der Kleider, des Hausgerätes, des Getreides, Weines, Öles, der Waffen, des Silbers, Goldes und der Pferde?"

Trotzdem darf man, wie eben betont, die Feinheit der Lebensausstattung durchaus nicht überschätzen. Inventare von großen Abteien zeigen, daß man trotz jenes goldenen und silbernen Prunkes doch mit recht wenigem Hausgerät zufrieden war, und ähnliches ergibt sich schon aus dem Inventar des Hofes Karls des Großen zu Asnapium, freilich einem nichtdeutschen Orte (vgl. S. 94), das eine außerordentliche Dürftigkeit des Tisch-, Küchen- und sonstigen Gerätes aufweist. Diese Einfachheit der Ausstattung ist noch bis zum Ausgang des Mittelalters im ganzen geblieben. Auch die Heizvorrichtungen machten nur langsame Fortschritte, obgleich mit dem Steinbau der romanische Kamin, freilich wohl nur als eine Seltenheit, aufkam und sonst der ursprünglich nur wirtschaftlich gebrauchte Ofen sich allgemein eingebürgert hatte (vgl. S. 147). Aber von bequemer Behaglichkeit war auch bei Reichen nur sehr wenig die Rede, bei den geringeren Leuten überhaupt nicht. Höchst primitiv waren bei diesen z. B. die Beleuchtungsgeräte, aber bei jenen häufig nicht viel besser: der Kienspan sorgte neben dem Herdfeuer für die Beleuchtung; an den Herrenhof wurden Kienspäne von den Abgabepflichtigen geliefert. Dazu kamen Fackeln (mit Werg umwickelte, dann mit Harz getränkte Holzstäbe), vor allem aber einfache Näpfe mit irgendeinem Fett, später auch Leinöl, und einem Docht. Öl, aus dem Süden eingeführt, blieb auf die Kirchen beschränkt, dagegen kamen die Kerzen außer in den Kirchen auch in den Haushaltungen der Herren in Gebrauch, wofür dann wieder Wachs als Abgabe geliefert wurde. Leuchter aus Edelmetall wurden als Kirchengerät wie als Prunkstücke der Vornehmen verwendet, und die Kirche kannte schon den Kronleuchter. Auch der Hausrat der Vornehmen verriet keine rechte Pflege. Abgesehen von den eben (S. 179) erwähnten Dingen, den bei ihnen durchweg gebräuchlichen Teppichen, den goldenen und silbernen Prunkgeräten und dem öfter liebevoll geschilderten Bett sowie den Decken und Kissen auf Stuhl, Schemel und Bank war dieser Hausrat meist primitiver Art:

Digitized by Google

Digitized by Google

Trachten und Geräte des 10. Jahrhunderts.

Eine Seite aus dem Evangeliarium von Echternach. Nach dem Original, im Herzoglichen Museum zu Gotha.

Oben: Christi Versuchung. — Mitte: Berufung des Petrus und Andreas, Jakobus und Johannes (der Söhne des Zebedäus) zu Jüngern Christi. — Unten: Berufung des Zöllners Matthäus und Gastmahl Christi mit den Zöllnern.

Digitized by Google

feinere Möbel stammten aus der Fremde. Die Tische z. B. sind meist noch nicht fest, sondern es werden bei Gebrauch auf gekreuzte Gestelle rechteckige Platten gelegt, bald lange, bald kürzere. Doch gibt es auch feste runde Tische. Schnitzwerk wurde allerdings wie von alters her vielfach angebracht: die schon im Beowulfliede hervorgehobene zierliche Schnitzerei der Bänke, die zudem öfter wohl mit Metall-, selbst Goldbeschlag versehen waren, stand erst jetzt recht in Blüte, namentlich sobald sich Lehnen an den Bänken entwickelten. Auch der meist als Ehrenstuhl dienende „Faltstuhl" wurde besonders reich verziert.

Das Dasein im Inneren des Hauses war nach unseren Begriffen höchst ungemütlich. Für den Rauchabzug war nur unvollkommen gesorgt (vgl. S. 147). Die Fenster konnten nur in primitiver Weise verschlossen werden. Decken, Wände und Fußböden waren feucht, daher schon deshalb bei den Reichen die Teppiche an den Wänden und auf dem Fußboden. Für eine regelmäßige Reinigung der Wohnräume wurde nicht gesorgt. Und ganz schlimm stand es um die Art, wie man den natürlichen Bedürfnissen abhalf. Es gab zwar Aborte, wie z. B. aus Ekkehards Geschichten aus St. Gallen hervorgeht, aber sie waren primitiv genug. Dieser Kontrast des zunehmenden Prunkes zu der Unsauberkeit und der Unvollkommenheit der Wohnung steigert sich später in der Zeit der ritterlich-höfischen Kultur und kehrt noch viel später in der äußerlich so feinen Rokokokultur, wenn auch in anderen Formen, wieder. Diese Rokokozeit steht aber insofern sogar hinter dieser frühmittelalterlichen Zeit noch zurück, als die Rokokomenschen auch die körperliche Reinlichkeit zu pflegen in bedenklichem Maße verlernt hatten. Hingegen war dem frühen wie dem späteren Mittelalter die altgermanische Lust am Baden draußen im Freien wie im Hause in Gefäßen und Kufen mit warmem Wasser durchaus zu eigen geblieben. Das lange Tragen des Leibzeuges forderte übrigens das Baden gebieterisch. Es gab auch schon, wohl in Anlehnung an römische Traditionen, öffentliche Bäder; dem Gaste ferner wird zuerst ein Bad gereicht. Über dieses Badewesen werden wir später mehr hören. Daß nun aber die mangelhaften Wohnungsverhältnisse, die sonstige Unhygiene und auch manche Entbehrungen des Daseins, die häufigen Hungersnöte z. B., und im Gegensatz dazu wieder die rohe, quantitative Genußsucht im allgemeinen dem Menschen keine allzulange Lebensdauer verbürgten, scheint festzustehen, von der Gefahr der namentlich später mit der städtischen Entwickelung immer zunehmenden Seuchen ganz abgesehen.

Bei der Kleidung kann man von einem durchschnittlichen Luxus der Vornehmen reden, der die Einfachheit früherer Zeiten verdrängte. Die Kleidung des gewöhnlichen Mannes freilich war einfach genug, oft dürftige Schaffellkleidung, so daß byzantinische Vornehme nach Liutprand von den „armen, in Felle gekleideten Sachsen" sprechen konnten. Doch wurden von den Frauen häufig Schmucksachen verwendet, z. B. goldene Gewandnadeln und goldene Ohrgehänge. Letztere wurden einmal von normannischen Seeräubern vielen Frauen in der Gegend von Stade abgerissen. Eine gewisse Übereinstimmung der Tracht, die ja doch nationales Erbteil war, blieb freilich jetzt noch bei Hoch und Niedrig bestehen: anderseits blieben die Stammesverschiedenheiten gewahrt, wie denn die Franken kurze, die Sachsen lange Röcke hatten. Der schnelle Wechsel der Mode setzt erst später ein, obgleich ein modischer Wechsel zwischen engen und weiten Kleidern bald bemerkbar wurde. Zunächst machte sich, dem allgemeinen Zuge zu größerer Bequemlichkeit gemäß, aber wohl auch früh nach dem Beispiel der römischen Tunika, erst einmal die Neigung geltend, den eng anliegenden Rock, den z. B. Otto I. nach deutscher Art bei seiner Krönung 936 trug, allmählich zu erweitern, so daß eine durch einen Gürtel zusammengehaltene Art langer Bluse daraus wurde. Auch die Hosen,

Digitized by Google

die langen Leinwand- wie die kurzen Kniehosen, wurden sehr weit. Über das Eindringen der weiten und langen byzantinischen Gewänder wurde oben (S. 133 f.) gesprochen. Anderseits zeigte die Frauenkleidung schon zu Anfang des 11. Jahrhunderts eine später immer zunehmende Vorliebe für enge, die oberen Körperformen verratende Kleider, die von frommen Leuten sehr bekämpft wurde. Der wallende kostbare Herrschermantel, den die Könige offiziell trugen, ist römisch beziehungsweise griechisch. Es kommt um diese Zeit auch eine andere stoffverschwendende Neuerung auf, nämlich über dem einen Rock mit Ärmeln, die nun auch bis zum Handgelenk reichen und bei seinen Leuten weit werden, einen zweiten, andersfarbigen ohne Ärmel zu tragen, eine Sitte, die das Äußere noch farbenreicher gestaltete und sich bei Frauen wie Männern einbürgerte. Jene größere Üppigkeit machte sich im Besatz mit goldenen oder anderen kostbaren Borten und feinen Stickereien, in prächtigen Stoffen (Seide; seit dem 6. Jahrhundert gab es eine Seidenzucht auch in Südeuropa), in Purpurmänteln zu Festen, in wertvollem, oft importiertem Pelzwerk bemerkbar. Das Tragen des Pelzwerks, überhaupt warmer Kleider, erklärt sich vor allem aus jenen mangelhaften Heizeinrichtungen, wuchs aber bald zum Luxus aus, namentlich beim Adel, der gelegentlich ganze Bauernhöfe dafür hergab. Adam von Bremen spricht strafend von Biber- und Marderfellen, die die Deutschen sinnlos bewunderten, und rühmt dagegen die Einfachheit der Schweden. Man trug jetzt auch den Pelz nach innen als Futter und verwendete ihn sonst allenthalben als Besatz und Verbrämung. Die Rüstungen sind bisweilen schon vergoldet, ebenso der Gürtel. Goldene Sporen und goldgewirktes Gewand sind ein Zeichen der Vornehmheit. Die Freude an bunten Farben ist sehr ausgebildet: rote, hellbraune, violette, grüne, weiße Röcke, blaue, weiße Hosen, violette, weiße, rote Mäntel kommen vor, ja man trägt auch schon verschiedenfarbige Beinkleider oder besetzt die Kleidungsstücke mit andersfarbigen kleinen Stücken. Gelb, grau und braun waren meist die Farben der niederen Stände (siehe die obenstehende Abbildung). Größere Eleganz zeigte weiter das ebenfalls meist bunte (rote, blaue) und spitze Schuhwerk der Reicheren, das man wie die Kleider mit Borten, auch mit Steinen oder Goldschmuck besetzte. Ferner kamen anstatt der mit Schnüren versehenen Schuhe eng anliegende Stiefel in Gebrauch, ebenso schon Schnabelschuhe. Auch die Hüte waren mit kostbaren, oft steinbesetzten Borten versehen. Die Barhäuptigkeit war auch beim niederen Volk nur noch teilweise zu finden. Eine Kopfbedeckung war jetzt ziemlich allgemein geworden, war aber sehr verschiedenartig. Bei den Sachsen trug man nach altem Brauche (vgl. S. 88) breite, kegelförmige Strohhüte, was bei den Franken Verwunderung erregte; ferner gab es Mützen und namentlich Spitzhüte, zum Teil schon aus Filz. Das Abnehmen des Hutes aber, zunächst ein Zeichen der Unterwerfung, wird als Gruß, etwa vor Priestern und vornehmen Leuten, erst zu Ausgang des Mittelalters allgemeiner.

Diener bei der Hochzeit zu Kana (Ministerialen des 10. Jahrhunderts mit braunvioletten und gelben Hosen und Röcken, schwarzen bzw. schmutziggelben Halbstiefeln). Nach dem Codex Egberti in der Stadtbibliothek zu Trier, wiedergegeben bei Karl Lamprecht, „Der Bilderschmuck des Codex Egberti", „Jahrbücher des Vereins von Altertumsfreunden im Rheinland", 1881.

Geringe Änderung hatte im ganzen die lange, wallende Frauenkleidung erfahren (vgl. jedoch oben). Auch hier war aber größere Kostbarkeit der Stoffe, die mit Gold durchwirkt

Digitized by Google

waren, und ein reicher Borten- oder goldgezierter Purpurbesatz üblich geworden (siehe die untenstehende Abbildung). Der Kopfputz entwickelte sich bereits damals mannigfaltiger durch verschiedenartige Verwendung der weißen oder farbigen, langen, leichten Kopfbinde aus feinem Stoffe, die meist die Ehefrauen trugen: der noch leichtere „Schleier" kam erst im 12. Jahrhundert auf. Wir werden von dem Kopfputz später (Kap. VI) mehr hören. Das Haar wurde seltener als früher lose, vielmehr aufgebunden getragen und zum Teil schon mit kostbaren Bändern durchflochten. Übrigens hatte sich bei den Männern das langwallende Haar wenigstens noch bei den Sachsen erhalten, während sonst kurzes Haar, freilich nicht das knechtische ganz kurze, und infolge kirchlichen Einflusses Bartlosigkeit vorherrschten. Langes, ungepflegtes Haar wurde jetzt ein Zeichen der Trauer. Mannigfach wie früher war der weibliche Schmuck, die Gewandnadeln, Finger- und Ohrringe, Armspangen und Halsketten. Ebenso trugen die Männer noch Halsringe, goldene Halsketten und Gewandnadeln.

Die Samariterin (vornehme Frauentracht des 10. Jahrhunderts mit kostbaren Borten). Nach dem Codex Egberti in der Stadtbibliothek zu Trier, wiedergegeben bei A. Lamprecht, „Der Bilderschmuck des Codex Egberti", „Jahrbücher des Vereins von Altertumsfreunden im Rheinlande", 1881.

Das häusliche und namentlich das gesellige Leben mußte von dem Streben nach feinerer Lebenshaltung vielfach beeinflußt werden, aber doch ist der germanische Grundcharakter recht wenig verändert, nach der sittlichen wie nach der geistigen Seite hin deutsche Eigenart bewahrt. Das Familienleben, das im fränkischen wie in den übrigen germanischen Reichen auf Römerboden immerhin durch die Sittenlosigkeit gelitten hatte (vgl. S. 78), wird weniger durch die Lostrennung des östlichen Reiches — denn die Zeit um 900 zeigt auch dort einen sehr tiefen Stand der Sittlichkeit — als durch das Übergewicht der Sachsen wenigstens einigermaßen im Sinne der Vorzeit gekräftigt, ohne daß man, wie schon nicht für die frühere Zeit, von einer Sittenreinheit der Deutschen sprechen darf. Die Neigung zu materiellem Genußleben, die wir in dieser Epoche bereits hervortreten sahen, ist auf das geschlechtliche Leben sicherlich nicht ohne Einfluß gewesen, ebensowenig wie die naturwüchsige Art des ganzen Lebens: man gab sich auch in dieser Beziehung unbefangen. Überdies sorgten schon damals, wie gerade geistliche Quellen erkennen lassen, die Geistlichen dafür, daß die Keuschheit der Frauen und Jungfrauen nicht allzusehr überhandnahm, obgleich anderseits jetzt die Kirche die Aufsicht gerade über das sittliche Privatleben verschärfte (vgl. S. 209). Recht häufig muß der Ehebruch gewesen sein, bei Hoch und Niedrig; wenigstens lassen sich viele Quellenbelege dafür anführen. Insbesondere die Untreue der Frauen scheint, wie der „Ruodlieb" zeigt, fast zu einem Dogma geworden zu sein. Man folgte überhaupt ohne langes Bedenken seinen Begierden, ja die Frau scheint häufig der auffordernde Teil gewesen zu sein. So ereifert sich Thietmar von Merseburg über die Schamlosigkeit vieler Weiber; immerhin darf man nicht voreilig generalisieren. In den Nonnenklöstern suchten häufig nicht nur Geistliche, sondern, wie noch im späteren Mittelalter, vornehme Herren Beute. Damals war ferner, wie ebenfalls noch in jener späteren Zeit, das Halten von Konkubinen, namentlich aus der Zahl der Dienerinnen, bei denen, die es konnten, allgemein üblich und selbst von der Kirche geduldet; nur der Arme begnügte sich noch, wie

Digitized by Google

Hermann von Reichenau klagt, mit einer Frau. Auch die öffentlichen Dirnen, die sich von Anfang an gern in den sich entwickelnden Städten sammelten, waren bereits zahlreich, doch galt der Verkehr mit ihnen noch als schimpflich. Frauenhäuser gab es schon in sächsischer Zeit im inneren Deutschland. Wir können auch nach kirchlichen Bußbüchern auf viele außereheliche Kinder schließen, für deren Unterbringung der Priester sorgen sollte; Abtreibung und Kindesmord waren trotzdem häufig genug. Immerhin muß man zwischen dem Westen, namentlich Lothringen, und dem Osten in all diesen Dingen zugunsten des letzteren unterscheiden. Es tritt die alte Hochachtung vor dem weiblichen Geschlecht wieder sehr deutlich hervor, die Stellung der Frauen des sächsischen Königshauses ist dafür ein Beweis. Ferner hatte die später zu schildernde asketische Strömung namentlich auch bei Frauen auf die sittliche Haltung Einfluß.

Die Ehe wird im übrigen, wie früher (vgl. S. 49), nüchtern und praktisch aufgefaßt. Sie wird noch lange geschäftsmäßig überlegt und kommt nach umständlicher Beratung der Familien durch die Väter oder Vormünder unter Teilnahme der Freunde und Verwandten zustande; Frauenraub, Entführung ist noch nicht völlig verschwunden, wird aber hart bestraft. Sehr genau sieht man auf Ebenbürtigkeit und natürlich auf Besitz. Um die Erwählte mußte förmlich geworben werden. Der Freiwerber überbrachte Geschenke, und seine Rede sollte gefallen. Den Abschluß bildet die sich in feierlicher Form und unter Aushändigung symbolischer Gaben vollziehende Verlobung, der später die Heimführung folgt. Die Gaben des Bräutigams beim alten Brautkauf, der Erwerbung der Muntschaft (vgl. S. 49), die bald auch schon nicht mehr dem Vormund, sondern der Braut selbst zufielen, werden im Laufe der Zeit zur „Widerlegung", d. h. nunmehr zur Gegenleistung des Bräutigams für die Mitgift der Braut. Die „Widerlegung" soll auch eine Sicherung für die etwaige Witwenschaft bieten. Daß jetzt allgemeiner die Einwilligung der Braut bei dem Eingehen der Ehe nötig war, hat vor allem die Kirche (vgl. S. 209) bewirkt. Fürstensprossen verlobte man nicht selten schon als Kinder. Überhaupt bestand wie noch später, wenigstens nach Beispielen aus Familien der Großen zu schließen, eine Neigung, früh zu heiraten, was ja trotz Tacitus auch für die ältere Zeit anzunehmen ist. Die Gemahlin Markgraf Sigifrids (des Sohnes Geros) war bei der Vermählung dreizehn Jahre, die eines sächsischen Markgrafen Liuthar zwölf. Letzteres erregte freilich Anstoß. Die Liebe spielte übrigens auch damals ihre Rolle, wie das schöne Verhältnis Walters von Aquitanien und Hildegunds von Burgund, das im „Waltharilied" geschildert wird, beweist. Keineswegs war, obgleich schon Karl der Große die kirchliche Einsegnung gefordert hatte, diese jetzt allgemein geworden. Zunächst suchte die Kirche sie nur nach vollzogener Ehe durchzusetzen, wollte also nur die Handlung kirchlich bestätigen. Später verlangte sie aber auch die Gegenwart des Priesters bei der Übergabe der Braut, die übrigens in dieser Periode schon den auf römisch-kirchlichen Traditionen beruhenden Blumenkranz trägt, also bei Eingehung der Ehe selbst. Schließlich sollte allein der Priester die Braut übergeben dürfen. Aber noch in der höfischen Zeit ist die Kirche mit solchen Forderungen nicht ganz durchgedrungen, am wenigsten natürlich bei dem gewöhnlichen Volk. Anderseits hat die Kirche im Grunde überhaupt eine ehefeindliche Anschauung an den Tag gelegt, in ihrer asketischen Stellung zum Geschlechtstrieb auch die Frau an sich herabgesetzt und prinzipiell mißtrauisch angesehen. Sie fügte auch neue Hindernisse für die Ehe zu den alten, freilich schwindenden Vorbedingungen (Ebenbürtigkeit und gleiche Stammesangehörigkeit) hinzu, nämlich außer dem selbstverständlichen Verbot der Ehe mit Nichtchristen das ursprünglich sehr ausgedehnte Verbot der Heirat mit Verwandten (vgl. S. 209).

Digitized by Google

Das Eheleben selbst weist noch urwüchsige, rohe und harte Züge auf, z. B. das Schlagen der Frau, das ja auch Kriemhild von Siegfried duldete. Die Frau war in niederen Kreisen noch reines Arbeitstier. Überhaupt tragen Liebe wie Ehe trotz jener Erscheinungen der Sittenlosigkeit durchaus nicht den feineren, dafür aber leichtfertigen und lüsternen Charakter, wie er unter dem Einflusse der Franzosen im 12. Jahrhundert Mode zu werden begann. Das Landvolk stand in dieser Beziehung, wie früher, in einem innigen Zusammenhang mit dem Leben der Natur, wie er sich ja abgeschwächt noch in späteren Zeiten zeigt. Mit dem Erwachen der Natur, im Mai, spinnt sich das Liebesverhältnis an, das öfter durch Maibräuche füreinander bestimmte Paar hält den Sommer über zusammen; im Spätherbst oder im Winter folgt dann meist die Hochzeit. Der alte Schicksalsglaube spielt häufig hinein, wie man die Hochzeit an bestimmten Glückstagen und jedenfalls nicht bei abnehmendem Mond abhielt. Auch in höheren Kreisen ist der natürliche Grundzug unverkennbar. Nach dem „Ruodlieb" geben sich die jungen Leute sehr bald unbefangen ihre Liebe kund und wünschen sich möglichst rasch zu vereinigen. Daß in anderer Beziehung aber Überbleibsel wirklich barbarischer Art bemerkbar sind, ist bei der immer noch andauernden Unentwickeltheit mancher Gegenden wohl erklärlich. Töten von Mißgeburten, wie es für das Jahr 1012 für Kochstädt bei Aschersleben bestätigt ist, mochte häufiger vorkommen. Aber die Nachricht eines fremden Beobachters, daß die schleswigschen Küstenbewohner neugeborene Kinder ins Meer geworfen hätten, beruht in dieser Allgemeinheit und in der Motivangabe (um die späteren Kosten zu vermeiden) völlig auf Mißverständnis. Natürlich wurden die Kinder, denen man wohl nach der Geburt Honig auf die Lippen träufelte, nur durch die Mutter genährt.

Selbstverständlich ist in der kräftigen Atmosphäre der Zeit die Schätzung körperlicher Kraft und Tüchtigkeit und daher auch körperlicher Erziehung. Dazu gehört zunächst die Pflege und Stählung des Körpers, und so finden wir, wie (S. 181) erwähnt, die altgermanische Vorliebe für das Baden wieder. Die alten körperlichen Übungen: Wettlauf, Ringen und sonstige Kampfspiele, Steinschleudern und Bogenschießen, stehen ebenso in Ansehen wie früher. Sogar der Teil der Kinder, der nun unter dem Einfluß der neuen Mächte zum geistlichen Stand bestimmt und früh einem Kloster übergeben wird, bleibt solchen Übungen ebensowenig fern wie allen Jugendspielen, Ballschlagen, Plumpsack, Kreiseln usw. Manches von solchen alten Kinderspielen und Kinderreimen hat sich noch bis in die Gegenwart erhalten, ebenso wie von Wiegenliedern; unsere Wiegen kannte man sicherlich schon im 9. Jahrhundert. Freilich fanden sich allmählich selbst unter diesen jungen Gemütern schon asketisch gerichtete. Anderseits gab es ja in den Klosterschulen auch die Söhne der Edlen und Freien, die nicht geistlich werden wollten und die übrigen beeinflußten. In St. Gallen haben diese wohl gelegentlich, ganz wie in alter Zeit, nackend ihre Kampfspiele getrieben. In den Klosterschulen ist es sonst wild genug hergegangen, worüber uns die Schilderung der St. Galleuer Schule durch Ekkehard IV. anziehende Aufschlüsse gibt. Daß in einer so kräftigen Zeit die Kinder nicht sanft behandelt wurden, weder daheim noch in der Schule, wo der Stock furchtbar waltete, ist natürlich. Früh nahmen die jungen Herren die alte Jagdfreude, welche die eingewurzelte Kampfesneigung mit der Lust an körperlicher Betätigung verbindet, in sich auf.

Die Jagd blieb auch jetzt Lieblingstätigkeit, freilich mehr und mehr, wenn auch nicht ausschließlich, auf die Herren, die Fürsten vor allem, beschränkt und jetzt durch den Wildbann besser geschützt. Alle Herrscher dieser Epoche sind in ihrer Jagdleidenschaft typisch; ein

Digitized by Google

besonders eifriger Nimrod war Heinrich I. Der Vornehme ritt jetzt übrigens auf die Jagd, meist in großem Zuge, wie zum Kampf, und auf mehrere Tage. Mit Spieß und Bogen und wie vor alters mit dem Hund als Begleiter zog man hinaus, namentlich den Hirsch zu jagen, aber auch Bären und Wildschweine. In vielen Wäldern herrschte jetzt Wildreichtum. Die Jagd war auch nicht ohne Lebensgefahr, und mancher Edle fiel ihr zum Opfer. Die Falkenbeize auf Vögel war sehr gepflegt und schon damals Vorrecht der Vornehmen. Otto I. liebte sie besonders. Die Jagdleidenschaft war selbst bei den höheren Geistlichen trotz aller Gegenbestrebungen der Kirche noch sehr lebendig.

So war denn der *kriegerische Geist*, obgleich jetzt einerseits die Kirche der Welt einen wehrlosen und friedenkündenden Stand eingefügt hatte, obgleich anderseits die agrarische oder die noch agrarisch gebundene gewerbliche Arbeit den eigentlichen Lebensinhalt der großen Masse bildete, obgleich daher endlich die kriegerische Tätigkeit zur Aufgabe eines besonderen Kriegerstandes wurde, im ganzen Volke noch nicht *erstorben*, wie auch *später* nicht. Der Freie wie der bessergestellte Abhängige gingen bewaffnet einher, ein kurzes Schwert an der Seite, das ebenso schon ältere Knaben trugen. Die Tapferkeit der Deutschen blieb die altberühmte; nach italienischem Urteil „standen sie in der Schlacht, als wären sie von Eisen". Auf den Kriegsmann ging der Name des Schutzpatrons des deutschen Volkes wie insbesondere der Kämpfer, St. Michaels, den man auch im Schlachtgesang anrief, über: der deutsche Michel war ein gefürchteter Name.

Die *deutsche Eigenart* ist überhaupt noch ungebrochen. Auch physisch ist noch der frühere Typus der Germanen im ganzen bewahrt. Ihn zeigt z. B. in vollkommener Weise Otto der Große, ein ungeschlachter Riese mit rötlichem Haar und wallendem Bart. Ebenso bewahrte er innerlich die alte Art. Leidenschaftlicher Jäger und Kriegsmann, beugte er sich nur widerwillig dem Prunk und den Zeremonien des Kaisertums. Aber den ungebildeten Mann drängte es doch in deutschem Idealismus zu der neuen Bildung und Kultur. In der naiven, halb kriegerischen Bauernkultur der Zeit konnte sich im übrigen ein *kräftiges, teilweise noch recht derbes und rauhes Volksleben*, wie es sich schon in den sittlichen Verhältnissen aussprach, recht wohl erhalten. Und wenn man schon für das Mittelalter überhaupt die *Volkstümlichkeit* als den *Grundzug des gesamten Lebens* hinstellen darf, so gilt dies erst recht für diese Jahrhunderte, in denen der deutsche Mensch erst langsam anfing, sich mit der von der Kirche getragenen fremden höheren Kultur auseinanderzusetzen. Man muß eben festhalten, daß in unseren, an sich nicht allzu zahlreichen Quellen weite Schichten des Volkes überhaupt nicht unmittelbar zum Ausdruck gelangen, daß diese Quellen überdies in weit überwiegendem Maße in lateinischer Sprache geschrieben sind und von Geistlichen herrühren. Aber selbst diese Geistlichen haben ihre nationale Eigenart nicht verleugnen können, wie sie ja auch (vgl. S. 112) Dichtungen in der Volkssprache verfaßten; anderseits geben sie doch wieder mittelbares und unmittelbares Zeugnis von der Laienwelt. Noch führte die Mehrzahl der Menschen ein triebhaftes Leben. Noch gehorchten die Deutschen ganz ihrer Art. Und mühsam arbeitete vor allem die Kirche (vgl. S. 207 ff.) daran, diese durch und durch *individualistische Art*, die sich jetzt noch oft in wilder *Ungebändigtheit* zu geben liebte, zu zähmen. Wie wild und unbändig man noch in allen Schichten war, zeigt das Vorherrschen der gewalttätigen Selbsthilfe, zeigt die Raublust vor allem auch der Herren (vgl. S. 176), zeigen die fortwährenden Übergriffe der Großen, Erscheinungen, die das ganze Dasein namentlich der Kleinen so unsicher machten und immer wieder als wichtigste Aufgabe des

Digitized by Google

Herrschers den vom Volk ersehnten Rechtsschutz erscheinen ließen (vgl. S. 176). Keineswegs war aber der Masse des Volkes gewalttätiger Sinn weniger zu eigen. Noch verstand der Freie und auch der Zinsbauer seine Waffen zu führen, und trotzig rotteten sich die Leute bei allzu übermütiger Tat eines Herrn zusammen. Mancher rächte sich auch durch heimlichen Mord. Und wer verarmte, der wurde häufig zum Räuber (vgl. S. 176). Im Verkehr der Volksgenossen miteinander zügelte man nur allzu oft seine Leidenschaften auch nicht. Blut floß leicht. Modernen Gemütern erscheint vieles als Mangel an Menschlichkeit und Herz. Der Mensch als solcher galt gar nichts; ein Zeichen dafür ist schon der oben (S. 169) berührte Menschenhandel. Wo man seinen Trieben und Leidenschaften folgte, spielte das Menschenleben, selbst das eigene, keine Rolle. Solche Wildheit ist aber eben mit Kühnheit und Wagemut eng verbunden. Wie zur Urzeit war man noch höchst grausam in der Rache, indem man wohl einen persönlichen Feind raffiniert verstümmelte und Gefangene vor der Tötung folterte (vgl. S. 42). Im Kriege herrschte richtiges Morden: besiegte slawische Stämme sind teilweise ganz vernichtet worden. Aber auch in weniger gefährlicher Form war noch Roheit und Barbarei, verknüpft mit Härte und Starrköpfigkeit, für die Deutschen charakteristisch. Man darf auch nicht glauben, daß die Klosterinsassen diese wilde Natur völlig abgestreift hätten. Schlägereien unter den Mönchen waren schwerlich ganz selten. Und der Mönch von St. Gallen, Ekkehard I., der das Waltharilied in lateinischen Hexametern verfaßte, zeigt eine geradezu spezialistische Freude an der Beschreibung von Kampfgemetzel und schweren Verwundungen.

Von Sittlichkeit im Sinne einer höheren Kulturstufe kann damals nicht die Rede sein: die große Umwandlung des germanischen Menschen durch erzieherische, sittigende Kultureinflüsse, wie sie eigentlich nur die Kirche erstrebte (vgl. S. 207 ff.), hat noch nicht das Innenleben wirklich ergriffen; sie hat zunächst nur eine Geläufigkeit in äußeren Formen, die gewisse Empfindungen ausdrücken, erzielt, in äußeren Formen, die gerade, um die erreichte Gesittung zu zeigen, nun besonders betont, übertrieben, ja obligatorisch wurden. Wir werden sehen, wie die Fortschritte des Christentums sich bald vor allem in übertriebenen äußeren Zeichen der Frömmigkeit, in der Askese aller Art, darstellen: so drückt sich auch die größere Sittigung zunächst nur formal aus. Freilich wurzelte die Neigung zum Formalismus tief im germanischen Menschen, und von je waren ihm äußere Zeichen und Symbole und ebenso die festen Formeln der Rede tief bedeutungsvoll und unerläßlich. Einer der auffälligsten Züge der Umwandlung, sicherlich allein durch die Kirche erstrebt und erreicht, ist die Bezeigung von Demut und Bescheidenheit, also die wenigstens äußere Niederzwingung des hochfahrenden germanischen Menschen. Auf eine Beherrschung und Zähmung der Leidenschaften ging übrigens im letzten Grunde auch jene Askese aus und wirkte so, wie noch zu erörtern ist, erzieherisch. Niemand wird nun die Menschen des 10. und 11. Jahrhunderts wirklich demütig und bescheiden nennen können: aber die gewaltige Forderung war doch schon bis zur obligatorischen Durchführung formaler Akte, bis zur festen Gewohnheit, in bestimmten Fällen jene Gesinnung wenigstens äußerlich darzutun, gediehen. Wer irgendwie erhöht werden sollte, der Herzog, der zum König, der Mönch, der für ein hohes Kirchenamt ausersehen war, der suchte seine Unwürdigkeit durch bestimmte Gesten zu zeigen. Tränen der Rührung und der Bescheidenheit flossen in beiden Fällen, der Fürst fällt vor seinen Genossen unter Tränen auf die Knie, der Mönch flieht weinend und sucht sich der Annahme der höheren Würde zu entziehen. Wer besiegt war oder für einen Fehl, etwa Aufruhr oder Widerstand gegen den Lehnsherrn, um Vergebung bat, der mußte im Büßergewand

Digitized by Google

mit bloßen Beinen vor dem überlegenen Gegner oder dem Herrn knien. Wer sich nicht ohne Waffen, ohne Helm und mit bloßen Füßen als Unterworfener kundgab, der hatte sich eben nicht unterworfen. Wer als gabeheischender, elender Mann sich nahte, den mußte sein Äußeres schon als Unglücklichen kennzeichnen, und Jammer und Tränen waren wieder vonnöten. Dafür zeigte sich der andere, der ihm half, als Träger der Barmherzigkeit ebenfalls durch äußeres Zurschautragen des Mitleids, durch Tränen. Und wieder mußte der, dem geholfen war, sich äußerlich dankbar erweisen durch bestimmte Gebärden, durch Versprechen von Gebeten wie durch Erflehen des göttlichen Segens. Denn nicht nur Gebärden, sondern auch Worte mußten überall bestimmte Situationen als solche kennzeichnen, wie denn der ganze Verkehr mit vorgeschriebenem Tun und Reden durchsetzt war.

Verwertung der Hände als konventionelles Ausdrucksmittel innerer Bewegung. Miniaturen zu Gottfrieds von Straßburg „Tristan und Isolde". Nach einer Handschrift des 13. Jahrhunderts (Cod. germ. 51) der kgl. Hof- und Staatsbibliothek in München. Vgl. Text S. 189.

Jene starken Ausdrucksformen innerer Vorgänge könnten freilich mehr als bloße Form sein. Eine große Unmittelbarkeit des Empfindungslebens scheint aus dem sehr augenfälligen, leidenschaftlichen Ausdruck — auch die Kunst dieser Zeit zeigt in den Bewegungen übermäßigen Aufwand von Kraft und Wuchtigkeit, von Aufgeregtheit — zu sprechen. Die Träne z. B. spielt damals überhaupt eine bedeutende Rolle. Das Weinen ist der natürliche, noch nicht durch feine Sitte gehemmte Ausdruck innerer Bewegung, den wir ja auf der entsprechenden Stufe bei allen Völkern finden. Odysseus und Telemach vergießen bei ihrem Wiedersehen Tränen in Fülle. Nicht anders jetzt. Im „Waltharilied" weinen die Helden öfter, aber auch sonst hören wir von Tränenergüssen, und in gewisser Weise war das Weinen auch im Kult, vielleicht nach dem Muster des Orients, beinahe obligatorisch, z. B. beim Beichten; es kam ferner beim Predigen vor, wo dann das Volk mit dem Prediger weinte. Gregor VII. weinte täglich beim Meßopfer über seine Sündhaftigkeit, ebenso Adalbert von Bremen,

Digitized by Google

bei Austeilung des Sakraments auch Anno von Köln. Bruno von Köln weinte heftig, wenn er harte Strafen verhängen mußte. Boten weinten beim Überbringen von Trauernachrichten usw. Aber auch die Hände wurden stärker bewegt als heute: im Schmerz erhob man beide Hände; wem man holdgesinnt war, oder wen man eindringlich bat, den faßte man mit der Hand an das Kinn. In der künstlerischen Darstellung wird die Stimmung hauptsächlich durch die Hände veranschaulicht, deren mannigfaltige Sprache man kennen muß, um die Bilder zu verstehen (siehe die Abbildung S. 188). Wer dem Lehnsherrn Treue gelobte, legte beide Hände zwischen die seinen. Ein Flehender ferner, selbst der Hochgestellte, warf sich auf die Knie, und war er sehr demütig, ganz auf den Boden. So betete man auch. Viel unmittelbarer als heute war die Form der Begrüßung: man bewillkommnete und verabschiedete den Gast, Mann oder Frau, mit einem Kuß; man küßte sich zur Versöhnung; man küßte die Hand des Geehrten, wie man Reliquien oder sonst heilig gehaltene Gegenstände küßte. Aber doch spricht das alles nicht für ein tieferes inneres Leben, so wenig wie für Sentimentalität; man darf solche Züge vor allem nicht als bezeichnend für die Gemütsregungen einzelner Individuen ansehen. Es sind zwar starke, aber doch gegebene natürliche Ausdrucksweisen, die in solchen Zeiten sehr bald etwas Konventionelles bekommen. Freilich spricht eben die Stärke der Ausdrucksweise doch wieder für die leidenschaftliche Art des damaligen Menschen, der sich nie maßvoll geben konnte. Auch die schwärmerische Hingabe vieler Menschen an die Askese ist in gewisser Beziehung ein Ausfluß leidenschaftlichen Furors.

Das Wesentliche an jenem äußerlichen Gebaren war nun aber gerade das erzieherische Moment, das eben in dem Zwang der Form lag. Man gab sich so, weil die Konvention es also vorschrieb. Und erst in der Schule dieses konventionellen Gebarens mochte man auch wirklich seiner fühlen lernen. Die Form setzte den geregelten Ausdruck an Stelle des ungeregelten, sie war das Mittel, die Ungebändigtheit der Triebe in etwas einzudämmen. Denn daß man mit größter Offenheit sich seinen Leidenschaften hingab, daß mit dem Gebot neuer Sitte die Naturen noch allzusehr in Widerspruch standen, haben wir eben (S. 186 f.) gesehen: mit Zügen zarter Weichheit kontrastiert rohes, derbes Gebaren, mit tränenvollem Mitleid jene blutige Grausamkeit. So wechselt auch überaus häufig, fast sprunghaft die Stimmung. Ähnlich war es überhaupt mit den neuen Einflüssen der Kultur: einem Manne wie Otto I. (vgl. S. 186) stand z. B. sein Bildungseifer nur schlecht. Dem Volke viel sympathischer war Charakter und Haltung einer Gestalt wie des von den Spielleuten gefeierten Ritters Kurzbold, welchen Namen der derbe, ungeschlachte Konrad von Niederlahngau führte, ein Kraftmensch, gewaltiger Kriegsmann und strammer Weiber- und Bildungsfeind.

Der Hauptvorzug des deutschen Menschen lag im übrigen noch wie beim Germanen in einer eigenartigen Stärke des Gemütslebens, in einer bei der Natur der Quellen freilich nur spärlich hervortretenden Innerlichkeit. Trotz jener urwüchsigen Züge (vgl. S. 185) fehlt dem Familienleben nicht eine wirkliche gemütliche Innigkeit. Wie sehnt sich Otto der Große in Italien nach seiner Mutter, wie tief trifft ihn ihr Tod und der seiner ersten Gemahlin Editha! Wie innig ist das Verhältnis von Ottos Mutter zu ihrem Enkel, dem Bischof Wilhelm von Mainz! In der Zeichnung des Liebespaares im „Walthariliet" (vgl. S. 184) finden sich nicht minder innige Züge, wie die Besorgtheit Walthers um Hildegund.

Die alte innerliche Art zeigt vor allem das Verhältnis zur Natur, das freilich durchaus einfach und unmittelbar ist. Mit Unrecht hat man behauptet, daß sich in dieser Zeit ein tieferes Naturgefühl noch nicht entwickelt habe. Dagegen spricht eben die früh zu beobachtende

Digitized by Google

Innerlichkeit des Germanen, die von Anfang an sich mit der Natur in Beziehung gesetzt hat. Selbstverständlich ist noch kein romantisches Naturgefühl möglich, nicht dasjenige Naturgefühl, das sich aus Kulturmüdigkeit, das sich vor allem aus der Sehnsucht des Städters, des Großstädters zumal, nach der ihm entrückten Natur entwickelt. Unzweifelhaft ferner ist noch sehr lange, noch bis ins 18. Jahrhundert hinein, in der Auffassung und Schätzung der Natur der Nützlichkeitsstandpunkt, der sich gerade mit dem ersten Kulturfortschritt, mit dem Ausbau des Landes, sogleich verbindet und sich aus der Vorherrschaft der landwirtschaftlichen Interessen erklärt, deutlich erkennbar. Man schätzt den Wald besonders als Maststätte für die Schweine, die Bäume überhaupt nach ihren Früchten, die Flüsse wegen ihres Reichtums an Fischen und als Wasserstraße, man mag von dem „wilden" Gebirge schon wegen seiner Unfruchtbarkeit nichts wissen. Aber damit sind doch die Gefühle gegenüber der Natur nicht erschöpft. Zwar von dem überwältigenden Eindruck etwa einer wilden Hochgebirgslandschaft, von dem der Erhabenheit der Alpen ist noch viele Jahrhunderte keine Rede, man empfand nur das Beschwerliche und Gefährliche. Aber man war doch gegen die landschaftlichen Reize der Berge an sich nicht unempfänglich. Der Biograph des Bischofs Benno II. von Osnabrück spricht von der schönen Lage (amoenitas) des Berges (der Yburg), durch die der Bischof zur Anlage eines Klosters bewogen worden sei. Ähnlich spricht die Lebensbeschreibung des Erzbischofs Anno von Köln von dessen „geliebtem Berg" (Kloster Siegburg). Der Wald sodann wirkte doch auch stark auf das Innere, freilich seiner noch vielfach unbeeinträchtigten Mächtigkeit, seiner Unwirtlichkeit und Unzugänglichkeit halber vor allem nach der schreckenerregenden Seite hin; seine überwältigende Masse und seine Einsamkeit wird schon in der Lebensbeschreibung des Abtes Sturm von Fulda (vgl. S. 14), deren Schilderung von den Schauern des Waldes freilich sonst konventionell ist, hervorgehoben, ebenso wie schon Otfried und der „Heliand" immer die Einsamkeit betonen. Weiter prägen sich der dämonische Eindruck des von Sturm und Unwetter gepeitschten Waldes und die Schauer der Dunkelheit in der Stimmung alter Volksmärchen aus, in Sagen wie der vom Wilden Jäger. Aber manche Quellenstellen sprechen doch auch von schönen, von angenehmen, lieblichen Wäldern, wenn sie im Laubschmuck dastehen; ebenso hat man Sinn für die Schönheit einzelner mächtiger Bäume, was ja eigentlich schon aus dem altgermanischen Baumkult hervorgeht.

Ein landschaftliches Empfinden im allgemeinen hat der Zeit ebenfalls nicht gefehlt: wir haben neben dem ebenerwähnten Fall Quellenbelege, daß eine Klostergründung bewußt an landschaftlich schöner Stelle erfolgte. Wir hören, daß man sich in schöner Natur erfrischt, erholt, daß ein Mönch in St. Gallen, als er nicht durch die geliebte Natur streifen darf, sie vom Glockenturm aus zu erschauen sucht. Die Natur erweckt auch zuweilen im Menschen eine besondere Stimmung. Daß man ferner schon von den Anfängen einer Reiselust, also wohl auch öfter von einer Freude an den wechselnden Szenerien der Natur, reden kann, sahen wir schon (S. 174). Eine landschaftliche Schilderung im Sinne eines Erfassens des Gesamtbildes ist bei den Schriftstellern doch nichts ganz Seltenes; man gibt einer Gegend allerdings meist, je nach dem beabsichtigten Eindruck, allgemeine Züge der Annehmlichkeit oder des Abstoßenden. Auch in den großen Epen, die nun bald entstehen, den „Nibelungen" und der „Gudrun", ist im Gegensatz etwa zu den großen Dichtungen der Inder oder der Griechen weder von einer Absicht, die Landschaft zu schildern, zu malen, noch von einer Verbindung der Naturvorgänge mit seelischen Vorgängen oder mit den menschlichen Handlungen die Rede. Keineswegs spürt man z. B. aus der „Gudrun" den Atem des Meeres, soweit

Digitized by Google

die dichterische Schilderung in Frage kommt. Für eine Verbindung von Mensch und Natur bestehen indes in den Quellen sonst doch gewisse Beweise, etwa in der gelegentlichen Inbeziehungsetzung des Erwachens des Frühlings und der Liebe.

Überhaupt müssen wir an dem Vorhandensein auch eines *tieferen Naturgefühls* festhalten. Das *Meer* erscheint dem nordischen Menschen zunächst, ähnlich wie anderswo das Hochgebirge, von seiner gefährlichen Seite, was bei der stürmischen Nordsee gewiß kein Wunder ist. Und doch hat der Seedeutsche sicherlich wie heute ein inneres, gemütliches Verhältnis zu dem mächtigen Element gehabt. Was im übrigen bei den natürlich lebenden und natürlich denkenden Menschen jener Zeit am meisten zur Weckung eines allgemeinen Naturgefühls beitragen mußte, das war der *Wechsel der Jahreszeiten*. Vor allem bewegte die Freude über das Erscheinen des Frühlings weit mächtiger noch als heute des Menschen Herz: freilich wurde damals ja zugleich die Erlösung aus den rauchigen, feuchten, schlecht erwärmten Behausungen und die Möglichkeit stärkeren Lebens im Freien — man denke auch an die Spiele und Tänze — als ersehnte Freude empfunden. Gerade damit ist der liebevolle Preis der Frühlings- und später der Sommernatur verbunden. So besitzen wir auch allgemeinere Schilderungen der Frühlingslandschaft. Der winterlichen Erstarrung konnte man damals noch keine Reize abgewinnen. Es war die Zeit, wo wir, wie es bei Froumund von Tegernsee unübertrefflich heißt, „alle hu hu sagen" (tempus nunc est, hu hu quo dicimus omnes). Aber selbst der Winter wird gelegentlich anschaulich geschildert. Im übrigen ist es erklärlich, daß der damalige natürliche Mensch, wie er auch sonst nur das Individuum, nicht das Allgemeine erfassen kann, zunächst nur die Einzelheiten der Landschaft als solche erfaßt, und zwar mit genauer Beobachtung, wie es der Bauer noch heute tut. Der Bauer wie der Klosterbruder, der seinen Garten bebaut — behagliches Interesse an der Natur zeigt sich schon in dem (S. 140) erwähnten Gartengedicht des Walahfried —, verfolgt das Gedeihen der Pflanzen mit innigem Anteil, und was im Walde wächst, kennt man wie ein eigenes Gut.

Worauf es vor allem ankommt, das ist das *Verwachsensein mit der Natur*: ihre Geschöpfe sind dem damaligen Menschen alles Genossen, genau wie dem Kinde. Eine innige Freude hat man vor allem an den Blumen mit ihrer Farbenpracht (vgl. S. 140). Aber es ist leicht verständlich, daß man zur Pflanzenwelt nicht das besondere persönlich-gemütliche Verhältnis hat, wie es sehr deutlich zur Tierwelt, zunächst zu den mit sinnvollen Namen benannten Haustieren, den Pferden und Hunden, besteht, wenn man auch wohl die neu eindringenden Blumen mit „Frau Rose" und „Frau Lilie" anredet, anderseits die Natur überhaupt zuweilen Persönlichkeit gewinnen, dem Beschauer zulächeln, den Preis eines Menschen künden oder ihm huldigen läßt. In karolingischer Zeit verrät die lateinische Literatur eine genaue Kenntnis der einzelnen Tiere, ihres Äußeren wie ihrer charakteristischen Eigenschaften, ihres Benehmens, und die damalige Handschriftenmalerei, die in der Behandlung der Pflanzen, auch der Bäume, über die ornamentale oder eine schematische Verwendung kaum hinauskommt, versteht Tiere zum Teil äußerst lebendig wiederzugeben. Spielte ferner schon die Tierwelt für das Gleichnis eine große Rolle, etwa bei Kampfesschilderungen, zur Bezeichnung des Äußeren oder des Charakters eines Menschen, so verflocht man jetzt immer mehr tierisches und menschliches Leben. Von alters her hatte man seine Freude daran, Tiere um sich zu haben, zähmte sie, etwa eine Hindin und selbst Bären; am liebsten beschäftigte man sich aber mit den Vögeln, dem Raben, dem Storch usw., hielt die gelehrigen unter ihnen, Elster, Star, Dohle, gern daheim und richtete sie ab. Eine auf guter Beobachtung

Digitized by Google

beruhende Kenntnis der Tiere gibt sich in der Literatur jetzt deutlicher zu erkennen, z. B. im „Waltharilied“ und später in ausgedehntem Maße im „Ruodlieb“. Weiter tritt nun vor allem eine besondere literarische Gattung auf, die sicherlich auf alte heimische, von Geistlichen aus der volkstümlichen Sphäre herausgehobene und durch ihre lateinische Bearbeitung erst entwickelte Stoffe zurückgeht, die Tierfabel, deren Grundzug nicht die Lehrhaftigkeit, sondern die behagliche Lust an kleinen Geschichten ist, am Spiel der Phantasie, die sich eben namentlich mit den Tieren des Waldes beschäftigt und ihnen Lust und Leid der Menschen andichtet. Höchst bezeichnend ist auch die eigenartige persönliche Rolle, die die Tiere im Recht spielen: auf sie kann hier nicht näher eingegangen werden.

Von Natureindrücken stark beeinflußt war ferner wie schon in der Urzeit das Glaubensleben der Deutschen. Die phantastische Richtung der Deutschen wurde jedenfalls durch solche Eindrücke noch mehr angeregt. Der außerordentlich empfängliche Sinn für Wunder entspringt aber wieder dieser regen Phantasie. In dieser Beziehung war man für das Christentum sehr aufnahmebereit, insofern war es wirklich Volksglauben und Volkssache. Anderseits äußerte sich gelegentlich naiver, aber auch aus alten, fremden höheren Traditionen durchgesickerter Zweifel, und im ganzen herrschte in der Masse, insbesondere in Sachsen, noch immer nur jenes christlich gefärbte Heidentum (vgl. S. 114), soweit nicht, wie eben in Sachsen, dessen Bewohner in den östlichen Teilen nach Thietmar noch alte Hausgötter hatten, wirkliches Heidentum bestehen blieb. Burchard von Worms spricht von heidnischen Traditionen, die wie ein Erbe sich fortpflanzen, und Anno von Köln später von Menschen, die nur dem Namen nach Christen sind. Es hielt sich noch im 10. Jahrhundert die Ehrfurcht vor heiligen Bäumen, noch im elften ein Kult bei heiligen Steinen, man sprach alte Segen nach wie vor, begleitete auch die alltäglichen Handlungen mit Sprüchen oder heiligen Zeichen, wenn man etwa ein Brot anschnitt oder die Frau sich zur Spindel schickte; man beobachtete noch immer die Vögel, übte bei Sonnenfinsternis oder abnehmendem Mond allerlei alten Brauch usw.

Die zum Teil mit der materiellen Auffassung des Christentums zusammenhängende Wundersucht — die Wundertaten erwartete der Gläubige als Belohnung — war schon im Christentum des fränkischen Reiches als ein wesentlicher Bestandteil hervorgetreten (vgl. S. 78): auch jetzt zeigte sie sich oft in rohesten Formen. Man hat gemeint, in ihr gewissermaßen ein Sehnen nach dem Wiederaufleben der von Christus berichteten Wunder sehen zu sollen; man habe diese gewissermaßen praktisch nachgeahmt; die Wundererzählungen sind auch meistens nur Wiederholungen der biblischen Wundergeschichten. Aber im Grunde liegt die Wundersucht in beiden Fällen doch nur an der unentwickelten Kultur, und die deutsche Wundersucht ist zwar von der biblischen aufs höchste beeinflußt, beruht jedoch daneben auf der ganzen nahezu heidnischen Auffassung göttlicher Gewalten und einer regen Phantasie. Da wir nur die einseitige Berichterstattung kirchlicher Schriftsteller haben, ist es wohl möglich, daß die Volksphantasie auch weit über den Rahmen christlicher Wundererzählungen hinaus tätig war. Jedenfalls verlangte man von den Kirchengrößen wie von den Heiligen in erster Linie Wunder, auch schon bei Lebzeiten: die Lebensbeschreibungen von Bischöfen des 10. Jahrhunderts erzählen von ihren Krankenheilungen, Teufelsaustreibungen usw. Es ist ein überaus massiver, äußerlicher Zug, der aus der Heiligenliteratur der Zeit spricht und ihr religiöses Leben bezeichnet. Für die Geschenke, die man der Kirche eines Heiligen darbrachte, mußte er sich als ärztlicher Wundertäter erweisen. Die Reliquien der Heiligen wurden als zu Wundern, insbesondere zur Heilung von Krankheiten, geradezu bestimmt angesehen. Von priesterlicher

Digitized by Google

Seite selbst ist gelegentlich diese Mission der Heiligen nach ihrem Tode präzisiert worden. Das Zeigen der Reliquien, das Berühren des Sarges, wenn der Heilige in einem solchen ruhte, sollte bei Lahmen und Tauben, Siechen und Krüppeln Wunder wirken. Im ganzen zeichnen sich alle diese Wundergeschichten, die namentlich in Heiligenlegenden berichtet werden, durch stereotype Eintönigkeit aus. Aber im Laufe der Zeit werden diese wunderbaren Kuren, namentlich an armen Leuten, immer unglaublicher. Das Wunder wird auch sonst handgreiflicher, roher. Enthauptete Heilige wandeln mit dem Kopfe unter dem Arme bis zu der Stätte, wo man eine Kirche für sie gründen soll; ein kräftiges Gebet kann nun wohl ein zerbrochenes kostbares Gefäß wieder zusammenfügen usw. Dieser ganze Glaube wurde von der Kirche durchaus gefördert: in den Kirchen hingen rohe Abbilder von Beinen, Armen usw., die ein Heiliger wiederhergestellt hatte, wie zur Reklame; Missionare, wie Poppo in Dänemark, bewiesen durch Wunder (Ansassen von glühendem Eisen usw.) die Überlegenheit Christi über die heidnischen Götter und lockten so zur Taufe. Die Geistlichen benutzten auch Salböl und Hostie zu Wundern, und ihre Gebete, ihr Handauflegen hatten denselben Effekt und nach dem Glauben der Masse denselben Zweck wie das Sprechen eines Segens und das Streichen seitens der alten Zauberkundigen, wie ja überhaupt in den Augen des Volkes (vgl. S. 116) die Geistlichen diese nur abgelöst hatten und ebenso der Nimbus der Kirche zum guten Teil auf ihrem Ansehen als zauberkräftige Macht beruhte, die man durch Schenkungen (Opfer) sich geneigt machte. Jene Manipulationen der Geistlichen trieben auch bei Geisteskranken und Epileptischen den bösen Geist aus. Den Teufel konnte das Bannwort eines frommen Mannes, wie des Bischofs Wolfgang von Regensburg, verjagen. In diese von der Kirche ausgebildete Lehre vom Teufel und von teuflischen Gewalten, die Krankheiten und schädliche Naturereignisse hervorbrachten, übertrug man zum Teil die alten Anschauungen von schädigenden dämonischen Wesen. Ganz wie im Heidentum knüpften sich ferner an ungewöhnliche Naturereignisse (Sonnenfinsternisse, Kometen usw.), die noch lange abergläubische Furcht weckten, Wunderanschauungen. Die Kirche hat die innere Aufgeregtheit nun aber auch vor allem durch den eifrig von ihr gepflegten Jenseitsglauben verstärkt, die Phantasie dadurch krankhaft bewegt und das Traumleben mächtig beeinflußt. Die Sucht nach Visionen oder wenigstens nach verheißungsvollen Träumen griff überhaupt geradezu ansteckend um sich. Aber die Angst um die arme Seele und vor den ihr für zeitliche Sünden bevorstehenden Höllenqualen beförderten vor allem jenen Glauben an den Teufel und die Dämonen, die die Menschen zu verführen suchten, die Frommen störten und vor allem den Sterbenden zusetzten.

Es war im Grunde ein Widerspruch, wenn die wunder- und teufelsgläubige Kirche jenen noch immer mächtigen Zauberglauben, der an den alten heidnischen Wahn anknüpfte und durch die Unterdrückung des Heidentums nur noch verstärkt worden war, so eifrig bekämpfte. Aber gerade hier ist sie eben wegen des heidnischen Charakters dieses Zauberglaubens zu ganz vernünftigen Anschauungen gelangt. Waren die germanischen Strafbestimmungen anfangs nur gegen den Schaden gerichtet gewesen, den die Zauberer anstifteten, war man dann unter kirchlichem Einfluß gegen die Zauberei als heidnischen Brauch vorgegangen (vgl. S. 115 f.), so begannen jetzt Spuren der Skepsis gegenüber dem Zauberwahn an sich. In Westfranken hatte sich Agobard von Lyon schon um 820 gegen den Glauben an das Wettermachen gewendet. Anderseits ging nach der Spaltung des Reiches, bei dem Verfall der weltlichen Macht, die Kirche eifriger gegen die Zauberei vor und setzte mehr und mehr kirchliche Bußen an Stelle der weltlichen Strafen. Aber gleichwohl machten

Digitized by Google

sich bald aufgeklärtere Gedanken geltend. Die Visitationsordnung des Abtes Regino von Prüm (etwa 906), die den Aberglauben scharf bekämpft, hält, wie die Aufnahme älterer Bestimmungen und die harten Strafen gegen die schädigenden Zauberer zeigen, den Glauben der Kirche an die Realität der Zauberei zwar fest, deutet aber doch Zweifel an der Möglichkeit der zauberischen Beeinflussung anderer Menschen an. Daneben beweist der in Reginos Werk enthaltene canon episcopi, eine Anweisung bezüglich des Zauberglaubens, die die nächtlichen Lustritte von Weibern für Traumvorstellungen erklärt, daß die Kirche wenigstens diesen Wahn überhaupt nicht teilte. Wichtiger ist noch die Rechtssammlung des Bischofs Burchard von Worms (um 1020), insbesondere das im 19. Buch enthaltene Pönitential. Auch dieses Werk glaubt an zauberische Einflüsse, z. B. um Impotenz herbeizuführen, scheint auch die Möglichkeit der zauberischen Schädigung von Tieren usw. nicht aufzugeben, verwirft dafür aber eine ganze Reihe von Vorstellungen als Aberglaube (so die Wettermacherei, die Verwandlung in einen Werwolf, den geschlechtlichen Verkehr elfischer Weiber mit Männern, die Nachtfahrten) und setzt Strafen schon auf den bloßen Glauben daran. Solche Strömungen sind indessen ohne allgemeine Wirkung geblieben, und das abergläubische Wesen hat nur noch zugenommen. Für die Erkenntnis von dessen Umfang ist gerade Burchards Sammlung sehr wichtig. Was um das Jahr 1000 herum von abergläubischen Vorstellungen in Deutschland lebte, findet sich hier in reicher Fülle beisammen. Schlimm war, daß durch das Eingreifen der Kirche vieles früher harmlos Geübte jetzt den Charakter des Strafbaren, des Frevelhaften erhielt.

Freilich ist das Glaubensleben nicht nur in verdecktem Heidentum oder phantastischem Wunderglauben aufgegangen. Vielmehr weist es auch gesunde und schöne Züge und hier und da schon größere Vertiefung auf, wenigstens bei hochstehenden Geistern. Ein Mann wie Erzbischof Bruno von Köln zeigt in seinen Äußerungen auf dem Sterbelager, wie sie Ruotger überliefert hat, wahrhaft christliche Frömmigkeit und Ergebenheit. Noch gefällt man sich auch nicht in krauser dogmatischer Spekulation, sondern begnügt sich damit, die einfachen Grundzüge des Glaubens in sich aufzunehmen, was allerdings, wie wir (S. 117) sahen, doch auch eine geistige Umwandlung für die Deutschen bedeutete. Aber die Hauptsache war die Wirksamkeit der Kirche als sittigende Macht (vgl. S. 113 u. S. 207 ff.). Das zunächst ganz ungermanische Gebot der Nächstenliebe insbesondere wird von vielen, namentlich von Frauen, so der Königin Mathilde, mit innigem Eifer erfüllt. Daß dann das tiefere religiöse Leben, vor allem auch wieder bei den Frauen, zur Askese, zur Weltabwendung sich entwickelte, wird später (vgl. S. 248 f.) zu erörtern sein. Unzweifelhaft nimmt so die sittliche Haltung des Deutschen zu, aber immer bleibt es doch bei jenen moralischen Widersprüchen, die wir schon oben (S. 183) berührten. Und manches ließe sich noch anführen, was uns den damaligen Menschen von der Erfüllung höherer sittlicher Forderungen doch noch recht weit entfernt zeigt. Um die Treue z. B. ist es jetzt übel bestellt. Die Wahrheitsliebe ist auch keine besondere Eigentümlichkeit jener Zeiten. Teilweise glaubt man die Lüge höherer Zwecke wegen gerechtfertigt, ähnlich wie man etwa zur höheren Ehre der Kirche Urkunden fälschte oder sonst kleine Schwindeleien und Betrügereien verübte. Es kommt immer nur auf die konventionelle äußere Beobachtung von Formen an. Daß die alte Tugend der Gastfreundschaft hochgehalten wurde, ist für ein junges Volk nur natürlich, freilich auch in den wirtschaftlichen Verhältnissen, die den Reisenden auf das gastfreundlich gewährte Obdach durchaus anwiesen, begründet. Die Nichtgewährung von Obdach wird daher schon in den Volksrechten mit Bußen belegt. Hohe Gäste stellten an die Grundherren schon große Ansprüche, die aber oft glänzend befriedigt wurden. Insbesondere

Digitized by Google

zeichneten sich von jeher die Klöster durch eine weitgehende, schon durch ihre Regel gebotene Gastlichkeit aus, namentlich auch niederen Leuten gegenüber, denen man gelegentlich selbst neue Kleider (vgl. S. 210) gab, deren Bewirtung selbst in Masse aber viel weniger erforderte als diejenige eines einzigen Großen mit Gefolge. Das Übermaß ihrer Inanspruchnahme gerade durch diese rief aber bereits einen gewissen Widerstand der Mönche hervor.

Im ganzen erschien der Deutsche den romanischen, kulturell höherstehenden Nationen, die ihn ja jetzt als Volkstypus schon abgesondert hatten, noch als der vollkommene Barbar, und seine persönlichen Eigenschaften, von denen z. B. die Starrköpfigkeit hervorgehoben wird, machten ihn nicht beliebter. Am meisten barbarisch erschien der Sachse, auch schon den Lothringern, die ja am stärksten von der westlichen Kultur beeinflußt waren. Wie früher und später stieß die anderen Nationen besonders die Trinkfreude der Deutschen ab. Dieser wurde seit langem vor allem in den Verbrüderungen oder Gilden, die im 8. und 9. Jahrhundert der Kirche wie dem Staat ein Dorn im Auge waren, gehuldigt. Die von Columba am Bodensee überraschte Gesellschaft feierte Wodan bei einer Bierkufe in einem Opfergelage. Gegen die Trunksucht (ebrietatis malum) in den Gilden wandte sich auch Karls Kapitular von 789. Zu- und Wetttrinken wurde fleißig in ihnen geübt.

Diese Gilden sind nun aber weiter das beste Zeugnis für die Bedeutung und die Stärke des genossenschaftlichen Geistes bei den Deutschen. Ein Zusammenhang der zunächst gegenseitige Hilfe bezweckenden „Verschwörungen", d. h. Schwurgenossenschaften, im 8. und 9. Jahrhundert mit den älteren heidnischen Bruderschaften, die gemeinsame Totenfeste für Verstorbene abhielten und deren Andenken durch Minnetrinken feierten, ebenso auch die Minne der Götter tranken, wird von einigen bestritten. Gleichwohl ist ein solcher Zusammenhang wahrscheinlich. Den Ausgangspunkt würden dann die Geschlechtsverbände bilden, die gemeinsam opferten und Opfergelage abhielten. Es handelt sich dabei immer auch um das gemeinsame Essen. Wie die Hausgenossen zusammen essen, so ist das gemeinsame Mahl der alten Genossenschaften das Zeichen engen Verbundenseins. Auch später noch ist das gemeinsame Gelage etwas sehr Wesentliches: die Gilden wurden zum Teil geradezu convivia genannt. Das Wort Gilde bedeutet ursprünglich auch nichts anderes als Opfer, mit Gelage verbunden. Aber die Hauptsache war der gegenseitige Schutz, den jene natürlichen Bande der Familienverfassung gewährten, und den man nach ihrem Schwinden durch eine künstliche Schutzgemeinschaft, die durch Schwur oder vielmehr, wie man richtig betont hat, durch gegenseitiges Angeloben des Schutzes unauflöslich einander verbundene Gilde, erstrebte. Diese Entwickelung kann ganz allmählich eingetreten sein: das Gelage, das als religiöse Kulthandlung die Leute zusammenhielt, blieb bestehen.

In fränkischer Zeit sind diese Gilden weit verbreitet. Ein Kapitular Karls des Großen von 779 wendet sich gegen die „Gildonien", soweit sie Schwurgenossenschaften sind, läßt sie aber, soweit sie auf gegenseitige Hilfe bei Brandgefahr usw. abzielen, unbehelligt. Das scheint ebenso wie auch die späteren sonstigen Verbote seitens der Herrscher darauf hinzudeuten, daß man gerade in den festen Organisationen und in der so organisierten, leicht ausdehnbaren Selbsthilfe Gefahr für die mühsam durchgesetzte Ohnmacht des Staates sah. Die Kirche ihrerseits bekämpfte immer die Reste heidnischer Gebräuche und vor allem, wie auch der Staat, die Gelage, die ja ebenfalls aus heidnischer Zeit stammten. Jene gegenseitige Hilfe, die diese Verbrüderungen von Anfang an bezweckten, und die sich in fränkischer Zeit auf Unterstützung

Digitized by Google

bei Feuersnot, Schiffbruch, Verarmung (auch Verfolgung von Räubern) bezog, konnte sie nur gutheißen. Sie war jedoch mit Erfolg bestrebt, die Gilden christlich zu färben, sie zur Annahme von christlichen Schutzpatronen zu bewegen usw. Wenn nun aber das Beten für die Toten, ihre christliche Bestattung, die Sorge um ihr Seelenheil zur Hauptseite der Bruderschaften wurden, so hatte das doch auch wieder Berührungspunkte mit dem altheidnischen Minnetrinken für Verstorbene. Diese christlichen Zutaten machten dann die Gilden den sich bald entwickelnden rein religiösen Bruderschaften äußerlich ähnlicher, so daß man die Gilden nun auch als Bruderschaften bezeichnete. Diese Gilden haben sich dann naturgemäß später auch in die Städte verpflanzt, trotzdem hier ja eine größere Sicherheit bestand und die Notwendigkeit gegenseitiger Hilfe geringer war. Hier kommt eben mehr der genossenschaftliche Drang zum Ausdruck. Wie wichtig die Gilden als Volksorganisationen gewesen sein müssen, zeigt das von Widukind berichtete Vorgehen König Heinrichs I., der zur Förderung der Städte auch die convivia, d. h. eben die Gildengelage, in den Städten abgehalten wissen wollte.

Den gleichen genossenschaftlichen Geist zeigen die *Dorfgenossenschaften*, in denen die alten natürlichen nachbarlichen Verbände, deren Charakteristikum also das *örtliche* Verbundensein ist, wieder auflebten (vgl. S. 276 f.). Das *Wirtschaftliche* steht hier im Vordergrund. Und gerade die wirtschaftlichen Aufgaben haben den genossenschaftlichen Geist sehr wesentlich gefördert, zum Teil von Anfang an mit hervorgerufen. Eine gemeinsame Bewirtschaftung des Bodens wie in der Urzeit findet freilich längst nicht mehr statt. Das Privateigentum hat sich über Habe sowie Haus und Hof seit langem auf den Acker ausgedehnt. Aber Reste der alten Gemeinsamkeit bestehen noch immer. Die Gemeinde bildet auch eine wirtschaftliche Organisation, mittels des Flurzwanges bestimmt sie die Art wie die einzelnen Stadien der Bewirtschaftung. Ganz ähnlich wie diese *Organisation der ländlichen Arbeit* stellt nachher auch in den *Städten* diejenige der *gewerblichen Arbeit* eine späte Form gemeinsamer Wirtschaft dar. Auf dem Lande zunächst geht also alle wirtschaftliche Tätigkeit in genossenschaftlichem Rahmen und unter genossenschaftlichem Zwange vor sich. Aber der Zusammenhang der Genossen macht sich für das ganze Leben geltend.

Vor allem ist die *Geselligkeit* wenigstens des Volkes immer genossenschaftlich bestimmt. Das Niveau der geselligen Unterhaltung selbst war entsprechend dem der geistigen Bildung ein niedriges. Anderseits zeigten sich noch viele Züge hohen Alters, die auch ein geistiges Interesse erkennen lassen, so die Freude am Rätselraten. Bei den Herren und den Geistlichen hatte sich jetzt das in den Quellen oft genannte *Brettspiel* schon stark verbreitet, das z. B. Otto der Große liebte. Daß sich 938 die aufständischen Herzöge Eberhard von Franken und Giselbert von Lothringen so sehr in das Spiel vertieft hatten, daß sie den Abzug ihres Heeres nicht merkten, wird als für sie verhängnisvoll berichtet. Das Würfelspiel trat schon etwas zurück, obgleich ihm selbst noch Geistliche huldigten. Uralt ist natürlich die Freude am *Gesang*, der bei Festen oft mit *Tanzen*, allgemeinen Rundtänzen wie Reigen, wobei alles mitsang, verbunden war. Meist aber sang nur der Vorsänger oder die Vorsängerin ein Lied (ein Liebeslied, ein Spott- und Scherzlied, ein Lügenlied, auch wohl ein altes Kultlied oder eines von Helden der Vorzeit), und die Menge wiederholte nur den Kehrreim. Wie beweglich der Tanz eines Paares damals war, zeigt eine Schilderung im „Ruodlieb“: es ist wie das Haschen eines geschwinden Vogels durch einen Raubvogel, der aber seine Beute nie erreicht. Im übrigen bewegten die Tanzenden Hände und Füße lebhaft nach einer begleitenden Musik. Die *Instrumentalmusik*, die namentlich für alle Feste und feierlichen Akte der Vornehmen begehrt war, wurde natürlich

Digitized by Google

von geübten Leuten, meist von gewerbsmäßigen Spielleuten gemacht, woneben eine höhere Pflege der Musik durch die Kirche einherging. Jene Spielleute mußten, wie früher, insbesondere bei festlichen Tafeln die Unterhaltung bieten. Seit fränkischer Zeit hatte sich ein Heer recht minderwertiger fahrender, heimatloser Leute, der Jokulatores, der Possenreißer, Seiltänzer und Gaukler, eine Erbschaft aus dem römischen Reiche, mit ihnen gemischt und überschwemmte nun, Frauen (Spielweiber) als Tänzerinnen darunter, oft in besonders auffälliger und bunter, bald übermäßig weiter, bald übermäßig enger Tracht, auch die deutschen Lande, Herrensitze und Dörfer, fand gelegentlich auch wohl einmal, wie 911 in St. Gallen bei der Bewirtung König Konrads, in Klöster Eingang. Aber es steckt doch in diesen „unehrlichen" Spielleuten ein wichtiges Element nationalen Geistes: sie wurden im 11. Jahrhundert die Träger der alten epischen Volkspoesie.

Freilich die alten Sänger waren es nicht mehr; jene Konkurrenz der neuen Fahrenden mit ihren namentlich die Vornehmen leicht bestechenden Künsten hatte deren Publikum gemindert, und die Verachtung, die man jenem Volke persönlich entgegenbrachte, war zum Teil auf sie übergegangen. Dazu kam aber vor allem der Kampf der Kirche gegen die alten Lieder, die ihr als die schlimmste Förderung heidnischer Denkweise erschienen (vgl. S. 112), ein Kampf, den der Hof begünstigte, und der die Abneigung gegen den alten Heldensang auf die vornehme Gesellschaft übertrug. Von der Kirche ging ja auch die zunehmende lateinische Schulbildung aus, die ebenfalls den Geschmack an jenem Sang mächtig verringerte. Endlich wirkte die sich immer steigernde asketische Richtung auf Unterdrückung weltlichen Gesanges überhaupt. Das Ergebnis war, daß die Poesie, die man gelten ließ, in die Hände der Kleriker kam, die auch historische Stoffe gelegentlich nicht verschmähten, daß indes die eigentlichen Bewahrer dieser epischen Lieder, die alten Sänger, in die Masse der übrigen Fahrenden eben als Spielleute hinabtauchten, für ihren Sang ein Publikum aber nur noch im niederen Volke fanden. Der Heldensang ist nunmehr zunächst Bauernunterhaltung geworden: am besten hielt er sich durch fahrende Sänger noch in Niedersachsen, wo die alten Traditionen überhaupt am meisten bewahrt blieben; ja er erlebte hier auch wohl eine weitere Entwickelung. Anderswo aber kümmerten sich die Spielleute viel mehr um die Gegenwart, und wie einst die alten Sänger die Chroniqueure ihrer Zeit waren, so war auch jetzt das Lied des Spielmanns die lebendige Zeitung. Diese Tagespoesie ist sicherlich zum Teil die Quelle der historischen Chroniken unserer Periode gewesen, wie diese uns auch die Existenz solcher Lieder ausdrücklich bezeugen. Ältere Ereignisse, wie der Verrat Erzbischof Hattos I. von Mainz in der Fehde zwischen den Konradinern und Babenbergern, lebten dadurch lange fort; auch kennen wir aus der damaligen Gegenwart noch manche Stoffe. Heinrich der Vogler bot solchen Stoff vielfach, ferner der sehr volkstümliche, oben (S. 189) erwähnte Graf Kurzbold mit seinen stark übertriebenen Heldenstückchen. Um Otto den Großen gruppierten sich mancherlei, namentlich auf seine Familienkonflikte bezügliche Sagen; auf sie geht auch die später ausgebildete Sage vom Herzog Ernst zurück. Über Bischof Ulrich von Augsburg wurde nach Ekkehards IV. Zeugnis ebenfalls im Volke gesagt und gesungen. Daneben wurde nun viel leichter Unterhaltungsstoff gepflegt, alte Schwänke, etwa auf Stammesneckereien beruhend, jene Tiergeschichten (vgl. S. 192), Lügenmärchen, ferner schon fremde Novellenstoffe, leichtfertige Geschichten usw. Auch die alles beherrschende Kirche mit ihrem Stoffkreis gab einiges her: Heiligenlegenden wurden benutzt, und vielleicht erhielt der schreckende Teufel bei diesem furchtlosen Volke der Spielleute schon sein drolliges Gesicht. Äußerlich erfährt in dieser Zeit

Digitized by Google

die Form der Dichtung den Abschluß einer Wandlung: der romanische Reim (vgl. S. 112) — heruntergekommene Kleriker, früh mit den Spielleuten gemischt, werden ihn unter diesen verbreitet haben — ist nun völlig durchgedrungen. Gegen Schluß unserer Periode ist übrigens eine deutliche Aufwärtsbewegung der Spielleute bemerkbar, auf sie geht die Wiederbelebung des Heldensanges zurück, nicht ohne fremde Einflüsse und sicherlich im Zusammenhang mit einer größeren Wertschätzung der Muttersprache auch in vornehmen Kreisen. Diese aristokratisch-nationale Richtung führte schließlich zu einer Blütezeit deutscher Dichtung, freilich erst in Verbindung mit neuen Strömungen. In sächsischer Zeit aber haben sich die führenden höheren Kreise, soweit sie von der geistlichen Kultur beeinflußt waren, dem alten nationalen Gut entfremdet. Auch später bekämpfte die Geistlichkeit die Spielmannsepik heftig und hatte damit wenigstens im Westen Erfolg.

Unzweifelhaft zeigt unsere Periode einen geistigen Aufschwung, eine große Regsamkeit, ein Streben nach höherer Bildung, aber dieses höhere Leben steht durchaus im Zeichen des Romanismus und der Kirche, wie wir auch am besten bei Schilderung der Kulturleistungen der Kirche darauf eingehen (vgl. S. 224 ff.): es ist unvolkstümlich und färbt den Gesamtcharakter des Volkes kaum. Als bezeichnend muß aber hervorgehoben werden, daß der höheren, d. h. der durch Geistliche vermittelten Bildung am meisten die Frauen geneigt waren, die ja auch in religiöser Beziehung voranstanden, überhaupt gerade im 10. Jahrhundert eine überaus bedeutende kulturelle Rolle spielten. Im ganzen befand sich das geistige Leben von hoch und niedrig auf einem gleichmäßig niedrigen Niveau, soweit eben höheres Wissen und höhere Interessen in Frage kommen (vgl. S. 236 ff.). Ja, man muß auch große Teile des sehr ungebildeten niederen Klerus hier einschließen. Abgesehen von jenem mehr mystischen Innenleben und jener Bewahrung alten poetischen Gutes, beherrschten das Leben doch allzusehr die natürlichen praktischen und wirtschaftlichen Interessen, wozu bei den Herren die politische und kriegerische Betätigung kam. Und sonst war gerade den letzteren die leidenschaftlich geübte Jagd lieber und wichtiger als alle geistige Unterhaltung. Ist die alte nationale Poesie wenigstens im niederen Volke noch liebevoll gehegt, so haben sich nationales Gut und nationaler Geist in erheblichem Umfange auch im Rechtsleben gehalten (vgl. S. 177). Zwar gab es kein einheitliches deutsches Recht, aber das Stammesrecht und die partikularen Rechtsgewohnheiten waren durchaus lebendig. Das Volk, vor allem seine Ältesten, kannte noch das Recht, übte es auch in den Hundertschafts- und in den bäuerlichen Gemeindegerichten. Die späteren Weistümer zeigen ferner, wie man ganz in nationalem Sinne, freilich unsystematisch und von Fall zu Fall, im Bereich dieser ländlichen Welt auch neues Recht schuf und setzte. Zum Gebrauch der in lateinischer Sprache kodifizierten Stammesrechte (vgl. S. 84) mußte man sich allerdings der Vermittelung geistlich gebildeter Leute bedienen. Handschriften dieser Rechtsbücher hatte man an vielen Orten, und im 10. Jahrhundert konnten sie auch noch viele Edelleute lesen (vgl. S. 177). Die Hauptsache blieb gleichwohl die mündliche Tradition.

Einen Einblick in die Empfindungs- und Denkweise der Gesamtheit, in die geistige Welt wie in die Interessensphäre des Volkes vermag uns noch ein oft vernachlässigtes Volkserzeugnis zu gewähren: das ist seine Namengebung. Sie vor allem zeigt uns den altnationalen Charakter der Menschen auch dieser Epoche. Die geistige Kraft der germanischen Zeit hatte sich in einer außerordentlich reichen, fast dichterischen Produktion von Namen, die in schönster Weise Ideale und Interessen jener Zeit widerspiegeln, kundgegeben: diese

Digitized by Google

Produktionskraft ist jetzt versiegt vor der Fülle neu eindringender Kultur, aber man bewahrt wenigstens den alten Reichtum und beweist damit unbewußt, wie man an dem alten Wesen hängt. Dieser germanische Namenreichtum, der jetzt also durch neue Schöpfungen nicht mehr vermehrt ward, wurde erst im 12. und namentlich im 13. Jahrhundert, wie wir sehen werden, augenfälliger gemindert. Aber noch im 12. Jahrhundert finden wir zum Teil den alten Reichtum: 29 Goslarer Bürger, die von 1144—1200 genannt werden, führen fast alle verschiedene (25), und zwar deutsche Namen. Dies letztere ist immerhin bezeichnend. Denn seit langem strömten mit dem Christentum und der lateinischen Kultur auch *fremde Namen* ein, die sogar schon in römischer Zeit bei einigen romanisierten Stämmen Anklang fanden. Im Westen und Süden verbreiteten sich in merowingischer und karolingischer Zeit fremde Namen insbesondere, wie natürlich, unter dem Klerus, vor allem dem hohen, weniger unter den Klosterleuten. St. Gallens Namenwelt beweist aber, daß sich noch in sächsischer Zeit unter den Mönchen die alten deutschen Namen hielten, ja sie traten jetzt auch beim hohen Klerus, wie die Namen der Straßburger und Mainzer Bischöfe oder der Fuldaer Äbte zeigen, stärker auf. Gewiß lassen sich fremde Namen jetzt wie früher nachweisen, von Frauennamen z. B. im 8. Jahrhundert Alexandra, Beata, Christina, Elena, Elisabeth, Judith, Maria, Sibylla und andere, im neunten Anna, Cecilia, Regina, Susanna, Vincentia, im zehnten Genoveva, Paulina, Victoria, im elften Beatrix, Sophia usw., wobei übrigens in den beiden letzten Jahrhunderten solche Namen in geringerem Maße vorzukommen scheinen: aber es *überwiegt* jetzt nach allen Belegen der *deutsche Namenschatz*. Unter der Äbtissin Theophanu, mit fremdem Namen, saßen, wie Karl Weinhold nach Lacomblet anführt, im Kloster Essen im Jahre 1054 „die Dekanin Swanaburg mit den Nonnen Adelheid, Swanehild, Hathewig, Emma, zwei Magala, einer Hizela, Sigeza, Wandela, Fricôz, Berhta, Ôda, Rikend, Wetzala und der Pröbstin Gepa". Die im Bleidenstadter Kodex des Münchener Reichsarchivs aus dem 11. und 12. Jahrhundert aufgeführten Frauennamen sind nahezu durchweg deutsch, wie Gerhild, Dancmut, Hartmut, Kuniza, Hildegunt usw.; ebenso die männlichen Namen, die der Mönche. Ähnliches bestätigen Regensburger, Fuldaer, Lorscher und andere Nekrologien wie sonstige kirchliche Quellen. Insbesondere zeigt das Verbrüderungsbuch von St. Peter zu Salzburg, das in frühe Zeit zurückgeht, wie die anfangs namentlich bei hohen Klerikern auftauchenden romanischen, selbst byzantinischen und alttestamentlichen Namen (von letzteren z. B. David, Noah) im 11. Jahrhundert fast ganz zurücktreten. Unter 140 Mönchen des 11. und 12. Jahrhunderts tragen nur zwei fremde Namen. Entsprechendes ergibt sich für die Laien aus den Urkunden. Die Wormser Ministerialen z. B. noch zu Anfang des 12. Jahrhunderts und die Wormser Bürger zu Ausgang desselben tragen sehr selten Heiligennamen. Die Bürger heißen Burchard, Dietrich, Eckbert, Emicho, Gerbodo, Giselbert, Liutfried, Siegfried, Sigebodo, Wernher usw. Werner, Heinrich, Konrad waren damals besonders beliebte Namen.

Die Namen dieser Epoche sind so das beste Zeugnis für den nationalen Geist der Gesamtheit, den man bei einseitiger Betonung des geistigen Lebens der von Geistlichen beeinflußten höheren Schichten, namentlich auch vornehmer Frauen, leicht vermissen könnte. Und auch diese Schichten sind trotz jener Bildungsbestrebungen innerlich weniger romanisiert, als man anzunehmen geneigt ist. Wie sehr aber damals nationaler Geist sich auch mit den übernommenen höheren Kulturerrungenschaften verband, das zeigt sich vor allem auf *künstlerischem* Gebiet. Natürlich ist von einer *allein* aus deutschem Geist selbst heraus entwickelten

Digitized by Google

Kunst nicht die Rede. Man hat dem Deutschen überhaupt eine eigentlich künstlerische Ader abgesprochen oder doch nur sehr verborgene Merkmale künstlerischer Anlage gelten lassen wollen. Indessen fragt es sich, wie sich die allerdings zunächst nur ornamentale künstlerische Betätigung der älteren Zeit weitergestaltet hätte, wenn die Entwickelung nicht durch die überlegene fremde Kunst unterbunden worden wäre. Der nationale Holzbau z. B. hat sich doch auch über die bloße Ausschmückung durch Schnitzerei und Bemalung später kräftig weiterentwickelt. Freilich nur in bestimmten Grenzen und in einem Kreise weniger bedeutender Aufgaben. Eben der fremde Steinbau hinderte eine höhere Ausbildung des Holzbaues. Es fehlte diesem auch der monumentale Charakter, den vor allem die Kirche für ihre Bauten erstrebte. Überdies wollte sie ihnen größere Dauerhaftigkeit sichern, sie sollten gleichsam ein Sinnbild ihrer eigenen Machtdauer sein. So verdrängte denn gerade bei den Kirchen der Steinbau den anfangs (vgl. S. 149) auch für diese durchaus überwiegenden Holzbau, und ähnliches gilt für die Bauten der der Kirche nacheifernden Großen. Aber erst allmählich konnte der Deutsche, durch dauernden Anblick an die neuen Steinbauten, ihre kunstvolle äußere Gestaltung und ihre Innenausstattung durch die Wandmalerei gewöhnt, in der Technik mühsam an den Traditionen der Romanen sich schulend und nur sehr langsam fortschreitend, dazu kommen, die fremden Formen nach seiner Art zu handhaben und zu gestalten. Zunächst ist die ganze höhere Kunst noch wie in karolingischer Zeit antikes Erbteil und wird wie die höhere Bildung von der Kirche getragen, weshalb ihre Entwickelung besser auch erst im nächsten Abschnitt zu würdigen ist (vgl. S. 216 ff.). Aber gleichwohl schwindet der lediglich abhängige und rückwärts gerichtete, auf Römertum und Christentum gestützte Charakter, zu dem man auch jetzt freilich nicht in Gegensatz gerät, mehr und mehr. Die geistlichen Träger der fremden Kunst können ihre nationale Eigenart gerade mit der fortschreitenden Ausdrucksfähigkeit und der vollkommeneren Beherrschung der Technik nicht verleugnen. Auch die größere oder geringere Betonung der Eigenart bei den einzelnen Stämmen ist wichtig. Gerade das neu in die Entwickelung getretene sächsische Land bringt nunmehr ein reiches Kunstleben, gestützt eben auf die inneren Kräfte, hervor. Dieser frische Zug der sächsischen Kunstentwickelung ist aber nicht das einzige Zeichen des nationalen Aufschwungs auch in der Kunst. Im einzelnen sahen wir schon oben (S. 135), daß selbst Gebiete, die „byzantinisch" beeinflußt sein mögen, selbständige Entwickelungsmerkmale tragen, vor allem die Elfenbeinplastik, die sich in Ottonischer Zeit in Sachsen von den karolingischen Traditionen einigermaßen freimachte. Selbst die byzantinisch beeinflußte Emailkunst entwickelt sich dort eigenartig und bedeutend, ebenso die Goldschmiedekunst und, wie die Hildesheimer Denkmäler zeigen (vgl. S. 219), die Metallplastik. Auch in den Steinbildwerken, an Säulen usw. zeigt sich neben der Pflege antiker Typen deutsche Eigenart, z. B. in den Tierfiguren an den Säulenkapitellen. Die Bären, die ihre Junge um die Leiber schlingen, oder der Rabe an Kapitellen der Quedlinburger Schloßkirche verraten Sinn für charakteristische Darstellung wie deutschen Humor. In der Malerei sodann beweist das noch im Vordergrund stehende ornamentale Werk, die erst im 11. Jahrhundert zerfallende Pflanzenornamentik, durchaus nationale Kraft, anderseits wurde, wie man mit Recht hervorgehoben hat, die Menschendarstellung durch Verwendung symbolischer Handbewegungen (vgl. S. 189), überhaupt bestimmter, jedem verständlicher Gebärden und kräftiger Bewegungen national gefärbt. Im übrigen freilich werden nicht nur in der früher einseitig vorangestellten Miniaturmalerei, sondern vor allem in der Wandmalerei (vgl. S. 220) durchaus die antik-christlichen Traditionen fortgepflanzt.

Digitized by Google

Am schönsten entfaltet sich aber, wie gesagt, der nationale Geist in der damals wichtigsten Kunst, der Baukunst. Es handelt sich nicht nur um einige eigenartige Züge — so hat man besonders den in sächsischen Landen auftretenden Stützenwechsel (Abwechselung von Säulen und Pfeilern) hervorgehoben —, vielmehr trägt der sogenannte romanische Stil überhaupt, der allerdings nur auf antiker Grundlage erwachsen konnte, nationalen Charakter. Die Zeit des bloßen Aufnehmens ging zu Ende. Auch die unmittelbaren Anregungen durch die neue Verbindung mit dem italischen Süden wurden nun eigenartig verarbeitet. Man entwickelte das Überkommene und Neugesehene selbständig, worauf eben auch die anfängliche Roheit der Versuche und die Unbeholfenheit der Technik hinweisen, in klarer Konsequenz ohne fremde Einflüsse und ohne phantastische Auswüchse. Gerade die Fülle und die Bedeutung der freilich auch im übrigen Abendland verbreiteten Denkmäler des romanischen Stils in Deutschland zeigen, daß es sich hier um eine in Fleisch und Blut übergegangene Kunstpflege handelt, die hervorgerufen ist durch den wachsenden Wohlstand, den politischen Aufschwung, die Zunahme der Bevölkerung, die beginnende Entwickelung der Städte, kurz durch das Bedürfnis nach neuen wie nach größeren Kirchen. Auf die Bodenständigkeit der Bauten und die innerliche Selbständigkeit ihrer geistlichen Erbauer weist vor allem die landschaftliche Differenzierung der Bauten wie jener Umstand, daß die erste Blütezeit der Entwickelung die sächsischen Lande sahen. Gewisse Züge können gar nicht aus der Fremde abgeleitet sein, das Massige, oft Ungeschlachte, breit in der Erde Wurzelnde, das Schlichte und Herbe, der Außenwelt Abholde. Ob man außer in der individuellen Gestaltung, der Abneigung gegen strenge Regel und Symmetrie und der doch harmonischen Gestaltung des Ganzen sonst in den Denkmälern nationalen Geist und deutsche Art erkennen darf, das bleibe dahingestellt. Ein wirkliches Volkserzeugnis ist der romanische Stil natürlich nicht; die Kirche ist seine Trägerin, wie denn überhaupt die ganze höhere Baukunst nur der Kirche, daneben einzelnen großen Herren, die freilich noch vor allem die Kleinkunst schätzten, dient. Auf die technische und künstlerische Seite des romanischen Stils gehen wir daher erst im nächsten Abschnitt (vgl. S. 217ff.) ein.

So ist es denn auch auf diesem Gebiete wie auf anderen: die Deutschen sind ein angehendes Kulturvolk geworden, das einer eigenartigen Entwickelung zustrebt, aber die Keime und Blüten höherer Kultur, die sich in dieser Krieger- und Bauernatmosphäre entfalten, sind noch kein Volksprodukt, überhaupt nicht Laienprodukt. Der Träger dieser Kultur ist eine besondere, freilich (vgl. S. 207) nicht völlig abgesonderte Schicht, der Klerus. Der Geistliche hat auf allen Gebieten, auch auf materiellem, dem Deutschen jener Zeiten eine höhere Stufe der Entwickelung vorbildlich gezeigt, zu der in der Regel die Laienwelt erst spät hinaufgekommen ist. Und wenngleich wir namentlich auf wirtschaftlichem Gebiete die Spuren dieses Einflusses schon wiederholt beobachtet haben, so erscheint es doch notwendig, diese Erziehungsarbeit der Kirche auch im Zusammenhang zu betrachten.

Digitized by Google

IV. Die Kirche als Erzieherin und im Kampfe mit der Welt: der Geistliche als Kulturträger.

Die Kirche ist die erste und wichtigste Kulturmacht des Mittelalters gewesen: dem deutschen Menschen war sie Lehrerin und Erzieherin, und als Herrin weltlichen Besitzes leitete sie ihn auch zu einer höheren materiellen Stufe. Das ist freilich nicht richtig, daß die mittelalterliche höhere Kultur der eigentümlichen Kraft, dem schöpferischen Element der christlichen Kirche, wenn auch nicht ausschließlich, so doch zu wesentlichen Teilen, zu danken sei. Man darf nicht in der mittelalterlichen Kultur eine neue sehen, die die Kirche an Stelle der „ausgearteten" römischen Kultur setzte. Was die Kirche gab, gab sie größtenteils nur als Erbin des römischen Reiches, als Vermittlerin der antiken Spätkultur, wie sie selbst nur als ein Teil dieser Kultur zu den Deutschen gekommen war. Die Tradition macht die kulturelle Bedeutung der mittelalterlichen Kirche aus. Freilich die kirchliche Färbung ist so stark, daß man den Charakter der Kultur dieser Zeit vor allem als einen christlichen empfinden wird.

Diese kirchliche Kultur und damit die höhere Kultur des Mittelalters überhaupt ist aber durchaus international, d. h. innerhalb des eigentlich abendländischen Bereichs. Eben als Kirche des römischen Reiches hatte die Kirche diesen universalen Charakter übernommen und bestrebte sich auch dauernd, ihn zu bewahren oder neu zu beleben. Daher die von der Kirche betriebene Erneuerung des universalen Kaisertums. Daher die Ausbildung der keine nationalen Unterschiede kennenden kirchlichen Hierarchie mit dem Papst an der Spitze. Für die Kirche gab es im Prinzip nur eine Kultur, sowenig sich ihre Glieder den Einflüssen der nationalen Eigenart entziehen konnten (vgl. S. 110), die christlich-lateinische. Die lateinische Sprache war die bei allen katholischen Völkern gleichmäßig geltende alleinige Kirchensprache. Und weil die ganze höhere Bildung auf der durch die Kirche vermittelten Kultur beruhte, so war auch diese Bildung, bis sich die nationalen Elemente stärker bemerkbar machten, überall die gleiche, getragen vom Klerus und in der lateinischen Sprache übermittelt. International war ferner im ganzen die höhere, von der Kirche gepflegte Kunst, international die christliche, der Art der Völker meist stark widerstrebende Moral, international die gerade von der Kirche bewahrten Traditionen fortgeschrittener Verwaltung und höherer Wirtschaft. Daß in dieser von der Kirche beherrschten abendländischen Völkergruppe auch das soziale Gefüge stark angeglichen war, das lag freilich nicht an der Kirche, sondern an der einstigen Umgestaltung des römischen Reiches durch die germanischen Eroberer, an der grundlegenden Bedeutung vor allem des fränkischen Reiches, überhaupt an dem starken Durcheinander germanischer und romanischer Elemente. Freilich war der staatliche und soziale Aufbau durchaus

Digitized by Google

nicht rein germanischen Charakters, sondern wieder von römischen Institutionen beeinflußt. Wie diese Internationalität auch in der weiteren, neue Erscheinungen hervorrufenden Kulturentwickelung nachwirkte, werden wir später sehen. Innerhalb dieses von der Kirche getragenen internationalen Kulturkreises standen nun freilich, wie in politischer und militärischer Beziehung die Deutschen, so in kultureller Beziehung die Romanen durchaus voran. Für die Beurteilung der Kulturleistungen gerade der deutschen Kirche ist ihre Abhängigkeit von dem die römischen Traditionen besser bewahrenden französischen und italienischen Klerus sehr wichtig. Gerade der internationale Zusammenhang der Kirche erleichterte die Übertragung der höheren Kultur jener romanischen Länder nach Deutschland durch die Vermittelung der Geistlichen.

Man darf sich ferner diese Kirche nicht als außerhalb des weltlichen Lebens stehend denken: sie war mit ihm vielmehr aufs engste verknüpft. Geistliche waren die Beherrscher der Kanzleien der Großen. Wenn auch nach Augustinischen Anschauungen selbst das wirtschaftliche Leben nur den Zwecken der Kirche dienen, nur von ihr bestimmt werden sollte, so war damit doch eine wirtschaftliche Betätigung der Kirche selbst nicht ausgeschlossen. Der große Grundbesitz der Stifter und Klöster forderte von selbst dazu heraus. Aber die Mönche waren auch dem Handel nicht fremd, und mit der später einsetzenden Geldwirtschaft wurden sie Geldausleiher. Auch Kirche und Staat waren eben durch das Ottonische System aneinandergekettet, und auf geistigem Gebiete hätte sich, wenigstens im höheren Geistesleben, eine der Kirche entgegengesetzte Strömung — das Heidentum kam als solche nicht mehr in Frage — gar nicht denken lassen. Erst die Zeiten der kirchlich-asketischen Reformbewegung haben den Keil in diese Einheit von Welt und Kirche getrieben. Unter der späteren Herrschaft der Idee der Weltverneinung sind die Kulturleistungen der Kirche alsbald erheblich zurückgegangen. Freilich darf man diese auch nicht überschätzen. Unsere Überlieferung aus früher Zeit besteht vorwiegend in Aufzeichnungen von Geistlichen; dadurch erscheint überall die Kirche im Vordergrunde der kulturellen Entwickelung: andere Potenzen und Faktoren treten zurück. Aber gleichwohl sind die Kulturleistungen der Kirche in der Tat für die Entwickelung des deutschen Menschen von größter Bedeutung gewesen. Der gewaltige Widerspruch zwischen deutscher Art und der zu den Deutschen gedrungenen, auch in ihren Resten weit überlegenen, ganz anders gerichteten Weltkultur ist bereits (S. 110) charakterisiert worden. Diesen Widerspruch sah die Kirche nicht, als sie an die Kultivierung des deutschen Barbaren ging. Die Kultivierung war freilich immer nur eine Begleiterscheinung der Christianisierung, der religiösen Erziehung. Aber jener innere Gegensatz machte dieses Kultivierungswerk schwierig, und an der Ausgleichung der beiden Faktoren hat das ganze Mittelalter gearbeitet. In der eben behandelten Epoche ging der Deutsche, von den kriegerisch-politischen Interessen der führenden Schicht abgesehen, wesentlich in agrarischen Interessen auf, und seine Geistes- und Lebenshaltung entsprach dieser Stufe: aber gerade sie bedingt, wie man mit Recht hervorgehoben hat, bei seßhaften Völkern eine überwiegende Rolle der priesterlichen Gewalt.

Wie die Kirche zur bestimmenden Kulturmacht geworden war, haben wir bereits (S. 111) gesehen. Sie war eben im Besitz jener höheren Kulturtradition, deren Fortdauer bei dem festen Bestand und Zusammenhang ihrer Organisation gesichert war, und die sie auch zur eigentlichen Trägerin des kulturellen Aufschwunges Deutschlands in der deutschen Kaiserzeit machte, wie sie durch ihre Organe, insbesondere die Bischöfe, die beste Stütze des Ottonischen Kaisertums war (vgl. S. 126 ff.). Mit allen Mitteln war ferner die

Digitized by Google

Kirche darauf bedacht, die erstrebte Macht über die Gemüter auch äußerlich zum Ausdruck zu bringen. Daher nach damaliger Möglichkeit der feierliche Prunk des Gottesdienstes, daher das Streben nach großartiger Gestaltung der Kirchenbauten. Dabei stieg die äußere Macht der Kirche ständig. Gerade unter den sächsischen Königen erfuhr sie eine außerordentliche Stärkung. Man hat mit Recht die Ottonische Zeit als „die Glanzzeit der deutschen Kirche während des Mittelalters" angesehen.

Insbesondere erweiterte die Kirche ihr äußeres Einflußgebiet, namentlich eben durch die Gunst der Herrscher. Die Neubegründung des Erzbistums Magdeburg und der ihm untergeordneten fünf, später sechs Bistümer durch Otto I., die Neugründung und Ausstattung des Bistums Bamberg unter Heinrich II., die ohne Zutun der weltlichen Macht erfolgte Erweiterung des Erzbistums Hamburg durch neue Bistümer wie Schleswig und Oldenburg gaben der Kirche durch die damit eröffnete große Missionstätigkeit nicht nur frisches Leben, sondern auch innere und äußere Stärkung. Wirtschaftlich hatte die Kirche (vgl. S. 103 f.) von der grundherrschaftlichen Entwickelung fast noch mehr profitiert als die weltlichen Herren und ihren Besitz stark erweitert. Die Hufenzahl eines Bistums verzehnfachte sich oft in dieser Zeit. Die Eingriffe der Großen (vgl. S. 103 f., 144) wurden mindestens wett gemacht. Die Ausstattung neuer Stifter war in dieser Epoche von Anfang an viel reicher als früher, wie namentlich diejenige Bambergs beweist. Dazu kamen nun weitere Schenkungen, insbesondere der Könige; auch die Bischöfe selbst, soweit sie aus begüterten Familien stammten, schenkten reichlich, überdies fiel ihr wie der übrigen Geistlichen Eigenbesitz nach dem Tode an die Kirche. Von der Masse der vornehmen wie der mittleren Laien usw. wurde nicht minder geschenkt (vgl. S. 103), wesentlich freilich aus der von der Kirche klug genährten Furcht vor dem Jenseits oder aus Dankbarkeit für Heilung und Genesung. Den Besitz zu sichern, wandte die Kirche ihre Kulturmittel an: die Beglaubigung durch Urkunden. Auch durfte Kirchengut nicht veräußert werden. Die Verleihung der Immunität ferner (vgl. S. 76) war im 10. Jahrhundert besonders häufig, und fast alle geistlichen Herrschaftsbezirke hatten schließlich dieses Recht, das die Beamten des Königs, die Grafen, nicht nur als Gerichtshalter, sondern überhaupt aus dem Gebiete fernhielt und es von öffentlichen Abgaben freimachte.

Der deutsche Episkopat erlangte eine hohe Stellung, insbesondere, wie erwähnt, unter Otto I. (vgl. S. 126 ff.). Die Bischöfe erhielten Zölle, Münzrechte usw. Manche waren, obgleich sie höchstens drei Wochen von ihrem Sitze entfernt sein durften, lange am Hofe des Königs als Berater, zogen mit nach Italien, also auch mit zu Felde. Waren sie doch zur Heeresfolge verpflichtet wie die weltlichen Fürsten und mußten ihre Mannen halten wie diese, was sie durch Verleihung von Lehnsgütern an Adlige, die ihnen dann Kriegsdienste leisteten, erreichten. Freilich wurde dadurch das Kirchengut mehr und mehr gefährdet (vgl. S. 144). Vielfach übten die Bischöfe ferner Grafenrechte aus (vgl. S. 127). Naturgemäß hatten sie aber vor allem auf das kirchliche Leben größten Einfluß. Sie waren die ziemlich unumschränkten Vorgesetzten der zahlreichen niederen Geistlichen, sie sorgten für deren Ausbildung, führten über sie, am schärfsten über die Kanoniker an den Bischofssitzen selbst, strenge Aufsicht und vollzogen die Weihen, die für jede neue Stufe nötig waren und gewissenlosen Kirchenfürsten häufig Geld brachten. Trotz ihrer ausgedehnten Verwaltungstätigkeit übten sie auch die Seelsorge selbst, lasen Frühmessen, hielten Sonntagspredigten, spendeten Sterbenden den letzten Trost. Den Bischöfen kamen die großen Äbte nahe. Mit wachsender weltlicher Machtstellung streiften sie mehr und mehr den asketischen Charakter ab und eiferten

Digitized by Google

jenen nach, sonderten sich auch vornehm von ihren Mönchen ab. Überdies wurden ja gelegentlich Laienäbte von den Herrschern eingesetzt.

Die Klöster selbst erlebten jetzt eine Blütezeit: werden wir zwar eine Verweltlichung vieler Klöster, die ja für die Kultur kein Nachteil war, noch festzustellen haben, so waren andere wieder stete Erneuerer des religiösen Lebens, wie auch der spätere Aufschwung des kirchlichen Geistes ihnen viele und bedeutende Insassen brachte. Aber dieser Geist stärkte sie zugleich äußerlich. Nach einer Epoche, in der ihr Besitz den Bereicherungsgelüsten der weltlichen Herren schutzlos preisgegeben war, gründeten jetzt Könige wie große Herren Klöster in großer Zahl und versahen sie mit ausgiebigen Schenkungen (vgl. S. 144). Derselbe Schenkungseifer verbreitete sich im ganzen Volk. Die Klöster übertrafen oft an Besitz die Bistümer: als Heinrich II. dem Kloster St. Maximin bei Trier über 6000 Hufen entzog, blieb der Besitz doch für den Unterhalt genügend. Das regste Klosterleben war immer noch in den alten Kulturlanden des Westens und Südwestens, in Prüm, Echternach, Stablo, in den Klöstern bei Trier und bei Metz wie in Köln, in St. Gallen, der Reichenau, Hirsau, Weißenburg usf. Die südwestlichen Klöster, auch die bayerischen wie Tegernsee oder St. Emmeram, pflegten eifrig die gelehrten Studien, während im Westen mehr das kirchlich-religiöse Leben im Vordergrund stand. Auch die dortigen Klöster aber waren wie jene und wie die in Mitteldeutschland (vor allem Fulda) und Sachsen (Gandersheim, Korvei und andere) Sitze des Bildungsstrebens der Zeit, ebenso wie sie Träger alter Kunstzweige und besserer Wirtschaftsweise waren.

Mit der Vermehrung der Klöster und Pfarrkirchen sowie der Neugründung von Bistümern hatte nun der Stand außerordentlich zugenommen, der recht eigentlich ein Produkt des gesamten fremden Kultureinflusses, der Träger des Romanismus war, der aber immer breitere Wurzeln im Volke geschlagen hatte und zugleich mächtig an Ansehen und Einfluß gestiegen war, der geistliche Stand. Im Grunde war durch seine Einordnung in das germanische Leben eine gewaltige Umwälzung geschehen. Hier war ein Stand, dem weder das Kriegshandwerk noch der Anbau des Landes und die Viehzucht als Lebensideal vorschwebten, der Familienbande nicht achtete, sich vom heimischen Boden mit Leichtigkeit trennte, das Tragen der Waffen verschmähte, der sein ganzes Leben jener großen, dem Volke immer noch nicht recht faßbaren Macht weihte, die so einschneidend in das alte Leben eingegriffen hatte. Mit fremdartiger, besonderer Tracht (siehe die Abbildung S. 206) angetan, die auf die römische Provinzialtracht zurückging, hob er sich auch äußerlich aus der übrigen Menschheit heraus, als stolzer Diener eben jener großen Macht und zugleich als Träger der fremden, höheren Kultur. In allem war er seinen Genossen in Italien und Frankreich ähnlich oder gleich, als Vertreter einer internationalen Macht (vgl. S. 202), ohne freilich, wie gesagt, seine nationale Eigenart ganz abstreifen zu können. Daß innerhalb dieses äußerlich völlig geschlossenen Kreises auch starke innere, zum Teil eben auf nationaler Eigenart gegründete Gegensätze bestanden, wird freilich oft übersehen. Die Trennung des Klerus von den Laien ist übrigens früh auch von der Obrigkeit gefordert worden: jene Tracht z. B. wurde den Klerikern, die sich häufig noch wie Laien trugen, in den Kapitularien besonders eingeschärft. Im Inneren der Kirchengebäude wurde die Trennung von den Laien, die bis zum 8. Jahrhundert noch ungehindert zum Altar Zutritt, überhaupt noch mehr als später zu bedeuten hatten, namentlich infolge der Vermehrung der Kleriker, die nun in den Kirchen häufig besondere Gottesdienste hatten, durchgeführt und Chor und Altar jenen versperrt. Wir werden sehen, wie das schließlich auf die Kirchenbauten selbst von Einfluß wurde. Der

Digitized by Google

Klerus war ferner der erste Stand, der einen ausgeprägten Beruf hatte und dabei höhere Ziele verfolgte. Sein Ansehen, seine Bildung sonderten ihn von der Masse nicht minder ab als der Nimbus der Weihe. Seine Lebenshaltung unterschied ihn scharf von den Laien, vor allem seine Ehelosigkeit, die aber in der niederen Geistlichkeit noch lange (vgl. S. 255) nicht allgemein war.

Immer mehr nahm dieser Körper zu: aus den Herrenfreise zu zahlreich aufgenommen, daß 789 die Aachener Synode ausdrücklich darauf hinwies, daß sie auch Freie aufnehmen sollten. Mehr und mehr hat in ihnen anderseits der Adel schwächliche oder sonst

Geistliche Trachten. Aus Herrads von Landsberg „Hortus deliciarum". Nach Chr. Mor. Engelhardt, „Herrad von Landsberg und ihr Werk", Stuttgart und Tübingen 1818. Nach den Überschriften stellen die Gruppen den Papst nebst Bischöfen und Klerikern, Äbte und Mönche sowie geistliche Frauen (als kluge und törichte Jungfrauen) dar. Vgl. Text S. 205.

waffenunfähige Sprossen untergebracht. Ferner sicherten sich viele Landlose durch den Eintritt in ein Kloster die Existenz, wenn sie sich nicht in Abhängigkeit begeben und dadurch Grundbesitz erwerben mochten. Rein religiöse Motive kamen natürlich hinzu. Die Geistlichen waren sich ihrer überragenden Stellung auch voll bewußt. Trotz aller ihrer Abstufungen — selbst der Bischof hat übrigens wohl zuerst die niedrigste Stufe absolvieren müssen —, trotz ihrer verschiedenen Herkunft durchdrang sie alle das gleiche Standesgefühl. Sie waren die Vertreter göttlicher Macht, die Vermittler des Heils der Seelen, sie meinten allein imstande zu sein, die Menschheit zu führen. So haben sie sich auch selbst als Hirten, als Eltern der Laien bezeichnet. Sie glaubten später sogar der weltlichen Obrigkeit überlegen und berechtigt zu sein, ihr Aufgabe und Ziel zu setzen. Den Großen gegenüber war der Klerus anderseits noch lange recht gefügig. Aber auch der freie Mann wurde von schwereren Bußen, vor allem der Geißelung, verschont, das Wiedergutmachen durch Almosen, d. h. durch Geld, wurde immer häufiger. Die Geistlichen wollten das ganze sittliche Leben der Menschen leiten, den Menschen bilden und erziehen. Wie sie nunmehr eine politische Rolle spielten, wie ihr Rat und ihre Hilfe den Herrschern als maßgebend erschien, wie sie höhere äußere Lebensbedingungen kennen lehrten und durch die Kunst das Schönheitsgefühl weckten, so wirkten sie durch ihre Schulen wie durch Predigt und Seelsorge auf die

Digitized by Google

innere Umformung des einzelnen Menschen. Sie waren die Träger aller höheren Bildung, die sie gleichsam wie ein Monopol verwalteten: wie ein Abzeichen erhob sie die Kenntnis der lateinischen Sprache weit über das Volk mit seiner „Bauernsprache". Sie verstanden allein das der Masse noch lange unheimliche Schriftwesen und wurden damit die wichtigsten Träger der weltlichen Geschäfte, die mehr und mehr des Schriftwesens bedurften. „Clericus" wurde so die Bezeichnung eines jeden, der lesen und schreiben konnte, überhaupt des Gebildeten, ebenso später „pfaffe", „pape". Natürlich hat sich der Deutsche öfter gegen das geistliche Übergewicht gewehrt, wenn auch die kirchlichen Schriftsteller nur wenig davon berichten: von Spöttereien über Geistliche hören wir z. B. sehr früh. Aber im ganzen ordnete sich der Deutsche seinem Lehrmeister willig unter, ja dieser wurde zuweilen in überschwenglicher Weise verehrt. Gewiß spielte dabei jene heidnische abergläubische Furcht eine Rolle: man sah im Geistlichen den Träger übernatürlicher Kräfte (vgl. S. 116, 193), den man für sich gewinnen wollte, durch den man auch den Strafen des Jenseits zu entgehen hoffte, der Beleidigung oder Widerstand durch bösen Zauber, namentlich durch Krankheiten, rächen konnte.

Trotz der überragenden Stellung der Geistlichen ist nun aber für das ganze Mittelalter keineswegs ein völliges Sichabsondern derselben aus dem Volksleben anzunehmen, wenngleich die noch zu besprechende asketische Richtung schon im 10. Jahrhundert den engen Zusammenhang mit dem Volke zu verhindern suchte. Am wenigsten gelang das bei der niederen Geistlichkeit, die vielfach ganz mit dem Volke lebte und in weltlichem Leben mehr, als gut war, aufging. Anderseits konnte dieser volkstümliche Zug aber auch die seelsorgerische Wirksamkeit erhöhen, und gewiß haben zahlreiche Pfarrer auf dem Lande in dieser Beziehung, ebenso in der Fürsorge für die Armen und Kranken sowie in dieser oder jener geistigen oder wirtschaftlichen Anleitung viel Segensreiches getan. Und auch die Geistlichen der Stifter, bei denen ein strengeres kirchliches, gemeinsames, von der Welt gesondertes Leben, das kanonische Leben, nunmehr nachdrücklich gefordert zu werden begann, haben sich diesem oft nur ungern unterworfen und entfremdeten sich dem Volke nicht.

Als wichtigste und kulturgeschichtlich besonders einschneidende Leistung der Kirche wird immer ihr Streben nach größerer Sittigung des deutschen Menschen anzusehen sein. Zwar war (vgl. S. 186f.) noch zu sächsischer Zeit und später von einem wirklichen sittlichen Fortschritt sehr wenig die Rede, und für die moralische Haltung auch hochstehender Personen blieb das Schwankende, Undurchgebildete charakteristisch. Noch waren die natürlichen Leidenschaften zu stark, die Menschen noch zu jugendlich, die soziale Ordnung noch zu flüssig, die Hemmung der Kräfte der Einzelnen zu gering. Das Rauhe lag mit dem Zarten, das Gewalttätige mit dem Weichen, der ungestüme Lebensdrang mit schwärmerischem Entsagen noch in ein und derselben Seele im Kampf. Im Grunde hat der Deutsche damals und später von seinem trotzigen, rücksichtslosen Wesen, von seiner Kampfesfreude und Unbändigkeit, von seiner Treulosigkeit und Brutalität recht wenig aufgegeben. Aber soweit er sich höheren sittlichen Forderungen anbequemte, mochten sie nun in massiver, formaler und äußerlicher Weise oder wiederum möglichst extrem erfüllt werden, lag wesentlich ein Verdienst der Kirche vor. Wir werden sehen, daß selbst die Askese in dieser Beziehung fördernd wirkte. Die Kirche war die eigentliche Bändigerin des noch immer halbbarbarischen Deutschen, seine Lehrerin nicht nur im Sinne intellektueller Erziehung. Seinem leidenschaftlichen Wesen wurden nun wenigstens einigermaßen Zügel angelegt, und wenn schon von jeher durch

Digitized by Google

Festhaltung äußerer Formen, zwingender Bräuche, also durch eine gewisse „Zucht" die ungebändigte Natur des Germanen eingedämmt wurde, so verstärkte sich jetzt diese Zucht außerordentlich, freilich im Hinblick auf ganz unvolkstümliche Ziele. Die übrigens nur scheinbare Gleichförmigkeit des naiven Menschen wurde durch Zwang und Regel, die das äußere Benehmen beeinflußten, noch verstärkt. Auch die Erwachsenen hatten damals etwas Schülerhaftes an sich. Das, was man Polizei nennt, ist im Grunde zuerst von der Kirche ausgeübt worden. Wir sahen schon (vgl. S. 187), daß die stärkste Forderung, die Demut und Selbstlosigkeit, durch gewisse Gebärden und Formen wenigstens äußerlich, daher übertrieben, dokumentiert wurde.

Konnte die Kirche die Gesinnung selbst nur wenig ändern, so ging sie um so schärfer gegen alle äußere Betätigung der alten schlimmen Art vor. In dieser Bekämpfung der

Öffentliche Beichte: links die Geistlichkeit mit dem Bischof an der Spitze, rechts die Beichtenden (Männer und Frauen). Nach einer Miniatur des Göttinger Sakramentars (11. Jahrhundert) in der Universitäts-Bibliothek zu Göttingen.

Gewalttaten hat sie viel mehr geleistet als die staatliche Macht, die sich ja erst zur Zeit Ottos des Großen wieder mühsam durchsetzte. Zunächst hatte die Kirche viel bessere Mittel in der Hand, diese Dinge überhaupt ans Licht zu ziehen, namentlich die Beichte (s. die obenstehende Abbildung). Die Visitationsreisen der Bischöfe hatten auch den Zweck, unchristliche Taten mit Hilfe der versammelten Gemeinde zu ermitteln. Weiter wirkte die Kirche nun aber auch durch ihre Strafen viel nachdrücklicher als die öffentliche Gewalt. Ihr durchaus vom römischen beeinflußtes Strafrecht bedeutete insofern einen Fortschritt, als das Vergehen nicht mehr als Verletzung eines anderen Individuums, in dessen Hand die Sühne vor allem lag, in dessen Entschädigung sie bestand, sondern eben als Vergehen aufgefaßt wurde, als die Gesinnung des Frevelnden, nicht das Moment der Schädigung in Betracht kam und die Tat daher öffentlich gebüßt wurde. Freilich hat auch die Kirche dem weltlichen, volkstümlichen System, das ganz auf Geldbußen basiert war, schon im 7. Jahrhundert nachgegeben und ihre Bußen sich zum Teil durch Geld abkaufen lassen (vgl. S. 206), wobei ja die Verwendung desselben zu kirchlichen Zwecken der Sache einen besonderen Charakter verlieh. Sonst aber operierte sie mit sehr eingreifenden Bußen, die zwar rein kirchliche Strafen

Digitized by Google

waren, aber, weil sie in der Regel eine mehr oder minder scharfe Absonderung des Schuldigen von der Gemeinde, das hieß der ganzen Lebensgemeinschaft, mit sich brachten, als öffentliche Strafen oft niederschmetternd wirkten. Mit der Auferlegung von Wallfahrten und Bußübungen, von Fasten und Geißelungen war auch ein Fernhalten vom allgemeinen Gottesdienst verbunden, zu dem der Schuldige nur allmählich wieder zugelassen wurde. Weit furchtbarer war die eigentliche Exkommunikation, der Kirchenfluch, der den Betroffenen aus der menschlichen Gemeinschaft überhaupt ausschied und wirklich friedlos, d. h. vogelfrei machte, um so mehr, als der Verkehr mit Gebannten wieder bestraft wurde.

Wie die Kirche als strafende Zuchtmeisterin in das gesamte Leben eingriff, das lehren schon die aus fränkischer Zeit stammenden Bußbücher. Naturgemäß richten sich die Bußen zunächst gegen die rohesten Ausbrüche menschlicher Leidenschaft (Mord, Raub usw.), wobei aber charakteristischerweise der an einem Geistlichen begangene Mord mit fast doppelt so langer Buße (sieben Jahre) belegt wird wie der an einem Laien begangene. Für die Zeit bezeichnend ist die strenge und genau spezialisierte Bestrafung des Kindesmordes. Im ganzen wurde so auf eine größere Achtung vor dem Menschenleben (vgl. S. 187) hingewirkt. Die Bekämpfung der geschlechtlichen Ungebundenheit zeigen zahlreiche Bestimmungen. Die Ehe wird reiner zu gestalten gesucht, insbesondere durch das Verbot der Polygamie (vgl. S. 183), während die Aufstellung der verbotenen Grade (vgl. S. 184) mehr aus den spezifisch kirchlichen Anschauungen hervorging. Durch die Forderung der Einwilligung des Mädchens bei der Eheschließung (vgl. S. 184) hat die Kirche einer höheren Auffassung der Ehe die Wege geebnet. Die germanische Unmäßigkeit im Essen und Trinken wird jetzt bekämpft, insbesondere die Trunksucht, der die Kirche von jeher, freilich ohne besonderen Erfolg, entgegengetreten war. An den heidnischen Gilden (vgl. S. 195) erschien ihr das Trinken besonders unangenehm. Aber als die Kirche christliche Färbung durchgesetzt hatte, blieb es dabei: die Gilden tranken statt der Minne der alten Götter die der Heiligen. So mußte denn der Täufling vor allem diesen „Teufelsgilden" abschwören; auch die Bußordnungen wenden sich immer aufs neue gegen diese Trinkerei. Daß die Knaben nicht mehr raufen sollten, war unerhört. Aber die Unbändigkeit suchte man eben schon in der Jugend zu bekämpfen, wie denn auch ein achtungsvolles Benehmen gegen die Eltern verlangt wurde. Auffällig könnte die Einschärfung der von alters her geübten Gastfreundschaft (vgl. S. 194 f.) sein: hier liegt aber vielleicht ein praktisches Interesse, auch der Geistlichen, vor, das sich aus den mangelhaften Verkehrsverhältnissen erklärt. Man mußte bereits auf die Beibehaltung einer in primitiven Zeiten selbstverständlichen, jetzt indessen vielleicht schon zu viel in Anspruch genommenen Tugend hindrängen. Durch Verbot und Strafe wurde so der Deutsche mit positiven sittlichen Forderungen vertraut; aber sicherlich hat in derselben Richtung der unmittelbare Hinweis durch Belehrung und Predigt gewirkt und dem Deutschen aus dem Born der christlichen Sittenlehre, die ja ein Produkt alter fremder Kultur war, eine Reihe sittlicher Begriffe vermittelt. Doch alles das rührte immer noch wenig an den inneren Menschen; diese Anforderungen wurden wie starre rechtliche Verpflichtungen, deren formale Erfüllung genügte, aufgefaßt. Auch die Schenkungen an die Kirche trugen ja den massiven, rohen Charakter des do ut des.

Bei dieser Erziehung ist jedoch ein Moment besonders wichtig, die Einführung einer für die Deutschen ganz neuen sittlichen Erscheinung, der Humanität. Schon in jenem Schutz des Menschenlebens als solchen tritt dieser Zug der Kirche hervor, ebenso auch in der eifrigen Bekämpfung der Todesstrafe, für die sie wenigstens Abschwächung oder Ersatz durch andere

Digitized by Google

Strafen zu erreichen suchte, und in der Gewährung des Asyls an Verfolgte. Auf humanem Gebiete hat aber die Kirche vor allem — und hier unmittelbar durch ihr Beispiel — durch ihre Wohltätigkeit, durch Schutz und Pflege der Armen und Kranken gewirkt. In der Theorie gehörte alles Kirchengut den Armen und Beladenen. Wie es Heinrich II. einmal für die Abtei St. Maximin angeordnet hat, so sollten auch sonst die Zehnten von den geistlichen Zinsgütern „den Gästen, Armen und Fremden" dienen. Oft waren die Einkünfte bestimmter Höfe nur für solche Zwecke verwendbar. Bei den Kirchen wie bei den Klöstern gab es Armenhäuser und bei den Klöstern auch immer ein Krankenhaus. Die Bischöfe haben den Elenden oft nicht nur Hilfe, sondern, wie Hrabanus von Mainz zeigt, ihre persönliche Fürsorge angedeihen lassen. Die Beherbergung von Fremden durch die Klöster wurde schon (S. 195) als durch die Regel geboten erwähnt, und die Fürsten suchten durch Privilegien und dergleichen gerade die Ausübung dieser bei dem Mangel an Herbergen natürlichen, aber stark in Anspruch genommenen Liebespflicht zu fördern; Bischöfe sorgten auch für die Errichtung von Herbergen, Hospizen, in entlegenen Gegenden. Aber besonders zahlreich waren unter diesen Beherbergten wieder die Armen und Elenden. Die Bedürftigen der Umgegend selbst erhielten täglich und namentlich zu gewissen Jahrestagen Speisung und oft auch Kleidung im Kloster; Hirsau soll zuzeiten täglich 200 Personen gespeist haben. Das Klostertor und der Pförtner spielten dabei eine bekannte Rolle. Großartig war die kirchliche Fürsorge bei Hungersnöten. Unzweifelhaft hat die Kirche durch diese systematische, aus der christlichen Lehre entspringende, zum Teil in übertriebenen Kultus ausartende Armenpflege das Bettlerwesen, das ja schon in den letzten Zeiten des römischen Reiches einen außerordentlichen Umfang angenommen hatte, in merowingischer und karolingischer Zeit aber noch stark anwuchs, gefördert und ein Bettlertum von Beruf, ein Heer von Heuchlern und Arbeitsscheuen als drohnenhafte Erscheinung mit großgezogen. Indessen entwickelt sich die eigentliche Blütezeit des gewerbsmäßigen Bettlertums erst mit dem Aufschwung der Städte und ihrer öffentlichen und privaten Wohltätigkeitspflege, zugleich aber eine schärfere Kontrolle durch die städtischen Obrigkeiten. Vor diesen hatten übrigens zum Teil die Bischöfe in die Armenpflege eine gewisse Organisation und Durchsiebung gebracht. Doch blieb auch in jenen Zeiten, von denen hier noch nicht die Rede ist, der Vermittler solcher Pflege oft das Kloster als geeignetes Organ.

Für die ganze Liebestätigkeit haben sich gegen Ende des 12. Jahrhunderts, im Gefolge der Ritterorden, eigene Orden gebildet, namentlich für die Krankenpflege, so die Antoniter, die Kreuzträger und der Orden vom Heiligen Geist, die für ihre Zwecke ihrerseits wieder Almosen sammeln ließen und so die Wohltätigkeit anregten. Überhaupt gab gerade die kirchliche Armen- und Krankenpflege Anlaß zu Schenkungen und Stiftungen seitens der Laien und erzog so zur Nächstenliebe, wenn auch, wie gesagt, vorwiegend egoistische Gründe, die Sorge um das eigene Seelenheil, die Leute dazu trieben. Wie die Kirche aber jedes menschliche Elend in den Bereich ihrer Fürsorge zog, zeigte sich später, als der Aussatz eindrang: auch der von dieser schrecklichen Krankheit Befallenen nahm sie sich an; ein besonderer Orden, der der Lazarusritter, entstand sogar für ihre Pflege, fand aber in Deutschland wenig Verbreitung. Daß die Spitalorden im Laufe der Zeit entarteten und mehr für ihre Mitglieder als für die Kranken sorgten, hat übrigens wesentlich mit zu dem erst später zu besprechenden Übergang der Armen- und Krankenpflege in städtische Hände beigetragen.

Ein bedeutendes Verdienst der Kirche in humaner Richtung ist weiter die Besserung der Stellung der Unfreien. Die eigentliche Sklaverei ist gerade durch sie allmählich

Digitized by Google

beseitigt worden. Die Kirche hat überall die Freilassung gefördert, entlaufenen Sklaven ihre Stätten als Asyle geöffnet, ein Umstand, der die Sklavenflucht in einem selbst geistlichen Herren bedenklich erscheinenden Maße förderte; sie ist namentlich auch dem Sklavenhandel entgegengetreten. Gerade auf geistlichen Herrschaften wurden ferner die Leibeigenen am ehesten zu landbebauenden Hörigen. Und wie die Kirche im Unfreien von Anfang an den Menschen betonte, z. B. die Tötung selbst eines unfreien Verbrechers ohne richterliches Urteil mit zwei Jahren Buße belegte, so hat sie auch das Los der Hörigen, die ja unter Umständen sogar in den geistlichen Stand treten konnten, zweifellos am günstigsten gestaltet: erst später zeigte sich, daß die geistliche Herrschaft sich auf Ausnutzung und Bedrückung ebensogut verstand wie die weltliche.

Höchst wichtig ist weiter die Wirksamkeit der Kirche in wirtschaftlicher Beziehung. Sie äußert sich vor allem in der wirtschaftlichen Vorherrschaft der Klöster. Überhaupt muß in erster Linie der Mönch als Kulturträger für diese Periode, namentlich für das 9. und 10. Jahrhundert, bezeichnet werden. Der Satz, daß die Welt durch die Mönche erst wieder arbeiten gelernt habe, ist weit übertrieben. Aber in der Tat haben diese Jünger der Askese für die Vervollkommnung des von ihnen mißachteten irdischen Lebens wichtige Dienste geleistet. Wenn freilich Goethe gesagt hat, daß die Mönche früher kluge Leute waren als die anderen Menschen, so waren sie das nur deshalb, weil sie Ererbtes fortpflanzten, weil in die deutschen Klöster die wirtschaftliche und geistige Atmosphäre der auf antikem Kulturboden gegründeten Klöster, mit denen auch später der Zusammenhang nie gelöst wurde, hineinwehte.

Von dem, was oben (S. 74 ff.) als römisches Kulturgut auf wirtschaftlichem Gebiet bezeichnet wurde, ist den Bewohnern des eigentlichen Deutschlands das meiste erst durch die Klöster vermittelt worden. Die Vorbedingung für diesen Einfluß der Klöster, deren Insassen sich dem agrarischen Leben zuweilen so eifrig hingaben, daß manche Synoden doch einschärften, darüber die geistlichen Obliegenheiten nicht zu vergessen, waren ihr umfangreicher Landbesitz und ihre Rolle als Grundherrschaften. Seit dem 8. Jahrhundert hatte, wie wiederholt ausgeführt wurde (S. 103 f. und 144), der geistliche Grundbesitz, wesentlich durch die überaus zahlreichen Schenkungen und Traditionen, außerordentlich zugenommen. Namentlich die Könige haben der Kirche gegenüber eine sehr große Freigebigkeit bewiesen, vorzugsweise allerdings gegenüber den Bistümern, wie die Ottonen. Unter Heinrich II. erhielt das Bistum Bamberg fünfundsechzig Ortschaften. Aber auch die Klöster gingen nicht leer aus: unter demselben Heinrich erfreuten sich namentlich die bayerischen Klöster der königlichen Huld. Dennoch kamen an sie mehr jene Schenkungen von Adligen, überhaupt von Laien, wenn diese auch im 10. und 11. Jahrhundert allmählich zurückgingen. Manche Gaben an Grundbesitz vergalten Leistungen der Klöster, wie die Erziehung der Söhne, die Aufnahme in das Kloster, die Gewährung einer Grabstätte in ihm usw. Die massenhaften Traditionen sonst sind in ihrer Natur bereits früher (S. 103) charakterisiert worden. So schwoll der klösterliche Grundbesitz immer mehr an, wenn auch zuzeiten, wie zu Ausgang der Karolingerzeit, seine Zunahme, die den Neid selbst der Bischöfe erregen konnte, durch Säkularisation seitens der Könige oder der Herzöge und durch die (S. 103 f., 144) erwähnten Eingriffe der weltlichen Großen beinahe wieder wettgemacht wurde. Vor allem bei Neugründungen war für den unumgänglich nötigen Grundbesitz bald gesorgt, wie denn der Adel solche Gründungen oft als seine Familienstiftungen betrachtete und ein gutes Verhältnis zu ihnen immer bewahrte.

Digitized by Google

Fulda besaß bald nach seiner Gründung 15000 Hufen; dem Michaeliskloster in Hildesheim verlieh Bischof Bernward bei der Gründung sogleich 466 Hufen. Durch diesen Grundbesitz wurden die Klöster, deren es zu Ottos I. Zeit bereits über hundert in Deutschland gab, die Hauptförderer der deutschen Wirtschaft und spielten damals etwa die Rolle, die später in anderer Weise die Städte spielten. Sie waren in einer Epoche weit überwiegender Naturalwirtschaft auch schon im Besitze von beträchtlichen Geldsummen, die ihnen einerseits Vermehrung ihres Grundbesitzes auch durch Kauf, anderseits die Errichtung kostspieliger wirtschaftlicher Anlagen erlaubten.

Trotz berechtigter neuerer Einschränkungen ist ihnen nun zunächst (vgl. schon S. 13) die Rodung in großem Maßstabe zu einem guten Teil zu danken. Als die irischen Missionare, die durch das Abendland als Träger einer eigenartigen Mönchskultur zogen, in den Westen und Süden Deutschlands kamen, war ihr erstes, den Wald um ihre, durch ein aufgepflanztes großes Kreuz bezeichneten, bescheidenen Niederlassungen, deren Platz nur durch die Nähe von Wasser bedingt war, zu roden. Man hat wohl in diesem Eindringen in wilde Waldgegenden eine Betätigung asketischer Neigungen finden wollen, ebenso wie die Einsamkeit das mönchische Leben fördern sollte und die Arbeit der Mönche im Prinzip nicht um ihres materiellen Zweckes willen, sondern ebenfalls aus asketischen Motiven heraus geleistet wurde. Schrieb doch auch die Benediktinerregel sieben Stunden Handarbeit am Tage vor! Das Resultat dieser Arbeit — die Iren unterzogen sich auch gern der schwierigen Aufgabe der Trockenlegung von Sümpfen — war aber jedenfalls eine Förderung der Kultur, und die zahlreichen irischen Klostergründungen im Süden und Westen, St. Gallen vor allem, sind die Mittelpunkte derselben geworden. Weit planvoller als die Iren gingen dann die Missionare der Angelsachsen vor, geschäftskundig und verwaltungsbegabt, voran der Organisator großen Stiles, Bonifatius. Mittel- und Niederdeutschland, von den Hessen und Thüringern bis zu den Friesen, war das Gebiet, das sie der Kultur öffneten. Daß die Regel Benedikts die Aufgabe der Rodung besonders betont habe, ist nicht ganz zutreffend. Diese Urbarmachung des Landes, zum größten Teil freilich von mehr oder weniger abhängigen Arbeitskräften auf Anregung der Mönche (vgl. S. 13) unternommen, anderseits (vgl. S. 103) oft das direkte Motiv für Schenkungen an Klöster seitens der Großen, geht später rüstig weiter: St. Gallen tauschte des öfteren bebaute gegen noch unkultivierte Striche ein. Auch mächtige Kirchenfürsten haben die Rodung dauernd gefördert; namentlich entfaltete das neugegründete Bistum Bamberg in dieser Beziehung eine erfolgreiche Tätigkeit.

Ins Großartige gingen dann in späterer Zeit, um dies bereits hier zu erwähnen, die Leistungen zweier Orden, der Prämonstratenser und der Zisterzienser, namentlich auch in den seit dem 11. und 12. Jahrhundert neubesiedelten östlichen Gebieten. Auch bei ihrem Eindringen in unwirtliche Gegenden sollen Askese und Weltflucht mitgespielt, ja sogar das Aufsuchen gesundheitlicher Gefahren als Stählung gegen Todesfurcht gegolten haben — was freilich schwerlich richtig ist —, doch wird ihr Verdienst darum nicht geringer. Der Prämonstratenserorden, 1119 gegründet, hat nur eine verhältnismäßig kurze Zeit auf der Höhe seiner Wirksamkeit gestanden und namen lich in Nordwestdeutschland, aber auch in Mittel- und Süddeutschland durch seine Klostergründungen zur Erschließung des Landes beigetragen, dann jedoch infolge bequemer Lebensweise und Verweltlichung im 13. Jahrhundert seine bisherige Arbeit den Zisterziensern überlassen. Deren Regel — der Orden war schon 1098 in sumpfiger Waldgegend gegründet worden, und in ähnlichen Gegenden errichtete er

Digitized by Google

die meisten seiner weiteren Klöster — schrieb den Unterhalt von der Hände Arbeit vor und war recht eigentlich auf ein landwirtschaftliches Arbeitsleben als auf das ursprüngliche und neben dem Gebetsleben allein berechtigte zugeschnitten. Die Zisterzienser haben die karolingische und ottonische Zeit der Klostergründungen und ihrer Ausstattung mit Besitz gleichsam wiedererstehen lassen, weil sie bei ihren ausgesprochen wirtschaftlichen Zielen die Unterstützung der sonst dem geistlichen Grundbesitz nicht gerade holden aufkommenden Landesherren fanden und gesuchte Leute wurden. So haben sie durch Rodung, aber auch, weil sie gern sumpfartige Gegenden zur Kolonisation wählten, durch Entwässerung, durch Melioration gewaltige Strecken insbesondere Nordostdeutschlands kultiviert. Von den Rheinlanden aus, wo sie zuerst in Deutschland festen Fuß faßten, breiteten sich ihre Klöster nach Thüringen und dem östlichen Mitteldeutschland und weiter in den Nordosten bis Oliva bei Danzig aus, nun in die slawischen Gegenden deutsche wirtschaftliche Kultur tragend. Ein typisches Beispiel für eine Zisterziensergründung in waldstarrender, zugleich sumpfiger Gegend ist das charakteristisch benannte Waldsassen in der Oberpfalz, das nach nicht langer Zeit bereits über ein umfangreiches Kulturland verfügte. Wurde von einem Zisterzienserkloster eine Anzahl Brüder zur Gründung eines neuen Klosters im unerschlossenen Osten bestimmt, so zogen zahlreiche Bauernsöhne, Abhängige usw. als Arbeitskräfte mit, und die Brüder gründeten in herrenloser Waldgegend neben ihrem Kloster ein deutsches Dorf. Daß die Zisterzienser wirklich die wirtschaftliche Arbeit zum Mittelpunkte ihrer Tätigkeit machten, zeigt der Spott der asketischen Kluniazenser über ihr Graben, Roden und Mistfahren, zeigt das Zurücktreten der wissenschaftlichen Tätigkeit bei ihnen, zeigt ihre Verwendung zu wirtschaftlichen Aufgaben an fürstlichen Höfen, zeigen auch ihre Klosteranlagen, die im Gegensatz zu den einsamen, möglichst ab-, namentlich hochgelegenen Benediktinerklöstern sich vornehmlich in geschützten Tälern mit gutem Boden und Wasser erhoben; in ihnen waren die wirtschaftlichen Gebäude oft die Hauptsache. Doch sind wir mit diesem Orden bereits unserer Periode vorangeeilt.

Ebenso wichtig wie die Rodungsarbeit der Klöster und *Muster für die deutsche Laienwelt* wurde die *Art und Weise ihres Wirtschaftsbetriebes*. Unterschiede bestanden natürlich je nach dem Umfang ihres Besitzes, nach der Zahl ihrer Insassen, die in den größeren Klöstern unter den Sachsenkaisern in der Regel dem Hundert nahekam, auch bis auf zweihundert stieg, nach der Menge der Zinspflichtigen wie der Knechte und Leibeigenen. Denn wie schon die Rodung, wenn auch oft von den Mönchen selbst, doch in der Regel vorwiegend von dienstpflichtigen Leuten unter der Leitung jener durchgeführt wurde, so wirtschaftete das große Kloster auch sonst durchaus als Grundherrschaft. In der ersten Gründungszeit der deutschen Klöster mochte die eigenhändige Feldarbeit der Mönche, die die Regel Benedikts gegenüber der Garten- und Werkstättenarbeit übrigens mehr als Ausnahme behandelt, häufig gewesen sein; auch manche Synoden empfahlen sie aufs neue, und über ihre Vernachlässigung beschwerten sich im Jahre 812 Fuldaer Mönche. Aber sie beschränkte sich später doch nur auf die kleinen Klöster. Die größeren besaßen eine so ausgedehnte Gutswirtschaft (vgl. S. 102 f.), daß sie den Durchschnitt der weltlichen Grundherren übertrafen, eine Wirtschaft, die nur auf der Arbeit zahlreicher abhängiger Leute der äußeren Klosterfamilie basieren konnte. Aber dabei blieben die Mönche, die zum Teil sich dafür außerordentlich geschickt erwiesen, doch die sachverständigen Leiter des Ganzen wie aller einzelnen Zweige; wie in jeder größeren gemeinsamen Verwaltung waren die Ressorts verteilt, und überall konnte der für eine bestimmte Tätigkeit Geeignetste ausgewählt werden. Diese Gutswirtschaft

Digitized by Google

zeigte ihre Überlegenheit nun weiter durch jenen Besitz älterer höherer Traditionen, die man aber auch zum Teil durch das Studium antiker Autoren unmittelbar wieder auffrischte. Wirtschaftlich förderliche Einrichtungen wurden auch durch fremde zuwandernde Mönche oder als Frucht der oft weiten Reisen, welche die Brüder selbst unternahmen, übertragen.

So muß man sich ein größeres Kloster des früheren Mittelalters als ein Zentrum vielseitiger wirtschaftlicher, auch gewerblicher Arbeit vorstellen. Neben den Gebäuden und Einrichtungen für den landwirtschaftlichen Betrieb fanden sich Wassermühlen, Brauhäuser, Keltereien, Backhäuser, Werkstätten für die Schmiede, Gerber, Sattler usw., selbst Einrichtungen für Glasfabrikation. Der Salzgewinnung, über die uns namentlich Urkunden des Salzburger Bischofsklosters bezüglich Reichenhalls unterrichten, wandte man besondere Aufmerksamkeit zu; häufig vernehmen wir von Salinen der Mönche. Sie trieben auch, wo es anging, Bergbau. Oft hat man als Beispiel einer großen Klosteranlage dieser Zeit das Kloster St. Gallen angeführt, für dessen Neubau uns der Plan aus dem Anfang des 9. Jahrhunderts (um 820) noch erhalten ist. Doch ist dieser, der, vielleicht von Italien beeinflußt, nur ein ideales Programm für einen Klosterbau darstellt, niemals ausgeführt worden, und wenn auch ein solches Kloster jetzt längst aus dem kleinen, dürftigen Zellenbau herausgewachsen war, so kann man doch die Einzelheiten des Planes ohne sonstige Bestätigung weder für St. Gallen selbst noch für Klöster wie Fulda, Lorsch, die Reichenau gelten lassen. Jener Plan führt für St. Gallen außer der Klosterkirche mit ihren Nebenräumen (auch Schreibzimmer und Bibliothek) und den eigentlichen Klosterräumen, den Wohnzellen, dem Schlafraum (dormitorium), dem Refektorium (Beratungs- und Speisesaal), der Abtswohnung, der inneren Schule für die Kleriker, und weiter neben den Fremdenhäusern für Vornehme und den Herbergen für Arme und Pilger sowie solchen für fremde Brüder, neben den Krankenhäusern und der Wohnung von Arzt und Apotheker, endlich neben der äußeren Schule für Laien eine große Reihe von Wirtschaftsbauten auf. Einmal waren es solche für die Landwirtschaft, Ställe und Geflügelhöfe, Speicher und Scheunen, Dreschtenne, weiter Küche, Bäckerei, Brauhaus, Mühle — die Wassermühle wurde gerade durch die Klöster verbreitet —, Weinkelter und Weinkeller nebst einer Anzahl Wohnstätten für die Knechte, dann aber auch zahlreiche Werkstätten, mit Schlafräumen verbunden, für die gewerblichen Arbeiter, für Schuster, Gerber und Sattler, für Walker, für Bildschnitzer, Waffen- und andere Schmiede, auch für Goldschmiede Entsprach das alles nicht ohne weiteres der Wirklichkeit, so umfaßte immerhin ein bedeutendes Kloster einen umfangreichen Komplex großer und namentlich kleiner Gebäude, die oft in einem gesonderten Hofraum lagen, und der beinahe städtische Eindruck des Ganzen wurde zuweilen durch Außenbefestigungen noch verstärkt.

Zu den wirtschaftlichen Verdiensten der Mönche gehören auch die um den Gartenbau (vgl. S. 139) und den Weinbau. Rose und Lilie, einst vom Orient in die Mittelmeerwelt gedrungen, und andere Blumen brachten sie zunächst als Heilkräuter in die Gärten; die Obstkultur (vgl. S. 16 f., 140) wurde gerade durch sie gehoben. Ähnlich vervollkommneten sie den Gemüsebau. Der Kohl, im späteren Mittelalter allgemein gebaut und genossen, ist zunächst durch die Klostergärten eingeführt worden; Salatpflanzen, vor allem Lattich, wurden nach römischem Muster zuerst in den Klöstern gezogen; insbesondere nach der Sitte der italienischen Klöster wurde auch in den deutschen Salat, also rohe Blätter mit Öl und Gewürz, genossen und als gesundes Essen sehr geschätzt (vgl. S. 178). Erwähnt sei dabei, daß auch der Genuß der Pilze sich von jenen südlichen Klöstern in die deutschen, denen für ihre Küche bei dem beschränkten

Digitized by Google

Fleischgenuß jede Abwechselung erwünscht war, und durch sie dann weiter verbreitete. Endlich wandten die Mönche ihre Sorgfalt den Arzneikräutern, deren Kenntnis sie wieder der römischen Kultur verdankten, zu, für sie das unentbehrliche Material zur Krankenpflege. Den Weinbau (vgl. S. 139 f.) haben im eigentlichen Deutschland erst die Klöster eifrig gepflegt und verbreitet, neben ihnen hohe Kirchenfürsten, die auch den Konsum des Weines förderten. Adam von Bremen berichtet z. B. sehr liebevoll von dem bremischen Erzbischof Beseelin, Alebrand zubenannt (1035—45), daß er „auch Wein, obwohl derselbe in Sachsen nicht vorkommt, den Brüdern [des Klosters in Bremen] reichen lassen" wollte und diese Absicht fast dauernd durchgeführt habe. Die Klöster haben sich ferner die Verbesserung des Weines als Getränk, z. B. durch Würzkräuter, angelegen sein lassen. Dasselbe war beim Bier der Fall. Der Zusatz von Hopfen (vgl. S. 139) wird ebenfalls ein Verdienst der Klöster sein, die das Verfahren wohl aus den gallischen (belgischen?) Klöstern übernommen haben. Aus Südgallien wie aus Italien haben sie sodann das Öl eingeführt, zunächst zwar für ihre ewigen Lampen, dann aber auch als Speiseöl. Von gallischen Klöstern ist ferner wohl die verbesserte Butterbereitung auf sie übergegangen. Weiter ist auf diesem Wege auch die Kochkunst sehr vervollkommnet worden, was dann seit der sächsischen Zeit dem Herrenstand für feinere Speisen zugute kam. Ebenso wurde die Feinbäckerei in den Klöstern, schon wegen des zum Abendmahl nötigen feinen Brotes, besonders entwickelt (vgl. S. 178). Die anfänglich kärgliche Kost der Mönche hatte sich bald verbessert, zunächst auf Grund von Stiftungen an den Tagen, wo man die Jahresmesse für deren Urheber las. Die Mönche sollten dadurch freudiger zum Gebet werden. Endlich ist durch sie die römische Fischzucht, die Teichwirtschaft (vgl. S. 143), übertragen worden. Aus dem Westen brachten die Zisterzienser diese später auch nach dem kolonialen Osten.

Große Verdienste haben die Klöster sodann um die Förderung der gewerblichen Arbeit. Ein sehr wichtiger Zweig der Tätigkeit der Mönche war vor allem das Bauwesen. Längst war das Kloster aus seiner ältesten, an die ägyptischen Einsiedeleien anknüpfenden Gestalt herausgewachsen, es hatte den Einfluß sowohl römischer Villenanlagen wie germanischer Herrenbauten erfahren, und die Not der Zeit hatte zu stärkerer Befestigung gedrängt. Sahen wir die Klosteranlage sodann wegen der Wirtschaft immer ausgedehnter werden, so gestaltete man anderseits die Bauten selbst immer vollendeter, und die Wohnstätte eines Abtes mochte in der Technik wie nach der Seite der Bequemlichkeit oft die der weltlichen Großen übertreffen. Neben den königlichen Pfalzen haben in erster Linie die zahlreich gegründeten Klöster den Steinbau eingebürgert (vgl. S. 148 f.), ja die Baumeister auch jener weltlichen Bauten waren Kleriker. Karls des Großen Anregungen befolgte allein die Kirche. Seine Marienkirche in Aachen scheint z. B. für die zu Anfang des 9. Jahrhunderts von Abt Eigil in Fulda erbaute Kapelle das Vorbild gewesen zu sein. Später war dann die Kirche allein die Trägerin eigentlicher Baukunst. Wieder setzten die Mönche hier antike Traditionen fort, das Kloster Lorsch z. B. wurde, wie in den Quellen besonders hervorgehoben wird, „nach antiker Sitte und in Nachahmung der Alten errichtet"; ja sie haben ihre Kenntnisse zum Teil unmittelbar aus den antiken Autoren, aus Vitruv und Vegetius, geschöpft. Italienische Einflüsse wirkten ebenfalls, wie sie sich z. B. in der Basilikenform der neu zu erbauenden Kirche in St. Gallen zeigen. Die Mönche verstanden sich ferner auf jenen Befestigungsbau und, worüber des öfteren berichtet wird, auf den Brückenbau, der von kirchlicher Seite als besonders verdienstlich hingestellt wurde. Vorwiegend wandten allerdings die Bischöfe, so der Erzbischof Willigis von Mainz, diesem Zweige ihre Fürsorge zu und förderten damit den allzu

Digitized by Google

geringen Verkehr. Sogar der Wasserbau war den Mönchen nicht fremd: es finden sich in den Quellen gelegentlich Notizen über Wasserleitungen zur Versorgung eines Klosters, und in Fulda hat man den Fluß um das Kloster herumgeführt. Übrigens haben sich die Klöster und Stifter bei ihrer Bautätigkeit zweifellos auch sehr oft ausländischer Werkleute bedient, das Kloster Schildesche in Westfalen z. B. französischer „Schmiede, Maurer und Steinarbeiter", obgleich nach dem Zeugnis mancher Bilderhandschriften die Mönche oft allein die Arbeiten besorgten (vgl. die Abbildung S. 149) und sich die Anfänge eines technisch geschulten Laienbauhandwerkes erst im 12. Jahrhundert zeigen, z. B. bei den Laienbrüdern des Klosters Hirsau. Schon 812 will eine Beschwerdeschrift von Fuldaer Mönchen von den „ungeheuren und überflüssigen Gebäuden und anderen unnützen Werken" nichts wissen, „weil dadurch die Brüder überanstrengt würden".

In diesem Bauwesen der Klöster und Kirchenfürsten pflanzten sich nun aber auch die Traditionen der römischen Kunst fort. Überhaupt nimmt in dem Kapitel von den Kulturleistungen der mittelalterlichen Kirche die Pflege der Kunst eine sehr wichtige Stelle ein. Die Kunst jener Zeit ist freilich zunächst Kunstfertigkeit, Technik, Handwerk. Es waren anfangs ungelenke Hände, die nach älteren Vorbildern oder unter Anleitung erfahrener Mönche den Meißel oder den Pinsel zu führen und in Elfenbein zu schnitzen versuchten, und den Produkten sieht man die Mühe an, der technischen Schwierigkeiten, die für den mittelalterlichen Künstler sehr erheblich waren, Herr zu werden. Aber Hauptpflegestätten solcher Kunstübung waren eben die Klöster, wieder auf Grund der Benediktinerregel, die schon die Kunstübung im Orden erwähnt. Zunächst die Handschriftenmalerei, weiter die plastische Kleinkunst, die Wandmalerei und die Baukunst fanden, wie in Monte Cassino, so auch in den großen deutschen Klöstern immer gesteigerte Pflege.

Aus der Hildesheimer Klosterschule ist uns das Beispiel eines eifrigen Jünglings überliefert, das uns zeigt, wie vielseitig die Ausbildung war. Es ist der spätere Bischof Bernward von Hildesheim († 1022), über dessen Lehrzeit uns sein Lehrer und Biograph Thangmar das Folgende berichtet: „Fast keine Stunde, nicht einmal die der Erholung, konnte ihn der Untätigkeit beschuldigen, und obgleich sein Geist von lebhaftem Feuer für jede höhere Wissenschaft entzündet war, verwandte er nichtsdestoweniger doch auch Fleiß auf die leichteren Künste, welche wir die mechanischen nennen. Im Schreiben glänzte er besonders hervor, die Malerei übte er mit Feinheit; er war ausgezeichnet in der Kunst, Metalle zu bearbeiten, edle Steine zu fassen (ars clusoria), und in jeglicher Technik, was auch nachmals durch viele prächtige Gebäude, die er aufführte, zutage kam." Bernward ist in seiner späteren Stellung dann auch zugleich typisch dafür, wie sich neben den Klöstern die Bischöfe, deren Ansehen sich so außerordentlich gehoben hatte, der Pflege der Kunst hingaben. Anderseits betont Anton Springer nicht übel, daß die besondere Hervorhebung von Bernwards Kunstleistungen doch darauf deutet, daß sie Ausnahme waren. Die wirklichen „Künstlermönche" wurden auch überallhin geholt, und ihre Zahl wird gegenüber den unter der Anleitung der Mönche arbeitenden Hörigen und Zinspflichtigen kaum sehr groß gewesen sein. Diese vom Klerus getragene deutsche Kunst hat nun zwar in sächsischer und salischer Zeit die Höhe der italienischen und französischen Kunstübung nicht erreicht, allenfalls im Westen mit seiner alten Kultur sich ihr genähert. Aber was damals selbst der sächsische Osten, der unter den Ottonen aus seiner Kulturarmut herauskam, leisten konnte, das zeigt eben der Sitz jenes Bernward, das zum Kunstzentrum erwachsene Hildesheim mit seiner Michaeliskirche

Digitized by Google

wie mit der Bernwardssäule und den Türflügeln des Domes, mit seinen Bilderhandschriften und Goldarbeiten. Charakteristisch ist aber doch, daß gerade Bernward längere Zeit in Rom gewesen ist und sicher von dort viele Anregungen mitgebracht hat, daß er z. B. seine Säule in Nachahmung der Trajanssäule herstellen ließ. Im 10. Jahrhundert hatte schon Bischof Othwin Bilderhandschriften aus Italien nach Hildesheim gebracht, an denen sich dortige Talente schulten. Bernward hat in seine Schreibstube dann auch fremde Künstler selbst geholt, aus Regensburg, der Reichenau, St. Gallen, und so an ältere Traditionen Süddeutschlands — aus St. Gallen, wo eine Zeitlang griechische Mönche waren, stammen auch orientalische Elemente des Bilderkreises — angeknüpft. Ähnliche Beziehungen ergeben sich für den plastischen Kunstbetrieb Bernwards.

Das wichtigste und alle übrigen Zweige in Abhängigkeit haltende Kunstgebiet war jetzt die Baukunst geworden, nachdem in früherer Zeit die Kunstübung sich fast ausschließlich auf die Kleinkünste beschränkt hatte. Auf den Bau schöner Gotteshäuser, im Gegensatz zu den zunächst noch immer einfachen Privathäusern, war das künstlerische Streben der Zeit in erster Linie gerichtet: ihre Gründung war nach dem Vorgang Karls des Großen auch die Sorge der Herrscher, die Ausführung aber immer Sache der Geistlichen. Bei den „romanischen" Bauten ist gerade das Mönchstum der leitende Teil. Die anfänglich noch recht mangelhafte Technik des Steinhaus wurde im 12. Jahrhundert bedeutend gehoben und schritt nun rasch fort. Die steinernen Kirchen, die man jetzt, ohne freilich die Holzkirchen zunächst zu verdrängen (vgl. S. 149), mit außerordentlichem Eifer und mit einer von größter Frische und gewaltigem Streben zeugenden Tatkraft trotz aller technischen Schwierigkeiten in den Mittelpunkten der Bevölkerung erbaute, waren naturgemäß römisch-christliches Erbteil. Die Basilika war das gegebene Muster für den Kirchenbau, das, freilich erst jetzt ganz herausgearbeitete Kreuz die Grundform. Das Mittelschiff mit den Seitenschiffen wie die Apsis und der Rundbogen sind römisch, und anfangs mochte man sogar, wie schon Karl der Große, noch einzelne Bauteile dem antiken Material selbst entnehmen: Otto der Große sandte für den Magdeburger Dom Säulen aus Italien. Hält man sich diese spätrömischen Elemente der Kirchenarchitektur vor Augen, so ist die Bezeichnung des Stils, der sich vom 10. bis in das 13. Jahrhundert hinein bei uns kraftvoll entwickelte, als romanischer Stil, eine Bezeichnung übrigens, die erst von französischen Forschern des 19. Jahrhunderts stammt, wohl gerechtfertigt. Im übrigen unterscheidet sich der romanische Stil in seinen inneren Wesenszügen von seinem äußeren Vorbild durchaus: „er ist gruppierender Massenbau von starker, rhythmischer Bewegung", und „der Außenbau" gewinnt in ihm eine gesteigerte Bedeutung. Auf jenem fremden Untergrund zeigt dieser Stil in Deutschland (vgl. S. 201) ferner eine so mannigfaltige, landschaftlich bedingte und eigenartige Entwickelung, eine solche Unabhängigkeit von der Baukunst der kultivierteren Nachbarländer, daß man in ihm deutschen Geistes Kraft in erster Linie bewundern darf. Festhalten muß man jedoch, daß es sich um eine von der Antike abgeleitete Erscheinung handelt, die ebenso im übrigen Westeuropa auftritt, daß vielfach, etwa in Italien, die neuen Entwickelungszüge sich annähernd ähnlich wie in Deutschland zeigen, und daß jedenfalls das Maß dieses Neuen nicht ausreicht, den romanischen Stil schlechthin einen germanischen zu nennen. In Ottonischer Zeit knüpfte alles, was höhere Kultur war, an die Antike an, immer unter Vermittelung des Klerus; auf geistigem Gebiete (vgl. S. 130 und 224) trieb man in den höher gebildeten Kreisen fast einen Kultus mit der lateinischen Sprache, und die Bekanntschaft mit römischen Autoren verbreitete sich ungemein,

Digitized by Google

auf politischem Gebiet erneuerte man das römische Imperium: ähnlich war es auch auf dem der Kunst. Aber es war eine neue Entwickelung, die in keinem festen Zusammenhang mit den antikisierenden Bestrebungen der Karolingerzeit stand. Ihre Anfänge reichten indessen insofern in jene Zeit zurück, als sich neue Anforderungen an den Kirchenbau auch infolge der wachsenden Zahl und Bedeutung des Klerus, der das Laientum zurückdrängte, bereits geltend machten. Keineswegs haben ferner schon die Franken, wie anscheinend auch nicht die Langobarden, auf jede Selbständigkeit bei Übernahme der fremden Kunst verzichtet. Das erweist selbst das so bewußt antike Kloster Lorsch in seinen geringen Resten, dafür sprechen gewisse einfache Züge der Michaelskirche in Fulda. Aber eben auch die für den romanischen Stil wichtigen Momente der Weiterentwickelung sind bereits im 9. Jahrhundert deutlich: jener allerdings fremd beeinflußte Bauplan von St. Gallen (vgl. S. 214) zeigt für die Kirche schon die herausgearbeitete Kreuzform und die Durchdringung von Quer- und Längsschiff, auch zwei, freilich noch nicht in das Gebäude selbst einbezogene, aber harmonische Türme.

Die eigentlich kunstgeschichtliche Seite des romanischen Stiles muß hier unberührt bleiben, also die Darlegung der technischen, wesentlich auf praktische Kultusgründe zurückgehenden Neuerungen (etwa der Wichtigkeit der sogenannten Vierung, des Durchdringungsraumes von Quer- und Längsschiff, als Maßeinheit für die Verhältnisse des ganzen Baues) wie des ganzen romanischen Systems überhaupt; der Aufstellung eines solchen widerstrebt ja überdies eben die Mannigfaltigkeit der Bauten. Nur kurz kann auch die geschichtliche Entwickelung des romanischen Stils in Deutschland berührt werden. Jene wuchtige Urwüchsigkeit der Bauten ist ebenso wie ihre kräftige Herbheit weiter sichtbar, aber daneben macht sich im Laufe der Entwickelung — abgesehen von dem großen Fortschritt zur Wölbung, womit man sich erst vollständig von dem Muster der Basilika löste — einerseits ein deutliches Streben in die Höhe, anderseits eine stärkere Betätigung dekorativen Sinnes, ganz entsprechend dem im 11. Jahrhundert sich steigernden Wohlstand und der Neigung zu feinerer Lebenshaltung (S. 179), geltend. Die Kirchen der ersten Periode, deren Hauptdenkmäler eben in den sächsischen Gebieten erstanden, breit fundamentiert, weil man darin die Dauer verbürgt glaubte, sind noch verhältnismäßig niedrig; sie decken das Mittelschiff noch mit flacher Holzdecke und behalten daher neben den Eckpfeilern die alten Säulen bei (jener Stützenwechsel, der die Einteilung des Längsschiffes gewissermaßen rhythmisch vor Augen führt); sie haben zwar das zukunftsreiche Element der Türme (vgl. S. 23) bereits in den Bau fest als organischen Teil einbezogen, betonen indes dieses Element noch nicht sonderlich.

Aber wie mit dem Übergang der Kaiserwürde von den Sachsen auf die Franken der Glanz des Reiches sich wieder an den Rhein und Main heftete und gleichzeitig wuchs, so schritt die Baukunst von der Stiftskirche in Gernrode und von St. Michaelis in Hildesheim fort zu den monumentalen Kathedralen von Mainz, Speier und Worms. Das von je hervortretende Mittelschiff strebt nun gewaltig in die Höhe, so in Speier; die ruhig-weiten Mauerflächen außen beginnen sich aufzulösen durch Verwendung der Senkrechten, durch höhere Fenster. Die Türme werden ein wichtiges Element der Anlage wie des Gesamtbildes: man verteilt sie über das Ganze in reicher Gestaltung, ihre Zahl wächst bis zu sieben (sechs in Worms und Speier). Die Fassade mit zwei Türmen im Westen ist französisch beeinflußte Hirsauer Sonderart, aber von dort aus verbreitet worden. Die Türme sind sehr mannigfaltig, rund oder eckig, auch an demselben Bau keineswegs gleichförmig. Ihre Schlichtheit im unteren Teile weicht reicher Gliederung nach oben hin; immer höher wachsen sie,

Digitized by Google

wie beim Wormser Dom und in Speier, und geben mit ihren nun zugespitzten Dächern weithin ein malerisches Bild. Dazu kommt jener technische, zur selben Zeit in Frankreich und Italien erreichte Fortschritt, nicht nur die Seitenschiffe, sondern auch das Hauptschiff zu überwölben: der Pfeiler, der als Träger des Gewölbes mit Notwendigkeit hoch hinaufschießt, verdrängt jetzt die Säulen völlig. Damit fällt auch die kahle oder durch Fenster unterbrochene Scheidemauer zwischen Mittel- und Seitenschiff. Es war ein Drängen nach Monumentalität, das in diesem Streben nach Durchführung der Wölbung steckt; erst in gotischer Zeit hat man freilich die Aufgabe vollkommen gelöst. Frankreich geht in diesem monumentalen Streben, das sich auch in der Plastik äußert, voran. Weiter aber tritt nun überall jene Neigung zu reicherer Gestaltung hervor: mit wachsendem Baueifer setzt man an Stelle älterer roherer und einfacherer Bauten andere, glänzendere. Das entspricht dem *aristokratischen Charakter*, der dieser Zeit den Stempel aufdrückt. Die Herrscher sind es, die auf prächtige Kathedralen hinwirken, der Hof spielt wieder eine kulturelle Rolle, seine Ansprüche beeinflussen die Bischöfe, die jene Kathedralen bauen lassen. Schließlich bleibt die hohe Baukunst auch nicht mehr auf die Kirchenbauten beschränkt. Pfalzen, Burgen und die Häuser reicher Patrizier werden ihre Objekte. *Ein ästhetisch-dekorativer Zug geht durch die Welt, um sich fortgesetzt zu steigern.* Er zeigt sich in jenem prachtvollen weltlichen Bau späterer Zeit, der Kaiserpfalz zu Gelnhausen; doch wirken hier schon neue, fremde Elemente.

In der Kirche Dienst hatten sich nun auch die übrigen Künste gestellt; das Gotteshaus würdig auszustatten, war ihre erste Aufgabe. Ihre Pflege lag wieder wesentlich in geistlichen Händen. Wie man sie damals übte, kann das um 1100 entstandene Buch eines Mönches Theophilus: „Abriß der verschiedenen Künste" (Diversarum artium schedulae) zeigen. Man ersieht daraus aber weiter, welche Künste und Kunsthandwerke damals im Vordergrunde standen: die drei Abschnitte des Buches handeln von der Malerei, der Glasfabrikation und der Metalltechnik. Die Metallbildnerei, ein früh von den Deutschen geübter Kunstzweig, ist damals ein Hauptgebiet der *Plastik*, deren Feld anfangs wesentlich nur die Kleinkünste waren. Die Elfenbeinplastik z. B. verschönte Deckel, Kästen, Büchsen, die im kirchlichen Gebrauch waren, trat aber im 11. Jahrhundert zurück. Auch sonst waren kirchliche Geräte das Hauptobjekt der Plastik. Die Bedeutung des *Erzgusses* tritt in den Domtüren zu Augsburg und Mainz und den zwar plumpen, aber wichtigen Erzeugnissen der Gießhütte Bernwards von Hildesheim, insbesondere jener Säule (vgl. S. 217), die in Reliefwindungen das Leben Christi darstellt, recht hervor. Auch Grabplatten mit den plastischen Abbildungen der Toten goß man später in Erz. Sonst leistete man schon einiges in der Gestaltung steinerner Taufbecken oder dekorativer Figuren an Säulen, also ebenfalls in Dingen, die der Monumentalität noch entbehren. Die Ausschmückung des Portals mit Figuren ist ein weiteres Feld der Plastik, das aber vor allem erst in der Gotik Bedeutung gewinnt. Für die Ausschmückung des Innenraums der Kirche tritt die Plastik im übrigen durchaus vor der Malerei zurück. Nur spärlich werden bis zum 11. Jahrhundert zierende Arbeiten der Steinmetzen verwendet: dann werden sie häufiger. In dieser ornamentalen Plastik bevorzugte man im 12. Jahrhundert wieder die jetzt mehr individualisierte Tierdarstellung, wie sie z. B. die phantastischen Drachen, Greife und andere Gebilde an der Regensburger Schottenkirche zeigen, gegen deren verrenkte Unwahrheit als Verunzierung der deutschen Kirchen schon Bernhard von Clairvaux geeifert hatte. Eigenartig bewährt sich der ornamentale Sinn namentlich auch an den Säulen der romanischen Bauten in dem Eckblatt, das als Überleitung aus dem Wulst

Digitized by Google

der [illegible] und überaus mannigfaltig, auch in Tier- und Men-
[illegible] zum Teil eine Neigung zur Aufnahme [illegible] Figuren zu [illegible]. Von den [illegible] (S. [illegible]) die Rede.

Mit dem Gebiet der Malerei, die anfangs ebenfalls mehr als Kleinkunst auftrat, handelt es sich jetzt nicht mehr nur um diese, also die mit dem [illegible] und dem reich zusammenhängende Ausstattung von Handschriften, sondern auch um die Bemalung größerer Flächen im Inneren der Kirche. Die Wandmalerei, die nur wenige erhaltene Denkmäler aus dem 10. und 11. Jahrhundert, wie die der St. Georgskirche auf der Reichenau oder die von Goldbach und Burgfelden, uns vor Augen stellen, ist freilich schon in karolingischer Zeit gepflegt worden. Heinrich I. sodann ließ in der Merseburger Pfalz seinen Sieg über die Ungarn verherrlichen. In der Wandmalerei wurden alte, überlegenes fremdes [illegible] vermittelnde Traditionen fortgeführt, auch wieder unter vielleicht unmittelbaren italischen Einflüssen, aber man machte in der Darstellung des Lebens doch schon einige Fortschritte; später wird auch der monumentale Charakter stärker, wenn auch im ganzen der des Unbeholfenen, Unentwickelten sich in den Formen, in dem Mangel an Perspektive noch lange deutlich zeigt; vollkommen ausgebildet ist wieder die reiche Ornamentik. Die später (S. 222) zu erörternde Aufgabe der Malerei, bildlich die christliche Lehre wie die christliche Geschichte zu vermitteln, führte ohnehin zu starrem Festhalten an den durch die Überlieferung geheiligten Gestalten und Symbolen. Anderseits beweist die Porträtdarstellung in der Buchmalerei (Widmungsbilder usw.), daß der Sinn für die Wirklichkeit, daß individuelle Züge roher Art nicht fehlten. Die Bildnisse Heinrichs II. z. B. gleichen sich im allgemeinen, werden also ähnlich gewesen sein. Man hat neuerdings die Absicht wie die Fähigkeit des frühen Mittelalters, wenigstens durch eine beschränkte Zahl von Merkmalen Porträtähnlichkeit zu erzielen, überzeugend nachgewiesen. Von der **Buchmalerei** ist schon wiederholt (S. 110, 136) die Rede gewesen. Sehr früh ist das Illuminieren von Handschriften, das sich aus dem Hervorheben der Überschriften und Initialbuchstaben durch rote Farbe (*miniare*) und der immer kunstreicheren Verzierung dieser Initialen entwickelte, eine wichtige Seite klösterlicher Tätigkeit gewesen. Von der in romanischer Zeit wundervoll ausgebildeten Ornamentik sondert sich früh die aus der Antike überlieferte Bildausstattung der Handschriften. Die Buchmalerei des Mittelalters bietet der Forschung noch ein weites Feld: die Feststellung von Malerschulen usw. ist erst im Beginn. Mochte sich mit der Buchmalerei auch leicht manch weniger geübter Kleriker befassen, so war doch auf diesem Gebiet zuerst eine größere Bewegungsfreiheit und gelegentlich eine lebensvollere Gestaltung möglich. Wie weit man in sächsischer Zeit mit Bildern kam, die über das Ornamentale hinausgingen, lehrt das wahrscheinlich Otto III. und seine Umgebung darstellende Bild auf einem Evangeliar (siehe die Abbildung S. 221). Immerhin liegt das Schwergewicht dauernd in der national entwickelten Ornamentik: die bildliche Darstellung, bisher, wie gesagt, im ganzen roher Nachklang höherer antiker Traditionen, nimmt erst im 12. Jahrhundert einen Aufschwung, namentlich freilich in Italien und Frankreich.

Wir wollen hier nicht näher auf die **sonstigen Kunstfertigkeiten** der Zeit eingehen. Die **Glasfabrikation** war eine wichtige Neuerung (vgl. S. 165); noch lange verhing man aber wie bisher die Fensteröffnungen oder verwendete Holztafeln oder durchbrochene Steine. Das Glas selbst war nicht rein: man konnte nur farbiges Glas herstellen, was von selbst zur

Digitized by Google

Glasmalerei führte. Die damalige Technik derselben lehrt uns jener Theophilus (vgl. S. 219) kennen. Sehr fortgeschritten war die gerade von der Kirche infolge der reichen ihr gestifteten Spenden an Gold und Silber wie an Edelsteinen mächtig angeregte Goldschmiedekunst (vgl. S. 180): man verstand schon, herrliche Produkte, Kirchengeräte aller Art, hervorzubringen und sie nach alter Weise mit Edelsteinen oder Emaileinlagen zu schmücken. Außerordentlich entwickelte sich dieser Kunstzweig im Dienste der Kirche dann im 12. und 13. Jahrhundert. Davon zeugen noch heute der Aachener Reliquienschrein mit den Gebeinen Karls des Großen, der Elisabethschrein zu Marburg und anderes. Die Behandlung der Figuren wie der ornamentalen Teile (darunter Architekturstücke, z. B. Säulen) entspricht der Art der schon (S. 219) erwähnten Elfenbeinschnitzerei, die ebenfalls in den Klöstern eifrig gepflegt wurde (Tutilo von St. Gallen).

Widmungsbild aus dem sogenannten Evangeliarium Ottos III. (10. Jahrhundert) in der Hof- und Staatsbibliothek zu München. Vgl. Text S. 220.

Im ganzen bleibt es fraglich, ob diese Kleinkunst ausschließlich in den Händen der Geistlichen lag. Jedenfalls bewährte sie sich aber fast ausschließlich im Dienste der reichen Kirche, wenn man auch das steigende Luxusbedürfnis des Hofes — an demjenigen Ottos II. strömten z. B. zahlreich die Kunstwerke zusammen — und der weltlichen Großen nicht übersehen darf (vgl. S. 179 f.). Wie die Malerei die Wandflächen der Kirche oder die Altartafeln schmückte und auch wohl die Decke zum Sinnbild des besternten Himmels machte, wie der Erzguß die Kirchentüren künstlerisch gestaltete, die Skulptur den Steinschmuck am Portal oder an den Säulen drinnen lieferte, die Glasfabrikation und -malerei die Fenster mit farbigen Gebilden erfüllte, so fand vor allem die Goldschmiedekunst viele Objekte zur Betätigung: die Tafeln vorn am Altar, die in Gold strahlen sollten, die kostbaren Abendmahlskelche (siehe die Abbildung S. 223), die von den Bischöfen gebrauchten Pontifikalkelche, die Behälter für die Hostie, Ölkelche, Rauchfässer, die großen Kreuze, die Reliquienschreine und kleineren Reliquienbüchsen, die sonstigen Kästen und Büchsen, die Buchdeckel (Goldplatten), die beweglichen

Digitized by Google

Kronleuchter, Kandelaber, Baumleuchter usw. Alle diese goldenen und silbernen Geräte wurden ferner oft mit Edelsteinen und Perlen besetzt. Den Reichtum und die Mannigfaltigkeit solcher Kirchengeräte kann z. B. der Kirchenschatz von St. Trudo in Flandern veranschaulichen, dessen Verzeichnis aus dem Jahre 1099 uns überliefert ist. An Reliquienschreinen, Buchdeckeln usw. bewährte sich aber auch die Elfenbeinschnitzerei. Weberei und Stickerei produzierten die gold- und silberdurchwirkten Vordecken vor dem Altar, die Wandteppiche und teppichartigen Vorhänge, vor allem die kostbaren Priestergewänder. Wieder ein Objekt der Metalltechnik war die Glocke, anfangs noch klein, aber bald vergrößert und sicherlich auch künstlerisch gestaltet; ihr Geläut, seit dem 7. Jahrhundert verbreitet (vgl. S. 23), auf ursprünglich römische Sitte zurückgehend, rief die Christen zum Gottesdienst.

Im Inneren der Kirche aber erschallten andere neue Töne. Wundersam mußten die halbbarbarischen Deutschen die Klänge der Orgel, die erst unter Karl dem Großen von Byzanz gekommen war, in sächsischer Zeit aber schon in größeren deutschen Kirchen nicht fehlte, anziehen, überhaupt die künstlerische Pflege der Musik, der vielstimmige und doch harmonische Kirchengesang. Diese Musikpflege war wieder ein reines Erbteil der Antike: vor dem römischen, namentlich unter Karl dem Großen aus Italien übertragenen Kirchengesang, an dem der Laie sich immer weniger beteiligen durfte, den er aber doch im Gotteshause wie bei Prozessionen rasch in sich aufnahm, mußte die unvollkommene heimische Gesangspflege das Feld räumen, von ihm mußte alle höhere musikalische Übung auch der Laien beeinflußt werden. Eine eifrige Beschäftigung der Geistlichen mit der Musik ergibt sich schon daraus, daß sie ein höchst wichtiger Bestandteil des Gottesdienstes war, weswegen sie auch zu den obligatorischen Unterrichtsfächern (vgl. S. 235) gehörte. Es gab in einzelnen Klöstern weitberühmte Sängerschulen: die von Metz z. B. behielt ihren aus karolingischer Zeit stammenden Ruf noch im 10. und 11. Jahrhundert; für ganz Süddeutschland wurde die von St. Gallen mit ihren Häuptern Notker, Ratpert und Tutilo maßgebend. Der Geistlichen Werk ist die Ausbildung der Polyphonie. Von Geistlichen stammen zahlreiche Schriften über Musik, namentlich von westfränkischen, wie Regino von Prüm oder Hukbald von St. Armand, dem Erfinder einer neuen Notenschrift an Stelle der schwierigen Neumen, von Geistlichen die Gesangstexte, wie die berühmten Sequenzen Notkers. Aber auch der sich entwickelnden Instrumentalmusik waren die Geistlichen kundig, und mancher mochte selbst Laien darin unterrichten, wie jener Tutilo in St. Gallen die vornehmen Schüler im Pfeifen- und Flötenspiel. Außer diesen Instrumenten gab es Trompete und Horn, als wichtiges Saiteninstrument das Psalterium, als Schlaginstrument die Zimbel. Immer aber war doch die geistliche Musikpflege durchaus kirchlich gerichtet wie die gesamte Kunstpflege überhaupt.

Die mittelalterliche Kunst ist geradezu ein Erzeugnis der Hingabe an die Religion, des Strebens, Gott zu ehren. Unzweifelhaft ist dadurch von vornherein eine Einseitigkeit und Beschränkung gegeben. Aber eben diese verbürgte wieder eine feste Tradition, eine überlieferte Technik, die sich in der Behandlung derselben Vorwürfe fortschreitend verbesserte und verfeinerte, sowie die Herausbildung von großen, allbeherrschenden Stilen. Es war ferner der Kunst durch ihren religiösen Untergrund ein gefühlsmäßiger Charakter verliehen, zugleich hatte sie freilich die über die Aufgaben der Kunst hinausreichende Bestimmung, religiöse Gefühle und Gedanken, aber auch, wie wir gleich sehen werden, religiösen Belehrungsstoff auf die Laienwelt zu übertragen. Natürlich war mit jener Beschränkung auch wieder eine innere Unfreiheit, eine Unterdrückung

Digitized by Google

schöpferischer Kraft verbunden. Ebenso hemmte jene feste Tradition die äußere Bewegungsfreiheit, am wenigsten noch in der Baukunst, und ließ das überlieferte Muster wichtiger erscheinen als die Wirklichkeit. Aller Stoff der Darstellung wurde also von Malerei und Bildnerei in erster Linie aus der biblischen Überlieferung und den Legenden der Heiligen genommen. Die zahlreichen Elemente der Antike, z. B. die alten römischen Tiergestalten zum Teil fabelhafter Natur (Greife, Drachen usw.), sind nun biblisch gewendet, die germanischen Elemente, wiederum namentlich Tierfiguren, werden traditionell beibehalten, aber als Nebenwerk. Stofflich sind das Alte Testament (z. B. der Sündenfall) und weit mehr noch das Neue Testament (die klugen und törichten Jungfrauen) die Hauptquellen. Vor allem spielt die Kreuzigung seit langem eine große Rolle, wobei die Darstellung des Gekreuzigten verschiedene Stadien durchmacht; später wird dann überhaupt die Leidensgeschichte Jesu mit immer größerer Vorliebe behandelt. Die nachmals so wichtige Rolle der Jungfrau Maria ist noch kaum in den Anfängen vorhanden, aber die Heiligen sind bevorzugte Gestalten. Auch die christliche Lehre, z. B. das Glaubensbekenntnis, ferner wichtige Einzelheiten des Kultes werden bildlich dem Gedächtnis eingeprägt. Solche Darstellungen waren eben ein Hauptmittel der Kirche, auf die Masse zu wirken. Gedankliche Beziehungen und stoffliche Einzelheiten, die der heutige Mensch nicht mehr ohne weiteres versteht, konnten damals immer mehr als allgemein vertraut vorausgesetzt werden und brachten die Kunst in eine innere Verbindung mit dem Menschen. Freilich die zeitig einsetzende kirchlich-allegorische Verwendung insbesondere der Natur mochte schwer verständlich sein, aber die Elemente, vor allem der Tiersymbolik, waren auch dem Volk früh geläufig: man wußte, welches Tier den oder jenen Evangelisten andeutete, daß die Taube den Heiligen Geist versinnbildlichte; man wußte aber auch, welche Attribute die einzelnen Heiligen bezeichneten, daß die Zwölfzahl auf die Apostel ging usw. Jedenfalls wurde der ganze Kunstschmuck der Kirche zur wirklichen Biblia pauperum, und unbedingt mußte er ebenso wie die Kirchenmusik auf die religiöse Stimmung, auf den begrifflichen Horizont, die Phantasie bestimmend einwirken.

Der Tassilo-Kelch im Stift Kremsmünster. (Schenkung des letzten Agilulfingers. Italienisches Erzeugnis?) Nach Jakob von Falke, „Geschichte des deutschen Kunstgewerbes", Berlin 1888. Vgl. Text S. 221.

Wie die Kunstpflege stand auch die Pflege der geistigen Bildung durchaus in der Kirche Dienst. Aber trotz dieser festen Beschränkung sind die Verdienste der Geistlichen um die geistige Erziehung der Deutschen ganz hervorragend, obgleich auf diesem Gebiete damals weit weniger als auf künstlerischem nationale Färbung und Entwickelung möglich war. Im höheren geistigen Leben blieben die Deutschen noch lange wesentlich rezeptiv, aber immerhin beweisen gerade die deutschen Mönche hier wie auf anderen Gebieten die starke geistige Begabung ihres Volkes. Die Bildung beruhte wie die höhere Kunst durchaus auf der Antike, aber mehr noch als jene wurde sie immer ausschließlicher durch die Geistlichen

Digitized by Google

vermittelt. Schon in Gallien hatten sich bei der Erstarrung der literarischen Kultur der Grammatiker und Rhetoren die geistigen Interessen mehr und mehr in den Schutz der Kirche, deren Literatur allein kräftig blühte, geflüchtet. Aber der Bildungsverfall im fränkischen Reiche ergriff auch die Kirche. Dafür hatte sich bei der ungestörten Fortdauer alter Tradition reges geistiges Leben in den irischen und angelsächsischen Klöstern erhalten. Deren Mönche gaben dem Abendland durch ihre Wanderungen und Missionszüge neue Bildungsanregungen. Insbesondere wurden die Angelsachsen die geistigen Erzieher der Franken, auch am Hofe (vgl. S. 90). Später sahen wir den Hof als weltlichen Bildungsträger schnell zurücktreten. Dagegen erhielt sich in einer Reihe von Benediktinerklöstern, wie St. Gallen, der Reichenau usw., wirklich gelehrtes Leben, zum Teil wieder auf Grund angelsächsischer Traditionen, wie in Fulda, das angelsächsische Mönche gelegentlich wegen der Reliquien des Bonifaz aufsuchten. In Fulda wirkte erst als Leiter der Klosterschule, dann als Abt Hrabanus Maurus, das Haupt der damaligen Gelehrsamkeit; er hat auch das Studium der klassischen Schriftsteller, die freilich vorher zu reinigen wären, für das der heiligen Schriften als durchaus notwendig bezeichnet. Aber die Träger solcher Interessen waren eben nur noch Geistliche. Der vornehme Laie zeigte jetzt wieder ganz den halbbarbarischen Charakter. Allerdings stellte sich mit der steigenden Macht kirchlichen Geistes schon eine später (S. 257) zu erörternde, zunehmende Abneigung gegen die antike Bildung — warnende Stimmen hatten sich bereits im 9. Jahrhundert erhoben — ein. Rather von Verona z. B. will die antike Bildung allenfalls als Dekoration der Kirche zulassen: es beginnt die rein formale Schätzung des Altertums.

Aber im 10. Jahrhundert bewirkten dennoch der politische und geistige Aufschwung Deutschlands, die Neigung zu reicherer Lebensgestaltung, vor allem aber die Verbindung mit dem romanischen Süden und die gesteigerte äußere Macht der Kirche selbst, insbesondere der Bischöfe, eine größere Kulturfreudigkeit gerade auch der Kirche, wie sie sich uns eben in der liebevollen Kunstpflege gezeigt hat. Sie erzeugt nun auch, freilich unter fremden Einflüssen, eine *neue geistige Renaissance*. Es tritt, wie zur Zeit Karls des Großen, das klassische Altertum, d. h. die eigentliche Grundlage aller mittelalterlichen Bildung, reiner und bedeutender hervor als bisher. Wenn sich in der Kunst, bei der sonst eigenartigen Bernwards-Säule, bei den Wandgemälden von St. Georg, bei den Erztüren des Augsburger Domes, unmittelbare *italische Einflüsse* zeigten, so führten diese zugleich im künstlerischen, aber besonders auch im geistigen Leben eine neue Nachwirkung der Antike herbei. Als eine äußere Belebung dieser seit Karl dem Großen unterbrochenen neuen Einflüsse Italiens kann man die stärkere Wiederaufnahme des Verkehrs mit diesem Lande ansehen, die größere Sicherheit der Straßen, die bisher unter den kriegerischen Einfällen der Ungarn, der Bedrängung durch die Sarazenen und den inneren Kämpfen in Italien arg gelitten hatte. Man hat die neue Strömung in Deutschland *Ottonische Renaissance* genannt, eine Bezeichnung, die allzusehr die allerdings eben durch Otto I. gehobene Kirche als Trägerin der Bewegung vergessen und ebenso unberücksichtigt läßt, daß Italien dabei das maßgebende Land war, namentlich unter Papst Johann XII., Italien, wo Vilgard von Ravenna Horaz und Vergil wie seine Hausbibel ansah. Der Hof der sächsischen Herrscher hatte unter dem bäuerischen Heinrich ganz das altnationale Gepräge getragen. Aber unter Otto I., wenn auch nicht durch ihn, begann ein Umschwung am Hofe, gefördert durch seine Gemahlin und vor allem durch seinen Bruder, der — ein Geistlicher war. Bei beiden aber traten die Einflüsse der überlegenen romanischen Bildung hervor. Das geistige Leben Europas stand damals im ganzen keineswegs sehr hoch: Byzanz bewahrte

Digitized by Google

mehr von alter Kultur, und mit auf deren Grundlage breitete sich anderseits weiter im Osten bereits eine ganz neue hohe Kultur bei den Arabern aus, die den Westen aber zunächst wenig berührte. Italiens Geistesleben lag ziemlich darnieder, gab aber den nach Süden ziehenden Deutschen noch viel; von den Italienern am Hofe Ottos I. und seiner Nachfolger werden wir sogleich hören. Auch Frankreichs Kulturleben war ermattet, begann jedoch das ihm entfremdete Deutschland schon wieder zu beeinflussen. Diese französisch-italienischen Strömungen vermittelte also einmal Ottos zweite Gemahlin, die italisierte Adelheid von Burgund, gerade wie später Ottos II. Gemahlin Theophano (vgl. S. 132f.) griechische. Den unliterarischen Kaiser regten jene Strömungen geistig an; die beginnende romanische Färbung kann äußerlich sein Gruß „bon man" zeigen. Ganz unter westlichen Einflüssen war sodann Ottos Bruder Brun aufgewachsen, und die Eindrücke seiner Schulbildung in Utrecht wurzelten tief bei ihm. Als Kanzler Ottos pflegte er am Hof eifrig die Bildungsinteressen, zog romanische Geistliche an sich und trieb mit ihnen und anderen, wie vor allem mit dem von ihm verehrten Jreubischof Israel, gelehrte Studien; vielleicht ist durch ihn wieder die alte Hofschule (vgl. S. 92 und 110) aufgelebt. Auch als er Erzbischof von Köln geworden war, entfremdete er sich dem Hofe nicht.

Es begann so an Ottos Hof ein neues Leben, zunächst ein Kultus der lateinischen Sprache, deren Pflege nun überhaupt einen außerordentlichen Aufschwung zum Schaden der Erzeugnisse der Volkssprache erfuhr, und die bald auch als Konversationssprache geistlich gebildeter vornehmer Kreise gelten konnte; weiter erblühte ein freudiges Studium der römischen Autoren, die der bücherliebende Brun mit gewaltigem, bei den asketischen Geistern Ärgernis erregendem Eifer las. Otto, der trotz seines urgermanischen Wesens (S. 186) im Gegensatz zu seinem Vater Bildungsstreben zeigte und nun auch lesen und schreiben und damit unvollkommen ein wenig Latein lernte, begann sich für diesen neuen Geist zu interessieren, ohne sich freilich der Antike innerlich zu nähern. In Italien gewann er den gelehrten Gunzo von Novara für Deutschland, natürlich nur, um das geistliche Schulleben zu fördern; an seinen Hof, dessen geistiger Leiter immer Brun blieb, führten die Umstände jenen Rather, Bischof von Verona, der trotz asketischer Neigungen sehr gelehrt war, und Liutprand von Cremona. Vorübergehend hat auch Gerbert von Reims schon an Ottos I. Hofe geweilt. Von deutschen Geistlichen war Ekkehard II. von St. Gallen viel dort. Sein Schüler war Ottos Sohn, Otto II., der, unter dem Einflusse seiner Mutter und der Leitung von Lehrern wie Volcold und Willigis in einer durchaus geistlich-gelehrten Atmosphäre aufgewachsen, einen viel höheren Grad von Bildung erlangte als sein Vater, dem er gelegentlich lateinische Briefe übersetzen mußte. Er ging ganz in den neuen Interessen auf, hörte gern wissenschaftliche Disputationen an, zog wie sein Oheim Brun überallher gelehrte Geistliche an seinen Hof, der jetzt Mittelpunkt eines eifrigen Schullebens war, so wieder den berühmten Gerbert, so Otrich von Magdeburg, und war ein leidenschaftlicher Bücherfreund, wie er denn gelegentlich aus dem Kloster St. Gallen die besten Bücher mitnahm. Durch seine Heirat mit Theophano fanden auch griechische Bildungsinteressen Eingang. So gewann wieder sein Nachfolger Otto III. eine noch höhere Stufe der Bildung. Auf ihn wirkten griechische und römische Bildung vereint; mit jenem Gerbert stand er im engsten geistigen Verkehr; ein anderer seiner Lehrer war ein Italiener, Johannes, und von Deutschen unterrichtete ihn der für alles Edle begeisterte Bernward von Hildesheim. Aber bei Otto III., der als Wunder von Bildung gepriesen wurde, erhielt dieses Streben schon einen phantastischen, romantischen, anderseits

Digitized by Google

einseitigen, unnationalen Charakter. Wie bewußt der Renaissancegeist jetzt zum Ausdruck kam, zeigt das Schreiben, in dem Otto Gerbert um belehrende Unterweisung bat und ihn ersuchte, „gegen die Roheit unserer sächsischen Natur schonungslos zu verfahren, in uns aber zu beleben und auszubilden, was uns von griechischer Anmut und Zierlichkeit beiwohnen möchte". „Erweckt in uns den Griechengeist!" Und Gerbert rühmt seinerseits auch den Besitz des Herrschers an griechischer und römischer Bildung.

Indes auch bei Otto III. geht doch alles auf geistliche Initiative zurück. Und wenn um diese Zeit vornehme Frauen der neuen Bildung sich zuwendeten, neben den Fürstinnen fremder Herkunft auch einheimische, wie Hedwig von Schwaben, Ottos Nichte, die mit Ekkehard II. von St. Gallen römische Dichter las, wie ihre Schwester Gerbirg, Äbtissin von Gandersheim, so waren das entweder geistliche Frauen, oder sie standen, wie eben Hedwigs Beispiel zeigt, ganz unter geistlichem Einfluß. Frauen und Geistliche begründeten damals einen engen Bund (vgl. S. 238). Vor allem sind es nun wieder die Bischöfe, die charakteristischste Klasse der Ottonischen Zeit, welche die höfischen, von Geistlichen getragenen Bildungsbestrebungen, die zum Teil erst durch die neue Hofschule auf sie übergegangen waren, auch ihrerseits fördern. Neben Erzbischof Brun von Köln stehen später der gleichfalls zur Königsfamilie gehörende Erzbischof Wilhelm von Mainz und die Bischöfe Balderich von Speier, Radbert von Trier, Adalbero von Metz, Wolfgang von Regensburg. Überall an den Bischofssitzen blüht jetzt der Schulunterricht empor, in Regensburg, in Magdeburg und Hildesheim und bedeutend in Lüttich. Aber auch die Klöster, die ja in den Zeiten des Verfalles am besten die alten Traditionen erhalten hatten (wie etwa die Reichenau), nahmen nun einen entsprechend größeren Anteil an dem neuen geistigen Streben. St. Gallen erlebte jetzt seine Blütezeit; aus St. Gallen stammte jener Bischof Balderich; einen Vertreter St. Gallens, Ekkehard II., sahen wir am kaiserlichen Hof als beliebten Lehrer wirken; die Schilderungen, die wir von dem Schul- und gelehrten Leben St. Gallens durch Ekkehard IV. besitzen, zeigen, wie sehr dieses im Mittelpunkt der ganzen Interessen des Klosters stand. Hochberühmt war die Reichenau wegen ihrer Studienpflege namentlich unter Abt Berno zu Anfang des 11. Jahrhunderts, der als Schüler von Prüm wieder westliche Einflüsse vermittelte; in der Reichenau wirkte auch der an Gelehrsamkeit die Zeitgenossen übertragende Hermann der Lahme. Viele andere Klöster wären zu nennen, wie St. Emmeram und Tegernsee. Auch die Frauenklöster zeigten Hingabe an klassische Studien. In Gandersheim dichtete die Nonne Hrotsvit lateinische Dramen, freilich gegen die Antike, gegen die Verbreitung des Terenz gerichtet, aber diesem doch äußerlich durchaus nachgeahmt. Ovid und Terenz waren in den Nonnenklöstern eine beliebte Lektüre, wenngleich vieles aus ihnen Zitierte wohl nur durch Sentenzensammlungen bekannt war. Von zahlreichen gelehrten Klosterfrauen sind außer jener Gerbirg und Hrotsvit auch die Nachfolgerin Gerbirgs, Sophie, und Adelheid, die Schwester Ottos III., zu nennen.

Die eigentliche Renaissancebewegung, die sich auch in dem klaren und einfachen Charakter der Schrift dieser Zeit ausprägt, ist nicht von Dauer gewesen; sie mußte, wie wir (S. 258) sehen werden, der neuen asketischen Richtung weichen. Schon Brun wurde, wie eine Vision des Hofkaplans Poppo zeigt, wegen seiner Studien verdächtig, und immer mehr Mönche ließen sich von den geliebten Studien abschrecken. Aber die Ottonische Renaissance hat gleichwohl nachhaltiger gewirkt als die karolingische: verschwand auch die unbefangene Freude am klassischen Altertum, ja selbst das rein antiquarische Interesse, so ist der positive und der formale Gewinn dieser Periode doch auch für die Folgezeit von grundlegender

Digitized by Google

Bedeutung gewesen. Erst jetzt haben die Deutschen die Anpassung an die römisch-christliche Kultur endgültig vollendet: durch die lateinisch-griechische Atmosphäre der Ottonischen Zeit hindurch kam man trotz des späteren Versalles der Studien zwar zu weniger reinen, aber allgemeineren Formen der Bildung, freilich immer ausgeprägt kirchlicher Färbung. Es waren die Lehrjahre der deutschen Bildung. Das rein rezeptive Verhalten, wie es noch im 11. Jahrhundert in Deutschland erkennbar ist, wich doch langsam einer, allerdings ebenfalls kirchlich beschränkten und auch sonst wenig unabhängig gestalteten, geistigen Produktivität.

Ein Moment ist aber für die Ottonische Epoche besonders charakteristisch und für die Zukunft folgenreich gewesen: der Aufschwung des Schulwesens, das von nun an eine dauernde Entwickelung aufweist, trotz aller antikefeindlichen und asketischen Strömungen und Störungen. Dieses Schulwesen war eine der wichtigsten Seiten der Kulturtätigkeit der Geistlichen. Es war ursprünglich nichts als römische Erbschaft. Die heidnischen Grammatiker- und Rhetorenschulen, wie sie noch im Merowingerreich bestanden, wurden durch neugegründete Kloster- und Bistumsschulen allmählich verdrängt. Daß diese durchaus die römische Tradition festhielten, zeigt eine bayerische Instruktion von 774, nach der die Bischöfe Schulen gründen und Lehrer halten sollten, die nach der Überlieferung der Römer zu unterrichten hätten. Die Angelsachsen verpflanzten dann ihr römisches Bildungswesen, so gut es ging, auch nach Deutschland. Der große Bonifaz sorgte schon in umfassender Weise für die Pflege des Unterrichts. So lehrten nach angelsächsischem Vorbild der Priester Wigbert und der Diakon Megingot im Kloster zu Fritzlar, und ebenso besaß Fulda von Anfang an seine Schule. Nach Thüringen sandte Bonifaz die gelehrte Chunihild und ihre Tochter als Lehrerinnen, nach Bischofsheim an der Tauber die Lioba oder Leobgild, seine Nichte, deren Lehrtätigkeit so bedeutend war, daß, wie ihre Lebensbeschreibung erzählt, fast alle Frauenklöster ihre Schülerinnen als Lehrerinnen haben wollten. Aber die eigentliche Konsolidierung des kirchlichen Schulwesens, das im 7. und 8. Jahrhundert noch immer darniederlag, geschah doch erst durch Karl den Großen (vgl. S. 93). Freilich handelte er dabei durchaus unter geistlichem Einfluß: nur der Klerus konnte ja auch das Bildungspersonal stellen. Und so blieb die kirchliche Schule für lange Zeit die einzige Form der mittelalterlichen Schule. Wenn es die Kirche natürlich für Pflicht des Staates hielt, für Schulen zu sorgen, so lag der Gedanke an weltliche Schulen ganz fern.

Karl der Große hatte bei seiner Fürsorge für die Schulen in erster Linie ein kirchliches Bedürfnis im Auge, die Heranbildung von Geistlichen. Sie war der Zweck des Beschlusses der Aachener Synode von 789, daß bei jedem Kloster und Stift Schulen sein sollten. Daß er durchgeführt wurde, zeigt das Beispiel des Bischofs Simpertus, Abtes von Murbach, der dort auch die älteren Mönche noch zum Lernen zwang. Freilich sorgten diese Schulen nur für die elementare Grundlage, und groß waren die Ansprüche an die Bildung des Geistlichen im Durchschnitt gewiß nicht. Was Karls des Großen Kapitular „über die Prüfungen der Geistlichen" fordert, nämlich Lesen, Schreiben und Singen, etwas Latein, Bekanntschaft mit der Festberechnung (computus) und einen Gedächtnisvorrat an Gebeten, liturgischen Formeln, Gesängen und anderem, das war wohl noch lange die Quintessenz des Schulunterrichts. Daß die höheren Geistlichen aber einer weiteren Ausbildung bedurften, ist klar. Nach Karls Tode empfand die Kirche selbst es schmerzlich, wie sehr der Kaiser ihr fehle; seinen Nachfolger erinnerten die Bischöfe an sein Beispiel und baten 829 auf dem Wormser Reichstag um Errichtung von wenigstens drei großen Schulen: man beschloß einstimmig, daß jeder Bischof von nun an größeren Eifer auf die Schulen verwenden solle. Jenes ursprüngliche

Digitized by Google

Ziel der Schule ist aber doch früh erweitert worden: die Kirche sorgte auch für die Ausbildung der Laien, wenigstens die elementare. Sie wurden zunächst wohl ebenfalls zu dem Zweck unterrichtet, den Kult mit seinen lateinischen Gebeten und lateinischen Hymnen überhaupt zu ermöglichen, anfangs wohl gemeinsam mit dem geistlichen Nachwuchs, seit der Synode von Aachen im Jahre 817 von ihm getrennt. Wesentlich in der Absicht, die Klosterzucht zu heben, hatte man nämlich dort beschlossen, in die Schulen nur spätere Geistliche, gottgeweihte (oblati) Knaben aufzunehmen, ein Beschluß, der alsbald den Unwillen einsichtiger Männer erregte, da er die Lernlust der Laien ertöte. In der Tat fand man denn auch den vielleicht schon früher benutzten Ausweg, Doppelschulen einzurichten, in der „inneren" Schule die jungen Kleriker, in der „äußeren" die Laien zu unterweisen. Der Bauplan von St. Gallen (vgl. S. 214) sieht die letztere vor. Mußten die Zöglinge der inneren Schule, deren Unterhalt, wie bei den Stiftsschulen das Stift, so bei den Klosterschulen das Kloster trug, in mönchischer Kleidung einhergehen, mönchisch leben und denken lernen, wurden sie von Aufsehern überall bewacht, so ähnelte das Leben und Lernen der „äußeren" Schüler, die mit den „inneren" überhaupt nicht verkehren durften, von Anfang an dem der späteren Zeit. Es waren meist junge Leute vornehmer oder freier Abkunft, denen einmal ein hohes kirchliches Amt winken konnte. Sie zahlten auch für ihren Unterhalt, allerdings kein eigentliches Schulgeld. Dafür machten die Eltern Schenkungen. Für die Unterhaltung der inneren Schulen aber gab es Stiftungen, Almosen usw. Bei den Stiftsschulen sollte der Unterricht ebenfalls unentgeltlich sein, für die Laien bildete sich dennoch mehr und mehr ein Schulgeld aus. Ein darauf bezüglicher Vers: „Lernen will jeder, aber keiner bezahlen" zeugt von einem ziemlich regen Bildungsstreben der Laien. Wie noch lange Zeit später, wurde der Schulbesuch ihnen freilich nicht gerade verlockend gemacht. Überließ man sich an schulfreien Tagen, die, wie das Vakanzenlied Ekkehards IV. zeigt, wirkliche Freudentage waren, einer wilden Ausgelassenheit, so herrschte in dem Unterricht selbst eine maßlos harte Zucht, namentlich in der inneren Schule; überall regierten Stock und Peitsche, selbst den guten Schüler, und sonstige Peinigungen gab es auch genug. Wir hören von einem Fall der Brandstiftung seitens eines Schülers zu St. Gallen aus Furcht vor Strafe. Wie es sonst in der Schule, die die Knaben vom siebenten Jahr ab zu besuchen pflegten, herging, können neben Ekkehards Schilderungen einige Schulszenen aus den Dramen der Hrotsvit („Pafnutius", „Sapientia") zeigen. Im übrigen beherrschte die Religion wie auch später das ganze Unterrichtsleben. Die abstoßendste Seite ist neben der Herrschaft der Rute das Überwachungssystem, das wir näher erst aus späterer Zeit kennen, das aber früh geherrscht haben wird, zum Teil freilich auf die Anerziehung der (S. 187 f.) besprochenen genau vorgeschriebenen äußeren Haltung gerichtet war. Die Oberleitung der Klosterschule hatte der magister principalis mit Hilfslehrern und Kustoden für jene Überwachung, die der Stiftsschulen der magister scholarum, in späterer Zeit scholasticus genannt, der auch die Oberaufsicht über alle sonstigen (Pfarr- usw.) Schulen der Diözese führte.

Die Klosterschulen sind es in erster Linie, die wir als Pflanzstätten geistiger, wenn auch nicht hoher Kultur in Deutschland anzusehen haben. Es wird immer den Benediktinern — nach der Regel Benedikts lebten zunächst fast alle Mönche des Abendlandes — zum hohen Verdienst gereichen, daß sie in der Errichtung derselben vorangegangen sind. Wie bereits Bonifatius und seine zahlreichen Schüler, so haben Alkuin, Karls des Großen rechte Hand im Bildungswesen, durch seine Klosterschule zu Tours und Hrabanus Maurus, der „Lehrer Deutschlands", durch diejenige zu Fulda die Richtigkeit jenes Satzes bewiesen. Und wie von Tours die

Digitized by Google

Anstalten zu Korvei, Salzburg, Münster, von den westfränkischen zu schweigen, ausgingen, so wurde Fulda das Muster für St. Gallen und die Reichenau, für Hirsau und Weißenburg. Über die Wirksamkeit der St. Galler Schule sind wir besonders gut unterrichtet, und die Namen ihrer Lehrer, eines Iso, Ratpert, Notker des Stammlers, eines Notker Pfefferkorn, eines Notker Labeo und der Ekkeharde, waren hoch berühmt; das Schulwesen der Reichenau geht auf Walahfried Strabo zurück. Aber auch andere Klosterschulen, wie die von St. Emmeram, von Tegernsee, Benediktbeuren, hatten guten Ruf. Die späteren Orden der Zisterzienser und Prämonstratenser haben die Bedeutung jenes Stammordens nicht erreicht, im Osten jedoch haben sie auf die Begründung des Schulwesens großen Einfluß geübt.

Auch bei den ursprünglich zur Heranbildung des Diözesanklerus bestimmten, erst gegen Ende des 10. Jahrhunderts an Bedeutung gewinnenden Bistums-, Dom- oder Kathedralschulen war, wie angedeutet, durch äußere Schulen für die Laien, und zwar hier erst recht für solche vornehmer Abkunft, gesorgt. Die Schulen waren sonst wesentlich auf das gemeinsame Leben der Kanoniker an den Bistumskirchen gegründet, das infolge der Verweltlichung des Weltklerus zuerst Bischof Chrodegang von Metz für seine Kathedralpriester angeordnet hatte, und mußten mit der späteren Abschaffung dieses Lebens verfallen. Nach dem wenig wirksamen 18. Dekret des dritten Laterankonzils (1177) suchte das 11. Dekret des vierten Laterankonzils von 1215 diesem Verfall zu steuern. An allen Kathedralkirchen, aber auch bei anderen, wo Mittel vorhanden waren, sollte ein Lehrer bestellt werden, um die Kleriker und arme Schüler in der Grammatik und anderen Fächern unentgeltlich zu unterrichten. Er sollte dafür ein hinreichendes Benefizium erhalten. Weiter sollte ein theologischer Lehrer zur Unterweisung in der Heiligen Schrift usw. eingesetzt und ihm eine Pfründe verliehen werden. Auch unter diesen Domschulen ragten anfangs viele hervor, wie die zu Konstanz, Augsburg, Freising und Hildesheim, wo im 10. Jahrhundert Thangmar wirkte.

Die Kirche sorgte endlich für einen Unterrichtsbetrieb an den einzelnen Pfarrkirchen. Karl der Große folgte älterer Tradition — denn schon im 5. und 6. Jahrhundert sind solche Pfarrschulen durch die beiden Synoden von Vaison für Gallien angeordnet worden —, wenn er wollte, daß die einzelnen Pfarrer Schüler bei sich haben sollten, die sie in ihrem Amt vertreten könnten. Hier handelt es sich also um rein kirchliche Interessen. Sonst kann bei den Pfarren nur von einer elementaren Katechisation der Laien die Rede sein.

Jedenfalls war das Bildungsbedürfnis des Mittelalters auf die Fürsorge der Kirche allein angewiesen. Durch sie wuchs es auch immer mehr. Der Eifrige begnügte sich auch nicht damit, an Ort und Stelle zu lernen. Dem großen Gerbert folgten viele Schüler nach Italien; einem Lehrer von bedeutendem Ruf — und ein solcher verbreitete sich sehr rasch — strömten bald Schüler von auswärts zu, wie dem Hrabanus Maurus in Fulda, Walahfried Strabo in der Reichenau, wie dem „Cicero Sachsens", dem gelehrten Otrich in Magdeburg, oder manchem Lehrer zu St. Gallen. Es lag das einmal allerdings an der Anziehungskraft, die große Schulen mit reichen Stiftungen für die vielen armen Schüler hatten, weiter an der Unvollkommenheit der meisten Schulen, die nur das für die Kirche absolut Notwendige trieben, auch häufig durch die unsicheren Zeiten gestört wurden. Vor allem aber wurde nicht alles gleichmäßig gepflegt: dies Fach blühte hier, jenes dort, je nach einem bedeutenden Lehrer. Das Wissen hatte eben damals viel mehr einen monopolartigen Charakter, seine Übertragung war wesentlich eine persönliche. So erklärt sich auch das hohe Ansehen, das der Lehrer damals genoß. Nach dem Abt war er im Kloster der erste, ebenso wie der Domscholaster

Digitized by Google

als einer der angesehensten Männer im Stifte galt. An der äußeren Schule in St. Gallen wirkte gegen Ende des 9. Jahrhunderts Iso, nach dessen Unterricht „die Geister von ganz Burgund und Gallien lechzten". Nach der St. Galler Klosterchronik waren viele zufrieden, nur eine Stunde seine Schüler zu heißen.

Immer aber steht der religiöse Zweck in dem ganzen Bildungswesen obenan, und nur soweit weltliches Wissen ihm diente, sollte es gepflegt werden. Da man indes auf die Tradition des Altertums angewiesen war, hat das weltliche Wissen häufig größere Liebhaber gefunden, als der Kirche recht war. Auch beim Laienunterricht steht das kirchliche Interesse in erster Linie. Jene angeblichen Volksbildungsbestrebungen Karls des Großen (vgl. S. 93) dienten der Ausbreitung der christlichen Lehre oder der Heranbildung von Chorsängern. Wenn ein Kapitular vorschreibt, daß ein jeder seinen Sohn die Buchstaben lernen lassen solle, so ist damit das gleiche Ziel verbunden, das später (813) der Mainzer Beschluß, daß alle ihre Kinder in die Schule schicken sollten, also bezeichnet: „Dort sollen sie den Glauben und das Vaterunser so lernen, daß sie zu Hause den anderen diese Katechismusstücke zu lehren vermögen. Wer es anders nicht kann, lerne es in der Muttersprache." Und charakteristisch ist noch aus späterer Zeit die Begründung für die Anordnung allgemeinen Schulbesuches in der Pfarrei Bigge im Amte Brilon (1270): „damit das noch in vielen Herzen glimmende Heidentum dadurch gänzlich ausgelöscht werde". Für die Kloster- und Stiftsschulen aber war der Gesichtspunkt immer der, daß alles das gelernt werden sollte, was der Geistliche in seinem Berufe brauchte.

Zunächst waren das jene schon erwähnten elementarsten Kenntnisse, dann aber die mehr oder minder sichere Beherrschung der lateinischen Sprache. Diese im fränkischen Reiche als Schriftsprache eingebürgerte und immer ausschließlicher geltende lateinische Sprache zeigte von vornherein den unnationalen Charakter des ganzen Bildungswesens, aber ihr Gebrauch war gewissermaßen das Charakteristikum des Gebildeten, das Abzeichen des Geistlichen. Die lateinische Sprache galt als die erste, und schon insofern fühlten sich die romanischen Geistlichen, deren Muttersprache ihr verwandt war, und die deshalb leichter lateinisch lernten, ihren deutschen Genossen immer an Bildung überlegen. In der Tat läßt das häufig barbarische Latein der Deutschen die Mühe des Lernens deutlich erkennen. Nach der Lateinpflege Karls des Großen (vgl. S. 90) hatten sich wieder rauhere Zeiten eingestellt. Man hielt auch die Muttersprache noch nicht völlig in Unehren. Gerade die „Renaissance" des 10. Jahrhunderts (vgl. S. 224 ff.) hob nun den Gebrauch der lateinischen Sprache außerordentlich, verdrängte die deutsche, bald verächtlich behandelte Volkssprache, z. B. aus den Synoden, und legte den Grund zu der monopolartigen Geltung des Lateins. Das Deutsche als Bildungssprache wäre dem damaligen Menschen ein ganz unfaßbarer Gedanke gewesen: wieviel Gezwungenes, Unnatürliches in seinem Wesen erklärt sich aber schon daraus! Das klassische Latein war es freilich in dieser Zeit nicht mehr: die Vulgata gab das Muster, aber man spickte doch die Sprache mit ciceronianischen Phrasen und sonstigem klassischen Wortschmuck. Es war eine gekünstelte Pflege der Sprache, obwohl in den besten Tagen dieser Periode Geistliche und vornehme Damen, ja auch adlige Herren, die geistlicher Bildung teilhaftig geworden waren, gelegentlich lateinische Konversation machen mochten. Der ungeleuke Ausdruck (sermo incultus), wegen dessen sich einzelne Autoren ausdrücklich entschuldigen, blieb doch das Charakteristische für die Deutschen. Allerdings machte man im 11. Jahrhundert Fortschritte, ja man kam auf einen gewissen Höhepunkt, wenn auch nicht zu einem individuellen Stil. Am meisten hat wohl zur Entstellung des klassischen Lateins seine Handhabung als Geschäfts- und Urkundensprache

Digitized by Google

beigetragen, deren aus dem täglichen Leben stammende Neu- und Umbildungen das literarische Schrifttum allerdings möglichst vermied. Anderseits zeigt sich darin gerade das mittelalterliche Latein als eine lebende Sprache. Außer der Kenntnis des Lateinischen brauchte der Geistliche nun auch formale Redegewandtheit und, um die heiligen Schriften zu verstehen, reales Wissen. Und so erweiterte sich die mittelalterliche Bildung zu einem umfassenden Gebäude, das seine Krönung fand in der Wissenschaft von Gott, der Theologie.

Was so in kirchlichem Interesse gelehrt wurde, das war nun freilich durchaus abgeleitetes Wissen. Die Grundlage des Unterrichts gab das System her, in dem das untergehende Altertum die Quintessenz seiner Bildung zusammengefaßt hatte, das System der sieben freien Künste, das das ganze Mittelalter hindurch autoritative Geltung besaß, schon durch seine bedeutungsvolle Zahl geheiligt und dem mittelalterlichen Geiste als ein festgefügtes Bauwerk erschien, wie es denn als solches auch bildlich dargestellt wurde. Es zerfiel in zwei Stufen, in die formalen Disziplinen, Grammatik, Rhetorik und Dialektik, als „Trivium" zusammengefaßt, und die realen, Arithmetik, Geometrie, Musik, Astronomie, mit einem

Die Grammatik und die Rhetorik mit den Gestalten des Priscian und Donat (oben), des Gorgias und Tullius (Cicero) (unten). Dazu entsprechende Zitate und Sentenzen. Aus der „Scolastica Historia" des Petrus (1241) in der Hof- und Staatsbibliothek zu München (Cod. lat. 17405). Vgl. Text S. 232 u. 233.

Digitized by Google

schon bei Boëthius vorkommenden Ausdrucke als „Quadrivium" vereinigt. Die Reihenfolge der Künste ist bei dem eigentlichen Begründer des Systems, Martianus Capella, einem afrikanischen Gelehrten des 5. Jahrhunderts, der in seiner Enzyklopädie alles Wissens darin dem Varro folgte, eine etwas andere als bei Cassiodorus, der wie Boëthius ein einschlägiges, später autoritatives Lehrbuch geschrieben hat. Auf den Bildungsgang des Klerikers hat namentlich Hrabanus Maurus das System in ausführlicher Entwickelung angewandt. Aber es ist klar, daß jene Disziplinen für das Mittelalter nicht alle von demselben Wert sein konnten. Die formalen mußten bei der Bedeutung der lateinischen Sprache zunächst im Vordergrunde stehen. Auch fehlten für den Unterricht in allen Fächern oft die nötigen Lehrkräfte, so daß häufig nur einzelne eingehender getrieben wurden. Grammatik und Rhetorik waren einst bei Übernahme der hellenischen Bildung den Römern als wichtigste Künste erschienen, insbesondere war die Redekunst Ziel und Abschluß der Bildung; erst allmählich sind diese Disziplinen nebst der Dialektik dann der altchristlichen Bildung einverleibt worden; bei ihrer Übertragung endlich auf die mittelalterliche Halbkultur änderte sich ihr Betrieb ganz wesentlich. Die Hauptsache war jetzt die Grammatik: selbst für die Romanen hatte deren Erlernung, obgleich ihre Sprachen noch unfertig waren und das Latein ihnen nicht als fremde Sprache galt, seine Schwierigkeiten, wieviel mehr für die Deutschen!

Die Grammatik (siehe die Abbildung S. 231) wurde die Königin der Wissenschaften, wohlverstanden in ihrer damaligen Bedeutung als „Kunst, Dichter und Historiker zu erklären, richtig zu sprechen und zu schreiben" (Hrabanus Maurus), also als mündliche und schriftliche Beherrschung der lateinischen Sprache. Die Grammatik des Donatus, die aber bei der Schwierigkeit des für die römische Jugend berechneten Originals fast von jedem bedeutenden Lehrer neu bearbeitet und zurechtgemacht wurde, und das Werk des Priscianus, das man namentlich zur Erklärung und zum Verständnis des Donat benutzter waren es, die das Mittelalter vorzüglich als Handbücher schätzte. Andere grammatische Schriften waren mindestens in den Bibliotheken der Klöster vorhanden. Den Unterrichts- und Übungsstoff aber gaben in letzter Linie die Klassiker her, vor allem die Dichter, und von ihnen besonders Vergil, während unter den Prosaikern Cicero der wichtigste war. Man lernte aus ihnen aber auch stofflich, vor allem geschichtliche Tatsachen. Doch geht ihrem Studium, überhaupt dem der eigentlichen Grammatik, ein Elementarunterricht voraus. Diesen muß man sich nicht allzu niedrig vorstellen. Es scheint aber, als ob die Kinder häufig schon vor diesem Unterricht, also gänzlich verständnis- und gedankenlos, lateinische Psalmen auswendig lernten, was dann auch später neben dem Unterricht einherging. Ebenso lernten sie am Psalter lesen. Als Schullese- und -lehrbücher genossen sie nach dem Lesenlernen zu Anfang des Triviums die Fabeln des Avian und die Sittensprüche des Cato Censorius, später auch den Äsop, Sammlungen in poetischer Form, die sich freilich im Laufe der Zeit formell und methodisch in vieler Beziehung wandelten, auch aus allen möglichen Quellen (Bibel, Kirchenväter, Klassiker) mannigfach erweitert wurden: schon um das Jahr 1000 gab es eine berühmte Umarbeitung des Avian und Cato, die Fecundia Ratis (das vollbeladene Schiff) des Egbert von Lüttich. Otloh von St. Emmeram hat durch sein übertrieben biblisches „Buch der Sprichwörter" vergebens jene Schulbücher zu verdrängen gesucht. Die Unterrichtsweise bestand in der Einzelvorführung jedes Wortes mit hinzugefügter deutscher Übersetzung. Der Lehrer sagte vor, die Schüler wiederholten. So pflegte man auch zwischen die Zeilen der handschriftlichen lateinischen Texte die einzelnen Ausdrücke deutsch hineinzuschreiben (Interlinearversion).

Digitized by Google

Syntax usw. waren also zunächst gleichgültig, die Hauptsache war Aneignung eines Wortschatzes — auch bei der späteren Lektüre legten sich die Schüler Vokabularien an —; deklinieren und konjugieren wurde aber früh gelernt. Natürlich folgten auch Erläuterungen des Lehrers, und sicherlich wurden die Verse gelegentlich frei übersetzt. Besonders wichtig ist, daß man auf regelmäßiges Lateinsprechen, selbst der Kleinen, hielt: in den Händen der Schüler befanden sich häufig Gesprächbücher, die den nötigen Anhalt gaben. Nach solchem Anfangsunterricht, über den man in manchen Klöstern sicher nicht hinausgekommen ist, folgte dann als Beginn des eigentlichen Studiums die Lektüre von Dichtern, die aber zunächst metrische Studien — auch dafür gab es Lehrbücher — nötig machte. Daß Vergil bei dieser Lektüre im Vordergrunde stand, rührt wesentlich aus dem Umstand her, daß Donat und Priscian namentlich aus seiner „Aneis" ihre Beispiele schöpfen. Zum grammatischen Unterricht, der zum Teil erst durch fremde Gelehrte, wie jenen Gunzo von Novara, aber auch durch tüchtige deutsche Lehrer ausgestaltet wurde, gehörte endlich immer das Versemachen. Man erlernte es meist durch Umgießen eines Prosatextes in poetische Form (dictamen metricum). Diese Schulpflege des Dichtens ist die Ursache dafür, daß wir so häufig selbst bei trockenen Chronisten eingefügte Verse finden. Gute Verse sind das erste Kennzeichen des Gebildeten, früh auch ein beliebtes Mittel, sich bei den Großen einzuschmeicheln.

Die Stilübungen in lateinischer Prosa führen zu dem Fach der Rhetorik (siehe die Abbildung S. 231). Die ars dictandi, die insbesondere auch die Kunst umfaßte, in richtiger Handhabung der überlieferten Formen und Formeln Urkunden, Briefe und sonstige rechtliche oder geschäftliche Schriftstücke, Testamente usw., abzufassen, war ein für den weiterstrebenden Geistlichen sehr wertvoller Besitz und auch nach dem Freisinger Verzeichnis der Lehranforderungen an die Geistlichen (quae a presbyteris discenda sint) aus dem 9. Jahrhundert durchaus wichtig. Solche Kenntnisse gingen meist Hand in Hand mit einer Summe juristischen Wissens und befähigten den Geistlichen zur monopolartigen Handhabung der immer wichtiger werdenden weltlichen, öffentlichen und privaten, schriftlichen Geschäfte, namentlich zum Urkundenschreiben, zur Verwaltung der Kanzleien, endlich zum Notariat, das sich später von Italien aus verbreitete. Die weltlichen Kanzleibeamten, die es noch zur Merowingerzeit gab, waren jetzt verschwunden. Jeder Große hatte seinen clericus. Die vielbenutzten Hilfsmittel waren die immer häufigeren, meist wirkliche Briefe und Urkunden bringenden Formelbücher und Formelsammlungen, die später, in Deutschland allerdings zunächst selten, nach dem Vorgang Alberichs von Monte Cassino die Sache auch theoretisch behandelten. Die Pflege der eigentlichen Rhetorik — was das Mittelalter so nennt, ist im Grunde wesentlich die ars dictandi — trat gegenüber derjenigen im Altertum natürlich zurück. Für die nunmehrige oratorische Hauptleistung, die Predigt, lernte man das Nötige nicht aus klassischen Schriftstellern, sondern aus christlichen, besonders aus Augustinus. Deklamatorische Übungen schätzte man überhaupt nicht. Anderseits suchte man dem Prosastil überhaupt doch ein klassisches Ansehen zu geben, freilich in sehr äußerlicher Weise. Dafür benutzte man neben Augustinus und Martianus Capella auch Quintilian, namentlich aber den als „König der Beredsamkeit" gepriesenen Cicero. Eine rhetorische Lehrschrift stammte schon von Alkuin, eine spätere auch von Gerbert.

Die Dialektik, d. h. die mit Hilfe der erlernten stilistischen Künste erstrebte Schulung des Verstandes, sollte vor allem dazu helfen, die christliche Lehre denkhaft aufzunehmen und, wie Hrabanus sagt, die „Trugschlüsse der Ketzer zu widerlegen". Sie war mit ihrer

Digitized by Google

spitzfindigen Tüftelei und Disputiertechnik den rätsel- und streitliebenden Deutschen vielleicht sehr sympathisch, und die Freude am Disputieren zeigt sich auch bei den Laien ziemlich früh, so bei Karl dem Großen, später bei Otto II. Aber die eigentliche Blütezeit des Definierens und Interpretierens, des künstlichen Durchhechelns und Beweisens liegt erst später in der geistig selbständigeren Epoche der Scholastik. Doch schwand zum Teil schon im 11. Jahrhundert die bisherige Weise, auf Grund der Grammatik und mit Hilfe der Kirchenväter die Heilige Schrift zu erklären, vor der dialektischen Behandlung ihrer Stellen. Auch für die Dialektik gaben antike Autoren den Anhalt: neben den späten Kompilatoren Martianus Capella, Boëthius, Cassiodor auch der früh gepriesene Meister Aristoteles, der aber natürlich ins Lateinische übersetzt war (von Boëthius und Victorinus). Für die Dialektik hatte wieder bereits Alkuin ein Handbuch geschrieben. Die meisten Handbücher der Dialektik waren übrigens in dialogischer Form abgefaßt.

Die Musik und die Astronomie, jene mit einem Glockenspiel, diese in der Mitte zwischen berühmten Vertretern des Faches. Dazu wenig besagende Zitate und Sentenzen. Aus der „Scolastica Historia" des Petrus (1241) in der Hof- und Staatsbibliothek zu München (Cod. lat. 17405). Vgl. Text S. 235 u. 236.

Vor dieser dem Geistlichen unerläßlichen Trivialbildung traten die Fächer des Quadriviums, das man wohl auch als Mathematik bezeichnete und immer als sehr schwierig angesehen hat, bedeutend zurück und wurden auch nur von wenigen studiert. Freilich

Digitized by Google

gewisse elementare Seiten dieser Fächer mußten auch von dem Durchschnittsgeistlichen beherrscht werden, wurden überhaupt schon im Elementarunterricht behandelt, namentlich die ersten Anfangsgründe des Rechnens, wobei man die Zahlen mittels der Finger darstellte und auch mit deren Hilfe zählen und primitiv rechnen lernte. Ebenso hatte der Gesangunterricht nur wenig mit dem theoretischen Quadrivialfach der Musik, deren praktische Pflege schon oben (S. 222) erörtert wurde, zu tun. Jener begann sehr früh, um die Knaben sogleich beim Gottesdienst, der ja mit Gesang durchsetzt war, gebrauchen zu können; auf das Singen wurde mehr Zeit verwendet als auf irgendeinen anderen Gegenstand, und es muß auch schwer gewesen sein, die „rauhen germanischen Kehlen" zum durchgebildeten römischen Kirchengesang zu erziehen. Immerhin führte doch eben diese unerläßliche Gesangs- wie Musikpflege zum theoretischen Studium der Musik (siehe die Abbildung S. 234), wobei aber auch die Arithmetik, bei dem Studium der Tonverhältnisse, der Tonart usw., mit hineinspielte. Ihm widmeten sich nur die begabten Schüler; Epoche machte hier wieder die Lehrtätigkeit Gerberts. Die Lehrschriften dieses Faches gingen übrigens alle auf des Boëthius fünf Bücher de musica zurück.

Die Arithmetik und die Geometrie, männliche Gestalten mit einem Rechenbrett bezw. geometrischen Figuren in der Mitte zwischen berühmten Vertretern der Fächer usw. Aus der „Scolastica Historia" des Petrus (1241) in der Hof- und Staatsbibliothek zu München (Cod. lat. 17405). Vgl. Text S. 236.

Digitized by Google

Ein bedeutendes Interesse für die Kirche hatte die Astronomie (s. die Abbildung S. 234), einmal wegen der Feststellung der Tages- oder vielmehr der Nachtzeit, um z. B. den Frühgottesdienst richtig beginnen zu können, sodann vor allem wegen der für die Bestimmung der Jahresfeste, insbesondere des Osterfestes, notwendigen Kalenderberechnung (computus). Bis zu Karl dem Großen feierte man gelegentlich das Osterfest an verschiedenen Orten noch zu verschiedenen Zeiten. Schon die Schüler wurden daher zur Beobachtung des Himmels angehalten, anderseits in der Handhabung eines Kalendariums unterwiesen. Letztere hatten die meisten Geistlichen notdürftig inne, entbehrten aber wohl gewöhnlich tieferer Kenntnisse auf diesem Gebiete. Immerhin ist dieses komputistische Studium neben der Musik für die Mehrzahl der Kern des ganzen Quadriviums gewesen. Neben der Astronomie brauchte man dazu die Arithmetik (siehe die Abbildung S. 235), neben einer Reihe elementarer astronomischer Regeln über den Lauf der Sonne, des Mondes, der Sterne eine etwas bessere Rechenkunst. Immer aber enthielten die zahlreichen komputistischen Schriften, wie sie Beda, Alkuin, Hrabanus, Wilhelm von Hirsau und andere verfaßt haben, und die wieder auf eine Lehrschrift des Boëthius — ihrerseits eine Übersetzung von Nikomachs Arithmetik — zurückgehen, einen astronomischen Teil, der allerdings vorzugsweise die zur Osterfestberechnung nötigen Dinge (Epakten usw.) mitteilte. Erst Gerbert leitete wieder einen Fortschritt dieses Faches ein, indem er, vielleicht schon unter Einwirkung der neuen arabischen Einflüsse, den Zeitgenossen wundersam erscheinende Instrumente, Himmelsgloben usw., einführte, die sich dann in den Schulen verbreiteten. Ebenso hat er aber auch den Rechenunterricht, der damals, sobald es an größere Zahlen ging, äußerst schwierig schien, erleichtert und gehoben durch Verwendung einer (wohl von den Mauren übernommenen) Rechentafel, des Abakus. Im übrigen legte man für das höhere arithmetische Studium nach Alkuins Vorgang besonderen Wert auf eine tiefsinnige, ursprünglich pythagoreische Zahlenmystik und Zahlensymbolik, die man, als für das Verständnis der Heiligen Schrift wichtig, auch in den Schulen behandelte. Vernachlässigt wurde hingegen die Geometrie, denn die Vermessungsinteressen der Römer bestanden nicht mehr. Man hatte lateinische Auszüge aus Euklid, doch hat auch hier Gerbert durch die Neuauffindung der Geometrie des Boëthius (wie Euklid auf der Abbildung S. 235 dargestellt) einige Fortschritte gebracht. Geometrie bedeutete damals überdies wesentlich nur rohe Geographie; man unterrichtete meist auf Grund des Martianus Capella, d. h. antiker Autoren; doch bediente sich schon Notker Labeo dabei eines Erdglobus. Weltkarten hatten sich in den Klöstern in römischer Tradition öfter erhalten.

Nicht schematisch im System untergebracht, gab es noch mancherlei Kenntnisse, die die Schulen vermittelten; so naturwissenschaftliche, die man sich meist aus der theologisch gerichteten Enzyklopädie des Hrabanus de universo holte, so insbesondere zoologische, die sich auf den „Physiologus" stützten, jene mittelalterliche Tierkunde, die antike Vorstellungen und symbolische Verwertung der biblischen Tiere im christlichen Sinne verband; botanische Kenntnisse vermittelte der Arzneigarten des Klosters. Geschichtliche Studien wurden wohl meist privatim getrieben, wenn auch der Unterricht geschichtlichen Stoff bei der Lektüre mitteilte. Die zahlreichen Handbücher der Weltgeschichte leiten sich alle von Hieronymus' Weltchronik her.

Es erhebt sich die Frage: wieviel von dieser klerikalen Bildung ging nun wirklich auf die Laien über? Denn nur aus der Hand des Geistlichen erhielt, wie wiederholt betont sei, der deutsche Laie seine Bildung: jene Hofschulen (vgl. S. 92, jedoch auch S. 225)

Digitized by Google

kommen für die spätere Zeit nicht in Betracht, und andere weltliche Schulen, wie sie wohl in romanischen Ländern vom Altertum her weiterexistierten, gab es in Deutschland nicht. Dagegen besuchten Laien, wie wir sahen, die geistlichen Schulen. Es scheint aber nach jenem vorübergehenden Aufschwung wieder die Meinung gegolten zu haben, daß es einem, der nicht Geistlicher werden wolle, übel anstehe, die Schule zu besuchen. Das stellt wenigstens Wipo 1041 in seinem „Tetralogus" als allgemeine, von ihm freilich bekämpfte Ansicht der Vornehmen in Deutschland hin und hebt dagegen den Bildungseifer des italienischen Adels hervor. Man kann, worauf Wattenbach hinwies, aus den Heiligenleben häufig ersehen, daß damit, daß ein Jüngling Lateinisch lernen sollte, die Absicht ausgesprochen war, ihn Geistlicher werden zu lassen, und manche Mutter — von der Hinneigung der Frauen zur geistlichen Bildung werden wir sogleich (S. 238) hören — hat ohne Wissen des Vaters dafür gesorgt. Bis zu einem gewissen Grade könnten die Herrscher mit ihrer Bildung oder Unbildung für die Gesamtheit charakteristisch sein, indessen bewirkten bei ihnen in der Regel ihr engeres leitendes Verhältnis zur Kirche und die Ansprüche, die an sie herantraten, eine bessere Bildung, als sie viele Große oder gar geringere Leute hatten. Immer bei dem Auftreten eines neuen Herrscherhauses zeigte sich ein Tiefstand der Bildung, der langsam beseitigt wurde. Wenn nach Karl dem Großen noch Ludwig der Fromme fließend Latein sprach, sogar Griechisch verstand und in der Kirchenliteratur sehr beschlagen war, wenn dann weiter Ludwig der Deutsche sich mit Gelehrten umgab, großen Bildungseifer und Wissensdurst hatte, als „edler Franke von weisen Gedanken und weiser Rede" von Otfried gepriesen ward, mit Hrabanus Maurus freundschaftlich verkehrte und von ihm wie von anderen Werke zugeeignet erhielt, wenn sich ähnliche Interessen auch bei Karl dem Dicken zeigten, so erschienen in den ersten sächsischen Herrschern, Heinrich I. und Otto I., wieder ganz ungelehrte Männer auf dem Throne. Aber bald erblühte am Hofe neues geistiges Leben, jene (S. 224 ff.) geschilderte Renaissance. Otto II. wie Otto III. waren hochgebildet (vgl. S. 225), Heinrich II., in Hildesheim und Regensburg erzogen, sogar sehr gelehrt, freilich mit stark kirchlicher Färbung. Wieder kam dann mit dem Salier Konrad II. ein Mann auf den Thron, der weder lesen noch schreiben konnte, ein idiota literarum, wie er damals einmal genannt wurde, während charakteristischerweise seine Gemahlin Gisela nicht weniger gebildet war als die Gemahlin seines Vorgängers, Kunigunde, und so viele andere edle Frauen. Giselas Einfluß bewirkte, entsprechend der Erziehung Ottos II. durch Adelheid, daß bereits Heinrich III. wieder als Hort der Wissenschaft galt: die Glieder seiner Hofschule waren bedeutende Männer, und jener Wipo forderte ihn auf, unter dem Adel die Wissenschaften neu erstehen zu lassen. Von Heinrich IV., der nach Ekkehard IV. Geistliche und am liebsten Gelehrte um sich haben wollte, sich viel mit dem Psalter, überhaupt mit der Heiligen Schrift und dem Studium der freien Künste beschäftigte, wird gerühmt, daß er an ihn gerichtete Briefe selbst lesen und verstehen konnte. Heinrich V. war ebenfalls ein Mann von gelehrten Interessen.

Gerade die Unbildung der Herrscher aus einem neuen Hause beweist nun doch eine geringe Bildung unter dem männlichen hohen Adel: es ist charakteristisch, daß seit Karls des Großen Enkel, dem Sohne der Bertha, Nithart, der seine Erlebnisse selbst geschildert hat, kein laiischer Geschichtsschreiber wieder auftrat. Im ganzen scheint im 11. Jahrhundert die Sache noch schlimmer geworden zu sein. Damals konnte Wipo das oben angeführte Urteil abgeben, das freilich noch lange zutreffen sollte. Wie bei Heinrich IV. wird bei Pfalzgraf Friedrich im 11. Jahrhundert besonders hervorgehoben, daß er Briefe selbst lesen konnte.

Digitized by Google

Früher scheint die Bildung nicht so gering gewesen zu sein. Ein Graf Udalrich von Ebersberg beklagt sich zu Beginn des 11. Jahrhunderts z. B. über den Rückgang der Kenntnis der Rechtsbücher bei den Edelleuten (vgl. S. 177), die also früher vorhanden gewesen sein muß. Man hat auch mit Recht aus der Existenz einer volkstümlichen lateinischen Literatur im 10. Jahrhundert und aus jenen dichterischen Erzeugnissen in heimischer Sprache, wie dem „Krist" des Otfried von Weißenburg, auf eine gewisse Laienbildung, die solche Lektüre doch erforderte, geschlossen. Auch gab es wohl im 10. Jahrhundert vornehme Laien, die den Vergil lasen.

Auf alle Fälle aber war eine solche Bildung in den höheren Schichten bei dem weiblichen Geschlechte in viel größerem Umfange vorhanden als bei dem männlichen, wie denn schon der Germane der Frau den geistigen Vorrang gern überließ. Neben dem schriftunkundigen König Heinrich I. steht seine Gemahlin Mathilde, die nach Widukinds Bericht als Witwe den Psalter lesen und lateinische Briefe verstehen lernte und von ihren Dienerinnen das gleiche verlangte. Ihrem Sohne, Otto II., las die Kaiserin Adelheid die lateinischen Briefe vor. Von den Königinnen Kunigunde und Gisela war eben die Rede. So hatten viele fürstliche Frauen, wie schon die Töchter Karls des Großen, als gelehrige Schülerinnen von Geistlichen am Hofe einen nicht geringen Bildungsgrad sich erworben. Schon oben (S. 226) ist auf die große Rolle hingewiesen worden, die die Frauen in dieser Zeit zu spielen beginnen, vor allem eben wegen ihres Anteils an geistlicher Bildung. Frauen und Geistliche waren durch dieses geistige Interesse, das dem Manne damals in der Regel noch durchaus verächtlich schien, enger verbunden. Gelehrte Laien haben ihre Bildung auch immer zunächst dem Bildungseifer ihrer Mütter verdankt. Meist erlangten vornehme Mädchen ihre Überlegenheit aber durch ihre Erziehung im Kloster, durch den Besuch der Schulen der Benediktinerinnen. Gewisse Frauenklöster waren zu berühmten Bildungsstätten geworden, z. B. Gandersheim durch die Bestrebungen Gerbirgs oder Quedlinburg. Zu den Zeiten der Ottonen sandte man sogar junge vornehme Knaben, die Kleriker werden sollten, zur ersten elementaren Unterweisung in Frauenklöster. Deren Unterrichtsstoff und Unterrichtsweise entsprachen im ganzen denen der Männerklöster. Daneben wurde seine Handarbeit gelehrt. Meist freilich beschränkte sich der Gewinn auf diese sowie das Psalterlesen und -singen. Der Psalter wurde seit dem 9. Jahrhundert häufig ins Deutsche übersetzt und war „das gewöhnliche Andachtsbuch der Frauen" (Karl Weinhold). Aber gerade bei hochstehenden Frauen finden wir auch ein über dies gewöhnliche Maß hinausgehendes Wissen. Von Hedwig, der Tochter des Herzogs Heinrich von Bayern, die, dem Griechenkaiser als Verlobte bestimmt, schon als Kind Griechisch lernte, wurde bereits (S. 226) erwähnt, wie sie als Witwe des Herzogs von Schwaben auf dem Hohentwiel von dem St. Galler Mönch Lateinisch lernte und mit ihm den Vergil las. Von den Frauen, die aus fremden Landen mit reicherer Kultur auf den deutschen Königsthron kamen, sei nicht weiter gesprochen: zu der überlegenen Rolle weiblicher Bildung haben sie aber besonders beigetragen. Auch als die männliche Laienbildung verfiel, blieben die Frauen vielfach ihren Traditionen treu.

Von einem Einfluß des Klerus auf die Volksbildung kann man in dieser Zeit überhaupt nicht oder doch nur insofern sprechen, als jene religiöse Unterweisung, die schon Karl der Große (vgl. S. 93) allgemein anordnete, auch späterhin kaum gefehlt haben wird. Man darf hier das Bildungsmoment, das in der Predigt lag, nicht übersehen. Voraussetzung ist dabei die deutsche Predigt. So wird zu Anfang des 11. Jahrhunderts als ein verdienstlicher Volksprediger Godehard von Hildesheim genannt. Der Bildungszustand des niederen

Digitized by Google

Pfarrklerus war freilich nicht so hervorragend, daß er den Hörern große Schätze bieten konnte. Aber immerhin mochten Erzählungen aus den Legenden, auch wohl einiger eingestreute weltliche Wissensstoff den geistigen Horizont ein wenig erweitern helfen.

Ein elementarer Teil des Unterrichts ist bisher noch nicht berührt worden, das Schreiben. Es bildet die Grundlage für eine der wichtigsten Kulturleistungen des mittelalterlichen Klerus, für seine Abschreibetätigkeit. Das, was uns von antiken Autoren erhalten ist, verdanken wir wesentlich dem behaglichen Eifer mönchischer Abschreiber. Auch darin folgten diese wieder nur den antiken Traditionen. Im klassischen Altertum hatte die Abschreibetätigkeit als Mittel, Wissen und Bildung zu verbreiten, bereits eine außerordentliche Höhe erreicht. In den großen Kulturzentren der antiken Welt bewirkte sie einen fast modernen literarischen Verkehr. Zu den Handschriften vervielfältigenden Gelehrten traten bald die abschreibenden Sklaven reicher Privatleute, dann gewerbsmäßige Abschreiber. Damit im Zusammenhang entwickelte sich ein lohnender, nicht immer solider Handschriftenhandel; bildungseifrige Römer konnten ohne Schwierigkeiten ganze Bibliotheken in Athen kaufen. Die Rolle Athens übernahm später Alexandria, auch wohl Antiochia und andere Städte, ins Große ging die Entwickelung aber im kaiserlichen Rom. Die Masse der Sklaven gestattete einen wirklichen Großbetrieb. Mit dem sinkenden Altertum ist dann dieser ganze Betrieb außerordentlich zurückgegangen, aber immerhin doch nicht vernichtet worden und in Italien wohl nie ganz verschwunden. In den ersten Jahrhunderten christlicher Zeitrechnung vernimmt man noch häufig von gewerbsmäßigen weltlichen Schreibern. Allmählich aber geht die Tätigkeit des Bücherschreibens auf den Bildungsträger des Mittelalters, den Klerus, über. Und zwar widmeten sich ihr weniger die Weltgeistlichen, obgleich wir eine von einem solchen geschriebene Handschrift von 517 haben und Weltgeistliche in den Kanzleien oder als Lohnschreiber erwähnt finden, als vielmehr die Mönche. Zunächst war es die Kirche selbst, die für ihre Bedürfnisse Bücher und daher auch Bücherschreiber brauchte. Die Institution der Klöster war wie dazu geschaffen, Leute mit genügender Muße zu solcher Beschäftigung heranzuziehen. Hieronymus empfiehlt schon gelegentlich einem Mönch das Bücherschreiben, Cassiodor hat das Abschreiben geistlicher Werke als sehr verdienstlich hingestellt, auch wohl seine Mönche zu solcher Tätigkeit organisiert. Eine ganz besondere Bedeutung erhielt diese nun bei der Ausbreitung der Klöster nach England und Irland sowie nach Deutschland. Es galt alsbald auch, die nichtgeistliche Literatur, die man zum Studium der lateinischen Sprache und zur Gewinnung gewisser stofflicher Kenntnisse brauchte, ebenfalls zu vervielfältigen; und hier haben sich wieder die Benediktiner, im Zusammenhang mit ihrem Schulwesen, besondere Verdienste erworben. Eine anfängliche Inferiorität dieser Leistungen, auch der Schrift selbst, haben Karls des Großen Bildungsreform und die neue Minuskelschrift, die Alkuin im St. Martinskloster zu Tours schuf, und die über Fulda wieder auf Deutschland wirkte (vgl. S. 91), beseitigt. Es wurde die Schreibstube ein unentbehrliches Requisit für jedes Kloster, und zahlreiche Äußerungen in Versen wie in Prosa rühmen von nun an die Schreibtätigkeit der Mönche als dem Himmel wohlgefällig. Naturgemäß richtete sie sich in erster Linie immer auf die Herstellung der für den Gottesdienst nötigen Bücher, auf Evangeliare, Meßbücher usw. Anderseits wurde in den Klöstern mancherlei Schreibwerk zu praktischen Zwecken verrichtet. Briefe wurden geschrieben — von der Kunst der Abfassung von Urkunden war schon (S. 233) die Rede —, allerlei Bücher geführt: Nekrologien (Totenbücher) mit den Sterbetagen der durch Fürbitte zu ehrenden Heiligen, Päpste, Herrscher, geistlichen Würdenträger, namentlich

Digitized by Google

aber der Gönner und Stifter, für die Seelenmessen zu lesen waren, Kalendarien für die Festtage der Märtyrer und Heiligen, Kodialbücher für Urkunden und Briefe, Tal- und Traditionsbücher für Grundbesitzveränderungen und Besitzübertragungen an das Kloster.

So war denn das Erlernen des Schreibens unbedingtes Erfordernis für den künftigen Geistlichen. Der Schüler begann damit, Buchstaben und Worte, die auf Wachstafeln eingegraben waren, mit dem Griffel nachzuziehen, dann fing er an, sie frei nachzubilden. Durch Glattstreichen des Wachses war die Tafel immer wieder brauchbar, wie man denn solche mit den inneren Seiten zusammengeklappten Wachstafeln nicht nur am Gürtel des Lehrers in der Schule, sondern auch beim Schreiber in Kloster oder Kanzlei, bei den weltliche Geschäfte führenden Klerikern usw. sah; denn man benutzte sie zu allerlei Notizen, auch zu Entwürfen, und noch sehr lange dienten sie für Rechnungen. Auf die vorbereitenden Übungen folgte das Schreiben mit Tinte auf Pergament. Der Papyrusstoff, den der Römer verwendet hatte, war mit dem 10. Jahrhundert außer Gebrauch gekommen. Das nunmehr als Hauptschreibstoff geltende und für Bücher wie Urkunden seiner Dauerhaftigkeit wegen geschätzte Pergament war teuer, und man ging daher sparsam mit ihm um, schrieb wohl auch auf bereits benutztes Pergament nach Beseitigung des früheren Textes noch einmal (Palimpseste). Es war aber auch nicht leicht zu beschreiben, und so gestaltete sich der Schreibbetrieb schwerfällig. Überhaupt mochte die Schüler das Erlernen des Schreibens sauer ankommen. Auf die richtige Haltung der Feder oder des spitzen Tintenrohres wurde vor allem geachtet. Der Rücken büßte oft, wie manche Äußerungen zeigen, für die Ungelenkheit der Finger. War aber dann der Knabe ein angehender Schreiber geworden, so wurde er häufig sogleich zum Abschreiben von Handschriften herangezogen, was kaum zur Güte derselben beitrug. „Und eure Knaben", heißt es schon in der „Allgemeinen Ermahnung" Karls des Großen von 789, „laßt nicht beim Lesen oder Schreiben sich verderben. Und wenn es nötig ist, ein Evangelienbuch oder einen Psalter oder ein Meßbuch abzuschreiben, so sollen das Leute reifen Alters schreiben mit aller Sorgfalt." Doch sind noch später Handschriften, die uns erhalten sind, von Knaben hergestellt worden.

Vor dem Schreiben (s. die beigeheftete Tafel „Die Herstellung des mittelalterlichen Buches") waren nun mancherlei Vorbereitungen — alles in Verfolg römischer Tradition — notwendig. Das Pergament mußte richtig ausgewählt, dann geschabt, mit Bimsstein auf beiden Seiten geglättet, gekreidet, zugeschnitten, mit einem Griffel liniiert und in Lagen (meist von vier Bogen) gebracht werden. Mancher verwendete dazu die Abendstunden, falls er nicht studierte. Auf die Herstellung der Tinte wurde große Sorgfalt verwendet. Die Schreibstube der Klöster war dann der Schauplatz emsiger Tätigkeit; zu rascherem Fortgang verteilte man oft die Lagen des abzuschreibenden Werkes an verschiedene Schreiber, so daß dieselbe Handschrift verschiedene Hände aufweist und sich je nach der weiten oder engen Schrift zuweilen Zusammendrängung der Buchstaben oder ein freier Raum am Schluß der Lage findet. Wichtig war sodann die Tätigkeit des Rubrikators, der die möglichst groß geschriebenen Buchstaben zu Anfang des Ganzen wie der einzelnen Abschnitte rot ausmalte. Dieser Schmuck der Initialen wurde immer mehr ausgestaltet. Die Schreibtätigkeit lag in erster Linie dem Librarius des Klosters ob. Zahlreich sind die fleißigen Schreiber unter den Mönchen gewesen, zahlreich die Schreibkünstler unter ihnen, die sich der geliebten Tätigkeit wohl auch in ihrer Zelle widmeten. Einzelne verherrlichte sogar die Legende, wie den Schottenmönch Marianus in Regensburg. Von dem Prämonstratenser Richard in

Digitized by Google

Die Herstellung des mittelalterlichen Buches nach einer Miniatur des 12. Jahrh.

Titelbild einer Pergamenthandschrift der Königl. Bibliothek in Bamberg (Patr. 5 [B. II. 5]), veröffentlicht von J. Loubier in der „Zeitschrift für Bücherfreunde", XII, 2.

Digitized by Google

Erklärung der umstehenden Tafel.

Linke Reihe von oben nach unten, Nr. 1: Zurechtschneiden einer Kielfeder mit Federmesser; Nr. 2: Eintragung in eine Wachstafel (Diptychon; für kurze Notizen) mittels Schreibgriffels; Nr. 3: Abschaben eines in einen Holzrahmen gespannten Pergaments mit Schabmesser; Nr. 4: Zurichtung eines Holzdeckels für das Buch mit Handbeil.

Rechte Reihe von oben nach unten, Nr. 1: Herstellung einer neuen Lage von vier Pergamentbogen (quaternio), um darauf weiterzuschreiben (der vierte Bogen liegt noch neben dem Schreiber); Nr. 2: Heften eines Buches an einer Heftlade; Nr. 3: Zurechtschneiden des Pergaments mit Federmesser entlang einem Lineal; Nr. 4: Bearbeitung einer metallenen Schließe des Einbandes auf einem kleinen Ambos.

Mitte oben und unten: Das fertige Buch.

Im großen Mittelbild an dem Giebeldreieck: Miniator mit Pinsel und Farbschale. Vgl. Text S. 240.

Digitized by Google

Wedinghausen, einem Engländer, bewahrte man die zwanzig Jahre nach seinem Tode noch wohlerhaltene rechte Hand als Reliquie auf. Über die Mühsal, die die langwierige Arbeit mit sich brachte, ist freilich auch oft von den Schreibern geklagt worden, namentlich von den Mönchen, die zur Strafe schreiben mußten. „Drei Finger schreiben, aber der ganze Körper arbeitet" (Tres digiti scribunt, totum corpusque laborat) — der Vers kehrt seit dem 7. Jahrhundert in den Handschriften immer wieder und wird noch von Luther zitiert. „Hart ist des Schreibers Kunst vor allen Künsten", heißt es ein anderes Mal. Auch Nonnen lagen dem Schreiben, das sie ebenfalls lernen mußten, nicht selten ob, wie denn für Hildebald von Köln zur Zeit Karls des Großen neun Nonnen Handschriften abschrieben. Seit dem 12. Jahrhundert hören wir mehrfach von solchen Schreiberinnen. Auf die Korrektheit der Handschriften, vor allem der kirchlichen, achtete man nach einer Periode der Verwilderung im 7. und 8. Jahrhundert seit Karl dem Großen sorgfältiger, ohne freilich die durch die Mängel der Vorlagen oder die Unfähigkeit und Verständnislosigkeit, aber auch das Besserwissenwollen der Schreiber hervorgerufene Fehlerhaftigkeit überwinden zu können. Wir haben anderseits Beispiele für eine verständige Kritik, wie bei Ekkehard IV. von St. Gallen. Mancher Abt las selbst Korrektur oder sorgte, wie Wilhelm von Hirsau, für einen gelehrten Korrektor. Den Grundstock der Handschriften bildeten die kirchlichen, daneben war man aber darauf bedacht, die Klassiker, namentlich die Dichter, deren man

Der Einband zum Codex aureus aus dem Kloster St. Emmeram zu Regensburg (975) in der Hof- und Staatsbibliothek zu München (Cod. lat. 14000). Vgl. Text S. 242.

Digitized by Google

zum Unterricht bedurfte, abzuschreiben. Es war nicht immer leicht, sich die Vorlagen zu verschaffen, da sie ein anderes Kloster aus Furcht, sie nicht wiederzuerhalten, meist nicht hergab. Die Handschriften mußten aus diesem Grunde oft außerhalb des Klosters hergestellt werden.

Allzu groß darf man sich daher auch nicht die Bibliotheken der Klöster denken. Neben den Meßbüchern, Antiphonarien usw., die überall da waren, neben den Unterrichtsbüchern ferner kamen anfangs wohl nur wenige Bücher ins Kloster. Fulda, die Reichenau, St. Gallen mögen aber schon früh einige hundert Bücher besessen haben. Einen höchst fürsorglichen Bibliothekar hatte die Reichenau in Reginbert. Dem 821 begonnenen Katalog fügt er stolz das Verzeichnis der Bücher bei, welche er „de meo gradu" (also seinerseits) abgeschrieben oder abschreiben lassen oder von Freunden geschenkt erhalten hat. Seit dem 10. Jahrhundert kamen dann durch die engere Verbindung mit Italien zahlreiche Handschriften, von Mönchen dort erworben, nach Deutschland, und nun setzte auch eine regere Abschreibetätigkeit ein. Die Briefe Gerberts zeigen, daß man damals insbesondere auch den klassischen Schriftstellern eifrig nachspürte; oft sind solche Handschriften von Geistlichen sehr teuer in Italien gekauft worden, und jedenfalls hat diese Zeit das Hauptverdienst um die Überlieferung der Klassiker. Viele Äbte begannen angelegentlich für Vermehrung ihrer Bibliotheken zu sorgen. Ebenso wurden allmählich die Geschenke häufiger. Man hütete diese Schätze ängstlich, verlieh in der Regel auch wohl nur gegen Pfand. Gerade große Herren haben des öfteren den Klöstern Bücher entnommen und das Wiedergeben vergessen oder, wie Otto II. gegenüber St. Gallen, lange hinausgeschoben (vgl. S. 225).

Wertvoll waren die Bücher übrigens oft schon durch ihren Einband (siehe die Abbildung S. 241). Auch hierfür sorgten die Mönche entweder selbst oder durch Klosterleute. Es entwickelte sich so ein neuer Zweig des Kunstgewerbes, und statt der meist üblichen pergament- oder lederüberzogenen, benagelten und mit festen Beschlägen versehenen Holzdeckel wählte man zuweilen Elfenbeinplatten mit Edelsteinschmuck und Gold- oder Silberbeschlägen; solche Bücher hielt man natürlich sorgsam verschlossen. Auch in der sonstigen Ausstattung der Handschriften wurde früh ein gewisser Luxus getrieben, z. B. wurde die aus dem Altertum überlieferte Mode, auf purpurgefärbtem Pergament mit Gold und Silber zu schreiben, durch die angelsächsischen Klöster weiter gepflegt und kam dann in das karolingische Frankenreich, wurde aber namentlich von den Franzosen, die überhaupt, wie z. B. die Kluniazenser, Handschriftenluxus trieben, fortgesetzt.

Die Handschriften des Klosters waren nicht selten die Grundlage für ein gelehrtes Studium einzelner Mönche; es kommen Spitznamen vor wie Bücherfaß (vas librorum) für einen Abt von Benediktbeuren. Die Literatur nun, die man damals benutzte und überschaute, bestand einmal in den kirchlichen Schriften, zunächst der Bibel selbst, deren eifriges Studium uns neben der meist poetischen Übersetzungsliteratur vor allem die von deutschen und lateinischen Wort- und Satzerklärungen oder Übertragungen bedeckten, heute noch erhaltenen Handschriften zeigen, sodann in den Werken der Kirchenväter, namentlich des Hieronymus, Augustinus, Gregor, und späterer kirchlicher Autoren. Dazu kam seit Ausgang des 10. Jahrhunderts die kirchenrechtliche, kanonistische Literatur, die Konzilienbeschlüsse, Papstdekrete usw., deren Kenntnis für den höheren Geistlichen sich eigentlich von selbst versteht, auf deren Studium aber ebenfalls die starke Glossierung der Handschriften weist. Weiter ist dann die poetische Literatur christlichen Charakters wichtig, die Dichtungen und Hymnen

Digitized by Google

des Juvencus, Sedulius, Prudentius, Ambrosius. Diese empfiehlt neben denen des Bischofs Avitus von Vienne schon Notker von St. Gallen dem jungen Salomo, dem späteren Konstanzer Bischof, zum Studium, und namentlich Prudentius wurde ein gefeierter Schulschriftsteller, den man besonders gegen Vergil auszuspielen liebte. Dem geschichtlichen Studium dienten die Chroniken des Eusebius beziehungsweise Hieronymus, des Orosius, des Beda.

Als poetisches Kompendium der sieben freien Künste wurde der schon erwähnte Marcianus Capella inner- und außerhalb der Schulen eifrig studiert. Hierher gehören auch die Schriften des Victorinus und Cassiodor. Ein Lieblingswerk war sodann des Boëthius Buch „von den Trostgründen der Philosophie". Es führt uns zu der heidnischen Literatur und weiter zu der des klassischen Altertums. Schon beim Schulbetrieb (S. 233) ist von ihr gehandelt worden; aber auch außerhalb des Unterrichts beschäftigte man sich mit ihr in ernster Arbeit wie zur Unterhaltung. Im Vordergrunde standen die Dichter, in erster Reihe der neben Prudentius auch dem grammatischen Unterricht dienende Vergil, namentlich seine „Äneis". Charakteristisch ist die Klage Alkuins, die er an den in Vergilstudien aufgehenden Rikbod, Erzbischof zu Trier, richtete: „Ließe ich Vergil, so würde ich immer vor Deinen Augen stehen, so würdest Du höchst aufmerksam meine Worte studieren usw." Sehr beliebt war sodann Terentius, an dessen Dramen sich auch manche Klosterdame erfreute, trotz der Hrotsvit (vgl. S. 226). Plautus, weniger elegant, trat fast ganz zurück. Noch mehr wandten die Nonnen aber ihr Interesse dem schlüpfrigen Ovid zu, insbesondere der Liebeskunst (ars amatoria), die den jungen adeligen Damen, die im Kloster erzogen waren, ebenfalls recht bekannt zu sein pflegte. Ebenso wurden die nicht gerade moralischen Satiriker Martial, Juvenal und der grimmige Persius im Mittelalter gelesen, auch in den Schulen. Wesentlich erst seit dem 10. Jahrhundert scheint mit den eben genannten Autoren Horaz in Aufnahme gekommen zu sein, gehörte dann aber bald zu den häufiger gelesenen Schriftstellern. Dazu gehörten endlich Lucan, Seneca und der Dichter Statius, wohl auch Phädrus. Weniger verbreitet scheinen ebenso wie Plautus Catullus, Tibullus, Lucretius gewesen zu sein. Übrigens ist der anfangs so eifrig studierte Terenz später zurückgetreten; aus den Schulen verschwand er zuerst: in der Liste der Schulautoren des Hugo von Trimberg von 1280 kommt er nicht mehr vor. Unter den Prosaikern steht der lange Zeit hindurch mit Verehrung genannte Cicero obenan; eifrig gelesen, zum Teil nachgeahmt wurden Cäsar, Sallust (z. B. von Widukind nachgeahmt), Suetonius, der jüngere Plinius. Auch Varro, Livius, Tacitus (dieser freilich nur bis zur Karolingerzeit) sind dem Mittelalter bekannt gewesen. Indessen gilt dieses „bekannt" für alle diese Autoren doch nur in beschränktem Sinne. Walter von Speier z. B. hat die von ihm aufgezählten Schulautoren seiner Jugendzeit vielleicht, um den gelehrten Anstrich zu steigern, zu zahlreich angegeben (Juvenal, Persius). Aber auch von Horaz, Vergil und Ovid sind oft nur bestimmte Partien wirklich bekannt gewesen; denn der Hauptzweck des Studiums der antiken Autoren war, Sentenzen und formale Phrasen aus ihnen zu holen. Viele Stellen liefen als Merkverse umher, kehrten in den Schulsammlungen wie in den Formelbüchern immer wieder und wurden in der literarischen Produktion zum formalen und sachlichen Aufputz benutzt (vgl. S. 246).

Es erhebt sich die Frage, wie weit die griechische Literatur bei diesen Studien in Betracht kam. Man hat in der karolingischen Renaissance versucht, das Griechische dem Bildungsstoff einzufügen, freilich ohne nachhaltige Folgen. Alkuin und Hrabanus haben es nicht gekonnt. Ferner brachten dann die Beziehungen zu Byzanz Anregung, Griechisch zu lernen. Die Vermählung Ottos II. mit der Theophano bezeichnet den Höhepunkt solcher Bestrebungen,

Digitized by Google

die aber mit Otto III. ausliefen (vgl. S. 226). Ebenso episodenhaft waren die griechischen Studien, die durch die Vermittelung der darin merkwürdig bewanderten Iren nach Deutschland drangen und namentlich in der Reichenau und St. Gallen, wo es auch griechische Mönche gab (vgl. S. 217), gepflegt wurden. Auch sonst werden im 10. Jahrhundert höhere Geistliche erwähnt, die des Griechischen kundig waren. Es handelt sich wohl um eine gelehrte Mode, für welche die steigende Verbindung mit Italien in Betracht kommen mochte. Dort ist die Kenntnis des Griechischen und griechischer Autoren das ganze Mittelalter hindurch überhaupt nicht verschwunden. Damals aber standen noch Teile Italiens unter griechischer Herrschaft. Dazu kam der immer wachsende Handelsverkehr mit Byzanz. Auf Deutschland konnte jener Einfluß jedoch wenig wirken, und wenn wir in dem übrigen Abendland auch Spuren der Kenntnis des Griechischen, z. B. bei Johannes von Salisbury und Johannes Scotus Erigena, finden, so wird auch dort das Griechische im Unterricht kaum eine Rolle gespielt haben. In Deutschland aber sind griechische Autoren im Original kaum gelesen worden. Mancher lernte die griechischen Buchstaben, um die in lateinischen Handschriften vorkommenden griechischen Worte nachschreiben zu können. Namentlich gaben die griechischen Beispiele des Priscian dazu Anlaß. Die Griechen wurden nur in lateinischer Übersetzung gelesen, so vor allem Aristoteles und Euklides in der des Boëthius. Von Homer scheint eine lateinische Bearbeitung existiert zu haben, Walter von Speier und Hugo von Trimberg sprechen von einem Homerus latinus.

Das große Problem für die Kirche, wie weit aus der Beschäftigung der Geistlichen mit den Klassikern Gefahren entständen, wird erst später behandelt werden; jedenfalls hat die Kirche jenes Studium immer nur als Hilfsmittel für die Erkenntnis der göttlichen Weisheit aufgefaßt. Sehr viel haben die Geistlichen und damit die Allgemeinheit aus dem Studium der antiken Autoren nach der praktischen Seite hin gewonnen; so für das Bauwesen, für die Landwirtschaft (vgl. S. 214 f.), so für die Heilkunde. Was man in letzterer Beziehung über eine primitive Volksmedizin hinaus wußte, auch wohl lehrte und übte, beruhte zunächst auf den antiken medizinischen Schriftstellern, die immer mehr bekannt wurden. Von eigenen Forschungen hielten zum Teil religiöse Gründe ab, so vom Sezieren der Leichen. Hrabans Vorträge über den menschlichen Körper in Fulda waren wohl nur literarisch fundiert. Die Kenntnis der Heilkräuter, die man zu Salben und Tränken (z. B. dem Paulinischen Trank) nutzte, war wesentlich antikes Gut, ebenso die gar nicht üblen Kenntnisse über richtige Diät. Man hatte auch künstliche Arzneien. Beeinträchtigt wurden solche Kenntnisse durch die nicht nur im Volke noch lebendige Auffassung der Krankheiten als Schädigung böser Geister und den Glauben an die Heilkraft von Reliquien usw. Besseres Wissen und ein gewisser Forschungsgeist hatten sich in Italien gehalten: abgesehen von den Juden (vgl. S. 169) waren die gelegentlich nach Deutschland kommenden medici Italiener. Sehr alt ist auch der Ruhm der Schule von Salerno, der reiche Kranke selbst aus der Ferne dorthin zog. Manches mag von Italien auf die deutschen Klöster übergegangen sein. In St. Gallen waren aber schon früh einzelne Mönche gepriesene Heilkünstler, so Iso, so Notker Pfefferkorn. Andere Geistliche werden ebenfalls gerühmt, wie Bernward von Hildesheim, der Typus des kunst- und kenntnisreichen Mannes. Jedenfalls war alles bessere Wissen auf diesem Gebiete in den Händen der Geistlichen, die auch gar nicht wenige Schriften über Krankheiten verfaßt haben.

Dem Umfang und der Art der gelehrten Studien entspricht die produktive literarische Tätigkeit der Geistlichen, die natürlich allein eine solche pflegten. Ein freier Schaffensdrang hat diese Literatur nicht hervorgerufen, in erster Linie vielmehr das praktische

Digitized by Google

Bedürfnis der Kirche, vor allem die Notwendigkeit, die heiligen Schriften und die Werke der Kirchenväter näher zu erläutern. Immer wieder suchte man sodann Muster zur Erbauung und Nacheiferung aufzustellen; darum schilderte man die mit Wundern erfüllte Geschichte des oder der Heiligen, die für die zunächst ins Auge gefaßten Leser von besonderer Wichtigkeit waren, darum die fromme Gründungs- und Erweiterungsgeschichte seines Klosters, darum das Leben hervorragender Kleriker; darum wandte sich auch die Dichtung wesentlich religiösen Stoffen zu und brachte Hymnen und Kultusgesänge zahlreich hervor. Aber doch bildete der gelehrte Geistliche eine Domäne literarischer Tätigkeit aus, die auch die Nachwelt zu dankbarer Anerkennung zwingt: das war die Geschichtsschreibung. Hier liegt die größte Leistung des literarisch tätigen Geistlichen im Mittelalter, hier zeigt er sich oft auch als wirklichen Gelehrten. Schon jene Biographien großer, für die Kirche bedeutsamer Männer, seien es Kirchen-, seien es weltliche Fürsten, waren doch wesentlich historische Literatur, wenn auch die Tendenz eine kirchliche war und sehr viele dieser Biographien sich nach ihrer ganzen Haltung in die umfangreiche Masse jener mit Wundern arbeitenden Heiligenleben einreihen ließen. Wichtiger aber war die annalistische, die Chronikenliteratur, die den zeitgenössischen Ereignissen auf dem Fuße folgte. Die Ottonische Glanzzeit wie die Blütezeit deutscher Reichsmacht unter den ersten Saliern riefen bei den Geistlichen als den einzig dazu Befähigten einen Eifer hervor, die großen Zeitvorgänge zu schildern. Im Heimatslande der sächsischen Herrscher schrieben, um von anderen Klosterannalen zu schweigen, der Korveier Mönch Widukind seine Sachsen-Geschichte (res gestae Saxonicae), freilich ein in Form und Inhalt noch mangelhaftes Werk, und später der Bischof Thietmar von Merseburg seine stilistisch auch noch nicht vollendete, aber doch schon gelehrter aussehende Chronik. Weiter haben dann die bewegten Zeiten des 11. Jahrhunderts, die politischen und kirchlichen Konflikte und Erschütterungen sowohl historischen und politischen Sinn als auch eine gewisse Warmherzigkeit der Darstellung geweckt und die bedeutendsten Geschichtswerke des Mittelalters überhaupt hervorgerufen. Gleichzeitig bewirkte das bessere Studium der römischen Autoren eine gewisse literarische Höhe. Insbesondere die interessant und anschaulich geschriebenen, sachlich freilich vorsichtig zu benutzenden Annalen Lamberts von Hersfeld, die mit der auch sonst üblichen Weltchronik gleichsam als Schulhandbuch beginnen, dann aber für die Zeit des Verfassers, die zweite Hälfte des 11. Jahrhunderts, wertvoll werden, sind eine wirkliche literarische Leistung. Ein hervorragendes Werk aus dieser Zeit ist ferner, um viele andere unerwähnt zu lassen, Adams von Bremen Bistumsgeschichte von Hamburg-Bremen; auch sie ist, ganz abgesehen von ihrer Wichtigkeit für die nordische Geschichte, als Zeitschilderung wertvoll.

Die nötigen Kenntnisse wurden keineswegs nur aus der engen Klosterzelle heraus erworben. Der schreibende Mönch hatte oft als Weltgeistlicher den Ereignissen als Augenzeuge mit lebhaftem Anteil folgen können, ehe er sich in ein Kloster zurückzog; oder er war im Dienste der Kirche weit herumgekommen, hatte wohl auch am Hofe des Kaisers geweilt, was natürlich von den Bischöfen, wie jenem Thietmar, noch in viel höherem Grade gilt. Die Geschichte längst vergangener Zeiten freilich, mit der er seine Chronik einleitete, entnahm er in unbefangenster Weise anderen Chroniken oder auch antiken Autoren. Den Begriff des Plagiats kannte man nicht. So konnte der damalige Geschichtsschreiber eigentlich nur der Mönch sein, denn das Kloster allein gab das literarische Material her. Unendlichen Fleiß hat nun mancher dieser Chronisten in seiner Zelle entfaltet, ließ sich auch wohl zuweilen darin einmauern, wie Marianus Scotus, der Verfasser einer berühmten Chronik. Objektivität und Unparteilichkeit

Digitized by Google

sind freilich nicht die starke Seite der geistlichen Historiker. Der kirchliche Eifer hat sie bewußt oder unbewußt oft zu Entstellungen der Wahrheit verleitet. Es mag hierbei das wenig ehrenvolle Kapitel von den mönchischen Fälschungen berührt werden. Es gibt eine ganze Reihe von Chroniken und Legenden, für die der Abschreiber das Original vor Augen gehabt haben will, das nachher verloren gegangen oder verbrannt oder in Staub zerfallen sein soll oder dergleichen. Diese Originale haben aber wahrscheinlich nie existiert. So will Balther, Mönch in Säckingen, eine Handschrift mit dem Leben seines Klosterstifters, des heiligen Fridolin, im Kloster St. Avold gefunden haben, da er sie aber nicht mitnehmen durfte und kein Material zur Abschrift da war, es zu Hause aus dem Gedächtnis aufgeschrieben haben. Die Handschrift war wohl nie vorhanden. Solcher Mangel an Gewissenhaftigkeit erklärt auch die zahlreichen, von Mönchen vorgenommenen Fälschungen von Urkunden namentlich in späterer Zeit, z. B. von Stiftungsbriefen von Klöstern; man wollte damit gewisse Rechte stützen oder, was schlimmer war, neue Rechte erwerben. Eine mehr stilistische Beeinflussung erhielt sodann die Geschichtsschreibung durch die Anlehnung an die Vorbilder der römischen Historie. Man war auch darin außerordentlich naiv. Nicht nur Phrasen und Wendungen, Vergleiche, Eingänge usw. übernahm man in Masse, sondern übertrug auch ganze Schilderungen auf andere Objekte, wie z. B. Angilbert für die Beschreibung von angeblichen Hafenbauten Karls des Großen sich an Vergils Beschreibung des karthagischen Hafens hält, Josephus dem Ragewin für die Darstellung der Taten Barbarossas ganze Seiten hergeben oder Sallusts Charakteristik Cäsars und Catos demselben Autor für die Schilderung Heinrichs des Löwen und Welfs VI. dienen mußte. Nahm der eine solche Stellen ungeändert herüber, so setzte der andere aus vielen bunten Lappen antiker Autoren beinahe etwas Neues zusammen. Das Ganze ist wieder ein Zeichen geringen Wahrheits- und Wirklichkeitssinns.

Eine Eigentümlichkeit der mittelalterlichen Prosa überhaupt begegnet auch in den geschichtlichen Arbeiten: die häufige Verwendung reimartiger Schlüsse von Satzteilen oder die Einfügung von ganzen Versen, die Folgen des damals üblichen grammatischen Unterrichts (vgl. S. 233). Manche Erzählungen geschichtlicher Ereignisse haben überhaupt die poetische Form angenommen: Hrotsvit von Gandersheim beschrieb Ottos des Großen Taten in leichtfließenden leoninisch gereimten Hexametern (gesta Odonis), aus Heinrichs IV. Zeit stammt das Gedicht vom Sachsenkrieg (carmen de bello Saxonico), das nicht nur geschichtlichen, sondern auch einen gewissen dichterischen Wert hat. Im ganzen aber ist schon wegen der lateinischen Schulsprache auch die lateinische Dichtung jener Zeit ein Produkt gelehrter Arbeit und daher am besten hier zu erwähnen. Dichterische Feinheiten, wie sie sich etwa in des Reichenauer Abtes Walahfried Strabo Beschreibung seines Klostergärtchens (vgl. S. 140) finden, sind schon in den übrigen Dichtungen desselben Autors, die sich wesentlich nur durch die äußere Formgewandtheit auszeichnen, selten und kommen bei späteren Dichtern kaum vor. Formgewandtheit war neben der Künstlichkeit auch das Charakteristische der Dichtungen etwa des Hrabanus Maurus. Eine rührende Dichtung aus dem Ende des 9. Jahrhunderts, „die Klage des Mönches Agius über den Tod seiner Schwester", steht ganz vereinzelt da. Um diese Zeit begann allerdings ein Aufschwung der geistlichen Poesie in St. Gallen, wo Notker Balbulus jene poetischen Prosatexte zu den Kirchenmelodien, die Sequenzen (vgl. S. 222), dichtete, freilich ohne besondere Formschönheit. Auch Tutilo und Ratpert produzierten ähnliches. Diese Sequenzendichtung ist dann in Ottonischer Zeit durch Ekkehard I. sehr gehoben worden. Von ihm stammt aber weiter jenes wohl von Ekkehard IV. umgearbeitete,

Digitized by Google

schönste mittelalterliche Gedicht, das lateinische Walthari-Epos, das sich stofflich auch an nationale Überlieferungen anschließt (vgl. S. 123). Neben ihm und Hrotsvits Dichtungen verschwindet die sonstige Produktion dieser Zeit, das schulmäßige Versemachen in kleinen Gelegenheitsgedichten, Grabinschriften und vor allem geistlichen Dichtungen, doch sehr. Diese Literatur, bei der es auf die äußere Form, auf richtigen Versbau, nicht auf poetischen Gehalt ankam, beherrscht wesentlich auch das 11. Jahrhundert, das namentlich an Kirchenhymnen reich ist.

Einer der eben erwähnten geistlichen Dichter gelehrten Charakters, Tutilo von St. Gallen, der gewisse kirchliche Gesänge ohne eigentliche Versform, Tropen, dichtete, kann uns alles, was über die Kulturleistungen des frühmittelalterlichen Klerus bisher gesagt wurde, zum großen Teil in seiner Person zusammenfassend verkörpert zeigen. Er war ein hochgefeierter Gelehrter, ein hervorragender Lehrer, ein bedeutender Musiker, weiter aber Baumeister und Bildhauer, Maler und Goldschmied, ein eifriger Landwirt, und endlich hat er sich auch mit Handelsgeschäften abgegeben. Dabei besaß er eine große, starke Gestalt, kurz, er war der Typus dessen, was der „barbarische" Deutsche unter der Kulturpflege der Kirche werden konnte. Aber wie sein Leben dem Dienste der Kirche geweiht war, so wurde überhaupt alles, was als Kulturleistung bisher genannt wurde, nur zum höheren Ruhm der Kirche geleistet. So war auch das letzte Ziel der Gelehrsamkeit die Erkenntnis der göttlichen Wahrheit, das höchste Studium jedes Gelehrten die Theologie; sie galt als die „Mutter aller Wissenschaften".

Und das ist nun überhaupt das Charakteristische: die erziehende, bildende, sittigende Tätigkeit der Kirche, die zunächst in den Vordergrund trat und dieselbe weniger als religiöses denn als wirtschaftlich-soziales und Bildungsinstitut erscheinen ließ, hat, so segensreich sie für die Entwickelung des deutschen Menschen gewesen ist, niemals menschliche, weltliche Ziele in sich getragen: jenseitige Ideale sollten die Menschen bestimmen und leiten. Es war daher nur Hervorkehrung der eigentlichen Grundanschauung der Kirche, daß sie, die so oft der Welt diente, bei Erlangung einer gewissen Machtfülle derselben Welt feindlich gegenübertrat, daß gerade bei gesteigertem weltlichen Leben die überirdischen Ziele wieder betont wurden, daß die Kirche einen weltabgewandten, kulturfeindlichen Zug erhielt. Die Fülle ihrer weltlichen Aufgaben und Betätigungen hatte überdies, wie noch zu zeigen sein wird, zu einer Verweltlichung der Kirche selbst geführt. Die Reaktion dagegen mußte die Betonung des traditionellen asketischen Grundzuges noch verstärken: es beginnt schließlich ein Kampf der Kirche mit der Welt. Es schien, als ob die eben aufwärts steigende kulturelle Entwickelung des deutschen Menschen durch dieselbe Macht, die sie gefördert hatte, wieder erstickt werden sollte. Die außerordentlich erstarkte Kirche wollte alle Mächte dieser Welt unter ihre Botmäßigkeit bringen, ihren Zielen dienstbar machen; die äußere Herrschaft der Kirche über den einzelnen Christen wurde zu einer gewaltigen Beeinflussung des Inneren gesteigert: in der Theorie wurde alles menschliche Tun zur Sünde, man sollte die Welt fliehen, in der Nachfolge Christi schon auf Erden dem Himmel zustreben.

Der asketische Grundzug der Kirche ist, wie gesagt, immer vorhanden gewesen, wenn er auch zuzeiten ganz zurücktrat. Der Ursprung der asketischen Anschauung liegt im Orient, asketischen Geist erzeugte aber auch die Überkultur des sinkenden Altertums, und neue Elemente kamen in die kirchliche Auffassung der Askese. Wieder anders war die leidenschaftlichere, naivere, jugendlichere Art der Askese, die seit dem 9. Jahrhundert die Menschen befiel. Die tiefe Erkenntnis, aus der man eine gewisse Berechtigung der Weltentsagung überhaupt

Digitized by Google

ableiten kann, die Erkenntnis des Erbärmlichen, Kläglichen, Hohlen in dem menschlichen, äußerlich noch so glänzenden Tun und Treiben, Streben und Hasten, diese Erkenntnis, die der Weise eines hochkultivierten Volkes erringt, lag der asketischen Richtung dieser Zeit ganz fern. Aber dem sinkenden, greisenhaften Altertum, das ja überhaupt der Lehrer des Mittelalters war, entstammte doch eine auch jetzt wirksame Anschauung, die wesentlich Augustinische von der natürlichen Sündhaftigkeit des Menschen, die Auffassung des irdischen Lebens nur als eines Überganges zur jenseitigen Freude. Gleichwohl ist die asketische Form des mittelalterlichen Glaubenslebens doch zum Teil aus dem Zeitcharakter zu erklären. Man möchte sie als die unvermeidliche *Durchgangsform des neuen Glaubens* bei dem *Übergang von seiner äußerlichen Annahme zu einem tieferen*, freilich nicht verstandes-, sondern *gefühlsmäßigen*, mystischen *Erfassen* ansehen. Und auch der Umstand, daß der neue Geist sich nicht auf das rückständigere Deutschland beschränkt, sondern besonders im Westen hervortritt, kann diese Auffassung nicht umstoßen. Denn auch dort handelt es sich jetzt nicht mehr um altes, verfaulendes Leben, sondern um neue Entwickelung. Man wollte die christlichen Wahrheiten, die man geistig nicht verarbeitete, wirklich schauen, innerlich erleben. Es ist die leidenschaftliche, *massive Hingabe* an eine Idee, weiter aber die naive Meinung, daß diese Hingabe in greller, in die Augen fallender Form (vgl. S. 188) hervortreten müsse, insofern freilich wieder nur eine andere Stufe eines äußerlichen Religionslebens. Man war vielleicht stolz auf asketische *Kraftleistungen* eben als Betätigung der Kraft: es war auch wieder Kampf, Kampf mit dem Satan, und wieder herrschte furchtbare germanische Kampfesfreude. Anderseits prägt sich in der ganzen Strömung das Bewußtsein aus, daß die groben barbarischen Instinkte und Leidenschaften der systematischen Zurückdämmung bedurften, daß man die Menschen durch strenge Regeln und *Zucht* erst erziehen müsse. Viele für den menschlichen Verkehr notwendige Formen sind erst durch die Askese auf die Allgemeinheit übergegangen; von dem asketischen, ursprünglich pythagoreischen Schweigegebot leitet der Weg zu der höfischen Anstandsregel, den Mund zu zähmen, den Schmerzruf zu unterdrücken. Man meinte auch, daß das beste Mittel zur strengen Selbstzucht die Einsamkeit sei, zugleich ein Mittel, in innerlichem, beschaulichem Leben sich zu Gott zu erheben.

Auf die Einzelnen wirkte natürlich in der Regel nicht Überlegung, sondern der Nachahmungstrieb, die Bewunderung anderer, die *Sucht*, sich in dem frommen Geist, der sich jetzt als Produkt einer ersten inneren Annahme des neuen Glaubens durch die Masse allgemein verbreitete, vor allen Leuten *hervorzutun*, von allen anerkannt, von vielen bewundert zu werden, also die Sache zu übertreiben, die Ausnahme zur Regel zu machen. Bald schien das Kloster nicht mehr genügend, man wurde *Einsiedler*, Klausner im tiefen Wald, im einsamen Gebirge, oder brachte seine Tage in der Nähe eines Klosters, einer Kirche als inclusus (in einer Zelle eingeschlossen) zu. Letztere Form, die natürlich am meisten beachtet wurde und immer großen Zulauf verursachte, war zwar auch in Deutschland üblich, wie z. B. die Liutbirga in der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts bei Halberstadt also lebte, der Kälte ausgesetzt, von Schmutz starrend, jedoch reichlich genährt von den teilnehmenden Besuchern, so daß sie ihrerseits den Armen abgab. Aber die deutschere Form des Klausnertums war der Waldsiedler, der freilich nicht minder unreinlich und ungesund lebte. Übrigens zog es manche Einsiedler später doch wieder zur Welt zurück oder wenigstens in ein Kloster. Seit der Mitte des 10. Jahrhunderts waren diese Einsiedler immer häufiger geworden. Namentlich Frauen, die überhaupt, der weiblichen Anlage entsprechend, als Hauptträgerinnen der neuen frommen

Digitized by Google

Richtung zu gelten haben, wurden oft Klausnerinnen. In der Nähe St. Gallens hat z. B. neben- und nacheinander eine ganze Reihe so gelebt, und von vielen kennen wir die Namen, Wiborada, Rachild, Perchterat, Kerhild, Sisu. Von allen Landschaften brachte aber Lothringen die meisten Einsiedler, die in den wilden Ardennen und den Vogesen saßen, hervor. Gerade hier hatte die fromme Richtung besonders tief Wurzel geschlagen.

Von hier ging auch zum Teil als Reaktion gegen die sogleich zu besprechende zunehmende Verweltlichung die Verschärfung jener anderen Form der Weltflucht, des mönchischen Zusammenlebens, unter französischem Einfluß aus. Gerade in den Klöstern sollten die asketischen Betätigungen des zu Gott gewandten Menschen ihre größte Pflege finden: sie waren die Anstalten, die der systematischen Durchführung des Prinzips gewidmet waren. Hier schien das Zölibat und damit die Ertötung des Fleisches gesichert, hier wurde auf die Innehaltung der Fasten streng geachtet, hier hatte man für Bußübungen, die ja eigentlich nur Strafen waren, die man aber immer häufiger freiwillig auf sich nahm, die Hilfe der Brüder, hier konnte das Leben in unausgesetztem Gottesdienst aufgehen. Charakteristisch für die Zeit ist nun, daß sich die asketischen Betätigungen der Klosterinsassen, freilich nur eines kleinen Teiles und in bestimmten Gegenden, steigerten und verschärften, daß das Fasten, das vor allem für den Freitag als Christi Sterbetag und die eigentliche Fastenzeit von Aschermittwoch bis Ostern vorgeschrieben war, als ein verdienstliches Werk in förmlichem Wetteifer kultiviert wurde, die Zahl der Fasttage vermehrt, die Fleischnahrung oft ganz verboten wurde, daß die Bußübungen häufiger und peinigender wurden, wie denn einzelne Mönche gegen Ausgang des 10. Jahrhunderts ein Bußgewand zu tragen begannen, daß die Gebetsübungen und das Psalmodieren, verbunden mit Kniebeugungen, eine immer bedeutendere Rolle spielten, daß man sich endlich Aderlässe systematisch beibrachte, um nur ein bleiches, überirdisches Aussehen zu haben. Man verzichtete jetzt auch auf das Baden, ein Verzicht, der bezeichnenderweise als eine ebenso hohe asketische Leistung galt wie das Fasten. Charakteristisch ist aber weiter, daß die Klöster als Stätten der Askese einen immer größeren Zulauf erhielten, daß der Mönch in der Achtung der Welt ganz außerordentlich stieg, daß die Stiftsgeistlichen trotz alles Widerstrebens nun ein klösterliches, das strenge kanonische, gemeinsame Leben mit den regelmäßigen gottesdienstlichen Übungen führen mußten, daß auch einzelne Weltgeistliche mönchische Allüren annahmen, ebenfalls ein Bußgewand anlegten und gottesdienstliche Übungen stärker pflegten, die hohen Geistlichen zu diesem Zwecke z. B. auf Reisen ein kleines Kirchlein aus Edelmetall mit sich nahmen. Mönche wurden jetzt auch in die hohen Kirchenstellen berufen, anderseits traten Weltgeistliche in ein Kloster oder trugen das Mönchskleid. Charakteristisch ist vor allem, daß dieser Geist auch von zahlreichen Laien gepflegt wurde. Die Welt galt immer weniger als der Betätigung wert, die Weltfreuden erschienen als Hemmnisse der christlichen Vollkommenheit. Auch Laien betrachteten jetzt schon zuweilen die Ehe als Sünde, verzichteten darauf, trennten eine bereits geschlossene Ehe oder übten Enthaltsamkeit; sie trugen ebenfalls zuweilen ein Bußgewand, fasteten häufiger, nahmen immer stärker teil an jenen Übungen. Nach Christi Vorbild liebte man sich zu demütigen, Vornehme wuschen den Armen die Füße usw. Das Lachen erschien manchem schon als etwas Unheiliges, die Träne um so ersehnter: sie reinigte die Seele und vertrieb den Teufel.

Die Entwickelung des deutschen Menschen tritt scheinbar in eine große Krise; aber man täuscht sich, wenn man auf Grund unserer einseitig kirchlichen Quellen diese Krise als eine sehr allgemeine ansieht. Die Laien in der großen Masse sind auch in dieser

Digitized by Google

Zeit Weltkinder geblieben. Man hat z. B. als Produkt der allgemeinen Bußstimmung eine weitverbreitete Todes- und Weltuntergangsfurcht um das Jahr 1000 behauptet, die auf dem Glauben, daß das tausendjährige Reich Christi sein Ende nähme, basierte. Indessen sind solche Stimmungen regelmäßig in jedem Jahrhundert wiedergekehrt, eine allgemeine Todesfurcht um jenes Jahr ist trotz einzelner Zeugnisse für die Erwartung des Weltunterganges nicht nachweisbar, und jedenfalls hat sie mit der neuen Bewegung nichts zu tun gehabt.

Selbst die Macht, die die Trägerin der ganzen Bewegung sein sollte, war keineswegs geschlossen zur Übernahme dieser Rolle bereit oder imstande. Wir werden sehen, daß gerade die Klöster durch ihr Leben den Frommen vor allem ein Ärgernis waren, daß dem Zudrange aus religiösen Motiven derjenige aus weltlichen, um der Versorgung der Töchter, um des gesicherten Lebens, um der Erlangung einträglicher Abtstellen willen, mindestens die Wage hielt. Aber die Kirche als solche war überhaupt seit dem 9. Jahrhundert mehr und mehr verweltlicht. Daß sie ihren eigentlichen religiösen und sittlichen Aufgaben wieder gerechter wurde — man hielt auch keine Konzilien mehr ab, selten Synoden —, darauf hat in jener Zeit gerade ein weltlicher Herrscher, Kaiser Otto I., mit Erfolg hingearbeitet. Überhaupt waren es, wie einst Karl der Große, gerade die Herrscher, die meist die kirchlichen Interessen ernsthaft vertraten, während das Papsttum ohnmächtig war und selbst erst der Stärkung durch die Herrscher bedurfte. Anderseits hat freilich gerade Otto I. durch die Verwendung der Bischöfe als Organe des Staates (vgl. S. 126 ff.) die Verweltlichung noch befördert. Stifter und Klöster ferner standen durch ihren Grundbesitz in engster Berührung mit dem agrarischen Leben der Epoche. Die kriegerischen Zeiten ließen die Kirche oft nicht zur Erfüllung ihrer Aufgaben in Frieden kommen, Bischöfe wie Äbte mußten für militärische Sicherung sorgen und sogar wohl selbst gewappnet in den Kampf ziehen, noch im 12. Jahrhundert, und militärische Fähigkeiten und Interessen waren bei diesen Prälaten nicht selten, die oft adliger Geburt waren und auch der germanischen Jagdfreude huldigten. Überhaupt wurde schon (S. 110) darauf hingewiesen, wie sehr doch auch in den Geistlichen, den hohen wie den niedrigen, die nationale Eigenart lebendig bleiben mußte. Die Art der Erwerbung der höheren Kirchenstellen ferner durch Zahlungen oder allerlei Zusagen beförderte eine sehr weltliche Auffassung des Kirchenamtes, das man nach Möglichkeit ausnutzte, nicht nur durch Gebühren bei Taufe, Beichte, Kopulation, Beerdigung und für Messen. Auch die Äbte der Klöster waren oft

Initiale mit Mönch aus einer Handschrift des 15. Jahrhunderts im Germanischen National-Museum zu Nürnberg (Min. 328). Vgl. Text S. 251.

Digitized by Google

nur durch Kauf zu ihrer Stelle gelangt, ja, um in den Besitz des Klostergutes zu kommen, ließen sich, wie erwähnt, sogar vornehme Laien zu Äbten machen, so Herzog Otto von Sachsen 909 in Hersfeld. In derartigen Fällen litt die Klosterzucht sehr. Oft waren solche Stellen von Unwürdigen besetzt; immer mehr dienten die käuflichen Pfründen nur zur Versorgung, namentlich des Adels. Ihre Inhaber waren auf ein vergnügtes weltliches Leben bedacht. Waffenlärm und Becherklang schallten aus der gesondert liegenden Abtswohnung, aus der bei den Laienäbten auch nicht die Frauen verbannt waren. Die Kanoniker mancher Stifter lebten behaglich, ohne sich an ihre Pflichten zu binden, und die Klosterinsassen, deren Treiben die Außenwelt wenig kontrollieren konnte, machten es ähnlich; ein adliger Abt war ihnen meist der erwünschteste, konnte sie freilich auch besser schützen. Es gab Mönche, die Bediente hatten, die Regel Regel sein ließen, womöglich außerhalb des Klosters lebten, auch das Klostergut zuweilen ebenso angriffen wie ihre Äbte oder die auf Kirchengut lüsternen weltlichen Großen.

Andere Mönche (siehe die Abbildung S. 250) wieder hielten sich zwar an die vorgeschriebenen regelmäßigen Gebetsübungen und gottesdienstlichen Verrichtungen, von der nächtlichen Vigil und Matutin über Prim, Terz, Sext, Non, Vesper bis zum abendlichen Kompletorium, lebten aber sonst ihrer wirtschaftlichen Arbeit oder studierten fleißig in ihrer Zelle den oder jenen antiken Autor, freuten sich ihrer Schreibkunst, schnitzten und malten. Da sie für ihre Kunsterzeugnisse auch wohl Geschenke nahmen, konnten sie sich wieder ihr Dasein behaglich machen. Daß gerade die Kulturpflege durch die Mönche eine weniger strenge Zucht, größere Muße, Einzelbeschäftigung und feinere, bessere Nahrung erforderte, ist klar. Die Anfeindungen gingen auch zum Teil auf die Mißgunst der unbegabten oder der fanatischen Mönche zurück. Manche freilich ergaben sich nur einem beschaulichen Nichtstun. Das St. Galler Klosterleben war so ungebunden wie möglich, obgleich eine Visitation unter Otto dem Großen sehr günstig ablief. Den leiblichen Genüssen war man sehr zugetan, und der Reichtum vieler Klöster beförderte das; das Verbot der Fleischnahrung, die nur bei Krankheiten oder aus zwingenden Gründen, wo wenig anderes zu haben war, zugelassen war, wurde einerseits umgangen, anderseits kultivierte man um so mehr leckere Fisch-, Eier- und Mehlspeisen, zu denen die Getränke nicht mangelten. Scherz und Unterhaltung nach Tische waren keineswegs verpönt.

Besonders weltlichen Zuschnitt hatten die Nonnenklöster, obgleich in einigen von ihnen im 10. Jahrhundert nicht nur ein reges geistiges Leben, sondern auch wirkliche Frömmigkeit herrschte. Sie waren im Grunde nur Erziehungsstätten der weiblichen vornehmeren Jugend und dienten zu deren Versorgung im späteren Alter. Auch hierin zeigt sich, wie sehr die Klöster im Mittelalter ein wirtschaftliches und soziales Bedürfnis befriedigten. Da man zum Teil ungern ins Kloster ging, entschädigte man sich durch einfache Fortsetzung des bisherigen Lebens, ja durch besonders üppige Gestaltung desselben, aber auch durch Liebeleien. Gewiß wurde der Psalter eifrig genug gelesen, ebenso freilich Ovids Liebeskunst. Den durchschnittlich sittenreinen Nonnen des 10. Jahrhunderts folgten leichtfertigere in den folgenden, die Entartung nahm immer zu. Die Sittenlosigkeit der Geistlichen war überhaupt sehr groß: Konkubinen füllten die Stifter, der Verkehr mit Dirnen war häufig, wenn auch die Liederlichkeit des französischen und italienischen Klerus nicht erreicht wurde.

Eine Reform war von kirchlichem Standpunkt aus notwendig. Auf sie mußte aber auch jener um sich greifende asketische Geist hindrängen. Sie setzte eben bei der Klostergeistlichkeit ein, deren Verweltlichung zu dem Ideal der Weltabgewandtheit am meisten in Widerspruch stand. Klosterreformen haben die Entwickelung des Klosterlebens von seinem

Digitized by Google

Entstehen an begleitet; immer wieder mußte der Einfluß der Welt durch Erneuerung und Verschärfung der Vorschriften bekämpft werden, immer wieder versuchten einzelne religiös tiefer veranlagte Menschen die Ziele Benedikts neu zu beleben. Eine Reihe solcher Männer erstand im Zusammenhang mit der eben (S. 249) geschilderten Richtung des 10. Jahrhunderts in den Tagen Ottos I. im Westen des Reiches. Mehr Erfolg als die Reformversuche des Erzbischofs Friedrich von Mainz für die Klöster seines Sprengels hatten die Bestrebungen des Bischofs Adalbero I. und einiger Äbte in Metz: das Kloster Gorze wurde reformiert, den neuen Geist vertrat ein von Adalbero neu gegründetes Kloster, St. Arnulf in Metz, ebenso ein anderes Metzer Kloster. Wie dieser Geist weiter in die Klöster der Ardennen und Flanderns drang, so fand er auch Eingang in Deutschland, wieder unter Förderung durch hohe Kirchenfürsten, vor allem Erzbischof Brun von Köln, der auf die Reform wie auf die Neugründung von Klöstern größten Einfluß übte. Auch der Kaiser unterstützte die Reformbewegung nach Kräften; St. Gallen sollte z. B. ein Mönch aus St. Maximin reformieren, freilich ohne Erfolg. Otto I., der immer die Kirche durch Klostergründungen und Schenkungen gestärkt, aber doch zum Klerus anfangs kein inneres Verhältnis gehabt hatte, scheint seit seinem Romzug jener reformerischen Richtung zugänglicher geworden zu sein; freilich hatte auf ihn schon die Frömmigkeit seiner Mutter Mathilde und seiner ersten, überaus religiös gerichteten Gemahlin Editha gewirkt. Italien, wo die asketische Richtung zu einer starken Volksbewegung geworden war, beeinflußte ihn also nicht nur in seinen Bildungsbestrebungen, die freilich kirchlich fundiert waren, sondern auch in rein religiöser Beziehung. Auch der bildungsfreudige Brun, sein Bruder (vgl. S. 225), war ja, wie wir eben sahen, zugleich ein eifriger Förderer der Reformbestrebungen. Otto suchte Männer strengerer Tonart in die Bistümer zu bringen und erfüllte auch den Adel, so weit das Beispiel des Hofes wirken konnte, mit kirchlicherem Geiste, so daß z. B. die Schenkungen an die Kirche außerordentlich zunahmen. Otto I. hat auch schon daran gedacht, den Abt Majolus von Cluny, dessen gleichzeitige, von Aquitanien aus befruchtete Reformbestrebungen zunächst nur die burgundischen Klöster berührten, für eine Gesamtreform der Klöster seines Reiches zu gewinnen, ohne aber daran Taten zu knüpfen.

Überhaupt ging die Bewegung, die bei der Mehrzahl der Betroffenen naturgemäß lebhaften Widerstand erregte, allmählich zurück, zumal die Nachfolger Ottos der Sache kein sonderliches Interesse entgegenbrachten. Die zu den Reformmönchen (monachi regulares) im Gegensatz stehenden „weltlichen“ Mönche (saeculares) führten das alte Leben ungehindert weiter. Aber es gab auch unter den asketisch gesinnten Geistlichen verständige Männer, die den Übertreibungen entgegentraten, wie den Bischof Burchard von Worms, der seinen zum reinen Mönchtum neigenden Klerikern entgegenhielt, auch der Weltgeistliche und der Laie seien Gott angenehm. Und er warf die berechtigte Frage auf: „Wenn alle Mönche oder Geistliche sind, wo bleiben die Laien?“ Zu Anfang des 11. Jahrhunderts setzte die Bewegung indes wieder stärker ein, abermals vom Westen, von Lothringen und Burgund aus. Dort waren Wilhelm von Dijon, der auch jene obengenannten Metzer Klöster aufs neue reformierte, und Richard von Verdun, hier Odilo von Cluny, der wie „ein König der Mönche“ verehrt wurde, die Männer, die den Geist ihres Klosters auf einen ganzen Klosterkreis übertragen hatten. Jetzt waren aber auch jene lothringischen Reformer von Cluny aus beeinflußt und angeregt worden. Durch das organisatorische Mittel der Kongregation, der Abhängigmachung aller reformierten Klöster von dem Abt des eigentlichen Reformklosters, wurde die

Digitized by Google

Bewegung vor Rückfällen gesichert. Wie Cluny im Rahmen seiner Kongregation durch Stellvertreter seines Abtes zahlreiche Klöster in Burgund, überhaupt im südlichen Frankreich beherrschte, so bildete Richard von Verdun nach dem Muster Clunys eine lothringische Kongregation, auf die er als Abt durch Pröpste Einfluß behielt. Diesem Geist Deutschland aufs neue zu öffnen, dazu trug nun ein kirchlich sehr eifriger und deshalb gerade bei vielen Klerikern keineswegs beliebter Herrscher, der ursprünglich zum Geistlichen bestimmte Kaiser Heinrich II., der freilich bezüglich der Verwendung der Geistlichen im Dienste des Staates das Ottonische System aufrecht hielt, wesentlich bei. Seine Reform der Reichsabteien Fulda, Reichenau, Korvei und anderer war freilich mit dem Bestreben verknüpft, das Klostergut zu beschneiden und für das Reich auszunutzen. Er machte aber weiter einen Schüler Richards von Verdun, den schwärmerischen Poppo, zum Abt von Stablo und Malmedy. Dieser entfaltete nun eine ähnliche reformatorische Tätigkeit in Lothringen wie Richard, setzte auch, als ihn der Kaiser zum Abt von St. Maximin ernannte, diese Tätigkeit mit Erfolg fort, reformierte die ihm weiter übergebene Reichsabtei Epternach, gründete Limburg a. d. Haardt, wirkte auf immer mehr Klöster in Lothringen, namentlich im Erzstift Trier, ein, schließlich auch stärker auf das eigentliche Deutschland. So reformierte er durch einen von ihm eingesetzten Propst Hersfeld und versuchte auch eine Reform in St. Gallen, die indessen keinen dauernden Erfolg hatte. Aber Heinrichs II. Nachfolger scheint eine weitere Ausdehnung seiner Tätigkeit nicht gewünscht zu haben, vermutlich wegen der französischen Färbung des Ganzen und der zu großen Machtfülle der Reformäbte, die vor allem auch die Bischöfe bedrohte. Konrad II., der von der Kirche sich sehr unabhängig hielt, ließ die Sache, die seine Gemahlin Gisela lebhaft förderte, gehen, weil sie nicht gefährlich schien. Nach einer Generation war eigentlich der Einfluß der lothringischen Reformer, die nicht recht Schule gemacht hatten, wieder geschwunden.

Jetzt aber wurde für Deutschland Cluny selbst von Wichtigkeit, das bisher ohne unmittelbaren Einfluß geblieben war, viel später also, als man gewöhnlich annimmt, und so verstärkte sich das spezifisch Romanische der ganzen Bewegung, das Verfeinerte wie das Starre, Disziplinierte, Zentralisierte. Cluny stand anderseits von Anfang an mit dem Papsttum über die Bischöfe hinweg in enger Verbindung, diente so zugleich dessen äußerer Machterweiterung, den hierarchischen Bestrebungen und bereitete den Triumph der päpstlichen Gewalt vor. Noch unter Heinrich III., der, Weltfreuden wenig geneigt, z. B. die bei seiner Hochzeit weilenden Spielleute ganz ungermanisch ohne Geschenk ziehen ließ, auch die Reformbewegung erneuerte, hatte Cluny zunächst wenig Einfluß. Odilo näherte sich zwar bei Heinrichs Kaiserkrönung in Rom dem Herrscher; aber erst unter dem Prior Hugo wurde der Kaiser durch den ihm verwandten Papst Leo IX., der, ein überzeugter Reformer, erst den Kluniazensern eine allgemeinere Wirksamkeit gesichert hatte und sich in seiner Reformtätigkeit ganz auf sie stützte, dieser Richtung gewonnen, wie denn Hugo von Cluny der Pate Heinrichs IV. wurde. Gleichwohl scheint der Kaiser nach dem Tode Leos den neuen Geist in Deutschland nicht sonderlich gefördert zu haben. Erst unter seinem Nachfolger gewann dieser hier festen Boden, insbesondere durch den Erzbischof Anno von Köln, dessen Beispiel sich zahlreiche deutsche Bischöfe anschlossen, ohne daß sie die Gefahr gerade für ihre Macht merkten. Neben dem Mutterkloster waren Gorze, ferner Annos Gründung Siegburg, St. Pantaleon in Köln, Saalfeld die Ausgangspunkte der Reform. Um 1075 war diese ziemlich durchgedrungen, wieder unter heftiger Opposition vieler Mönche, die zum großen Teil lieber dem Klosterleben entflohen. Es mochte neben Weltfreudigkeit doch auch deutscher Individualismus, Abneigung gegen

Digitized by Google

gleichmacherische Zucht in diesem Widerstande stecken. Bei den Laien, vornehm wie gering, fanden die neuen Mönche viel Anklang: man folgte dabei zum Teil nur einer Art Mode, gemäß dem beginnenden Einflusse Frankreichs; es war aber auch ein Zeichen für die wachsende Macht jenes asketischen Geistes überhaupt (vgl. S. 247 ff.), der jetzt in den Kluniazensern das Ideal verkörpert zu sehen glaubte. Die öffentliche Meinung verachtete die Mönche älteren Charakters und sah in den romanisierten Asketen Heilige.

In mancher Beziehung gewann der asketische Geist durch die Kultur der Romanen feinere Formen. Schmutz, grobe Kleidung und ekelhafte Nahrung waren nicht mehr Erfordernisse. Im Gegenteil gingen die Leute nett, sogar elegant einher, trugen Unter- und Obergewand, Strümpfe, Gamaschen, Handschuhe usw. Die Nahrung zeigte nicht minder den Geschmack höherer Kultur, und die Umgangsformen und gesellschaftlichen Sitten hatten etwas den Deutschen ganz Ungewohntes und erschienen ihnen geziert. Anderseits wurde die Askese, auch wieder romanisch, viel raffinierter. Die Kluniazenser benutzten das kirchliche Strafensystem in weitem Umfange zu freiwillig übernommenen Bußübungen, die vielleicht aus der Vorstellung hervorgingen, daß die immer vorhandene sündhafte Natur des Menschen ständig Strafe verdiene. Im 11. Jahrhundert drang die schon früher in Cluny häufig als Strafe benutzte Geißelung als asketische Übung, wenngleich nicht ohne Einwendungen, durch, und zwar jetzt aus dem Streben nach Ertötung der fleischlichen Leidenschaften heraus. Bei den neuen Orden der Prämonstratenser und Kartäuser wurde sie herkömmliches Erziehungsmittel. Namentlich die Selbstgeißelung galt bald als wohlgefälliges, regelmäßig zu vollziehendes Werk, und wenn Blut dabei floß, so war das besonders verdienstlich, wie auch der schon (S. 249) erwähnte Aderlaß trotz kirchlicher Opposition immer regelmäßiger als Bußübung auftrat. Eine spezifisch kluniazensische Neuerung war aber das an sich ältere, jetzt verschärfte Gebot der Schweigsamkeit während gewisser Zeiten, während der Nacht, der Mahlzeit, an bestimmten Festtagen, natürlich während des Gottesdienstes und auch beim Zusammensein zu zweien. Um die Verschärfung durchzuführen, bediente man sich der (orientalischen) Zeichensprache. Mit Recht hat man als Folge davon eine Verfinsterung des Klosterlebens, das im Zeichen der Ruhe des Grabes stand, angesehen. Ordnung und strafffste Disziplin wurden dadurch freilich auch gefördert, wie überhaupt vor allem der Wille des Einzelnen beschränkt wurde. Dieser von despotischen Äbten in demütigendsten Formen verlangte Geist des unbedingten Gehorsams, der Entäußerung aller individuellen Regungen war so ungermanisch wie möglich. Der Kultus des Fastens wurde von den Kluniazensern nicht allzusehr betont, aber die, wie gesagt, sonst gute Nahrung in kleineren Portionen als früher gegeben. Die betäubenden Gebetsübungen minderte man auch, aber der ständige Gottesdienst wurde noch schärfer durchgeführt. Jede weltliche Betätigung, selbst die Freude am Pflanzen im Garten, wurde so gehemmt. Die Reste eifriger Kulturpflege wurden jetzt also gerade von den früher vorbildlichen Romanen den Deutschen verkümmert. Solche Färbung der Askese war nun aber doch den Deutschen nicht kongenial, daher kam es bald zu einer besonderen deutschen Abart der kluniazensischen Richtung, deren Urheber der allem Feinen abholde Wilhelm von Hirsau war, und die auch wieder die massiveren Formen der Askese belebte.

In Laienkreisen hatte die letztere inzwischen andauernd zugenommen: auch die neue Bußform der Geißelung wurde von Laien geübt, sogar Kaiser Heinrich III. ließ sich vor Anlegung des kaiserlichen Ornates regelmäßig geißeln. Mit dem Kampf zwischen Kaiser und Papst griff dann dieser Geist immer mehr um sich. Der (S. 249) erwähnte Zulauf in die Klöster

Digitized by Google

wurde immer stärker, zahlreiche neue Klöster, alle fanatisch-kirchlichen Geistes, wurden gegründet. Auch die Stifter, deren Glieder schon im 10. Jahrhundert (vgl. S. 249) ein klösterliches Leben führen mußten, wurden nun häufig in Klöster umgewandelt. Eine folgenreiche Neuerung war sodann das von Wilhelm von Hirsau nach italienischem Muster, auch schon nach kluniazensischem Vorgang eingeführte Institut der Laienbrüder (fratres conversi), das vielleicht aus der Ansammlung vieler gregorianisch gesinnten flüchtigen Laien bei diesem Haupte der Gregorianer entstand. Sie wohnten in einem besonderen Gebäude nahe dem Kloster unter einer gemäßigten klösterlichen Regel. Für die Zunahme des asketischen Geistes ist es nun bezeichnend, wie rasch sich nicht nur diese „bärtigen" Brüder, sondern auch eine weitere, wohl durch Hirsau angeregte Klasse von Laienbrüdern ohne geistliche Tracht, namentlich in Schwaben, verbreiteten. „Unzählige Männer und Weiber", berichtet Bernold von St. Blasien, „ergaben sich damals dieser Lebensart, daß sie unter der Aufsicht der Klöster und Mönche ein gemeinsames Leben führten und ihnen als Knechte und Mägde dienten." Unter jenen eigentlichen Laienbrüdern aber konnte man nach Bernold Grafen und Markgrafen sehen, die in der Küche und der Bäckerei, als Feldarbeiter und in den demütigsten, übrigens auch später noch bestätigten Formen, als Schweinehirten, den Klöstern dienten. Jedenfalls nahm die Zahl dieser Konversen noch zu — in Zwifalten gab es bei 70 Mönchen und 62 Nonnen 130 —, und die Klöster benutzten sie für ihre Wirtschaft wie für die Krankenpflege ausgiebig.

Ein solcher Geist mußte nun auch erheblich auf die sonst dem mönchischen Leben fernstehenden Pfarrgeistlichen wirken. Das zeigt sich vor allem in der versuchten Durchführung des Zölibats dieser niederen Geistlichen. Ein unbedingtes Eheverbot war weder auf die Bibel noch auf die ältesten Konzilienbeschlüsse zu gründen, konnte aber auf Umwegen daraus gefolgert werden. Sich des ehelichen Umgangs zu enthalten, war auch früh für die Priester als wünschenswert erachtet worden. In der Praxis aber hatte sich die Priesterehe durchaus gehalten, und im 11. Jahrhundert war die Mehrzahl der Landgeistlichen verheiratet, während die Stiftskanoniker bereits zu einem zölibatären Leben gezwungen waren. Man duldete bei jenen die Ehe, auch das Konkubinat um so leichter, als ihnen die weibliche Hilfe wirtschaftlich notwendig war. Die Kirche nun, die ihre Anschauungen über die Menschen ursprünglich aus der lasterhaften orientalisch-römischen Welt des Verfalls geschöpft hatte und immer geneigt war, in der Ehe nur das Fleischliche zu sehen, die auch die Laienehe durch Ehehindernisse aus verwandtschaftlichen Gründen beschränkt hatte (vgl. S. 184), tat jetzt den Schritt von der sehr berechtigten Bekämpfung der Unsittlichkeit vieler Geistlichen zur Stempelung selbst der Ehe als Unkeuschheit, und der Kampf gegen die Unzucht wurde, nachdem er in den Klöstern bessere Zustände herbeigeführt hatte, als Kampf gegen die Priesterehe aufgefaßt. Übrigens hat die schroffe Betonung des Prinzips der Keuschheit die große Rolle gerade der Frauen, die ja oft begeisterte Trägerinnen der asketischen Bewegung, überhaupt des kirchlichen Geistes waren, nicht gemindert, wenn auch der wahre Asket allen weiblichen Wesen aus dem Wege ging und die Kirche überhaupt gewisse, die Frauen herabsetzende Bestimmungen kannte; z. B. war ihnen verboten, heilige Gefäße zu berühren. Daß bei unverheirateten Priestern auch das Kirchengut, dem aller Besitz verstorbener Priester anheimfiel, besser fuhr, hat freilich sicher bei jener Bewegung mitgewirkt, ebenso das Motiv, die Priester von allen nichtkirchlichen Interessen zu lösen und sie wie eine disziplinierte Heerschar zur Verfügung zu haben. Der von Leo IX. ohne Erfolg begonnene Kampf wurde aufs energischste von Gregor VII. fortgesetzt: dieser Papst ging nicht nur gegen die verheirateten Geistlichen

Digitized by Google

selbst vor, sondern er machte auch die Bischöfe und Erzbischöfe für die Durchführung des Zölibats verantwortlich. Und als diese, soweit sie überhaupt Eifer zeigten, geringe Erfolge hatten, auch seine Bitte um Unterstützung bei den weltlichen Fürsten wenig half, trug er die Agitation in das ohnehin schon zum Teil asketisch aufgeregte Volk, indem er es aufforderte, von verheirateten Priestern keine kirchlichen Handlungen mehr anzunehmen, ja indem er die Sakramentshandlungen solcher Priester für ungültig erklärte. Auch den Bischöfen, die diese Priester duldeten, solle das Volk nicht mehr gehorchen. Die Forderung Gregors ist auf den größten Widerstand bei den Priestern selbst gestoßen, sie wurde auch aufs heftigste literarisch bekämpft; aber gerade die Aufhetzung des zum Teil durch wandernde Mönche bearbeiteten Volkes, die Hilflosigkeit der Frommen bei eintretender Ungültigkeit priesterlicher Handlungen führten zu einer oft brutalen, fast tragischen Vertreibung verheirateter Priester eben durch die Laien, so daß schließlich, freilich langsam, die päpstliche Forderung siegte.

Indessen fehlt es nicht an deutlichen Kennzeichen, wie sehr der neue Geist auch das Innere der Menschen beeinflußte. Bei vielen zwar hatte die asketische Betätigung dieselben äußeren, materialistischen Motive wie sonstige kirchliche Werke; sie sollte dem Seelenheil dienen — das Fegefeuer stand immer mehr im Mittelpunkte kirchlich-volkstümlicher Phantasie. Aber mächtig wurde doch das Gefühlsleben durch sie beeinflußt. Damit war denn auch dessen Ablenkung in ungesunde, krankhafte Bahnen eng verbunden. Gewaltig waren die seelischen Konflikte, welche die neuen Forderungen oft hervorriefen. Die ganze selbstquälerische Jenseitsstimmung dieser Zeit mag typischer als in den Bekenntnissen des Rather von Verona aus dem 10. Jahrhundert in der klassisch-mönchischen Selbstbiographie des Bayern Otloh, der namentlich in St. Emmeram in Regensburg gelebt hat, aus dem 11. Jahrhundert hervortreten. Von dem Studium antiker Autoren, dem er als künftiger Weltgeistlicher ergeben war, trieben ihn Visionen und wunderbare Erkrankungen in das Kloster. Nun besteht er fortgesetzt Kämpfe mit Dämonen; aber auch Gott erscheint ihm und zeigt ihm, was er vermag. So ringt er sich durch ein visionäres, gequältes, tränenreiches Dasein zur Gottseligkeit empor. Freilich entziehen sich unserem Verständnis die viele Naturen beglückenden Seiten dieser ganzen Richtung, aber sie haben darum doch bestanden. Es ist mehr als Finsternis und Starrheit in ihr. Diese mystischen, von allem Irdischen sich losmachenden Gefühle, die in Schauer und Pein nur die läuternden Durchgangsstadien zu einem ersehnten Schauen himmlischen Glanzes und seligen Aufgehen in einer höheren Sphäre darstellen, gehören eben einer anderen Welt an als die Triebe der Betätigung im Leben durch Arbeit und Intelligenz. Eine Todessehnsucht entstand so, und kranke Mönche waren, wie Cäsarius von Heisterbach später erzählt, unglücklich, wenn man ihnen Genesung wünschte. Auch in dieser Sucht, das Gefühlsleben zu überreizen, um zu überirdischem Glücksempfinden emporzusteigen, liegt viel Krankhaftes, namentlich in dem mystischen Liebesleben, das sich verzückte Nonnen oder Mönche vorspiegelten, wie später etwa der Prämonstratenser Hermann von Steinfeld sich als Geliebter der reinen Jungfrau fühlte.

Aber, abgesehen von den Übertreibungen, ein wichtiges Resultat hat die Bewegung und besonders die lebhafte Agitation unter dem Volk zur Zeit des beginnenden Kampfes gegen die staatliche Macht sowie bei der Propagierung des Gottesfriedens (vgl. S. 260) und vor allem der Kreuzzugsidee gehabt: erst jetzt kann man von einer wirklichen Christianisierung der Deutschen sprechen. Anderseits muß die aus der Weltabwendung sich ergebende Kulturfeindlichkeit, welche die geschilderten Kulturverdienste der Kirche wieder in den Schatten

Digitized by Google

stellt, scharf betont werden. Zunächst haben die Klosterreformen vielenorts einen äußeren Rückgang der bisher eifrig betriebenen Studien zur Folge gehabt; ebenso verfielen die Stiftsschulen. Die ausschließliche Betonung des rein kirchlichen Lebens, die Weltabwendung an sich, aber auch einzelne Züge, wie das den geistigen Verkehr hindernde Schweigegebot, mußten dazu führen. Die Freude an den Studien verging vor anderen Interessen im aufregenden Kampf zwischen Kaiser und Papst, der überdies häufig eine starke materielle Schädigung der Klöster mit sich brachte. Auch für die Kunst verschwanden die goldenen Tage; man achtete ihrer nicht mehr, und ebenso ließ die Freude an der Produktion nach. Die Äußerung der Augsburger Annalen von 1091: „In diesen Wirren ging aller Glanz der Gelehrsamkeit zugrunde" zeigt die unmittelbare Wirkung jenes Kampfes. Es sind dieselben Annalen, die noch fünfzig Jahre vorher von einer Blüte der gelehrten Studien unter Heinrich III. reden.

Aber es beruhte das alles doch nicht nur auf der Änderung der Interessen, vielmehr vor allem auf der Betonung des *Gegensatzes zur Antike*. Dieser ist nicht neu: es handelt sich vielmehr um ein die Kirche von jeher beschäftigendes Problem. Untergegangen ist ja die *antike Bildung* überhaupt nicht, so wenig wie im Grunde das römische Reich. Sie bleibt auch in ihrer Trümmerhaftigkeit ein *Grundelement der christlichen mittelalterlichen Kultur, wenn auch das bestimmende Element die christliche Tradition ist*. Das Problematische der Stellung der Antike ergab sich aus dem Widerspruch zwischen beiden Traditionen. Er schreckte bereits den Hieronymus, dem nach einer im Mittelalter oft erzählten Geschichte im Traum eine Stimme zurief: „Du bist kein Christianus, sondern ein Ciceronianus". Schon im 4. Jahrhundert mußte der heilige Basilius das Studium antiker Autoren gegen heftige Angriffe verteidigen, und kirchliche Heißsporne hat es dann bis zu den Kämpfen gegen das Studium des neu erstandenen Aristoteles im 12. und 13. Jahrhundert immer wieder gegeben. Alle solche Gegenbewegungen haben aber *nie die Beschäftigung mit den antiken Autoren wirklich gehindert*: Vergil ist in Wahrheit immer den kirchlichen Schriftstellern ebenbürtig gewesen, und ein deutscher Mönch Probus hat sich einmal die Mühe genommen, zu beweisen, daß der Äneis-Dichter und Cicero wegen ihrer kirchlichen Verdienste unter die Heiligen versetzt worden seien. Die Lateinisch sprechende Kirche ist es gewesen, die uns den Hauptschatz der antiken Autoren überhaupt erhalten hat. Aber *immer blieb diese Pflege der Antike im wesentlichen äußerlich*. Die Formel, die jenen Widerspruch zu lösen schien, ist früh gefunden worden: es herrscht die Augustinische Idee, nur die christliche Vollkommenheit könne das Ziel sein; *als Hilfsmittel, als ästhetisches, formales Bildungsmittel* diene das Altertum. Aber es war doch ein Unterschied, ob man es als grämlich bekritteltes, unvermeidliches Übel ansah oder sich dieses Hilfsmittels mit Unbefangenheit und Freude bediente. Karl der Große, der sonst ganz auf dem Boden jener Formel stand und in dem Rundschreiben von 787 das eifrige Studium der Alten empfahl, damit man desto besser in die Geheimnisse der Heiligen Schrift dringen könne, tat das letztere. Und dasselbe mag bei dem großen Hrabanus Maurus der Fall gewesen sein, obgleich er die Beschneidung antiker Autoren, die Ausmerzung unsittlicher Stellen empfahl, was immer noch weniger schlimm war als der schon in spätrömischer Zeit gemachte Versuch des Ersatzes der antiken Werke durch christliche Nachbildungen. Weiter gehörten zu den unbefangenen Freunden der Antike die geistlichen Träger jener Ottonischen Renaissance (vgl. S. 225), ferner die eifrigen Grammatiker und Poeten von St. Gallen, der Reichenau, Magdeburg usw.

Digitized by Google

Eben diese Richtung, die eine neue Studienblüte verhieß, wurde nun durch die Reformbewegung getroffen. Schon vorher hatte Rather von Verona, der jene Studien freilich nicht ganz verwirft, die Erzeugnisse des lügenhaften Griechenlands weit unter alle auf Jesum Christum gerichtete Erkenntnis gesetzt, und schärfer zeigten sich noch früher der vielleicht dem Anfang des 9. Jahrhunderts angehörige Johannes von Fulda, der den Vergil durch Aratus ersetzen will, oder Notker der Stammler, der den jungen Salomo vor den heidnischen Autoren warnt und ihnen den Prudentius vorzieht. Auch den gelehrten Ermenrich, der die heidnische Poesie wie den Dünger für den Acker verwenden will, quälten nachts schreckhafte Träume wegen seiner Vergillektüre. Wie dann Brun, der Bruder Ottos des Großen, der übrigens auch die Antike nicht wegen des Inhalts, sondern wegen der Form liebte, verdächtigt wurde, hörten wir schon (S. 226). Jetzt aber erschien die Beschäftigung mit den antiken Autoren immer allgemeiner als etwas Teuflisches, wie jenem Otloh von St. Emmeram, und die Kluniazenser, überhaupt die asketischen Reformer haben sie eifrig bekämpft. Man darf nun freilich nicht glauben, daß aus diesen Kreisen alle antike Bildung geschwunden sei; dazu war sie zu unentbehrlich: Petrus Damiani und andere Gregorianer verraten häufig genug ihre Bekanntschaft mit jenen Autoren. Gleichwohl war ein allgemeiner Verfall der grammatischen Studien die Folge. Man ging zu Anfang des 12. Jahrhunderts sogar so weit, die medizinischen und juristischen heidnischen Autoren zu unterdrücken.

Das wichtigste Ergebnis der ganzen Bewegung war die innere und äußere Stärkung der Kirche selbst. Die kluniazensische Reform brachte erst das spezifische übertriebene Standesbewußtsein des Klerus auf den Höhepunkt: jetzt wurde er völlig losgelöst von allen persönlichen und sachlichen Banden, die ihn an die sonstige Menschheit fesselten, jetzt sollte er nur für die Idee der Kirche leben. Jetzt wurde die Kirche als Sondermacht recht eigentlich begründet: jetzt gab sie, die bisher wesentlich demokratisch, landschaftlich fühlte und dem Papst mehr eine Ehrenstellung als ein Regiment — das lag in den Händen der Herrscher — einräumte, sich im Grunde erst die straffe, auf dem Mönchtum ruhende, in monarchischer Spitze, dem Primat des Papstes, auslaufende Verfassung. Diente die Kirche nicht mehr unbefangen dem Staate und der Erziehung der Gesamtheit, sondern nur ihren Interessen, so mußte sich auch ihr Verhältnis zur Laienwelt einigermaßen ändern. Der Laie sollte in der nun gereinigten Kirche nur die über allem Weltlichen stehende Heilsanstalt erblicken. Der mächtige traditionelle Einfluß der Kirche auf den Laien trug jetzt einen rein kirchlichen Charakter. Überall ergab sich eine Bekämpfung weltlichen Lebens. Man trat den nationalen Spielleuten aufs schärfste entgegen, nur die geistliche, die jetzt gepflegte biblische und Legendendichtung galt als berechtigt, gleichsam als Form, Gott zu dienen. Die gesteigerte Lebenshaltung bekämpfte man ebenso wie das kriegerische Wesen, daher in gewisser Hinsicht auch das Rittertum, in dem sich beides, wie wir sehen werden, verkörperte. Wirklich gelang es zunächst, auch dieses mit kirchlichen Idealen zu durchsetzen: die Kreuzzüge sind hierfür das glänzendste Zeugnis. Auf ästhetischem Gebiet führte die Askese zur Verleugnung des natürlichen Schönheitsideales. Von jeher galt den Asketen die Freude an leiblicher Schönheit für lasterhaft, die bildende Kunst verpönt das Nackte nun vollends, sie will überhaupt nicht das körperlich Schöne zum Ausdruck bringen, sondern die innere, dem Überirdischen hingegebene Empfindung. Der zum großen Teil auf technisches Unvermögen zurückgehende Mangel an Naturwahrheit ist doch auch durch ein unnatürliches, ätherisches Schönheitsideal und ein alleiniges Herausarbeiten des seelischen Ausdruckes bedingt.

Digitized by Google

Gewiß ist anzunehmen, daß die Übertragung der spezifisch asketischen Ideen auf die Laienwelt trotz der (S. 254 f.) angeführten Erscheinungen doch immer eine beschränkte war (vgl. S. 265): aber eine allgemeine Zunahme des kirchlichen Wesens ist unleugbar. Innerhalb der Kirche rief die fortdauernde asketische Richtung, sobald das Klosterleben Verfallserscheinungen zeigte — und solche waren gerade durch die Teilnahme an den kirchlich-politischen Kämpfen auch bei den Kluniazensern eingetreten —, neue, besonders strenge Ordensgründungen hervor. Diese Orden entstanden immer zunächst in dem kirchlichen Frankreich und drangen von dort auch nach Deutschland, die Prämonstratenser und die älteren, aber sich erst später verbreitenden Zisterzienser, beide dürftig und bettelhaft gegenüber den feinen Kluniazensern. Ebenso nahm die Anziehungskraft des Ordenslebens für die Laienwelt dauernd zu: nicht nur wurden immer mehr Menschen Mönche und Nonnen, wir lernten auch schon (S. 255) jenes Institut der Laienbrüder kennen, und, als die neue ritterliche Schicht im Dienst der Kirche die Kreuzzüge unternahm, bildeten sich auch aus dieser Schicht Ordensorganisationen, die Ritterorden. Im gewöhnlichen Dasein trat die kirchliche Geisteshaltung nirgends stärker hervor, als wenn es zum Sterben ging. Dann griff die das ganze Zeitalter beschäftigende Sorge um das Seelenheil gewaltig Platz. Gegen das Lebensende trieb es viele bis dahin weltlich gesinnte Leute in das Kloster; Weltgeistliche wurden jetzt oft ebenfalls Mönche. Andere machten vor dem Tode noch Schenkungen an die Kirche oder an arme Leute. Der Sterbende legte ein Bekenntnis seiner Sünden ab, wobei viele ein Bußgewand anzogen; bei seinem Todeskampfe wurde ihm der nun häufig ängstlich ersehnte geistliche Zuspruch zuteil, Heilige wurden angerufen, Psalmen gesungen, Gebete gesprochen: ohne kirchlichen Segen zu sterben, ohne die „Wegzehrung", das heilige Abendmahl, das wieder als Schutzmittel gegen die Schrecken des Jenseits aufgefaßt werden mochte — die Letzte Ölung war jetzt noch selten —, wäre unerträglich gewesen. Mancher ließ sich in eine Kirche tragen, um dort unter den kirchlichen Segnungen zu sterben. Man besprengte auch den Sterbenden mit Weihwasser und verbrannte Weihrauch. Alte unkirchliche Totenbräuche hatten sich übrigens wenigstens noch in Resten gehalten, das Schreien und Haarausraufen, auch wohl die feierliche Totenklage zu Ehren des Toten, das Mitgeben von Gegenständen ins Grab, das Totenmahl. Die letzte Ruhestätte der Toten, die sehr rasch bestattet wurden — Vornehme, deren Leiche auch nach italienischer Sitte einbalsamiert wurde, mit großem Pomp und Geleit,

Bestattung. Holzschnitt von Hans Weidit (vor 1522 ausgeführt). Aus Petrarca, „Trostspiegel", nach der Ausgabe: Frankfurt a. M. 1620. Vgl. Text S. 260.

Digitized by Google

unter Gebet und Gesang und Vorantragen brennender Kerzen —, konnte man sich auch nicht anders denken als im Schutze der Kirche. Vornehme setzte man in dem Gotteshaus, wohin die Leiche noch nachts gebracht und prächtig aufgebahrt wurde, andere auf dem Kirchhof bei, wo namentlich die Armen, die auf einem Brett dahin gebracht wurden, oft einfach mit dem Brett auf dem Körper eingescharrt wurden. Doch bettete man sie auch in eine Bretterkiste, d. h. einen hölzernen Sarg. Die Bestattung in den Städten wird zum Teil der späteren Weise (siehe die Abbildung S. 259) entsprochen haben. Reiche Herren gründeten eine Kirche sogar eigens zu dem Zwecke, für sie als Begräbnisstätte zu dienen; sie verwendeten auch steinerne oder metallene Särge, ließen eine Gruft ausmauern usw. Die Sorge um das Seelenheil der Verstorbenen beschäftigte naturgemäß die Angehörigen weiter, sie gaben große Almosen beim Begräbnis, ließen durch die Geistlichen Seelenmessen lesen, beten usw. Die Totenmessen nahmen die Geistlichen nun oft im Übermaß in Anspruch.

Die Kirche, die eine so allgemeine Herrschaft über die Menschheit erlangt hatte, mußte sich nun vor allem, wie schon angedeutet, gegen die Macht wenden, der sie äußerlich untertan war, deren Interessen sie bisher diente: gegen den Staat. Der Kampf gegen ihn war ausgedrückt durch den Kampf gegen die Simonie, die Erwerbung geistlicher Ämter durch Kauf usw. Dieser erweiterte sich zu einem solchen gegen die Besetzung von Kirchenämtern, namentlich von Bischofsstühlen durch die Könige: es wurde ein Kampf um die Frage, wer überhaupt die Welt beherrschen solle, der Staat oder die Kirche, die zugleich als Erbin der antiken Kultur auch eine politische Überlegenheit besaß. Daß die Kirche auf politischem Gebiet eine viel wirksamere Macht sein konnte als der Staat, zeigte eine Bewegung, die ebenfalls wieder von den Reformern, von den Kluniazensern, gefördert wurde, die des Gottesfriedens (Treuga Dei). Es lag in ihr wieder jenes sittigende Streben, das sich nunmehr wie schon seit langem gegen die gewaltsame Selbsthilfe durch die Fehde wandte: aus einer Ausdehnung der Heiligung des Sonntags ging eine geheiligte Friedezeit von Donnerstag abend bis Montag früh, die mit den Leidenstagen des Herrn zusammengebracht wurde, hervor; ihrer Verletzung trat die Kirche mit Bann oder Verbannung (Pilgerfahrt nach dem Heiligen Lande) entgegen. Die Kirche suchte zunächst einzelne Herren und Adlige zum Friedensschwur, zur Abkehr von den Räubereien, zur Beschränkung der Fehde zu bringen. Die in Südfrankreich entstandene Bewegung griff nach Deutschland nur langsam über: hier war der König, trotzdem ja bereits (vgl. S. 111) die Karolinger die Verfolgung der Friedensstörungen häufig der Kirche überließen, immerhin noch selbst Friedensschützer. Aber die Art, wie Heinrich III. von seinen Großen 1043 sich feierlich in der Kirche Versöhnlichkeit geloben ließ, zeigte die Einflüsse der neuen kirchlichen Ideen, die allerdings nur durch den Staat zur Geltung kamen: sonst hatten sie für Deutschland, wo naturgemäß am meisten im Westen, in Lüttich und der Kölner Diözese, überdies dem verkehrsreichsten Gebiet, der von den Unterdrückten überall gepriesene Gottesfrieden durchdrang, nur vorübergehende Bedeutung. Der Festsetzung des Kölner Friedens durch Erzbischof Sigewin stimmte zwar Heinrich IV. zu und ließ diesen Frieden 1085 durch den Mainzer Reichstag auf das Reich ausdehnen, aber er hatte, wie auch noch später, doch die Initiative: als der Papst 1095 die treuga für die ganze Christenheit verbindlich machte, war die Bewegung schon im Schwinden. Auf diesem Gebiet hat die Konkurrenz von Staat und Kirche keine Folgen gehabt.

Inzwischen war aber als folgenreichstes Ereignis der wirkliche Kampf zwischen beiden eingetreten: wir haben ihn hier nur als symptomatische Erscheinung zu betrachten. Die

Digitized by Google

Machtfülle des deutschen Königtums unter Konrad II. blieb unter Heinrich III. nach außen durch große Erfolge erhalten, im Inneren dagegen erlitt sie durch die partikularen Gewalten bereits eine empfindliche Schwächung. Schlimmer aber wirkte die Stärkung, die der schon ganz von der allgemeinen mönchischen Strömung gefangene König der Reformbewegung angedeihen ließ, obgleich er gerade durch die freundliche Stellung zu ihr seine Macht über die Kirche zu vergrößern dachte. Er hat dadurch nur den Reformern die Durchführung ihrer Ideen und die Erwerbung der maßgebenden Kirchenämter ermöglicht. Heinrich IV. mußte dies bitter erfahren: unter ihm brach der Investiturstreit aus, der die königliche Macht durch den Bürgerkrieg in seinem Gefolge außerordentlich schädigen sollte. Er wurde begonnen von einem Papst, Gregor VII., der die Reformbewegung praktisch erst recht durchführte und die so gereinigte Kirche in eine straff zentralisierte Hierarchie unter absoluter päpstlicher Herrschaft wandeln, alle ihre Glieder durch das Zölibat zu seinen Werkzeugen machen, endlich dieser geschlossenen Macht alle anderen Mächte auf Erden, vor allem auch den Staat unterwerfen wollte. Es war ganz konsequent gedacht. Sollte der Laie der gehorsame Sohn der Kirche sein, sollten seine weltlichen Interessen nichts gegenüber den kirchlichen Idealen bedeuten, so mußte auch die kräftigste Organisation der Laieninteressen, der Staat, von der kirchlichen Idee durch ihre geistlichen Vertreter beherrscht werden. Mittelbar hatte die Kirche ja schon früher sehr bestimmenden Einfluß auf den Staat geübt. Sie hatte auf die Wiederbelebung des universalen Kaisertums hingedrängt, um im Schutze desselben und in seinem weiten Bereich wirken zu können. Aber Karl der Große wie später Otto der Große hatten die Kirche auch den Interessen des Staates dienstbar gemacht und sie auch deshalb gefördert, wenngleich ihnen die innere Stärkung der Kirche dabei nicht minder am Herzen lag. Das Papsttum in seiner Ohnmacht spielte keine bestimmende Rolle: die Nachfolger Ottos suchten es nach ihrem Willen zu besetzen und zu lenken.

Das war nun anders geworden. Jetzt suchte der Papst den Kaiser zu beherrschen, und wenn das den Romanen von je verhaßte und nur wegen seiner äußeren Macht gefürchtete Germanentum selbst das Papsttum schließlich zu germanisieren drohte, so triumphierte jetzt aufs neue der Gedanke der Herrschaft der Romanen über die Germanen: äußerlich erstrebte man die Knechtung der politischen Macht Deutschlands durch den weltbeherrschenden Papst, innerlich die Knechtung der Gemüter und des deutschen Wesens durch die kirchlich-asketische Idee. Das Moment, das zur Erreichung jenes Zieles dienen sollte, war, wie erwähnt, das Verbot der Laieninvestitur, insbesondere der Besetzung der Bistümer durch den König. Aber es steckte hierin zugleich der Kampf gegen jene, mit dem Eigenkirchenwesen (vgl. S. 126 f.) verbundene germanische Gestaltung des Kirchenrechts, die auf die Dauer die innere Kraft der Kirche gefährdete. Eben seitdem die Kirche durch die Reformbewegung die gewaltige Stärkung erfahren, die Macht der päpstlichen Hierarchie sich konsolidiert und organisiert hatte, mußte es zum Zusammenstoß zwischen dem römischen, nun neu gekräftigten Kirchenrecht und jener germanischen Gestaltung desselben kommen, zwischen öffentlich-rechtlicher und feudal-privatrechtlicher Anschauungsweise, zwischen der Macht der kirchlichen Idee und einer weltlichen Auffassung der Kirche, der freilich die Kirche später selbst anheimfallen sollte. Jenes eigentliche Ziel ist von Gregor selbst wie in der großen Streitliteratur, die sich an den Kampf knüpfte, deutlich ausgesprochen worden. Man trug diese Ideen, die ursprünglich den Reformern nicht eigneten, sondern erst um 1050 von Lothringen aus auf Grund der die oberste Gewalt des Papsttums stipulierenden pseudoisidorischen

Digitized by Google

Fälschungen sich verbreiteten, auch durch die Predigt in das Volk. Ebenso nichtig wie das irdische Leben überhaupt sind alle menschlichen Institutionen: insbesondere der Staat ist von gottlosen, vor keinem Verbrechen zurückscheuenden herrschsüchtigen Menschen gegründet, ein Werk des Teufels; Königreiche sind Räuberhöhlen. Die Könige, die meist schlecht sind, müssen durch die Kirche regiert werden, auch die guten. Denn ihre Macht bleibt als weltliche immer der geistlichen untergeordnet, selbst der niedrigste Priester steht noch über dem mächtigsten König, wie hoch erst der Papst, der diesen daher auch bannen, ja absetzen kann! *Das weltliche Schwert ist zum Dienste des geistlichen Schwertes bestimmt.* Solche Ideen gingen aus dem unendlich gesteigerten Machtgefühl der Kirche, vor allem aber den nunmehrigen Anschauungen über die päpstliche Gewalt hervor. In der Tat hat eben in der straffen Machtorganisation der Kirche und des päpstlichen Regiments Gregor, der persönlich als Flüchtling ein tragisches Ende fand, Dauerndes erreicht. Nicht der Glaube, nicht die Lehre wurde das Lebenselement dieser neuen Kirche, sondern ein zentralisiertes politisch-juristisches System, das sich mit allen Mitteln zu festigen suchte.

Gregors phantastischer Plan einer päpstlichen Weltherrschaft mit untergeordneten weltlichen Fürsten mußte naturgemäß scheitern. Ferner hat auch er doch nicht ganz die Gefühle der Ottonischen Zeit aus der deutschen Geistlichkeit herausgebracht. Die Bischöfe solcher Gesinnung, die über die Ansprüche romanischer Herrschsucht entsetzt waren, hat er zu unterwerfen gesucht, ehe er mit dem König zu kämpfen begann, aber in den letzten Jahren Heinrichs IV. war wieder die ganze hohe Geistlichkeit auf seiten des Kaisers. Heinrich V., energisch wie sein Vater, übte die Investitur, als wäre nichts geschehen. Trotzdem bedeutete der vorläufige Abschluß des Kampfes, der überhaupt erst nach Gregors Tode möglich war, das zwischen dem römischen und dem germanischen Kirchenrecht vermittelnde Wormser Konkordat, das den Herrschern einen gewissen Anteil an der Besetzung der Bistümer usw. ließ, für die Kirche doch einen wichtigen Sieg: *eine unabhängige deutsche Kirche gab es nicht mehr*, über sie regierte nicht mehr der König, sondern der Papst. Fortan war auch *die Geistlichkeit keine wirkliche Stütze des Königs mehr.* Die hohen Geistlichen entwickelten sich vielmehr zu Territorialherren — in der Stauferzeit übertraf die Zahl der geistlichen Fürsten die der weltlichen — und gingen in der Erlangung besonderer Rechte den weltlichen Fürsten zunächst voran. Jenes germanische Eigenkirchenwesen hielt sich indessen fürs erste noch für die niederen Kirchen. Seine letzten Reste sind schließlich in dem Patronatsrecht bewahrt geblieben. Die Zugeständnisse, die das Wormser Konkordat dem König noch machte, sind im übrigen später allmählich beseitigt worden. Eins hatte, von den Verlusten an Kirchengut abgesehen, in diesem Machtkampf gelitten: *das eigentlich kirchliche Leben*, dessen Hebung das Anfangsziel der ganzen Bewegung gewesen war, war *zum Teil arg verfallen*, und die Einwirkung der Kirche auf die Sittlichkeit der Laien war ganz zurückgetreten. Die innere Zerrüttung, die Gewissenskämpfe des vom Papst gegen den König und von diesem gegen jenen aufgehetzten Volkes, die schlimmen Taten, die man unter dem Mantel der Religion beging, brachten sogar einen völlig desolaten Zustand der Sitten hervor, eine allgemeine Verwilderung. Und daß in diesen Stürmen auch die später erst deutlicher hervortretenden antikirchlichen Stimmungen (vgl. S. 304 f.) keimen mußten, ist klar. Anderseits mißfiel Gregor den rechten Reformern selbst. Gerade in den führenden lothringischen Reformklöstern rief der auf die Weltbeherrschung ausgehende hierarchische Geist früh Opposition hervor, so daß sich Gregor eine andere Organisation für die Propaganda

Digitized by Google

seiner Ideen in Deutschland suchte. Er fand sie in Wilhelm von Hirsau und seiner Kongregation. Der Streit hat sodann die Fürsten, die auch die eigentlichen Urheber des Konkordats waren, auf Kosten des Königtums gestärkt, ihnen zugleich Eingriffe in das Kirchengut erlaubt und endlich die politische Hegemonie Deutschlands in der Welt erschüttert. Die großen kirchlichen Unternehmungen, die Kreuzzüge, geschahen zunächst ohne den deutschen König. Freilich war das aus anderen Gründen natürlich.

Die Kreuzzugsbewegung war ohne Zweifel der größte und am meisten in die Augen fallende äußere Erfolg der siegreichen kirchlichen Bewegung und des aufsteigenden Papsttums, das sich nun erst durch die straffe Neuorganisation der Kirche als die eigentliche universale Macht zeigte: aber sie war wie die ganze Reformbewegung ein romanisches Produkt. Der Plan zu einer großen christlichen Heerfahrt gegen den Islam, den schon Gregor VII. gefaßt hatte, und den Urban II. verwirklichte, beide allerdings infolge der Hilferufe des von den Seldschuken bedrängten byzantinischen Herrschers, aber zweifellos auch in der Absicht, das gewaltige Übergewicht der päpstlichen Gewalt zu zeigen, dieser Plan hat außer in dem französierten Lothringen, bei Gottfried von Bouillon und seinen Brüdern, in Deutschland äußerst wenig gezündet. Man hatte von den überspannten Ideen der Romanen und den durch sie hervorgerufenen Übergriffen der Gregorianer allmählich genug. Die ersten, oft von Geistlichen geführten, zuchtlosen Scharen, die den eigentlichen Zug nicht abwarteten, und unter denen sich Bauern mit Weib und Kind, aber auch schon viele Abenteurer befanden, erweckten bei ihrem Durchzug durch Deutschland zum Teil Spott und Hohn (vgl. auch S. 304). Aber allmählich griff die Idee dennoch in Deutschland um sich. Bloße Pilgerfahrten nach dem Heiligen Lande waren ja seit langem in Übung und galten als viel verdienstlicher denn solche nach Rom. Mit der Zunahme des asketischen Geistes nahmen auch sie seit dem 11. Jahrhundert immer zu, und gerade die vielfachen Leiden und Entbehrungen konnten den wahren Büßer nur reizen. Sogar Massenpilgerfahrten waren schon vorgekommen, wie 1027 der im ganzen erfolgreiche Zug jenes Richard von Verdun (vgl. S. 253) oder der viel größere, aber unglücklicher verlaufende des Bischofs Günter von Bamberg und anderer hoher deutscher Kirchenfürsten 1065, denen sich bereits eine Menge adliger Herren mit glänzender Ritterschar anschloß. Jetzt handelte es sich nun freilich um Größeres: um die Gewinnung des Heiligen Landes; das konnte nur noch mehr zünden. Die überhaupt aufgeregte und wundersüchtige Stimmung trieb in Deutschland bald die sonderbarsten Blüten. Als Träger der Agitation kamen nun auch nach Deutschland Kreuzzugsprediger: Peter von Amiens bewog 1096 am Rhein und in Süddeutschland schon mehrere Tausend zum Mittun. Andere aus Deutschen bestehende oder beim Durchzug durch Deutsche verstärkte undisziplinierte Scharen folgten; die ständige Begleiterscheinung waren Judenhetzen. Alle gingen aber dem gewissen Untergang, der sie meist schon in Ungarn ereilte, entgegen. Erst dann fand der erfolgreiche Zug Gottfrieds statt.

Im ganzen blieb die Bewegung aber zunächst eine von der Kirche angeregte, auf die Romanen sich stützende Erscheinung. Sie ist freilich aus lange wirkenden politischen und kommerziellen Gründen hervorgegangen. Der Kampf mit dem Islam in Form eines kriegerischen Vordringens der Christen hatte schon früh begonnen, war dann durch die Seldschuken im Osten, durch die Almoraviden in Spanien gehemmt worden, befand sich aber schon wieder in vollem Gange, auf der Pyrenäischen Halbinsel, in Süditalien und Sizilien wie in Kleinasien, wo Byzanz sich zu wehren hatte. Überall waren

Digitized by Google

vor allem die unruhigen Normannen beteiligt, die damals gewissermaßen die Zeiten der Völkerwanderung wieder aufleben ließen und Beute und Land erjagten, aber auch burgundische, überhaupt französische Ritter; ein flandrisches Hilfsheer unterstützte 1088 Byzanz. Dazu kamen die kommerziellen Vorstöße. Die bisherige Abhängigkeit des abendländischen Handels von dem mit dem Orient vermittelnden Byzanz schwand allmählich. Die Italiener der Seestädte gingen zu den orientalischen Quellen selbst vor, zunächst nach Sizilien und Nordafrika, wo sie auch wohl gelegentlich Beutezüge machten und militärische Erfolge davontrugen; Venedig, mit dem Byzanz nach dem Verlust Amalfis an die Normannen in engere Beziehungen getreten war, begann unter Umgehung von Byzanz unmittelbar mit der Levante zu handeln. In dieses kriegerische und friedliche Ringen — bei jenem war der Gegensatz der Religionen wenigstens nicht die Hauptsache — trat nun die mit der asketischen Bewegung zusammenhängende Aktion mit dem Ziel der Wiedergewinnung des Heiligen Grabes hinein. Äußerlich hervorgerufen war sie durch die zunehmende Gefährdung jener Pilger, die die islamitischen Fürsten ebenso wie die Byzantiner sich als Geldbringer im allgemeinen gern gefallen ließen. Allmählich wurden sie auch durch Erhebung von Abgaben beim Eintritt in Jerusalem ausgenutzt. Die anfänglich geschonten, weil von den Mohammedanern selbst verehrten heiligen Stätten wurden bei der steigenden Intoleranz mehr und mehr gefährdet, viele Klöster und Kirchen zerstört, namentlich seitdem die seldschukischen Türken 1086 sich auch Palästina und Jerusalem unterworfen hatten, überall Christen töteten und ihre Heiligtümer vernichteten oder deren Besitz, so den des Heiligen Grabes, beanspruchten; letzteres freilich hielten sie wegen der Einnahmen, die es brachte, geöffnet. Die Leiden der Christen in Palästina waren der Hauptstoff der Kreuzzugsprediger. Gleichwohl wurden auch in der kirchlichen Agitation weltliche Momente von Anfang an klug berücksichtigt. Der Papst wies in Clermont darauf hin, daß Frankreich übervölkert sei und zu wenig Nahrung für alle hervorbringe; er deutete an, daß anderswo Reichtümer zu finden seien. Die Masse wurde vielfach dadurch gewonnen, daß die Abhängigen auch gegen den Willen ihrer Herren ihr Zinsgut veräußern und fortziehen durften.

Die Erfolge des ersten Kreuzzuges sind bekannt, die Eroberung Jerusalems, die Gründung abendländischer Staatenkolonien im Orient. Das Ansehen des Papstes, der durch seine einheitliche Kirchenorganisation das ganze Abendland zu einem gewaltigen Unternehmen geführt und gleichzeitig den Einfluß dieser Organisation, namentlich der päpstlichen Konzilien, außerordentlich gestärkt hatte, der selbst die kriegerischen Instinkte der Zeit in den Dienst der Askese zu stellen verstanden hatte, mußte sich unendlich steigern: der Papst war der wirkliche Sieger, der eigentliche Schöpfer jener Frankenstaaten. Ihm waren denn auch die neuen Ritterorden als geistliche Laienorganisationen untertan. Noch stand aber, wie gesagt, das Deutsche Reich, der Konkurrent des Papstes in der Führung des Abendlandes, als solches abseits: auch die Beteiligung von Deutschen an größeren kriegsmäßigen Pilgerfahrten nahm ab, das neue Königreich Jerusalem lag außerhalb des deutschen Interessenkreises. Und als nun aus den lateinischen Staaten neue flehentliche Klagen über das Vordringen des Islams an den Papst kamen und Hilfe nottat, da wandte sich dieser naturgemäß wieder an die Romanen, an den König von Frankreich. Dabei mußte er jedoch zurücktreten vor der gewaltigen, hinreißenden Persönlichkeit des Bernhard von Clairvaux, und in dessen Agitation trat wieder die kirchliche Idee, frei von päpstlichen Hintergedanken, in den Vordergrund. Dann aber mußte der Papst erleben, daß diese neu entfachte Bewegung gegen seinen Willen nun auch den deutschen König, dessen Dienste er zu seiner eigenen Rettung brauchte, eroberte. Bernhard

Digitized by Google

trug die Agitation nach Deutschland, rief einen Taumel der Begeisterung hervor und vollbrachte nach anfänglichem Mißerfolg „das Wunder aller Wunder", auch den König zur Fahrt nach dem Heiligen Lande zu entflammen. Der romanische Kirchengedanke, freilich ohne Rücksicht auf den Papst, nahm abermals Deutschland gefangen; aber gerade der außerordentlich unglückliche Ausgang des so begeistert begonnenen Kreuzzuges trug auch wieder nach diesem neuen Aufflackern zum raschen Niedergang des kirchlichen Geistes bei. Nicht nur das deutsche Königtum erfuhr durch jene Fahrt innere und äußere Schwächung, nicht nur das Papsttum war nunmehr in seiner Macht bedeutend zurückgegangen, auch die furchtbare Gewalt des asketischen Geistes war stark erschüttert, wozu freilich andere Momente mit beitrugen. Die nächsten deutschen Herrscher, die eine Kreuzfahrt unternahmen, waren nicht mehr bloße „Sklaven der Kirche" wie Konrad III., und gerade die Kreuzzüge selbst, das gewaltigste äußere Phänomen kirchlicher Macht, werden wir zu einem tiefgehenden Kulturwandel in weltlicher Richtung (vgl. S. 296 ff.) beitragen sehen.

Es ist überhaupt nicht richtig, das asketische Ideal der Weltverneinung als das allgemeine Ideal des Mittelalters hinzustellen, auch nicht für die eben geschilderte Zeit, in der es (vgl. S. 254 f.) Kopf und Herz weiter Laienkreise gefangennahm. Im Prinzip war jetzt sicherlich der Mönch die Verkörperung des kirchlichen Ideals geworden: seinem Muster sollte nach dem Willen des nunmehr mönchisch denkenden Papsttums der gesamte Klerus, auch die Weltgeistlichkeit folgen, zu ihm als dem eigentlichen Ideal christlicher Lebensführung sah ebenso der Laie bewundernd auf. Die Macht dieser Anschauung geht am meisten daraus hervor, daß gerade die Laien über nichts mehr ergrimmten als über die Nichterfüllung jener idealen Ansprüche durch die dazu prädestinierten und verpflichteten Mönche und Nonnen. Und eben daß diese niemals auf die Dauer und in allen Gliedern das Ideal hochhielten, daß die auch nach jener großen Reformbewegung immer von neuem einsetzenden Versuche, durch Reformationen und neue Ordensgründungen das Ideal wieder zu beleben, doch die Wiederkehr der gleichen Erscheinungen der Verweltlichung nicht hindern konnten, das hat schließlich dem Ideal selbst und vor allem der es vertretenden Kirche mehr geschadet als alles andere. Haben die Mönche selbst nach menschlicher Art das Ideal nicht dauernd hochgehalten, so haben das noch weniger die Weltgeistlichen getan. Die Laien aber haben es, von einem fanatischen oder schwärmerischen Teil abgesehen, überhaupt immer nur als ein die Geistlichen verpflichtendes Ideal angesehen, wie es ja auch die Geistlichen selbst taten, und es nur theoretisch bewundert. Es zu bekämpfen, dazu war man geistig noch nicht imstande; eine höhere, weltlich gegründete, selbständige Weltanschauung gab es nicht: die der Kirche war die allein mögliche. Aber im Grunde ist diese Weltanschauung sicherlich der großen Mehrheit der Laien immer gleichgültig gewesen. Und auch von dem Gefühl stärkster, innerster Abneigung gegen jenes Ideal sind uns vielleicht nur durch den Mangel an Quellen die Spuren verlorengegangen. Gewiß, die Macht der kirchlichen Anschauungen war in allen Laienherzen jetzt tief gegründet, nicht nur die zitternde Sorge um das Seelenheil (vgl. S. 259) war allgemein, auch eine innere Stimme christlichen Gewissens regte sich jetzt in jedem. Aber die Weltlichkeit des Lebens und Strebens der Laien ist doch in dieser ganzen Zeit immer in natürlicher Selbstverständlichkeit bestehen geblieben und nur in ganz geringem Maß (vgl. S. 259) durch jenes Ideal beschränkt worden. Und ebensowenig wurde im Fühlen, Denken und Handeln die nationale Eigenart beeinträchtigt.

Digitized by Google

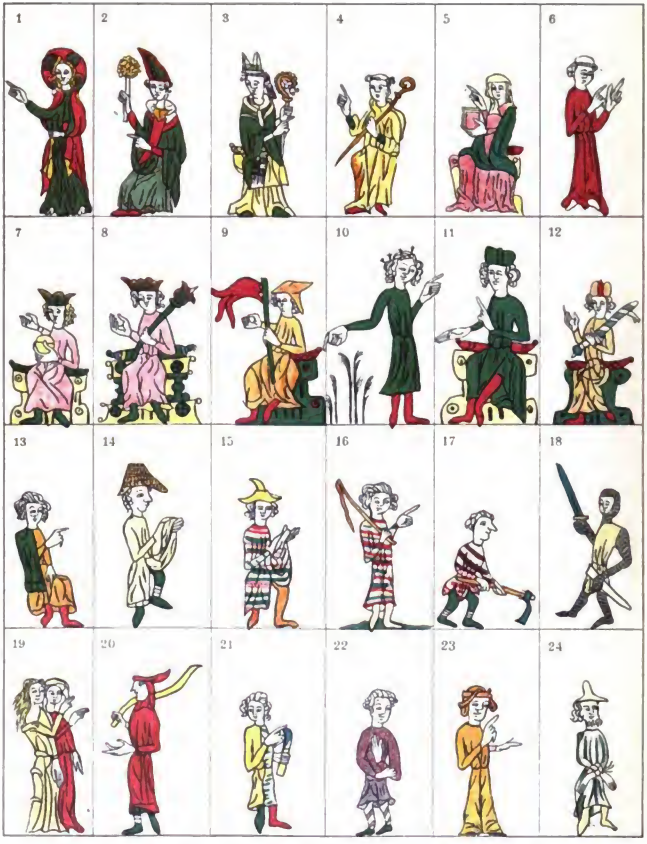
V. Soziale, wirtschaftliche und geistige Differenzierung: Herausbildung laiischer Elemente als Kulturträger und Beginn eines Kulturwandels durch die Kreuzzüge.

Im Gegensatz zu den romanischen Ländern war Deutschland, das sich in der Unerfreulichkeit der Zustände (vgl. S. 296) sonst von jenen wenig unterschied, um 1100 im wesentlichen noch ein agrarisch fundiertes, wirtschaftlich ziemlich isoliertes Land mit geringem Geldverkehr, mangelhaften Verkehrsverhältnissen, ohne geregeltes Steuersystem: der vorwiegend naturalwirtschaftlichen Grundhaltung entsprach die nun schon erstarrende Verfassung, das Lehnssystem, das jede Leistung mit Grund und Boden bezahlte. Aber wie damals und schon vorher von einer völlig reinen Naturalwirtschaft keine Rede war, so hatten sich auch in sozialer und kultureller Beziehung bereits die Keime zu Neu- und Weiterbildungen früh gezeigt. Keineswegs stellte die Bevölkerung eine einheitliche Masse dar. Die kriegerischen Interessen, noch immer im Vordergrunde, sind schon mehr Eigengut bestimmter Schichten unter Einwirkung des jetzt notwendigen Reiterdienstes geworden und stehen in einem Gegensatze zu der Lebenssphäre der friedlicher gerichteten großen Menge der Ackerbauer. Hier lag der erste Keim zu stärkerer sozialer Differenzierung. In den aufkommenden Städten treten weiter neue Erwerbsinteressen in die Erscheinung. In der Lebenshaltung zeigt sich seit langem ein immer größerer Unterschied zwischen der Herrenklasse, die sich der fremden Kulturerrungenschaften leichter bemächtigen kann, und der übrigen Masse. Jene nimmt auch teil an einer mehr künstlerischen Ausstattung des Lebens, deren Hauptförderer aber der Klerus ist. Als solcher, aber mehr noch als Inhaber eines Bildungsmonopols und Repräsentant der alle höheren Interessen vertretenden Kirche steht indessen der Klerus wieder über der sonstigen Bevölkerung und zum Teil abseits von ihr. Und doch liegt, wie es auf solcher Stufe der Entwickelung natürlich ist, gewissermaßen alles in agrarischen Banden: der üppiger lebende Große mit kriegerisch-politischen Interessen bleibt vor allem auch Grundherr, der Dienstmann ist auf sein Dienstgut angewiesen, Gewerbe und Handel sind auch in den Städten noch eng mit agrarischen Interessen verknüpft, und die geistliche Kultur stützt sich wesentlich auf den geistlichen Grundbesitz. Dauernd bleibt sodann der kulturelle Unterschied der einzelnen Stammesgebiete von besonderer Wichtigkeit, auch für die schon vorhandenen sozialen Gruppierungen. Dauernd bleibt aber auch, wie wir noch sehen werden, volkstümlicher Geist den verschiedenen Schichten gemeinsam und für alle gleichmäßig charakteristisch.

Jetzt, im 12. Jahrhundert, kommt nun überall rascheres Fortschreiten in die Entwickelung. Es ist eine Zeit, die, wie im Abendland überhaupt, bei starker Unruhe ein deutliches Aufwärtsstreben erkennen läßt. Der wirtschaftliche, soziale und kulturelle Fortschritt zeigt sich vor allem in der Bildung fester großer Berufsstände. Nicht, wie gesagt, in Form einer

Digitized by Google

Digitized by Google



Die gesellschaftliche Gliederung des Volkes im Mittelalter.

Nach Darstellungen zum sächsischen Land- und Lehnrecht aus dem 12. und 13. Jahrhundert, wiedergegeben in den „Teutschen Denkmälern" von Batt, Babo, Ettenbenz, Mone und Weber (Heidelberg 1820).

Digitized by Google

Die gesellschaftliche Gliederung des Volkes im Mittelalter.

1. Gott.
2. Papst.
3. Bischof.
4. Abt.
5. Äbtissin.
6. Priester.
7. Kaiser.
8. König.
9. Herzog.
10. Lehnsherr.
11. Richter aus dem Lehnrecht
12. Richter aus dem Landrecht (Graf).
13. Schöffe.
14. Bürgermeister.
15. Schultheiß.
16. Büttel.
17. Bauer.
18. Lehnsmann.
19. Frau und Mädchen.
20. Hirt.
21. Sachse.
22. Wende.
23. Wendin.
24. Jude.

Digitized by Google

Die perschiedenartigen Ueberreste des Volkes im Mittelalter.

1. Gott.
2. Papst.
3. Bischof.
4. Abt.
5. Ritter.
6. Priester.
7. Kaiser.
8. König.
9. Herzog.
10. Edelknecht.
11. Ritter aus dem Lehnrecht.
12. Ritter aus dem Landrecht (Graf).
13. Schöffe.
14. Burggerichter.
15. Schultheiß.
16. Zöllner.
17. Bauer.
18. Leibeigener.
19. Frau und Mädchen.
20. Hirt.
21. Sackpfeifer.
22. Trompeter.
23. Trommler.
24. Tuba.

Digitized by Google

plötzlichen Neuerscheinung. Die zu Klassenbildungen führende Trennung zweier altgermanischer Interessenkreise, des bäuerlichen und des kriegerischen, war seit langem in Vorbereitung. Aber die Differenzierung wird allmählich bestimmter, der Beruf gewinnt immer mehr an Wichtigkeit gegenüber der persönlichen Herkunft, die gleiche Tätigkeit erzeugt das Gefühl sozialer Zusammengehörigkeit und läßt die alten ständischen Unterschiede, die Bedeutung der Freiheit oder Unfreiheit zurücktreten, und im 13. Jahrhundert endlich gewinnt die neue, sich im wesentlichen während des 12. Jahrhunderts vollziehende Standesbildung ihren festen Abschluß: die Berufsstände werden nun ihrerseits Geburtsstände, rechtlich fixiert und durch feste Schranken getrennt. (Siehe die beigeheftete farbige Tafel „Die gesellschaftliche Gliederung des Volkes im Mittelalter".) Der ganze Prozeß ist ein Ergebnis des Fortschreitens zu höherer Kultur, und zwar wesentlich in wirtschaftlicher Hinsicht: es ist der durch Spezialisierung erreichte Fortschritt. Gleichzeitig führt diese Spezialisierung zur stärkeren Wertschätzung der spezifischen Standesinteressen, insgesamt also der weltlichen Interessen: es ergibt sich die Grundlage einer laiischen Kultur. Der diese Spezialisierung ermöglichende soziale Faktor aber ist eine Hebung der niederen Schichten. Bedeutete früher die Grundherrschaft den wirtschaftlichen und kulturellen Fortschritt, so war dieser jetzt wieder mit der Bewegung von unten herauf verknüpft. Gerade die Grundherrschaft hat aber auch diesen Fortschritt vorbereitet. Sie war keine Latifundienwirtschaft mit Sklaven: die hofrechtliche Gestaltung der sozialen Verhältnisse hat vielmehr eine zwar abhängige, aber kräftige ackerbauende Schicht erhalten, ja ihre innere Kraft erhöht (vgl. S. 106). Diese Abhängigen waren stets eine sozial wichtige Schicht geblieben, schon wegen ihrer Zahl; jetzt nutzten sie gewisse Formen innerhalb der Grundherrschaft für eine wirtschaftliche und soziale Verbesserung aus, die Ministerialität und die Zensualität. Der Prozeß der ständischen Trennung, die schließlich so maßgebend wird, daß z. B. in der höfischen Poesie die sozialen Unterschiede zwischen Ritter und Bauer viel wichtiger sind als die nationalen, zeigt sich auch äußerlich in der ebenso allmählich sich ausbildenden Trennung und Sonderart der Wohnstätten: der Herr, der zum Ritter wird, zieht aus den Höfen im Dorf auf die Wohnburg (vgl. S. 23f.); dem Dorf tritt der Komplex der Stadt gegenüber, und von jeher wohnte, wenn jetzt auch zum Teil in Städten, in gesonderten Bauten, in Klöstern und Stiftern, die Hauptmasse des Klerus.

Die Geistlichkeit war der Stand, der auf Grund römischer Tradition sich zuerst als solcher aus der übrigen Bevölkerung herausgehoben hatte, bei dem allen sonstigen Unterschieden der Beruf voranging. Davon war schon (S. 205 f.) ausführlich die Rede.

Aber auch in der weltlichen Gesellschaft stand eine kleinere, doch mächtige Gruppe bereits seit längerer Zeit ziemlich gesondert über den anderen und nahm jetzt an Einfluß wie an Geschlossenheit andauernd zu, die Großen, die späteren Territorialherren. Die Gruppe hatte sich aus dem älteren Adel, der namentlich durch kriegerische Verdienste, überhaupt als Dienstadel, und durch entsprechende wirtschaftliche Bereicherung und soziales Ansehen emporgekommen war, herausgehoben, wieder wesentlich durch Ausnutzung der übertragenen Ämter und Amtslehen, daneben allerdings durch sonstigen besonders ausgedehnten älteren Besitz. Die Grafschaft (vgl. S. 125) war für diese Herren der wesentlichste Ausgangspunkt ihrer Macht, die lehensrechtliche wie die amtsrechtliche Grundlage derselben: sie sahen das Amtslehen dabei fast wie einen Privatbesitz an, wobei die Gerichtsbußen die Haupteinnahme darstellten, wie sie als Vögte über Kirchengut sich durch Lehen bereicherten, überhaupt Lehen nahmen, wo sie sie nur erlangen konnten — öfter hat man auf das

Digitized by Google

Beispiel des Grafen Werner von Bolanden verwiesen, der von 1194 bis 1198 eine große Menge von Grafschaften und Vogteien vom Reich, von weltlichen und geistlichen Großen zu Lehen hatte. Eine gleichzeitige Erfüllung der Verpflichtungen gegenüber den verschiedenen Lehnsherren war dann gar nicht mehr möglich. Wie sich aus den Grafen besondere Arten, die Pfalzgrafen, Markgrafen und Landgrafen, heraushoben, sahen wir schon (S. 125). Ebendort wurde von den Herzögen gehandelt, die ja als Stammesführer (vgl. S. 100) eine ganz eigenartige Stellung einnahmen. Otto I. hatte das Herzogtum zu einem Amtslehen gemacht, aber der Charakter des Herzogtums als Amtsstellung blieb ein völlig fiktiver. Bei den Grafen erscheint dagegen dieser Charakter immer wesentlich: anderseits fühlten sich die Mächtigeren unter ihnen, gestützt vor allem auf angestammten Familienbesitz, wie die Herzöge als selbständige Herren und Führer der Bevölkerung ihres Gebietes und wurden von dieser auch immer als natürliche, eigentliche Herren angesehen; selbst neu eingesetzte Große verwuchsen mit der Bevölkerung sehr rasch. Die Wirren des 11. und der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts wurden gegen die Schwäche des Königtums weidlich von diesen Großen ausgenutzt: die faktisch seit langem für ihre Lehen vorhandene Erblichkeit wird schließlich auch rechtlich fixiert. Was diese Gruppe nun vor allem auszeichnet — denn die Erblichkeit des Benefiziums war seit langem für alle, auch die kleinen, Lehnsträger prinzipielles Streben —, sind ihre politischen Ambitionen; dank der politischen Entwickelung hat der deutsche mehr als irgendein anderer europäischer Hochadel politische Selbständigkeit errungen und sich zur abgeschlossenen fürstlichen Klasse aufgeschwungen. Um 1180 vollzog sich, freilich nicht auf einmal und nicht rechtlich fixiert, eine Verengerung der Gruppe durch die Betonung des Lehnsgedankens, die Zusammenfassung der vom König unmittelbar belehnten Fürsten, der Lehnsfürsten, und die Zurückdrängung der Grafen, als bloßer Amtsfürsten, was jene anderen ja außerdem auch waren. Von den gewöhnlichen Grafen blieb nur der von Anhalt (sowie der von Flandern) Reichsfürst. Seitdem standen die weltlichen Fürsten gegenüber den geistlichen an Zahl bedeutend zurück. Unter Friedrich II. sind die Fürsten zu wirklichen *Landesherren* geworden. Von ihrer im 13. Jahrhundert hervortretenden, eine neue Entwickelung einleitenden Bedeutung werden wir später hören (S. 309).

Diese großen Herren haben nun weiter für die Bildung einer *neuen Adelsschicht*, eines *ritterlichen Berufsstandes*, eine hohe Wichtigkeit gehabt: sie waren nach dem König und neben den geistlichen Fürsten die Kristallisationspunkte für Lehnsträger zunächst aus der Schicht der kleinen freien Grundherren; zum Dienst an ihrem Hofe wie vor allem zum Kriegsdienst, zu dem sie ihren Heerbann stellen mußten, brauchten sie aber weiter auch Ministeriale, denen sie Dienstlehen gaben. Sie minderten zwar dadurch ihren Besitz, aber die Ausdehnung ihres Lehnsverbandes stärkte ihren Einfluß, ihre Macht in entsprechendem Grade. Das sich jetzt zum geschlossenen Stand durchringende Rittertum war zum Teil demselben Boden entsprossen wie die großen Vasallen, aber dieser Teil hatte es nicht wie jene zu höherer Entwickelung gebracht. Zu den Rittern gehörten *Grundherren*, die schon in karolingischer Zeit durch Herabdrückung von Freien und durch Erblichkeit der Benefizien heraufgekommen waren, *freier Herkunft*, aber durch den Gang der Dinge in den kriegerischen Lehnsverband eines Großen geraten. Weiter hatte sich sodann eine Anzahl von *Gemeinfreien* im Gegensatz zu der Hauptmasse der übriggebliebenen Freien dem *Lehnsverband angeschlossen*, während diese sich mit der Bewirtschaftung eines Gutes begnügten oder als Leute mit wenig Besitz oder ohne solchen Handwerker, Kaufleute usw.

Digitized by Google

wurden. Man darf die Zahl der Gemeinfreien überhaupt nicht unterschätzen (vgl. S. 105f.); sie war im 10. und 11. Jahrhundert insbesondere in Sachsen noch erheblich, und die neue städtische Bevölkerung bestand in ihren wichtigsten Elementen aus Freien. Aber diese Freien kamen nun eben zum Teil in die ritterlichen Lehnsheere hinein, ohne Zweifel infolge eines Strebens nach oben.

Das dritte, sehr wichtige und immer mehr an Zahl überwiegende Element des neuen Adels endlich bildeten Leute unfreier Herkunft, Ministeriale, die im Hof- und Kriegsdienst des Königs, der Bischöfe und der Großen heraufgekommenen besseren Hörigen. Sie spielten schon in fränkischer Zeit eine Rolle, wie denn auch ihre Bezeichnung aus dieser Zeit stammt. Da waren einerseits die Hof- und obersten wirtschaftlichen Verwaltungsbeamten, die Marschälle, Kämmerer, Truchsesse, Mundschenken: ihr Amt hob sie über die übrigen Hörigen hinaus, zumal es sich vererbte. Gleichzeitig waren sie in der Regel auch Reisige ihrer Herren. Zu den Reisigen gehörte dann aber eine weitere, größere Zahl von Dienstmannen gewissermaßen im Hauptheruf. Und eben dieser kriegerische Beruf ist das Wesentliche für die Bildung eines neuen Standes. Gerade das ritterliche Wesen, der Reiterdienst hatte jetzt besonderen Wert und hob die Krieger über die Masse. Die Zusammensetzung der entscheidenden Teile des Heeres aus Reitern (vgl. S. 107) gegenüber dem alten, in der Hauptsache zu Fuß kämpfenden Heerbann war dafür von größter Bedeutung. Gerade durch die Reiterdienstpflicht waren schon in karolingischer Zeit viele Freie zu Ministerialen geworden. Persönliche Talente und Verdienste konnten natürlich die Ministerialen weiter fördern. Das Wichtige war die allmählich sich herausbildende Betonung bestimmter Dienstleistungen, die als ehrenvoll galten, das Erheben über die gewöhnliche Arbeit. Vor allem also zum Kriegs- und Hofdienst notwendig gebraucht, erschienen diese Ministerialen nun zugleich überall als Glanz verleihendes Gefolge ihrer Herren, auch der geistlichen. Die Leistungsfähigkeit der Ministerialen beruhte, wie natürlich, auf dem ihnen verliehenen Dienstgut: die landlosen ritterlichen Ministerialen, die zum Teil an den Höfen umherfuhren, gegen 1200 ziemlich zahlreich wurden und auch das Hauptkontingent für das damals auftretende ritterliche Söldnertum stellten, strebten immer nach einem Ritterlehen, das ihnen dauernden Lebensunterhalt sicherte. Es wurde nicht nur als Äquivalent für die kriegerische Dienstleistung verliehen, sondern ebenso für Hofdienste. Jenes Lehen bedingte das Truchsessenamt, dieses die Geleitspflicht für einen geistlichen Herrn usw. Die Haltung von Ministerialen in der nächsten Umgebung, auch als kriegerisches Leibgefolge, und ihre Ernährung unmittelbar aus den Einkünften des Herrn muß früh der Begabung mit Dienstgut gewichen sein. Ein wichtiges Moment für die Zunahme der Belehnung von Ministerialen mit erledigten Ämtern und entsprechendem Besitz war das Mißtrauen der Lehnsherren gegen den Adel, der, wie eben betont, durchweg das ihm übertragene Amt als erbliches Lehen ansah und nach Selbständigkeit strebte. In den Ministerialen hatte man ein überall verwendbares abhängiges Element, dessen Emanzipation man durch die Nichterblichkeit der Lehen zu verhindern glaubte. Die Inhaber des Dienstgutes hatten aber bald das Bestreben, aus der hofrechtlichen Abhängigkeit herauszukommen; sie fühlten sich schließlich auch nur als Lehnsträger ihres Herrn, im übrigen aber völlig als Grundherren, die Polizei und Gericht über ihre Leute übten und meist wohl bald bestrebt waren, ihren Besitz, ihre Rechte in der Mark nach dem Vorbild der größeren Grundherren zu mehren. Die übermütigsten und landgierigsten mochten die Ministerialen der geistlichen Stifter und Klöster sein, deren Besitz überdies ja meist sehr zerstreut

Digitized by Google

lag (vgl. S. 102). Die Mönche des von ihm gegründeten Klosters Zwifalten warnt Graf Liutold vor Annahme solcher Mannen: „sie teilen die Güter des Klosters unter sich". Der Erzbischof Bruno von Trier mußte der „nie zu befriedigenden Gier der Ministerialen" außer Gütern und Höfen sogar den Kirchenschatz zum Teil opfern. So mochte ein solcher Mann seinen Besitz auf eigene Faust auf jede Weise vergrößern, z. B. auch Land gegen Zins übernehmen, während er je nach dem Einfluß und der Bedeutung seines Herrn auch im Dienst zu außerordentlichem Ansehen steigen, immer neue Lehen zur Belohnung erhalten konnte, viele Freie und selbst Glieder des älteren Adels überflügeln mochte und jedenfalls seine unfreie Herkunft vergessen ließ. Die Reichsministerialen waren unter Umständen den Großen an Macht gleich, ihre Bevorzugung — namentlich Friedrich I. hat sie später in einflußreiche Stellungen gebracht — wirkte dann wieder auf die Hebung der Ministerialen der Großen. Gerade die wachsende Machtstellung vieler Ministerialen bewog auch zahlreiche Freie, die sich damit zugleich ihren eigenen Besitz sicherten, und selbst Edle, sich in ihre Reihen aufnehmen zu lassen. Damit steigerte sich wieder die Geltung der Ministerialen, der Charakter der Unfreiheit schwand jedoch nicht ganz.

Was sie nun aber schließlich den freien Vasallen gleich machte, was die *Mischung aller dieser Elemente* und ihre Durcharbeitung zu einem neuen Stande herbeiführte, das war, wie betont, *der kriegerische, d. h. ritterliche Beruf*, der sie alle zusammenschloß. Die wachsenden inneren Wirren wie die äußeren Kriege drängten die Großen zur Vermehrung ihrer Streitkräfte. War die neue, aber sich seit Jahrhunderten entwickelnde und schon im 10. Jahrhundert als ordo militaris zunächst in Frankreich auftretende Schicht der Ritter anfangs aus dem Häuflein der freien Vasallen zusammengesetzt, die für Kriegsdienste belehnt wurden, so zwang schon im 11. Jahrhundert das Bedürfnis zu immer stärkerer Verwendung der Ministerialen, ohne daß man sie von jenen trennen konnte. Die adligen, die freien Lehnsträger, die zahlreichen Ministerialen: alle waren Ritter, alle wirtschaftlich besser gestellt, alle gleichmäßig verwendet, und alle lebten auf den Heerzügen in gleicher, oft ärmlicher Weise. Recht viele Ritter haben in der Hauptsache ein hartes, kriegerisches und kein festlich-frohes Leben geführt. Es waren neben den vielen inneren Kriegen besonders die Heerfahrten der Könige nach Italien, auf denen sich die verschiedenen Elemente der Ritterscharen, die überdies immer nur kleine Heere bildeten, assimilierten; noch wichtiger waren aber die *Kreuzzüge*, bei denen sich durch die Berührung mit den Franzosen die von diesen im 11. Jahrhundert ausgebildete *Organisation des ritterlichen Lebens* auf die deutschen Ritter übertrug (vgl. S. 313); nun schloß alle die *Gleichheit der Lebensweise* zusammen.

Vor dem *Beruf* mußte so schließlich die Geburt zurücktreten, er gab das *Ferment der neuen Standesbildung*, bei der sich im übrigen niedere und höhere Schichten mischten. Von Ebenbürtigkeit des Ministerialen mit dem Adligen ist aber keine Rede, selbst der nichtritterliche Freie hatte vor dem ritterlichen Ministerialen, so stolz dieser auf ihn herabblickte, seine freie Geburt voraus. In der Mitte des 12. Jahrhunderts verlor sich auch die anfängliche Scheidung zwischen einem niederen und höheren Ritterstand, einem ordo equestris minor und maior. Zu Beginn des 13. Jahrhunderts gab es keinen Unterschied zwischen dem ritterlichen freien Vasallen und dem ritterlichen Dienstmann: auch der letztere trug nun den Rittergürtel. Aber im Grunde handelte es sich um einen wirtschaftlichen Vorgang. Die Vorbedingung zum Ritter war das Lehnsgut: es ist eine große Menge mittlerer, auch kleiner Grundherren entstanden, die wirtschaftlich als eine neue starke Schicht über und aus

Digitized by Google

der bäuerlichen Masse heraus auftraten. Freilich blieb die Wirtschaft immer weniger Zweck des Besitzes: das durchgehende Streben nach seiner Vergrößerung hatte Verstärkung persönlichen Ansehens, sozialer Geltung, bald auch Erlangung höheren Lebensgenusses, endlich die bessere Möglichkeit kriegerischer Betätigung zum Ziel, ja viele der kleinen Fehden mögen weniger um der materiellen Vorteile willen als lediglich aus Kampflust unternommen worden sein. Das Zurücktreten der eigenen Sorge um die Bebauung des Ackers und das Aufgehen in den persönlichen Anforderungen des Lehnsverbandes, den „höfischen" Interessen, lösten nicht nur den Zusammenhang des Herrn mit der Wirtschaft, sondern machten auch, wie wir sehen werden, den Verwalter, den Meier, selbständig. Hand in Hand damit bildet sich — von den besonderen Wohnstätten sprachen wir schon (S. 267) — auch eine besondere Lebenshaltung der neuen Schicht aus, die zunächst von der der besseren „Bauern" nicht verschieden gewesen war. Bald drang dann, wesentlich infolge der Kreuzzüge, die französische Anschauung vom völligen Gegensatz zu den Bauern, vom Ungehörigen, Unanständigen der Ackerarbeit durch. Dieser Gegensatz trat an Stelle des freilich (vgl. S. 270) nicht ganz zurückgedrängten zwischen Frei und Unfrei, ja er schuf eine viel tiefere Kluft und wurde alsbald zum Gegensatz zwischen Kultur und Unkultur. Das Rittertum wurde zum Träger einer neuen, von Freien wie von Ministerialen gleichmäßig gepflegten, sie deshalb zusammenschließenden gesellschaftlichen, „höfischen" Kultur, die noch eingehend zu schildern sein wird (S. 308ff.). Sie war stark französisch gefärbt, aber entbehrte nicht der Eigenart, und gerade daß im Gegensatz zu Frankreich nicht freie Vasallen wie dort, sondern Ministeriale den Hauptteil des Rittertums ausmachten, hat man in gewissen Zügen der deutschen höfischen Kultur bedeutungsvoll ausgedrückt sehen wollen. Das Lehnswesen wurde nun zu einem exklusiven System: die übrige, bäuerliche und städtische, Bevölkerung wurde lehensunfähig. Die Erblichkeit der Lehen, die, praktisch lange vorhanden, unter Konrad II. gesetzlich fixiert wurde und im weitesten Sinne sich durchsetzte, wie sich damals überhaupt die früher gewohnheitsrechtlichen Verhältnisse der Lehnsmannen, der ritterlichen Ministerialen, zu einem festen Lehnsrecht ausbildeten, führte zur Erblichkeit der Ritterwürde. Das ergab dann aufs neue Betonung der Geburt: nur der Ritterbürtige ist jetzt zum Ritter, zum Empfang eines Ritterlehens qualifiziert. Aus dem ritterlichen Berufsstand wird ein Geburtsstand, wie er in der Landfriedensordnung Friedrichs I. von 1152 hervortritt, ein exklusiver Adelsstand, der sich nun gegen neuen Zustrom von unten herauf wehrte. Sein Lebensinhalt bleibt zwar Krieg und Kriegsübung, das ihn dauernd in seiner sozialen Position haltende Moment ist aber doch jene wirtschaftliche, ihn zum Herrn machende Grundlage, das Lehnsgut, was sich besonders später zeigte, als der Wert seiner ritterlichen Betätigung, seine taktische Verwendbarkeit zu sinken begann.

Wenn sich bei der Entstehung des Ritterstandes als wesentliches Moment die Erhebung eines Teiles der niederen agrarischen Schicht über die Genossen auf der Basis der Ministerialität ergab, so hat ein anderer, größerer Teil jener Schicht es zu einer zwar weniger glänzenden, aber doch ebenso bedeutsamen wirtschaftlichen und sozialen Verbesserung gebracht: es war die aus den verschiedenen Formen der Abhängigkeit sich zu größerer Selbständigkeit entwickelnde Schicht, die als eigener, Landwirtschaft treibender Stand, als wirklicher Bauernstand in die Erscheinung trat. Auch dieser Bauernstand setzte sich nicht aus gleichartigen Elementen zusammen. Es waren Eigenleute, die sich aus der Hofarbeit und dem Mangel

Digitized by Google

an selbstbewirtschaftetem Grund und Boden heraufarbeiteten, Zinsleute, die auf Gütern angesetzt oder mit eigenen Gütern früher in Abhängigkeit geraten waren, und die nun in neuen, freieren Formen, die aber vielleicht doch schon als älter anzusehen sind (vgl. S. 106), das ihnen überlassene Gut bewirtschafteten; es waren unter ihnen Wirtschaftsbeamte, deren Meiereien sich zu selbständigen Bauernhufen entwickelten; es waren endlich auch Gemeinfreie, die, auf kleinem Landgut sitzend, nicht wie jener andere Teil ihrer Genossen den Eintritt in den Lehnsverband erstrebten und lediglich ihrer Wirtschaft lebten. In welchem numerischen Verhältnis diese Elemente zueinander standen, läßt sich nicht sagen; am wenigsten zahlreich scheinen die eigentlichen Leibeigenen gewesen zu sein. Ebensowenig lassen sich die verschiedenen Formen des verbesserten Rechtszustandes der einzelnen, teils unter Hofrecht, teils unter Landrecht stehenden Gruppen immer genau bestimmen: es war eine ganze Skala von Rechtsverhältnissen, in denen sich bald ein größeres, bald ein geringeres Maß von Freiheit oder Unfreiheit schwankend ausdrückte. Die ökonomische Grundlage, die auf die standesmäßige Angleichung wirkte, war jedoch im ganzen dieselbe.

Zu der dargelegten Entwickelung trug die sich seit langem (vgl. S. 143 f.) vorbereitende Abbröckelung der großen Grundherrschaft, die Abwendung vom herrschaftlichen Eigenbetrieb und der Übergang der wirtschaftlichen Hauptproduktion auf die kleinen Betriebe bei. Aber man darf dieses Moment nicht zu sehr in den Vordergrund stellen. Schon für die karolingische Zeit haben wir die Bedeutung der bäuerlichen Schicht betont und anderseits diejenige der Grundherrschaft auf ihr richtiges Maß zurückgeführt (vgl. S. 101 ff.). Vor allem gab es geschlossene Grundherrschaften, insbesondere geistliche, nicht in dem früher behaupteten Umfang. Die Entwickelung knüpft also viel mehr an die bisherige an, als daß es sich um ganz neue Vorgänge handelt. Immerhin bleibt es bei einem Rückgang des herrschaftlichen Eigenbetriebes. Auch Klöster gaben, wenigstens im Westen, wie das Beispiel des flandrischen Klosters St. Trudo zeigt, zu Anfang des 12. Jahrhunderts die eigene Gutswirtschaft auf und lebten immer ausschließlicher von den Lieferungen der Klostergüter. Die in der Mitte des 11. Jahrhunderts schon deutlich sichtbare Entwickelung, bei der die Herrenhöfe selbst weiter bestanden, ohne aber als wirtschaftlicher Betrieb zu führen, zunächst noch unter Beibehaltung einer größeren Viehzucht, hatte ihre natürlichen Gründe. In erster Linie beruhte sie auf dem Umschwung der Interessen der Grundherren, die ja allerdings meist nur als Grundlage für andere Zwecke ihre Wirtschaft betrieben hatten. Dabei kommt die immer stärkere kriegerische Betätigung, die wesentlich Sache der weltlichen wie der geistlichen Herrschaften war, in Betracht, ferner die Vermehrung der Verwaltungsaufgaben der Herren als Grafen, Vögte usw., überhaupt die größere Hinneigung zu politischem Leben. Diese zeigte sich namentlich auch bei den geistlichen Herren, den Bischöfen und Äbten. Ähnlich wirkten die neuen Kultureinflüsse, die gesteigerten Lebensansprüche, vor allem der noch näher zu erörternde aristokratische Geist der Epoche. Dazu kam die äußere Erschwerung des Eigenbetriebes durch den zunehmenden Mangel an Leibeigenen, wozu einmal das Aufhören des Menschenhandels, weiter die fortschreitende Emanzipierung der vorhandenen Eigenleute, die für besondere Dienste immer durch Überlassung von zinspflichtigem Grund und Boden bezahlt wurden, beitrug. Das letztere Moment, das sich vor allem in der so gestalteten Entlohnung der kriegerischen Ministerialen geltend machte, minderte nun aber auch das eigentliche Herren-(Sal-)Land immer stärker. Auch die geistlichen Herrschaften mußten viel Kriegsleute halten und sie versorgen. Überhaupt

Digitized by Google

machte die zunehmende Differenziertheit der Verwaltung und Wirtschaft es notwendig, Ministeriale als Beamte zu verwenden.

Der Grundbesitz, der in eigener Verwaltung bewirtschaftet werden konnte, hatte ohnehin seine bestimmten Grenzen. Darüber hinaus war es vorteilhafter, das Herrenland in Zinshufen auszutun. Anstatt die Leute in ihrer Produktion zu kontrollieren, stand man sich besser bei sicheren, fixierten Abgaben. Ziemlich früh hatte auch bereits der Mangel an Arbeitskräften zur Beschränkung weiterer Ansprüche der Grundherrschaft durch schriftliche Fixierung der Leistungen geführt. Freilich ging dem Grundherrn durch die immer zahlreicheren Verleihungen der wirkliche Besitz der ausgetanen Güter fast verloren. Bei der geistlichen Grundherrschaft mochte der Grund dieses Verlustes zum Teil auch die Indolenz der Mönche sein, wie das später der Abt Marquard von Fulda für sein Kloster behauptete. Genau wie die großen und kleinen Lehnsträger suchten nun die Inhaber der Zinsgüter diese auf alle Weise erblich zu machen. Dazu verbreitete sich eine steigende Neigung, sich den Verpflichtungen, namentlich zu persönlichen Dienstleistungen, zu entziehen, sie zu bestreiten oder sich erst gerichtlich dazu zwingen zu lassen. Bevor ferner sich nicht die Aussicht auf dauernde Inhaberschaft öffnete, wirtschafteten viele Zinsbauern, namentlich auf geistlichen Gütern, arg darauflos. Alle diese Gründe erschwerten eine einheitliche Regelung der Bodenproduktion von einem Mittelpunkt aus: vor allem kam es mehr und mehr ab, den gesamten Ertrag der Zinsgüter, soweit er nicht für den eigenen Unterhalt nötig war, an die Herrschaft bzw. an den Meierhof abzuliefern. Weiter stellte sich der Betrieb auf kleinen Gütern häufiger als früher als der lohnendere heraus, woran freilich das Hauptverdienst der wirtschaftlichen Erziehung durch die Grundherrschaft gebührte. Überhaupt führten die freieren Formen zu stärkerer Ausbeutung des Bodens und intensiverer Wirtschaft; man benutzte nun auch die Brache im Sommer zum Futteranbau.

Wenn unter solchen Umständen selbst der wirtschaftlich tätige Grundherr — unter den geistlichen Herren sind als solche nunmehr namentlich im 12. Jahrhundert noch die Zisterzienser aufgetreten — nur mit großen Schwierigkeiten den Domanialbetrieb aufrechterhalten konnte, so mußte sich der kriegerisch-politisch interessierte Herr, der auch der neuen aristokratischen gesellschaftlichen Kultur huldigte, vollends von ihm abwenden. Aus dem patriarchalischen Verhältnis wurde ein mehr geschäftliches, das auf beiderseitigem Vorteil beruhte. Die Grundherrschaft wurde zur Rentenanstalt. Das führte dann einzelne Herren bei dem allmählichen Vordringen der Geldwirtschaft zur Umwandlung der Naturalleistungen in Geldabgaben, eine Umwandlung, die sich wie alle diese Prozesse sehr schwankend und in sehr verschiedenen Formen zu vollziehen anfing, die dem Herrn aber bei der nunmehrigen Wertschätzung des Geldes bequeme Einkünfte versprach, sich übrigens zum Teil wegen der immer mehr sinkenden Qualität der Naturallieferungen besonders empfahl. Auch dem Zinsenden, der sich dadurch für den Wirtschaftsbetrieb völlig von der Grundherrschaft emanzipierte, konnte diese Umwandlung recht sein. Bei dem späteren Sinken des Geldwertes ist sie ihm dann besonders gut bekommen. Natürlich blieben die Herrenhöfe als solche bestehen, aber der Eigenbetrieb wurde immer mehr eingeengt, er wurde nun durch „Baumeister" (Bauhof hieß der herrschaftliche Wirtschaftshof) verwaltet, und die führende Rolle der Herrenwirtschaft hörte auf.

Unter all den aufstrebenden Abhängigen der Grundherrschaft hatten die weitaus besten Aussichten auf größere Selbständigkeit und von vornherein die günstigste Position jene Verwalter der Meierhöfe, der wirtschaftlichen Vorhöfe. Sie spielten namentlich in der

Digitized by Google

Organisation des geistlichen Grundbesitzes eine Rolle, hatten an die Herrschaft unmittelbar abzuliefern, standen aber von Anfang an ziemlich selbständig da, obwohl sie durch den Herrn selbst, bei großen Herrschaften durch besondere Pröpste oder die Beamten, welche die Erträge erhoben, revidiert wurden. Manche Nebenbetriebe, etwa Zweige der Viehzucht, sind ihnen früh selbständig überlassen worden. Die Stellung des Meiers, der zudem niedere Gerichtsbefugnisse über seine Zinsbauern — denn der Meierhof war immer der natürliche Mittelpunkt — gewann, war so günstig, daß sie keineswegs nur von Abhängigen, sondern später auch von Freien, gelegentlich selbst von kleinen Adligen erstrebt wurde, und ergab von selbst eine Emanzipation von der Grundherrschaft. Wie sonst, wurde zunächst an Stelle des Gesamtertrages, der doch nicht zu kontrollieren war, ein bestimmtes Quantum fixiert; für sich selbst erhoben die Meier darüber hinaus aber immer mehr. Weiter wurden bei den Meiern zuerst die Naturallieferungen in Geldabgaben umgewandelt. Dadurch gewann der Meier, der Beamte, der ursprünglich als Besoldung gewissermaßen nur eine besondere Hufe überlassen bekam, einen ähnlichen Charakter wie der Inhaber eines Zinsgutes mit fixierten Abgaben, nur daß sein Gut von vornherein größer als die gewöhnlichen, sein Hof im Dorfe der beste, seine Stellung als Vertreter der Herrschaft eine überragende war. Genau wie die ritterlichen Ministerialen durch ihr Lehnsgut sich zu Grundherren aufschwangen, suchte der Meier, der überhaupt in der Regel ebenfalls zu den Ministerialen gehörte, sich zum völlig selbständigen Eigentümer zu machen. Unter Beiseiteschiebung des Propstes zog er nicht nur die Abgaben der Zinsbauern für sich mit Härte ein, sondern suchte auch auf allerlei Weise ihre Güter, ebenso wie die herrschaftlichen „Beunden" (vgl. S. 144), zu seinem Besitz zu schlagen. Namentlich wieder auf geistlichen Besitzungen entwickelte sich dieses Meiertum sehr üppig. Die drückenden Ansprüche der Meier gegenüber den abhängigen Leuten wie ihre Untreue bestätigt z. B. des öfteren die Lebensbeschreibung des Bischofs Meinwerk von Paderborn. Der Abt Wibald von Stablo wandte sich sogar an den Kaiser um Hilfe gegen die unverschämten Übergriffe der Meier. Das übermütige Treiben der Meier, ihr Waffentragen und ihre Jagdlust schildern auch Ekkehards „Casus S. Galli". Die Grundherren blieben nur noch rentenberechtigt. Wieder setzte sich sodann die Erblichkeit des Meiergutes durch. Der Meier hatte ferner seit längerer Zeit eine führende wirtschaftliche Rolle gewonnen: es war nur natürlich, daß den Meiern auch Stücke von dem eigentlichen Sal-Land zum Betrieb überlassen wurden, wie denn weiter die jetzt fortschreitende Spezialisierung oder Verbesserung landwirtschaftlicher Kulturen ihnen besonders zugute kam. Wie beim Rittertum zeigte sich hier ebenso die soziale Verschiebung in der Richtung auf die Entstehung einer mittleren grundherrlichen Schicht. Gerade daß der Meier von je über die Dienstleistungen der Hörigen zu disponieren hatte, von je die Lieferungen empfing, erleichterte diesen Übergang zur Herrenstellung. Eine Reihe von Meiern konnte daher die Entwickelung der übrigen Ministerialen besonders leicht mitmachen, manche sind zu Rittern wie der Meierhof zum Rittergut geworden, bauten Burgen, verschwägerten sich mit dem Adel, eine Entwickelung, die aber erst im 13. und 14. Jahrhundert hervortritt. Die übrigen, lehnsunfähig gebliebenen Meier aber hatten die Führung der Bauern, wurden Schulzen, waren wohlhabende Gutsbesitzer, und der Ausdruck „Meierhof" geht später überhaupt auf ein größeres Gut. Aus dem einstigen Verwalter ist ein wohlsituierter, mehr oder weniger freier Besitzer geworden, der aber zugleich allerlei Herrenrechte hat.

Neben dieser führenden, sich zuerst von der Grundherrschaft ablösenden Schicht hat sich nun auch die Mehrzahl der bäuerlichen Bevölkerung sonst allmählich von der Grundherrschaft

Digitized by Google

emanzipiert. Vom Standpunkt des Grundherrn war es ein allgemeiner Angriff auf seine Gerechtsame: so verschiedenartig die abhängigen Leute gestellt waren, in dem Streben nach günstigeren Verhältnissen unter Beeinträchtigung der Rechte der Herren glichen sie sich. Der Abt Marquard von Fulda z. B. berichtet, wie er bei seinem Amtsantritt mit Mühe festgestellt habe, was an Land, Wäldern, Fischteichen usw. alles widerrechtlich okkupiert gewesen sei, wie er aber nur einen kleinen Teil in jedem Dorfe zurückerhalten konnte. Ebenso hatten die Leute allmählich die Zahl ihrer Frontage gemindert usw. Vor allem kommen die Inhaber der Zinsgüter, die zahlreichsten Träger der damaligen Wirtschaft, in Betracht. Es war das eine keineswegs einheitliche Klasse. Von älterer Zeit her bestanden derartige Güter mit mehr oder weniger schroffen Formen der Abhängigkeit, daneben gab es aber diejenigen der freien Zinsbauern, denen dann wieder in späterer Zeit die freier gestalteten „Zensualengüter" nahekamen. Jene sogenannten freien Zinsbauern sind zum Teil schon ein Produkt der karolingischen Periode (vgl. S. 96, 105 f.); sie bestanden z. B. aus Freigelassenen oder aus Freien, die sich zum Schutz ihres Besitzes in Zinspflicht gegeben hatten, wurden aber häufig im Laufe der Zeit auch sonst von der Grundherrschaft in Anspruch genommen, z. B. den Meiern unterstellt. Jetzt wurde gegen derartige Ansprüche erfolgreich von den selbständiger Gebliebenen opponiert. Das Charakteristische wurde die Freiheit von allen Ansprüchen des Fronhofes namentlich an die persönliche Arbeitskraft, die Beschränkung auf einen fest normierten jährlichen Zins unmittelbar an den Herrn.

Diese Stellung wurde nun auch das Ideal aller aus der Unfreiheit überhaupt Herausstrebenden; die (S. 272) besprochene Rückbildung der Grundherrschaft, der Umstand, daß der Herr nur auf sichere Zinsleistung Wert legte, erleichterte auch diesem das Entgegenkommen: namentlich auf geistlichen Gütern wurden immer zahlreichere Hörige und Knechte zu jener Stellung „freigelassen" und kamen aus der Gewalt der Vögte und Meier heraus. Wieder gewährte dann die Erblichkeit der Zinsgüter, die durch das Anerbenrecht auch häufig gegen Teilung gesichert waren, dieser Klasse der Zensualen, wie man sie nennt, besondere Stärkung und Stabilität, ebenso aber auch jene Umwandlung der Natural- in Geldabgaben, die seit Ausgang des 11. Jahrhunderts immer allgemeiner wurde und später, wie (S. 273) gesagt, nur zum Vorteil der Bauern diente. Der fromme Zug der Zeit, aber auch die besonders günstige Stellung der geistlichen Zinsleute, die bessere Behauptung ihrer Rechte, verursachten einen recht häufigen Übergang aus weltlicher Herrschaft in die geistliche: manch weltlicher Herr ließ seine Unfreien durch Überlassung an eine geistliche Herrschaft zu geistlicher Zinspflicht frei, zur Wachszinsigkeit (geringe jährliche Abgabe von Wachs). Immer stärker drängten sich die Leute auch eigenmächtig dazu. So erzählt Ortliebs Zwifaltener Chronik von vielen Leuten dieses Klosters, „die sich wegen der Unterdrückung und der Menge des Dienstes, womit sie von ihren Eigenherren aufs härteste beschwert wurden, in unser Recht eingekauft haben, um Ruhe zu haben". Eine besondere Zunahme der Zensualen wurde nun dadurch herbeigeführt, daß viele Grundherren eben wegen des Rückgangs des Eigenbetriebes große Teile des Sal-Landes gegen Zins austaten. Dies wurde wie früher ein Mittel des Heraufkommens von Unfreien; aber auch viele Freie, namentlich jüngere Söhne von Freien, übernahmen solche Personalzinsen, ebenso ritterliche Ministeriale. Die Lage dieser Zensualen war eben durchaus günstig, und ihr Anwachsen vom 10. bis zum 12. Jahrhundert, namentlich seit der Mitte des elften, ist sehr erklärlich. Freilich haben sie bei der Ausdehnung ihrer Rechte wie ihres Besitzes immer andere Schranken gehabt als die

Digitized by Google

Ministerialen, aber als erblich auf ihrer Hufe sitzende, im ganzen selbständige Bauern haben sie doch durch die freiere Verfügung über ihre Produkte wie die völlige über ihre Arbeitskraft trotz mancher Reste der Unfreiheit (z. B. des Besthaupts [vgl. S. 392] oder der Beschränkung der Freizügigkeit) eine viel bessere Möglichkeit zu günstiger Entwickelung gewonnen. Sie insbesondere haben die bäuerliche Genossenschaft (siehe unten) ausgebildet. Dazu kam nun jenes Bestreben, sich überhaupt von Abgaben zu befreien, das Zinsgut für ein Lehnsgut auszugeben usw. Wo das gelang, sind die Leute gänzlich freie Eigentümer geworden.

Weit schlechter waren die unfreien Zinsbauern daran, die, mit allerlei Verpflichtungen belastet, dem einzelnen Hof unterstellt waren, also die Unfreien, die nach alter Weise auf einer Hufe angesetzt waren. Aber ihre anfängliche Rechtlosigkeit, die volle Verfügung des Herrn über ihre Arbeitskraft und ihre Produkte, die herrschaftliche Regelung des Betriebes waren schon seit langem nicht mehr allgemeine Merkmale ihrer Lage. Die Fixierung der Abgaben und Fronden und meist im Zusammenhang damit die Erblichkeit der Zinshufe waren wieder die Hauptmomente der Besserung. Der Mann war zwar an die Scholle gebunden, er konnte mit ihr veräußert werden, aber er war auch innerlich mit ihr verwachsen und gewann dadurch Selbstvertrauen und eigenes wirtschaftliches Interesse. Diesen unfreien Zinsbauern mußte ferner später jene Umwandlung von Natural- in Geldabgaben ebenso zugute kommen wie den freieren Zensualen. Überhaupt näherten sie sich diesen, obgleich sie unter Meier und Vogt standen, obgleich sie den charakteristischen Kopfzins zahlten, mehr und mehr, vor allem auch in den genossenschaftlichen Formen des Daseins. Trotz der verschiedenen Stufen ergibt sich überhaupt im ganzen eine, von weitem gesehen, gleichartige Klasse, eben ein Bauernstand. Selbst aus der untersten sozialen Stufe, den Leibeigenen (servi, mancipia) ohne Land, die im allgemeinen schon unter dem Einflusse des Christentums eine bessere Stellung erlangt hatten, aber doch noch im 11. Jahrhundert gelegentlich auch aus dem Fronhof heraus, wie z. B. zur Entrüstung Konrads II. seitens der Kirche zu Verden, verkauft wurden, sind Leute — sie hießen dann casati — zu kleinen Gütchen, die ihnen aus dem Sal-Land zur Bestellung überlassen wurden, zur Fixierung ihrer Dienste, zur wirklichen Zinshufe, zur freien Eheschließung und zum Erbrecht gekommen und haben sich so den Grundholden genähert. Mit zunehmender Abbröckelung der Grundherrschaft geschah das immer häufiger. So hatte sich auch für die bäuerliche Schicht eine Angleichung nach sozialen und wirtschaftlichen Bedingungen, nach der Berufstätigkeit, unter Verwischung der freien oder unfreien Herkunft vollzogen. Waren manche ursprünglich Freie zu Zinspflichtigen gesunken und in den grundherrschaftlichen Rahmen eingefügt worden, so hatten sich Unfreie zu gleicher oder annähernd gleicher Lage gehoben: sie waren alle eine grundholde Masse, mit allerdings sehr verschiedenartigen Leistungen, sie waren alle in ihrer wirtschaftlichen Tätigkeit freier und selbständiger geworden, sie waren meist wirkliche Bauern auf erblicher Hufe.

Eben die stärkere Bedeutung der Genossenschaften zeigt ihre Konformität wie ihre neugewonnene Kraft: der Grundherr mußte diese hofrechtlichen Genossenschaften anerkennen und respektieren. Waren seine Leute auch im öffentlichen Gericht nur durch ihn vertreten und sonst seiner Gerichtsgewalt unterworfen, so hatte sich doch bald die Notwendigkeit herausgestellt, ihre Verhältnisse unter sich und zu ihm rechtlich zu regeln; die Grundlage konnte damals nur eine genossenschaftliche sein: das Hofgericht war die gegebene Form. Die gewohnheitsrechtlichen Satzungen selbst, das Hofrecht, wurden auch schon schriftlich fixiert, natürlich zunächst seitens der geistlichen Grundherren (das Hofrecht Bischofs Burchard von

Digitized by Google

Worms, das von St. Maximin bei Trier, 1056). Man kann die neue Entwickelung an die in ihrer sozialen Bedeutung freilich weit überschätzte alte Markgenossenschaft (vgl. S. 80 f.) immerhin anknüpfen. Von der markgenossenschaftlichen Nutzungsgemeinschaft hatten sich nur in wenigen Gegenden ungeschwächte Reste erhalten: in anderen war es wenigstens nicht zu rein grundherrlichen Allmenden gekommen, Herren und Bauern hatten gemeinschaftliche Rechte. Hier knüpfte also das neue Leben an ältere Tradition an. Aber auch die jetzt zum Teil durch diese freieren Gemeinden angeregten, unter dem grundherrlichen Hofrecht stehenden Dorfgenossenschaften waren doch nicht etwas ganz Neues. So sehr die Grundherren in die Nutzung der alten markgenossenschaftlichen Allmende eingegriffen hatten, so waren doch immer Hufe und Nutzungsanteil an der Allmende vereint geblieben, und bei besseren sozialen Verhältnissen der Bauern mußte die Regelung der Nutzung der gemeinen Mark alsbald Sache der Gemeinde werden. Wie in den alten freien Gemeinden die „Bauernsprache" darüber entschied, so machte auch jene hofrechtliche Gemeinschaft bald eine Autonomie in diesen Fragen geltend. Man hatte Zinsen und Lasten, aber sonst regelte der Bauer seine Rechte durch die Genossen selbst: in den Weistümern als Gemeindebeschlüssen zeigte sich allmählich die neubelebte Selbstregierung des Volkes. Diese Verfassung, die eine wirkliche Gemeinde aus den Landbauern machte, die nicht nur auf der gemeinsamen Nutzung der Allmende beruhte, die auch Feld- und Hausarbeit, im Frühjahr den Zeitpunkt des Säens wie später den der Ernte gemeinsam regelte, die also eine enge Arbeitsgemeinschaft ergab, aus der dann wieder eine sittliche und soziale Gemeinschaft hervorging, welche in denselben Interessen lebte, dieselben Feste feierte, sich gegenseitig schützte und förderte — diese für den deutschen Bauer so charakteristische Verfassung, die ihn freilich auch fortschrittsfeindlich machte und durch den Flurzwang jedes Hinausstreben unterband, die seinen Horizont nur auf das Heimatsdorf beschränkte, womit dann freilich wieder ein kräftiges Heimatsgefühl verbunden war, sie ist damals für eine lange Zukunft erst eigentlich begründet worden.

So tritt der Bauernstand kräftig hervor — von seinem Selbstbewußtsein werden wir später (S. 351, 394) noch hören. Zuweilen erscheint der Grundherr rein in der Defensive, wie er sich denn auch seine Rechte an der Allmende jetzt oft von der Gemeinde ausdrücklich feststellen läßt. Wir werden später sehen, wie die Entwickelung der Städte und die Kolonisation des Ostens die Grundherren zu immer günstigeren Bedingungen für ihre Abhängigen zwangen, um sie zu halten. Schon die Kreuzzüge, die überhaupt dem Adel nicht durchweg nützlich waren, z. B. durch den erforderlichen Aufwand zum Untergang gerade mancher alten Geschlechter beitrugen, hatten bei dem massenhaften Abzug für die Zurückbleibenden, die dem Herrn nun um so wertvoller waren, mildere Formen der Hörigkeit herbeigeführt. Die Kolonisation des Ostens wirkte aber auch durch die größere Autonomie der dortigen Gemeinden und durch die dort sich entwickelnden freieren Formen (Erbpacht, Zeitpacht) unmittelbar zurück, so daß diese freieren Formen seit dem 12. Jahrhundert immer allgemeiner wurden. Nach neuerer Meinung (vgl. S. 106) sind sie freilich viel älter. Zur Zeitpacht hatte übrigens schon die Anlage von Spezialkulturen geführt. So wurden die Bedingungen des Daseins allgemein besser. Von harten Herren lief man zu den wohlwollenden, namentlich zu den geistlichen Herrschaften (vgl. S. 275). Wenn auch eine übermütige Behandlung von Hörigen, obgleich im allgemeinen die deutschen Herren ihre Eigenleute nicht schlecht behandelt haben, hier und da noch vorkam, Leibeigene etwa an Stelle der kranken Kuh den Pflug ziehen oder einmal zu derbem Spaße dienen mußten, wie dem König Heinrich II., der sie mit Honig

Digitized by Google

bestreichen und von Bären ablecken ließ, so war notgedrungen meist das Gegenteil der Fall. Doch wird uns das alles erst für das 13. Jahrhundert (S. 391 ff.) näher beschäftigen.

Anderseits war aber eine frühe Gegenbewegung nur zu natürlich. Je mehr sich die Grundherren als Rentner betrachteten, um so empfindlicher wirkte jede Verringerung der Einkünfte, wie sie einmal durch die geschilderte Emanzipation überhaupt, wie sie ferner nach Umwandlung der Natural- in Geldabgaben durch das Sinken des Geldwertes herbeigeführt wurde. Die Folge war, daß nun die Grundherren, zumal ihre neue Lebenshaltung immer größere Kosten verursachte, wieder mehr aus den Zinsleuten herauszuschlagen suchten. Namentlich der kleine Adel begann damit früh; überhaupt ist ja im allgemeinen mit einer Blüteperiode des Adels ein Druck auf die Bauern verbunden. Trotzdem ergibt sich als Gesamtresultat eine Aufwärtsbewegung der bäuerlichen Bevölkerung: insbesondere die friedliche Periode in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts ist für ihre günstige Entwickelung von großem Einfluß gewesen. Der immer selbständigere Bauer hat sich auch gegen die erstrebte Erhöhung der Abgaben meist erfolgreich gewehrt. Und während die Fixierung dieser Abgaben, die überdies nirgends hoch waren, bei dem andauernden Steigen des Bodenwertes und dem Sinken des Geldwertes den wirtschaftlichen Ruin der Grundherren im Keime in sich schloß, bildete sie für den Bauer die Grundlage des Gedeihens.

So bedeutet diese Entwickelung des Bauernstandes zugleich eine Erschütterung des Systems, auf dem die mittelalterliche Welt bisher beruhte, des Lehnswesens. Noch mehr aber wurde dieses, wenn sich das auch erst später zeigte, zersetzt durch einen noch wichtigeren Prozeß, durch die Fortschritte des Städtewesens und die Bildung eines unabhängigen Bürgerstandes. Wie für die frühere Zeit sei auch jetzt hervorgehoben, daß diese Entwickelung sich nicht schematisch vollzog. Man darf bei Aufzeigung gewisser typischer Grundzüge nie die verschiedenartige lokale Sonderentwickelung vergessen und niemals die Zustände in den einzelnen Städten gleichsetzen, auch nicht ohne weiteres vergleichen. Die Bildung des Bürgerstandes, deren Anfänge wir (S. 158 f.) kennen lernten, die sich aber recht eigentlich doch erst nach der Mitte des 12. Jahrhunderts vollzog, ist unter den großen sozialen und wirtschaftlichen Vorgängen unserer Periode der folgenreichste gewesen. Die Grundlage der Differenzierung dieser Schicht von der bäuerlichen war eine rein wirtschaftliche; mit fortschreitender Entwickelung sonderten sich Handel und Gewerbe selbständig ab: das Prinzip des Erwerbs tritt in stärkerer Form auf, und die Eigenart dieser Erwerbsformen bringt von selbst auf Emanzipation von sozialer Bindung und Abhängigkeit. Wie der kriegerische Beruf eine Hebung unfreier Leute über ihre früheren Genossen bewirkte, so brachten auch die neuen städtischen Berufe eine über die bäuerliche Masse hinausstrebende Schicht hervor, und es war nur natürlich, daß diese beiden gehobenen Schichten sich von Anfang an als eifersüchtige Gegner zeigten, zumal da der Bürger schließlich den Ritter an Bedeutung nahezu einholte.

Auch der neue Bürgerstand war also wieder ein Zeichen der Hebung der niederen Stände, aber wie Ritterstand und Bauernstand war auch er aus freien und unfreien Elementen gemischt. Zweifellos haben von Anfang an in der Hauptsache in den Städten freie Leute gewohnt (vgl. S. 158); die alten grundbesitzenden Bürger waren alle Freie. Von den freien Kaufleuten (siehe die Abbildung S. 279) und Handwerkern war schon (S. 170, 167) die Rede. Den Abhängigen aber wurde die Erlangung des Bürgerrechts von Anfang an sehr erleichtert. Neben dem Streben nach Erwerb hat eben das nach persönlicher Freiheit die Landbevölkerung

Digitized by Google

namentlich nach der Mitte des 12. Jahrhunderts zahlreich in die Städte gelockt, ob es die Herren erlaubten oder nicht. Genau wie bei dem Ritterstand hat sich eine Assimilierung der verschiedenen Elemente auch nur allmählich vollzogen; aber schließlich erscheint doch der Bürgerstand, der Träger einer besonderen, städtischen Entwickelung, als eine in der Hauptsache einheitliche Klasse. An Stelle des Bodens als wesentlicher Grundlage der Existenz tritt die freie Arbeit, der Erwerb ohne einseitig agrarische Bindung. Dieser Erwerbsstand mit gleichen Interessen hat sich allmählich über die noch im 12. Jahrhundert durchaus vorhandenen älteren ständischen Unterschiede, über lehnsrechtliche und grundherrliche Bildungen, über Ritter, Ministeriale, Hörige und Eigenleute hinweg durchgesetzt. Es hängt das aber mit dem Aufschwung städtischen Lebens überhaupt eng zusammen.

Die Städte (vgl. S. 149ff.) wurden mehr und mehr als Mittelpunkte von Gewerbe und Handel wichtig, entstanden nunmehr auch als künstliche Marktgründungen der Herren immer zahlreicher, worüber das Nähere schon oben (S. 157) gesagt wurde. Ihre Bevölkerung nahm dauernd zu, und da sie immer noch neben dem agrarischen den kriegerischen Charakter der Zeit nicht verleugneten, bildeten sie auch bereits einen beachtenswerten politisch-militärischen Faktor. Als solchen haben sie die salischen Könige schätzen gelernt. Diese Könige haben, wie schon die sächsischen für die Städte ihres Stammlandes, im Gegensatz zu den späteren städtefeindlichen staufischen Herrschern, deren Gesinnung aus ihrem Kampf mit den italienischen Städten entsprang, der städtischen Entwickelung allezeit ihre Fürsorge gewidmet. Gewiß geschah dies ebenso wie seitens der Bischöfe wegen der sich aus dem städtischen Marktverkehr ergebenden wirtschaftlichen Vorteile. Aber es zeigte sich auch bald ein politisches Moment. In dem Kampf des Königtums mit den aufstrebenden Großen, den werdenden Territorialherren, erschienen gerade die sich als neue gewichtige Klassen durchringenden Schichten, die Ministerialen so gut wie die Bürger, als mögliche Stützen der königlichen Macht. Insbesondere die Städte sind damals Bundesgenossen der Könige gewesen und namentlich für Heinrich IV. bewaffnet eingetreten. Privilegien für Worms und Speier durch ihn und Heinrich V. waren das Entgelt. Freilich beruhte diese Haltung der Bürger auch auf dem Interesse der Kaufleute an einer einheitlichen, den Frieden schützenden Zentralgewalt. Aber eben diese Zeit zeigt auch, wie rasch und selbständig sich namentlich die von den Saliern begünstigten rheinischen Städte bereits entwickelten. Unter Beiseiteschiebung oder völliger Verdrängung der bischöflichen Burggrafen schufen sich die Bürgerschaften von Worms, Köln und Mainz eine selbständige militärische Organisation und benutzten sie sogar, wenn es darauf ankam, gegen den König, wie Heinrich V. erfahren mußte. Stärker trat die städtische Miliz aber erst in den Kriegen Philipps von Schwaben und Ottos IV. hervor. Daß sich die Städte nun auch schon von dem Regiment der Stadtherren, der eigentlichen Begründer ihrer Entwickelung, zu emanzipieren begannen, wird uns noch (S. 291 f.) näher beschäftigen. Gerade die Wirren des Investiturstreites wie die innere Zersplitterung sonst haben ihre Machtstellung besonders gefördert. Das Fehlen einer kräftigen Zentralgewalt ist überhaupt eine Hauptvorbedingung für eine stärkere Entwickelung des Städtewesens, wofür ja auch

Ein Kaufmann. Aus Herrads von Landsberg „Hortus deliciarum“ (12. Jahrhundert). Nach Chr. Mor. Engelhardt, „Herrad von Landsberg und ihr Werk“, Stuttgart und Tübingen 1818. Vgl. Text S. 278.

Digitized by Google

Italien ein Beweis ist. Aber zu diesen politischen Momenten kamen nun doch jene wirtschaftlichen als die entscheidenden. Die Städte wurden überhaupt zu kulturellen Mittelpunkten, im Zusammenhang mit einer durch die Kreuzzüge hervorgerufenen Belebung aller Kulturverhältnisse vom Orient her (vgl. S. 296 ff.) und jener schon früher (S. 177 ff.) beobachteten, durch die Züge nach Italien geförderten, jetzt immer vermehrten Steigerung und Verfeinerung der Lebensbedürfnisse, deren Befriedigung eben die städtische Bevölkerung übernahm.

Vor allem ist das Handwerk, wenn es auch in der ersten Zeit nicht überwogen haben kann (vgl. auch S. 155), für den zunächst in Betracht kommenden süd- und westdeutschen Kreis der Städte eine Hauptgrundlage städtischen Wirtschaftslebens gewesen (vgl. S. 167). Die städtischen Handwerker waren freie Leute, von jeher bestand auch ein eigentliches Handwerk. Wichtig ist nun die fortschreitende Abstreifung der anfänglichen Verbindung mit landwirtschaftlicher Tätigkeit, obwohl noch lange die Existenz vom Grund und Boden mit abhängig bleibt. Die Bevölkerungszunahme und der wachsende Verkehr erlaubten eine Beschränkung Einzelner auf die gewerbliche Arbeit, zugleich eine stete Vervollkommnung und Spezialisierung derselben. Zunächst kehrt in der Stadt eine Reihe von Handwerken wieder, die schon auf dem Lande — die von dort zuziehenden Leute waren meist Handwerker — bestanden hatten, die der Schmiede, Böttcher, Drechsler, Lederarbeiter. Weiter bilden sich vor allem besondere Nahrungsmittelgewerbe aus, während auf dem Lande entweder durch den hauswirtschaftlichen Betrieb der Kleinen oder durch große grundherrschaftliche Anlagen der Bedarf gedeckt wurde. Jetzt rief die Menge derer, denen ein hauswirtschaftlicher Betrieb nicht möglich oder nicht bequem war, die Handwerke der Bäcker, die besonders wichtig wurden — es gab sogar ganze Bäckerstädte, wie Soest —, der Brauer, der Fleischhauer, die auf dem Lande als Handwerker kaum vorkamen, hervor. Daß die innerhalb der Grundherrschaft so wichtigen Müller in der Stadt eine geringere Rolle spielten, war bei der notwendigen Größe der Anlage und bei der Besonderheit der landwirtschaftlichen Eigenbetriebe in der Stadt nur natürlich. Weiter treten dann die auf dem Lande hauswirtschaftlich betriebene Töpferei, ebenso die Weberei und die Bekleidungsgewerbe überhaupt als wichtige städtische Handwerke auf. Sehr gewinnen die Kürschner und die Lederarbeiter. Auch die Metallarbeiter erfahren neue Anregung: dem Waffenbedürfnis der Zeit wird nun vor allem in den Städten, also in bequemerer Weise als früher, Rechnung getragen. Mit der zunehmenden Erhöhung der Lebenshaltung, dem Eindringen fremder Waren und Produkte wie fremder Techniken wird dann der Kreis der Handwerke immer größer, werden ihre Leistungen dem Bedarf und der Nachfrage entsprechend immer kunstreicher. Beweise für die Leistungsfähigkeit des Handwerks sind die späteren romanischen Kirchenbauten in ihrer inneren Ausstattung sowie der schon beginnende Export deutscher Gewerbeprodukte nach dem Osten. Natürlich ist diese Klasse der Handwerker keineswegs eine durchweg gleichbefähigte und gleichgestellte gewesen. Neben dem eigentlichen Handwerk bestand, wie (S. 167) gesagt, Lohnwerk. Die aus den Grundholden hinzutretenden Elemente waren oft zu arm, technisch zu unerfahren, um trotz eifrigen Erwerbsstrebens bald zu Grundbesitz, Bürgerrecht und Wohlstand zu kommen. Auch die zuziehenden Freien waren oft verarmt. Über das numerische Verhältnis solcher kleinen, zur Miete wohnenden gewerblichen Arbeiter zu den besseren Handwerkern läßt sich freilich nichts Näheres feststellen. Doch arbeiteten sich auch viele eben wegen der günstigen Erwerbsverhältnisse aus ihrer Mittellosigkeit empor und wurden Bürger.

Digitized by Google

Bei dieser aufsteigenden Entwickelung des Gewerbes ist nun sehr bald die eigentümliche Form seiner Organisation von Wichtigkeit gewesen, die Zunft. Über ihre Entstehung, die man früher wohl aus den römischen Offizien, von „Gilden" der Kaiserzeit, oder aus hofrechtlichen „Magisterien" herleitete, läßt sich völlig Sicheres nicht sagen. Die hofrechtliche Theorie (vgl. S. 164) ist jedenfalls im ganzen beseitigt, und im allgemeinen sucht man die Zunft jetzt wesentlich aus wirtschaftlichen, vor allem nur aus den städtischen Verhältnissen heraus zu erklären. Die wirtschaftlichen, die gewerblichen Interessen bilden ihre eigentliche Grundlage. Dabei wird aber neuerdings die bestimmende, ja schöpferische Rolle der Obrigkeit stark betont, anderseits die Anschauung, daß bei der Entstehung der Zünfte vor allem der von jeher hervortretende Drang zu genossenschaftlichem Leben von Bedeutung gewesen sei, bekämpft. Indessen muß man doch auch für die Zunft ebenso wie für die kaufmännische Gilde den tief im germanischen Wesen wurzelnden genossenschaftlichen Zug immer berücksichtigen. Wir hörten schon (S. 195 f.) von den Gildonien und Verbrüderungen des 8. und 9. Jahrhunderts. Solche Traditionen müssen auch später nachgewirkt haben, wobei freilich nicht an eine unmittelbare Entstehung der Handwerkergilden oder sonstiger, einen bestimmten Sondercharakter tragender Genossenschaften aus jenen älteren Gilden zu denken ist. Vielmehr lehnte man sich nur an deren Form an. Es war dem mittelalterlichen Menschen trotz seiner neuerdings nach Gebühr betonten starken individualistischen Ader überhaupt unmöglich, rein als Individuum zu leben. Der Individualismus äußerte sich eben mehr in der Absonderung kleiner Genossenschaften. Dazu kam die Unsicherheit des Daseins. Jeder suchte Schutz und Daseinsmöglichkeit in der Genossenschaft — „die ganze Nation", sagt Freytag, „besteht aus vielen solchen Kreisen" —, und so konnten auch ohne das Vorbild angeblicher grundherrlicher Verbände die freien Handwerker von selbst zu „Einungen" kommen. Als Vorstadium speziell die kirchlichen Brüderschaften anzunehmen, geht nicht an. Das Kirchliche ist nur eine zweite Seite aller Genossenschaften. In dieser Zeit ist eine Genossenschaft ohne kirchliche Belebung, wobei es sich meist um eine Einflußnahme der Kirchenoberen, in der Regel um unmittelbare Anregung derselben handelt, nicht denkbar. Diese kirchlichen Brüderschaften hatten einen bestimmten Heiligen — für die einzelnen Gewerbe gab es bald Spezialheilige, den Eligius für die Goldschmiede, Crispinus für die Schuster, Blasius für die Maurer und andere — oder die heilige Jungfrau zu Schutzpatronen; sie hatten eine bestimmte Kirche oder einen besonderen Altar in einer solchen usw.; sie sorgten für die feierliche Bestattung der Verstorbenen und für Seelenmessen; es waren aber auch wieder gesellige Gemeinschaften, die zunächst wie die der alten Zeit nur an Gedenkfeste für die toten Brüder anknüpfen mochten, aber früh sonst kirchliche und weltliche Feste gemeinsam begingen, weiter besondere Bräuche pflegten; es waren endlich wieder Genossenschaften zur gegenseitigen Unterstützung. Die kirchlichen Brüderschaften berührten sich bald mit den alten Gilden und Verbrüderungen (vgl. S. 196).

Von dieser brüderschaftlichen ist aber die wirtschaftliche Seite, die berufliche Organisation der Glieder bestimmter Handwerke, wohl zu scheiden, so sehr beide in den Verbänden vereinigt sind. Die Bildung von Berufsvereinen mit den Nebenzwecken der Geselligkeit und Hilfsbereitschaft ist überdies doch eine zu natürliche. Daß gerade die Städte einen guten Boden für solche Bildungen ebenso wie für die der Kaufleute boten, liegt an der isolierten Stellung vieler dieser Leute, die jetzt nicht mehr den ländlichen Familien- und Nachbarnzusammenhang oder ihn doch nur in viel lockerer Form hatten. Aber anderseits liegt doch überhaupt noch eine Nachwirkung der alten gemeinsamen Wirtschaftsform, wie wir sie (S. 196)

Digitized by Google

auch für die Dorfgenossenschaft beobachtet haben, vor. In seiner anfänglichen Hilflosigkeit fand der Einzelne in der Genossenschaft nicht nur Schutz, sondern auch die notwendige traditionelle Anleitung zu richtigem Tun und damit die Gewährung von auskömmlicher Nahrung. Die Zunft ist also wieder eine gemeinwirtschaftliche Organisation, jedoch nicht mehr für eine allen Ortsbewohnern gemeinsame Tätigkeit, sondern für eine immer größere Reihe von verschiedenen Tätigkeiten, aber immer noch innerhalb eines leicht übersehbaren, abgeschlossenen Wirtschaftsgebietes, wie es die mittelalterliche Stadt darstellt. Die Spezialisierung und die in der Stadt höher entwickelten Ansprüche bewirken ferner eine größere Fürsorge der Zunft für die Qualität der Arbeit, als sie die ländliche Genossenschaft kannte. So entsteht neben dem Bedürfnis einer Sicherung möglichst günstiger Arbeitsbedingungen das einer Überwachung des Handwerks. Es spielt das Empfinden eines besonderen Könnens hinein, man gibt auf die Technik acht und kontrolliert die Leistungen.

Friedrich Keutgen hat nun die Entwickelung von vornherein auf die öffentliche Aufsicht, auf die Marktkontrolle zurückgeführt, wobei der Charakter des Handwerkers als Arbeiter für den Markt, für den Verkauf in Betracht kommt, und in der Tat wird die Sicherung der Konsumenten gegen schlechte Ware oder Übervorteilung in Gewicht und Maß kaum den Handwerkern selbst nötig erschienen sein. Zur Kontrolle habe man die Verkäufer nach ihren Waren, die einheimischen Produzenten aber nach ihrem Gewerbe gegliedert, und mit dem Wachsen der Handwerkerzahl sei die Gliederung nach Ämtern schärfer durchgeführt worden. Die „Handwerksämter" hätten besondere Meister erhalten, auf die auch die Gerichtsbarkeit übertragen worden sei. Nun aber hätten die Handwerker über die Amterverfassung hinausgestrebt. Die bei dem wachsenden Zuzug und bereits genügender Zahl von Handwerkern eines Gewerbes unbequeme freie Zulassung der Fremden habe man zu bekämpfen begonnen, um den Betrieb lohnend zu erhalten, überhaupt aus echt deutscher Absperrungssucht. Dieser Ausschluß der Fremden vom Verkauf, überhaupt von der Stadt, sei das Ziel der Einungen der Handwerker gewesen. Die Obrigkeit habe dann nach anfänglicher Unterdrückung der Einungen jenes Ziel selbst akzeptiert und die Zulassung zum Markte, die Grundlage für den freien Gewerbebetrieb, als Innungsrecht ihrerseits stabiliert. Die Innung (Einung), deren Entwickelung namentlich für Norddeutschland charakteristisch ist, stelle die Durchgangsform zu dem strengen stadtwirtschaftlichen, mit dem Wesen der Zunft eng verknüpften Zunftzwang dar, zu dem man in Süddeutschland bei der größeren Selbständigkeit des Bürgertums ohne weiteres gelangt sei, und durch den man die Fremden schroff ausgesperrt habe. Unter der Ägide des Rates seien nunmehr die an sich nicht ungefährlichen freien Bestrebungen der Handwerker zum richtigen Ausgleich gekommen. Der fürsorgliche Gedanke des allgemeinen Wohls sei nun auch auf die Handwerker übergegangen und habe ihre jetzt obrigkeitlich genehmigten Zwangsverbände als Träger der Gewerbepolizei qualifiziert. Den Versuchen, gegen das Allgemeinwohl zu sündigen, mußte bei dem Egoismus der Handwerker auch später freilich immer wieder entgegengetreten werden.

Die Ordnungen der Handwerker, die ursprünglich von der Obrigkeit im Interesse der Konsumenten festgesetzt oder beeinflußt wurden, entstanden nun mehr und mehr unter Mitwirkung der Zünfte. Die Zunft trug wirklich den Charakter eines Amtes, das im allgemeinen Interesse tätig ist. Man erkannte also die Bannge walt der Zünfte an, man gab ihnen die Gerichtsbarkeit in ihren Angelegenheiten, man unterstützte sie vor allem in ihren Bestrebungen gegen die Konkurrenz. Alle solche Anerkennungen setzen aber eine bereits vorhandene kräftige

Digitized by Google

Entwickelung der Zünfte voraus. Eben der Zunftzwang, der aus den Zünften erst geschlossene Organisationen der Handwerker machte, hat sie zu solcher Machtstellung geeignet erscheinen lassen. Wir finden ihn daher auch von Anfang an bei ihnen, so gleich bei der ersten uns bekannten, der der Wormser Fischhändler zu Anfang des 12. Jahrhunderts. Natürlich üben die Zünfte nach mittelalterlicher Art auch früh eine Sittenpolizei über ihre Genossen aus. Nach dem Beispiel der älteren Zünfte, je nach den lokalen Verhältnissen, die auch für die Entstehung jener in sehr verschiedener Weise in Betracht kamen, nach der Zahl der vorhandenen Handwerker einer Gattung, nach dem Bedürfnis, sich geltend zu machen, treten nun neue Zünfte auf, was doch wieder für die Annahme jener freien, natürlichen Entstehung der Zünfte überhaupt spricht. Vor allem vermehren sie sich im Zusammenhang mit der außerordentlich großen Spezialisierung des Handwerks, der Ausbildung neuer Handwerke oder der Abzweigung von verwandten Handwerken, die anfangs häufig in einer Zunft zusammen waren, also entsprechend der fortschreitenden materiellen Kultur. Zunfturkunden oder Nachrichten über Zünfte sind im übrigen aus dem 12. Jahrhundert nur spärlich erhalten. Für die städtische Verwaltung mußten sich die geschlossenen Körper des im Grunde wichtigsten Teiles der Bürgerschaft von selbst als die gegebenen Organe überall darbieten, wo die Bürgerschaft als solche in Betracht kam. Vor allem spielten sie daher auch in der Wehrverfassung der Städte eine Rolle, eine stärkere freilich erst in späterer Zeit, die, wie wir (S. 407) sehen werden, die Zünfte in vielen Städten überhaupt zu politischen Organen machte. Das Handwerk war also bald für die Entwickelung des Bürgertums von maßgebender Bedeutung; in den Zünften ist der Bürger zu Standesgefühl und Selbstbewußtsein erzogen worden. Das Handwerk war vor allem wegen der Zahl der in ihm selbständig Tätigen so wichtig, die Interessen der Gewerbe bestimmten auch die Verwaltungsmaßnahmen der Obrigkeit, ja selbst deren Handelspolitik.

Auch für den zweiten Faktor der städtischen Entwickelung, für den Handel, bildet zum Teil das Handwerk Grundlage und Rückgrat. Der Handwerker brauchte Rohstoffe, die es nicht immer daheim gab; anderseits bedurfte er dort, wo sich bestimmte Gewerbe zu bedeutenderer Spezialproduktion entwickelt hatten, eines Vermittlers, der diese Produkte weithin vertrieb. So ergab sich von selbst die große Wichtigkeit des Kaufmanns, ganz abgesehen von seiner alten Aufgabe, die von jeher geschätzten Waren ferner Länder, des Orients vor allem, zu vermitteln. Der Handwerker selbst ist ferner zugleich verkaufender Handwerker (vgl. S. 162f., 170), er gehört zu den mercatores, wie man anfangs die Hauptmasse der Bürger nannte (vgl. S. 156): auf dem Markt spielt er eine Hauptrolle; in den mit wachsendem Verkehr aufkommenden festen Verkaufsständen sitzt auch der Handwerker, und namentlich für die Nahrungsmittelgewerbe gibt es Brotbänke, Fleischschrannen usw. Allmählich ergab sich nun ein Gegensatz der Handwerker zu der rein kaufmännischen Schicht. Von einem völlig geschlossenen Wirtschaftsgebiet, das die mittelalterliche Stadt zusammen mit dem von ihr beherrschten umgebenden Land bildete, kann man freilich erst später und vor allem dort reden, wo die Zünfte die Herrschaft erlangten. Aber die Bildung eines lokalen Zufuhr- und Absatzgebietes begann doch früh (vgl. S. 157, 170). Für den gewöhnlichen Verbrauch wurde alles in der Stadt und ihrer ländlichen Umgebung produziert, und der lokale Austausch genügte; den Zwischenhandel auszuschalten, waren die Zünfte eifrig bemüht. Je mehr sich die Städte entwickelten,

Digitized by Google

um so reicher und mannigfaltiger wurde ihre Produktion. So könnte der gerade in den ersten Zeiten (vgl. S. 168) so wichtige Kaufmann an Bedeutung eingebüßt haben. Indessen sahen wir eben, daß der Handwerker selbst des Kaufmanns nicht entbehren konnte. Mißwachs konnte auch Getreidezufuhr für die Allgemeinheit nötig machen. Zu jenen vom Handwerker gebrauchten Rohprodukten, wie etwa dem Waid, kamen nun aber alle feineren Produkte, wie sie nicht jeder Ort hervorbrachte, die besseren Tuche vor allem, feinere Weine, namentlich aber die Gewürze und die begehrten Luxuswaren des Orients. Mit der gesteigerten Konsumfähigkeit und dem wachsenden Reichtum der Städter konnte so die Bedeutung des Kaufmanns gegen früher nur noch wachsen. Groß war die Zahl der eigentlichen Kaufleute nicht, und gegenüber den vielen Spezialitäten der Handwerker sind auch nur wenige Arten bei ihnen zu unterscheiden. Zunächst die verhältnismäßig niedrig stehende der Krämer. Diese Kleinhändler ziehen anfangs auf den Märkten mit ihrem Kram herum, wenn es auch keineswegs sicher ist, daß dies überhaupt das erste Stadium ihrer Entwickelung gewesen ist, oder halten, was eben auch von Anfang an der Fall gewesen sein kann, in Buden besonders Klein- und Kurzwaren, Gewürze und Spezereien, Schnittwaren, kleine Schmucksachen, oft unter lautem Anpreisen der Ware, feil. Aus der Benennung des Krämers mit dem Wort tabernarius ist ferner zu schließen, daß der Krämer auch früher zugleich Schenkwirt gewesen ist. Die Krämer lassen sich auch bald in den Städten in festen Holzbuden, die wohl nicht wie die eigentlichen Verkaufsstände (siehe die obenstehende Abbildung) geschlossene Gruppen bildeten, sondern zerstreut lagen, dauernd nieder. Der mit den Kreuzzügen stark zunehmende Handel mit fremden Waren, besonders der gesteigerte Gewürz- und Spezereihandel, hat dann die Krämer ebenso wie die mit ähnlichen Waren handelnden Apotheker zu einem angeseheneren Stande werden lassen. Von den „reichen" Krämern sind jetzt die „armen" zu unterscheiden, die in gemieteten Ständen und beweglichen Buden saßen,

Kaufgewölbe (?). Nach einer Handschrift (15. Jahrhundert) des „Trojanischen Krieges", im Germanischen Nationalmuseum zu Nürnberg, wiedergegeben im „Anzeiger für Kunde deutscher Vorzeit", 1880.

Digitized by Google

auch nunmehr allein noch mit ihrem Kram auf Kirchweihen usw. zogen. Von ihnen sind aber immer noch zu trennen die überhaupt nicht als Kaufleute geltenden Hausierer (ketztrager, Tabulettenkrämer), unter denen sich auch manches mit Hefteln, Ringen und dergleichen handelnde kouiwip befand, sowie die Höker oder Pfragner (Viktualienhändler). Charakteristischerweise organisieren auch die Krämer sich nach Art der Zünfte, ja sie gehören in manchen Städten ebenfalls zu ihnen, zu den „Ämtern", stehen aber nur selten an bevorzugter, oft an vorletzter oder letzter Stelle unter ihnen.

Eine große Bedeutung hatte dagegen eine zweite kaufmännische Schicht, die ebenfalls ihre Verkaufsstände hatte, ja für deren Warenmengen und große Ballen diese in erster Linie bestimmt waren, wie sie sich nach ihnen „Laubenherren", „Herren unter den Gaden" nannte, die Gewandschneider. Ihre Vereinigungen erhoben sich über die Zünfte und behaupteten namentlich in Norddeutschland eine bevorzugte Stellung, auch mit besonderer Bezeichnung, z. B. „Gesellschaft". Der Tuchhandel (vgl. S. 172) hat sehr früh eine Rolle gespielt, vor allem von den Friesen getragen. Diese wurden schließlich ansässig, eben als Gewandschneider. Und so blieb es auch weiterhin: mit zu den ersten Ansiedlern in neu sich bildenden Städten gehörten die Importeure fremder feiner Tuche, etwa aus Flandern und England, während der Hausfleiß und die heimischen Weber gröbere Tuche für den gewöhnlichen Bedarf herstellten. Dieser Handel mit fremden Tuchen ist älter als das sich in den Städten durch Weber usw. entwickelnde Tuchgewerbe, ja er hat wohl erst meist ein solches, wenigstens soweit es Feineres leistete, hervorgerufen. Später gab es dann zwischen den Webern, die sich freilich in den Städten außerordentlich verbreiteten und überall eine Rolle spielten, und den Gewandschneidern naturgemäß Streitigkeiten, die zu verschiedenen Resultaten führten. Übrigens ist eine von Nolte vertretene Ansicht nicht abzuweisen, daß die Gewandschneider nicht nur Tuchhändler, sondern auch Zuschneider für das von ihnen gekaufte Tuch waren. Jedenfalls bildeten diese Gewandschneider, obgleich sie Kleinhändler blieben, eine von den Handwerkern ohne weiteres als übergeordnet betrachtete Schicht. Sie vor allem repräsentierten den Kaufmann; ihr Übergewicht gerade in Norddeutschland ergab sich aus den dort noch wenig entwickelten Kulturverhältnissen, die diese nicht grob mit der Hand arbeitenden, tuchschneidenden, aus der Ferne ihre Waren holenden Herren, als mächtige Leute erscheinen ließen. Die Gewandschneider mochten häufig auf benachbarten Messen einkaufen, ebenso aber auch im Ausland selbst; in diesem Falle nahmen sie naturgemäß ihrerseits Rohprodukte und Gewerbeerzeugnisse zum Verkauf dorthin mit. Anderseits führte, wo das einheimische Tuchgewerbe selbst erstarkte, dies zum Export etwa nach dem Norden und Osten, wo man dann wieder Rohprodukte einhandelte. Oder man holte für dieses Gewerbe Wolle aus dem Nordwesten und brachte dorthin etwa einheimisches Salz usw.

Es entwickelten sich so Großhändler, die vor allem als Importeure und Exporteure die Messen und großen Jahrmärkte besuchten, daheim aber oder auch auf Seefahrten an fremden Küsten noch lange zugleich den besonders gewinnbringenden Kleinhandel trieben, die anderseits schließlich zum Teil sich auch über die Gewandschneidergilden erhoben, zumal sie die Vorteile dieser Organisation gering achten konnten, und sich, wie man deutlich im 13. Jahrhundert bemerken kann, als wirkliche Großhändler auf eigene Füße stellten. Keineswegs blieben sie natürlich bei dem Tuchhandel stehen, wie denn überhaupt neben diesem Zweige sonstige Handelszweige, Wein-, Salzhandel usw., wichtig waren; alles mögliche ward importiert, Wachs und Heringe aus dem Osten, Feigen und Gewürz aus dem

Digitized by Google

Süden, dafür einheimische Industrieprodukte usw. exportiert. Die Bezeichnung „Kaufmann" geht in erster Linie auf diese Schicht. In diesen Dingen genau bestimmte ständische Kategorien aufstellen zu wollen, geht kaum an: auf jeden Fall entwickelt sich jetzt ein Großhandel, der nicht von einem bestimmten Stande getragen zu sein braucht, dessen Feld vor allem der internationale Handel ist. Es entwickelt sich überhaupt ein immer lebhafterer Handel, an dem alle Schichten des Bürgertums beteiligt sind. Die verkaufenden Handwerker, die Krämer, die Gewandschneider, ferner nunmehr auch große, reiche, sich als Geschlechter abhebende Bürger, die wesentlich Großhandel treiben, und zu denen, wie gesagt, mancherorts die Gewandschneider ihr Kontingent stellen, — alle sind Kaufleute. Aber auch der kleinere konnte sich an den Großhandel wagen, vor allem beteiligte er sich an ihm durch die oben (S. 173 f.) geschilderten gemeinsamen Fahrten und Zusammenschlüsse, die dem Einzelnen den Mangel an Kapital ersetzten. Jedenfalls ergibt sich, von den verkaufenden Handwerkern und Krämern abgesehen, eine immer stärkere, zum Teil auch höher gebildete, fremde Sprachen verstehende bürgerliche Bevölkerungsklasse, die in den verschiedensten Abstufungen, vom Chef einer großen Handelsexpedition bis zu dem mit seinem Saumtier herumziehenden Händler, auf eigene Faust oder gemeinsam in Karawanen und auf Schiffen ihren Handel immer weiter ausdehnt und daheim, obgleich sie stets nur eine Minderheit gebildet hat, das städtische Leben hier mehr, dort weniger beeinflußt. Sie genießt zum Teil wegen des Reichtums ein hohes Ansehen, auf der anderen Seite wird eine wesentlich von der Kirche genährte gegnerische Stimmung später immer stärker, die uns noch (S. 406 f.) beschäftigen wird.

Wir sahen (S. 169 ff.), wie sich bereits in sächsischer Zeit der einheimische Kaufmann allmählich von der Vorherrschaft des fremden — denn auch die Privilegien waren zum Teil an Juden, Lombarden und unter den Deutschen an Friesen verliehen — emanzipierte, wie der Lokalhandel durch die Wochen- und Jahrmärkte außerordentlich belebt wurde, insbesondere im Westen: jetzt waren *neue Momente der Entwickelung* hinzugekommen. Der Orient, der von jeher den westlichen Handel nährte, war dem Westen bedeutend näher gebracht worden. Während die alte südöstliche Handelsstraße über die Slawenländer nach dem Kaspischen Meer und ebenso die alte Donaustraße nach Byzanz durch die Wirren und Gefahren in den Durchgangsländern mehr und mehr verödeten, hatte der Italiener, insbesondere der Genueſe, der Venezianer und der Pisaner, sich über Byzanz hinweg unmittelbar mit dem Orient in Verbindung gesetzt (vgl. S. 264). Die Kreuzzüge förderten diesen Verkehr außerordentlich: wir sahen, wie handelspolitische Motive von Anfang an mit im Spiele waren; die Staatengründungen im Osten sicherten den Kaufleuten auch feste Stationen und Organisationen. Im Vordergrunde stand überall der Italiener, der nach Jakob von Vitry an Geschäftskunde überhaupt dem Deutschen und Franzosen überlegen war und der Vermittler für den ganzen Westen wurde. Aber die durch die Kreuzzüge bewirkte fortwährende Verbindung mit dem Orient — um die Mitte des 12. Jahrhunderts sind auch zahlreiche Deutsche in Konstantinopel bezeugt — war nun überhaupt für die Belebung von Handel und Verkehr auch in Deutschland von größter Bedeutung. Das wirtschaftliche Gedeihen der ländlichen Bevölkerung, der schnell wachsende Wohlstand der Städter und die immer noch auf reiche Einkünfte sich stützende Lebenshaltung der geistlichen und weltlichen Herren begünstigten die Einführung und Annahme neuer Bedürfnisse: aus diesen Faktoren zog der Kaufmann Nutzen und trug dadurch wieder zur wirtschaftlichen Hebung überhaupt bei. Ein Hauptmoment blieb die Beweglichkeit und der internationale Geist des Kaufmanns. Diese Internationalität zeigten

Digitized by Google

vor allem die Champagner Messen. Aber auch auf den großen deutschen und slawischen Märkten wimmelte es von fremden Kaufleuten. Nach des böhmischen Chronisten Cosmas Schilderung des Marktes zu Prag aus dem Ende des 11. Jahrhunderts fand man auf ihm „die reichsten Kaufleute aus allen Völkern der Welt", nach derjenigen Adams von Bremen auf dem dortigen Markt ebenso „Kaufleute aus allen Teilen der Erde".

Die Schwierigkeit der Verkehrsverhältnisse führte indes zu einer wichtigen Konzentration des orientalisch-westeuropäischen Handels: den gesamten europäischen Großhandel vermittelten seit der Mitte des 12. Jahrhunderts jene berühmten, zu Beginn des 14. Jahrhunderts ihre höchste Blüte erreichenden Messen der Champagne, die zugleich den sich entwickelnden Geldverkehr zu zentralisieren geeignet waren. Hier vollzog sich vor allem der große Austausch zwischen den italienischen und den flandrischen Kaufleuten. Jene brachten die orientalischen Waren hierher, um dafür englische und burgundische Wolle, englische und flandrische Tuche einzutauschen. Auf den Messen handelte nun auch der deutsche Kaufmann beides gegen die freilich weniger begehrten Rohstoffe und Erzeugnisse Deutschlands ein. Die Italiener kamen nach Deutschland selbst eigentlich erst nach der Mitte des 12. Jahrhunderts (vgl. S. 169), Genuesen und Mailänder mehr nach dem Westen, die Venezianer mehr nach dem Südosten, aber selten. Doch wissen wir z. B., daß 1177 die Venezianer sich Befreiung von Zöllen usw. in Deutschland sicherten. Dagegen waren, wie schon (S. 171) erwähnt, die Süddeutschen früh nach Italien gegangen, und als die Italiener später die Champagner Messen nicht mehr besuchten, wuchs der direkte deutsch-, besonders süddeutsch-italienische Verkehr außerordentlich. Bald setzten sich die Süddeutschen in Italien fest, 1228 wird bereits das Kaufhaus der Deutschen (Fondaco dei Tedeschi) in Venedig, dem Hauptbezugsort für die oberdeutschen Kaufleute, erwähnt. Für die orientalischen und italienischen Waren tauschten die Italiener von den Deutschen Leinwand und Tuche (letztere zur Färbung und Veredelung und Wiederausfuhr), Waffen und sonstige Metallarbeiten ein. Auch Flandern, vor allem Brügge, vermittelte neben den Champagner Messen mehr und mehr den Handel mit den orientalischen Waren, die die Italiener zu Schiff nach Brügge brachten, und auch von dorther holte sie namentlich der norddeutsche Kaufmann und vertrieb sie in Deutschland wie nach den nördlichen und östlichen Ländern, welch letztere bei dem Verfall des unmittelbaren Verkehrs mit dem Orient für ihren Warenbezug mehr und mehr auf Deutschland angewiesen waren, ihrerseits aber eine Fülle von Rohprodukten für den Westen darboten. Rheinische und niedersächsische Städte beginnen immer stärker zu Lande wie zur See diesen Verkehr mit dem Norden und Osten zu pflegen (vgl. S. 173). Medebacher Bürger handeln im 12. Jahrhundert mit Dänen und Russen. Unter den westfälischen Städten, die ihren Reichtum gerade dem Handel mit dem Nordosten verdankten, steht Soest voran. Die Soester fuhren im 13. Jahrhundert nach Schleswig, Jütland, Seeland, Bornholm und Gotland.

Für diesen Verkehr wird nun weiter jene große Kolonisation des deutschen Ostens wichtig, über die wir erst später (S. 385 ff.) handeln werden, die aber schon in ihren Anfängen vor allem dem deutschen Kaufmann zugute kam und ihm von den neuen Sitzen aus das östliche und nordische Handelsgebiet erst recht öffnete. Der slawische wie der einst sehr rege skandinavische Kaufmann bedeuteten nun gegenüber dem deutschen gar nichts mehr: dieser drang in ihre Länder in Massen ein und beherrschte ihren Handel. Aus Bergen wurden die Deutschen 1186 durch König Sverrir zwar vertrieben, aber sie kamen bald wieder, und wenn der König die englischen und isländischen Kaufleute wegen ihrer Einfuhr nützlicher Waren lobte,

Digitized by Google

die Deutschen jedoch, „die in gewaltiger Menge und auf großen Schiffen herkamen, die Butter und gedörrte Fische zum Schaden des Landes fortschleppen und dafür Wein geben", hart tadelte, so zeigt das nur der deutschen Kaufleute überlegene Stellung, wie sie der Germane einst an den römischen Händlern drückend empfunden hatte. Das Wesentliche ist damals überhaupt der Auslandhandel, d. h. die Fahrten der Kaufleute an wichtige Vermittelungs- oder Bezugsorte in der Fremde, der dort von ihnen persönlich besorgte Ein- und Austausch. Die natürliche Sicherung dieses Handels konnten bei den damaligen unsicheren Verhältnissen nur der organisierte Zusammenschluß und die Schaffung fester Stationen an jenen Punkten gewähren. Die Stationen waren schon zur Unterbringung der Waren nötig. Diese Organisation des Auslandhandels, auf deren notwendige Entwickelung wir bereits (S. 174) hinwiesen, tritt nun in unserer Periode augenfälliger hervor. Den Deutschen waren in dieser Beziehung die Orientalen im Mittelmeer sehr früh vorangegangen, weiter hatten dann die führenden Kaufleute des Abendlandes, die Italiener, die gleiche Organisation, die Gründung von fondaci (S. 297), Kaufhöfen im Ausland, die natürlich des Schutzes der dortigen Herrscher bedurften, angewandt. Beeinflußt durch diese Vorbilder brauchen die Deutschen nicht zu sein. Es ist ein zu natürlicher Vorgang auf bestimmten Stufen der Entwickelung. Charakteristisch für die Deutschen ist nur der schon (S. 174) betonte genossenschaftliche Geist, der sich bei der Gestaltung ihrer Niederlassungen im Ausland zeigt, wovon gleich zu sprechen sein wird.

Wie die anderen Nationen hatten die Deutschen ihre Höfe zunächst an den Meßorten der Champagne, so in Troyes und Bar-sur-Aube. Von der Niederlassung der Deutschen in Venedig haben wir soeben gehört. Folgenreich wurden aber vor allem die Niederlassungen in England und Flandern, in Nord- und Osteuropa. Der von den kölnischen und westfälischen ebenso wie von französischen, flämischen, selbst dänischen Kaufleuten seit alter Zeit gepflegte Handel mit England (vgl. S. 172) war vor allem durch die englische Wolle und englischen Tuche angeregt: er hat auch bald eine Organisation hervorgerufen: der Londoner Stahlhof, wie er später hieß, geht in frühe Anfänge zurück. Im 12. Jahrhundert hatten die Kölner bereits ihre Gildhalle in London, der 1150 der königliche Schutz zugesichert wird; sie durften dann auch allein als „Hansa" dort auftreten, bis nach der Mitte des 13. Jahrhunderts auch die Hamburger und Lübecker das gleiche Recht erwarben. Diese niederdeutsche Bezeichnung „Hansa" war besonders in Flandern für die Handelsvereinigungen (und die entsprechenden Rechte) der deutschen Kaufleute in Brauch gekommen. Die lokalen Interessen mußten im Ausland schließlich naturgemäß zurücktreten, und so kam man später von einer Hansa der Lübecker usw. zur Bezeichnung: „deutsche" Hansa. — Auch im Norden finden wir ähnliche Verhältnisse. In Norwegen gibt es um 1250 eine Niederlassung deutscher Kaufleute in Bergen. Die Beziehungen zu Schweden waren dauernd lebhaft und freundlich. Das Gegenstück zu jenem norwegischen König bildet der schwedische Herzog Birger, der um 1250 in einer Urkunde den Lübeckern die Niederlassung bereitwillig gestattet. Freilich sollten sie unter schwedischem Recht stehen. Aber vielfach lebten die in Schweden, besonders in Wisby, Stockholm und Calmar sich ansiedelnden Deutschen nach ihrem Recht. Vor allem ist Wisby auf Gotland wichtig (vgl. S. 173): hier wohnten schon in der Mitte des 12. Jahrhunderts Deutsche, und in Menge trafen hier die deutschen Gotlandfahrer zusammen. Von Gotland aus griff ihre Gesamtgenossenschaft, die sich aus den einzelnen Genossenschaften der Soester usw. zusammengeschlossen hatte, später auch in den Handel mit Rußland

Digitized by Google

bestimmend ein und setzte die Statuten des Peterhofes in Nowgorod, der übrigens einem älteren Gotenhof der skandinavischen Kaufleute folgte, fest: die deutsche Niederlassung dort ist schon für das Ende des 12. Jahrhunderts anzunehmen. Im ganzen zeigt dieser rege norddeutsche Handel nach England, Flandern und Nordeuropa, der schließlich die Grundlage des Hansabundes wurde (vgl. S. 401 ff.), daß in diesem Teile Deutschlands der Handel überhaupt mehr Bedeutung für die Städte hatte als in Süddeutschland, wo, wie wir sahen, das Gewerbe eine größere Rolle spielte. Aber schon allein der Hinweis auf Italien muß von einer Unterschätzung auch des süddeutschen Handels abhalten.

Für die Auslandsfahrten des deutschen Kaufmanns haben wir eben den genossenschaftlichen Zug betont. Es ist sehr natürlich, daß die alte Form der Gilde (vgl. S. 195 f.) sich auch für bestimmte wirtschaftliche Zwecke ähnlich wie bei den Handwerkern als Organisationsmuster, ohne bewußt als solches angesehen zu werden, ergab. So schlossen sich schon daheim Kaufleute zu Gilden zusammen, sicherlich aber vor allem im Hinblick auf den notwendigen Zusammenschluß für die Auslandsfahrten (vgl. S. 173 f.). Die Gilde der Kölner in England ist uns eben begegnet. Jene alten Schwurgenossenschaften von vornherein als kaufmännische aufzufassen, ist abwegig. Die älteste bezeugte Kaufmannsgilde ist die von Tiel zu Beginn des 11. Jahrhunderts. Wenigstens faßt man den Bericht des Mönches Alpert in seiner Schrift de diversitate temporum über die Gelage der Tieler mercatores am besten so auf. Im übrigen haben diese Gilden für die Entstehung der Stadtgemeinde und Stadtverfassung nicht die Bedeutung gehabt, die man ihnen schon vor längerer Zeit und neuerdings wieder in anderer Weise beigelegt hat. In manchen Städten hat es gar keine Kaufmannsgilden — sie kommen namentlich in Norddeutschland vor — gegeben. Den Zünften der Handwerker gegenüber stehen sie auch an Zahl zurück und haben neben dem kirchlichen Brüderschaftscharakter, dem größeren Wohlstand ihrer Mitglieder entsprechend, viel mehr das gesellige Moment in den Vordergrund gestellt. Die kaufmännischen Gilden, deren ältere, unabhängige und völlig private Form später noch die Flandern-, die Schonenfahrer usw. aufweisen, stehen überhaupt von Anfang an im Gegensatz zu den Zünften, zumal da allmählich aus der ganzen Klasse der negotiatores — verkaufende Handwerker, Krämer, Gewandschneider — sich die letzteren immer höher heraushoben und durch Aufgehen in den „Geschlechtern" einen aristokratischen Charakter annahmen.

Der ganze Aufschwung der Städte hängt nun eng mit einem gewaltigen wirtschaftlichen Wandel zusammen, mit dem Übergang von der bisher überwiegenden Naturalwirtschaft zur überwiegenden Geldwirtschaft, deren Träger später in Deutschland neben der Kirche und den Landesherren gerade die Städte werden. Wie auf vielen Gebieten gingen aber hierin, nicht ohne die Einflüsse des Orients, die höher entwickelten romanischen Länder voran. Im allgemeinen darf man den Durchbruch der Geldwirtschaft in eben die Zeit legen, die sich uns auch sonst als eine so wichtige Umbildungsepoche zeigte, namentlich ins 13. Jahrhundert (vgl. S. 375). Aber wie bei den Standesbildungen liegen die Keime der neuen Wirtschaftsform doch schon im 11. und dem beginnenden 12. Jahrhundert. Eine Ursache war die starke Vermehrung des Geldes oder des edlen Metalls (vgl. S. 175), des Silbers namentlich durch den Bergbau, sonst durch die Tribute der slawischen Völkerschaften, durch Geldsummen, die aus den romanischen Ländern für Ämter oder Rechte an Herrscher oder Große flossen usf. Die am meisten nach dem Westen und Süden schauende Schicht, die geistliche, hatte auch schon länger den Geldbesitz zu schätzen gewußt und

Digitized by Google

Geldspenden besonders gern gesehen, viel davon freilich, wie Edelmetall überhaupt, für den Kirchenschatz verwendet, aber auch für Grundbesitzkauf, für kostspielige Wirtschaftsanlagen. Nach Lambert von Hersfeld begannen die Klöster zu seiner Zeit Schätze zu sammeln. Die Minderung des Kirchengutes in den Wirren des 11. Jahrhunderts (vgl. S. 305) brachte freilich viel von diesem Edelmetall wieder in Laienhände, vor allem in die der Herren. Aber auch sonst konnte es nicht ausbleiben, daß namentlich der rheinische Westen mehr und mehr zur Geldwirtschaft überhaupt gelangte. Hier, wo der Verkehr am stärksten ausgebildet war, wohin der durch die Kreuzzüge heraufgeführte Welthandel von Italien, dem ersten Lande einer ausgeprägten Geldwirtschaft, her zuerst kräftiger wirkte und ähnliche Strömungen aus Frankreich kamen, ist man auch zu Anfang des 12. Jahrhunderts fast völlig dazu übergegangen. Die Naturalleistungen waren dort jetzt meist schon in Geldabgaben umgewandelt. Und dieses Geld hatte der Zinsbauer durch den Verkauf seiner Produkte gelöst. Anfänglich gebrauchte man noch häufig ungemünztes Silber, Silberbarren, selbst silbernes Gerät und anderes nach dem Gewicht als Zahlungsmittel. Doch führten jene Verleihungen des Münzrechts an weltliche und geistliche Herren (vgl. S. 175 f.) immer mehr zum Gebrauch von gemünztem Geld. Die Hauptsache aber war schließlich das zunehmende Markt-, also Städtewesen, das für den raschen Güterumsatz eben Geld als Tauschmittel brauchte. Selbst schlechte, leichte Münzen, selbst ungemünztes Geld waren unter allen Umständen besser als der Eintausch von Naturalprodukten und Gewerbeerzeugnissen. Anderseits machten die unvollkommenen Münzzustände und die Geltung bestimmter Münzen für die einzelnen Märkte das bereits (S. 169) erwähnte Gewerbe der Wechsler, das namentlich in den Händen der Juden und Lombarden lag, immer ausgedehnter. Ihr Geschäft erweiterte sich dann vom bloßen Einwechseln der zahlreichen Münzen gegen die am Ort gangbaren zur Vermittelung der Zahlung von Geld auch an fremdem Orte durch briefliche Anweisung: man kam also zu einer für den damaligen unvollkommenen Verkehr außerordentlich wertvollen neuen Ausnutzung des Geldes als Tauschmittel.

Jedenfalls vollzog sich mit dem Siege der Geldwirtschaft, der freilich erst im 15. Jahrhundert vollendet ist, eine Auflösung der bisherigen Zustände. Die neue Wirtschaft beeinflußte, den segensreichen und üblen Wirkungen des Geldes entsprechend, wieder das Dasein des Einzelnen, machte ihn beweglicher, berechnender, löste die Lebenshaltung weiter Schichten aus den agrarischen Banden, setzte dem Grundbesitz das Kapital als maßgebend gegenüber, ermöglichte ferner erst eine höhere materielle und geistige Kultur und drängte durch stärkere Betonung weltlicher Interessen die ohnehin erschütterte Übermacht der kirchlichen Ideen zurück. Nach dem Vorbild der kirchlichen Verwaltung ging neben den Städten auch der Staat allmählich zur Geldwirtschaft über, freilich weniger die sich nicht wie in den westeuropäischen Ländern kräftig entwickelnde Zentralgewalt als die sich von der Zentralgewalt emanzipierenden Landesherren in ihrer im 13. Jahrhundert sich konsolidierenden Verwaltung. Nach kirchlichem und städtischem Muster war auch die geldwirtschaftliche Verwaltung des Deutschen Ordens organisiert. Als Sitze der Geldwirtschaft sind aber gerade die Städte erst recht eigentlich zu ihrer sozialen und kulturellen Bedeutung gelangt. Sehr stark mußte das alles auf das Selbstbewußtsein der städtischen Bevölkerung wirken. Eine Klasse, die eine solche wirtschaftliche Rolle spielte, der ferner ihre Masse immer zum Bewußtsein kommen mußte, die die alte kriegerische Tradition der Städte als Burgen nie vergaß und selbst schon als kriegerischer Machtfaktor, wie wir (S. 279) sahen, im 11. Jahrhundert auftrat und so auch

Digitized by Google

eine politische Bedeutung gewann, eine solche Klasse mußte auch möglichst große äußere Unabhängigkeit zu erlangen suchen. Ebenso drängten die wirtschaftlichen Faktoren zu einer Selbstverwaltung, die sich nur von den eigenen Interessen leiten ließ.

Es ist also nur natürlich, daß diese Periode auch das Regiment der Stadtherren abkommen, eine eigene Verfassung, die Ratsverfassung, entstehen sah. Es ist die erste große Kraftleistung des neuen Standes, daß er seine Sitze, die als Stätten des Burgfriedens, dann vor allem als Märkte mit besonderem kaufmännischen Gewohnheitsrecht und neuen, durch die Einwanderung hervorgerufenen Grundbesitzverhältnissen schon eine Ausnahmestellung hatten, die eine große wirtschaftliche Bedeutung besaßen und bereits politisch ins Gewicht fielen, nun auch zu selbständigen Körpern mit eigener Verwaltung und Gerichtsbarkeit machte. Der Ursprung der Ratsverfassung soll nicht näher erörtert werden, zumal völlige Klarheit darüber nicht gewonnen werden kann. Man braucht aber nicht einen besonderen Einfluß der neuen Stadtgründungen anzunehmen. Es scheint natürlich, daß sich schon in den alten Städten frühzeitig eine Art Vertretung, Ausschuß der Bürger bildete. Die alteingesessenen Bürger nebst denen, die nach Stadtrecht Grundbesitz erworben hatten, (meist Kaufleuten und Handwerkern) machten die eigentliche, unter öffentlichem Recht stehende Gemeinde aus, der Geistliche, Juden und die noch vorhandene grundherrliche niedere Bevölkerung natürlich nicht angehörten, die aber namentlich in Bischofsstädten mit dem ministerialen Element, das in der Verwaltung der Stadt tätig war (Münze, Zoll), aus dem auch anfangs das Schultheißenamt besetzt wurde, viele Berührungspunkte hatte. Mit der wachsenden wirtschaftlichen Bedeutung einer Reihe von Bürgern, die durch den Handel reich wurden und neuen, größeren Grundbesitz erwarben, gingen dann die Verwaltungsämter zum Teil an diese über. Anderseits wurde das Institut der Schöffen nicht nur aus angesehenen Bürgern, sondern auch aus Ministerialen ergänzt. Ob nun dieses Schöffenkollegium, wie viele meinen, sich zu einem genossenschaftlichen Verwaltungsorgan entwickelte, an das immer mehr von jenen Funktionen der öffentlichen Gewalt überging, oder ob der ständig wiederkehrende genossenschaftliche Zug sonst, wie es sich aus der natürlichen, ländlichen Gemeinde ergab, eine kollegiale Vertretung der Bürger, deren Menge ja an sich schon eine solche nötig machte, geschaffen hat: jedenfalls war eine Vertretung schon unter dem Stadtherrn vorhanden. Er mochte sie anfangs wenig beachten, duldete sie indessen, nicht als rechtlich fixierte Behörde, aber als gegebenes Organ der Bürgerschaft. Dann erlangte sie jene Verwaltungsfunktionen, vielleicht daß viele einzelne Glieder der Vertretung zunächst als deren Träger wirkten, bis es zu Konflikten kam und die Vertretung bei Emanzipation der Bürgerschaft vom Stadtherrn als führende Körperschaft sich durchsetzte.

Es handelt sich also äußerlich um Beiseitedrängung des Stadtherrn, desjenigen Faktors, der bisher das eigentlich fördernde Element des Städtewesens gewesen war, nicht um Neubildungen. Die verhältnismäßig begünstigte Stellung der Königsstädte konnte leichter zu größerer Selbständigkeit, zur Ignorierung des Burggrafen oder Vogtes führen, während die Bischofsstädte zum Schauplatz bewegter Kämpfe wurden. Anderseits haben die Stadtherren selbst, die im Besitze der Grafengewalt waren, durch ihre territorialen Machtgelüste oft den Kampf hervorgerufen. Wo sie als Grafen zudem schon Grundherren waren oder grundherrliche Rechte sich erwarben, brachten die weltlichen, ebenso einzelne starke geistliche Fürsten auch die Städte völlig in Abhängigkeit. In vielen Bischofsstädten

Digitized by Google

aber waren gerade die politischen Wirren und der Umstand, daß der Bischof die gräfliche Gewalt nur durch Stellvertreter ausüben konnte, die Ursache, daß die Städte ihrerseits jede Gelegenheit zur Erringung größerer Selbständigkeit benutzten. Der äußere Kampf interessiert hier nicht weiter, er verlief natürlich durchaus nicht überall gleichmäßig, einem Sieg folgte wohl auch wieder ein Rückschritt. Die letzte große Hemmung geschah dann im Jahre 1232 durch das vom Bischof Heinrich von Worms im Sinne vieler Fürsten angeregte Verbot städtischer Obrigkeiten durch Friedrich II., der auch die Bünde, überhaupt jede Machterweiterung der Städte zu unterdrücken suchte. Aber das Bürgertum siegte. Jedenfalls setzten sich im 12. und 13. Jahrhundert in den wichtigsten Städten genossenschaftliche, aus Ministerialen und Bürgern gewählte selbständige Bürgervertretungen durch. Sie hießen consules, ein Titel, der wohl in Anlehnung an das italienische Vorbild, das Ministeriale, Kaufleute, Pilger leicht kennen lernen konnten, üblich wurde. Sie bekommen die Rechtsprechung im Stadtgebiet, die Polizei, die Wahrnehmung der spezifisch bürgerlichen Handels- und Gewerbeinteressen, die Münze, den Zoll, überhaupt die innere, namentlich die Finanzverwaltung — hier werden sich zuerst Konflikte mit dem Bischof, vor allem Kämpfe um die Steuerhoheit (z. B. bei Umlagen „zu der Stadt Bau"), ergeben haben —, auch die Wehr in die Hand. Sie treiben eigene Politik, treten für den König gegen die Fürsten ein und führen ein eigenes Siegel. Auch äußerlich dokumentiert sich in dem Bau von Rathäusern ihre trotzige Stellung. Eben dieser neue Rat als Verwaltungsorgan begründet erst recht eigentlich den Unterschied zwischen Land- und Stadtgemeinde. Bis dahin hatte sich die städtische Verwaltung nur durch die größere Vielseitigkeit, freilich auch durch die Besonderheit ihrer Aufgaben, von der ländlichen unterschieden. Diese Besonderheit hatte zum Teil schon zu neuen Verwaltungsbezeichnungen geführt. Im ganzen hat diese städtische Verwaltung früh eine größere Vollkommenheit, so namentlich in dem Steuerwesen, erreicht als die der Großen, wozu auch die praktische Erfahrung des Kaufmanns viel beitrug.

Freilich, die neue Verfassung ist zunächst keine Volkserrungenschaft, sondern ein Gewinn der führenden Großbürger. In Deutschland, wie in den westlichen Ländern überhaupt, zeigt sich der Sieg der neuen Schicht nicht in demokratischen Formen, sondern in rein aristokratischen. Der aristokratische Charakter ist ja, wie wir schon (S. 219, 272) betonten (vgl. auch S. 296), für diese ganze Epoche bezeichnend. In diesem Stadium der Entwicklung ist die Aristokratie, wie schon die Rolle der Grundherrschaft zeigt, die gegebene nationale Führerin zu höherer Lebenshaltung und Lebensgestaltung, zu wirtschaftlichen und zu politischen Fortschritten, unter Einwirkung zweifellos auch der kirchlichen Faktoren, die im übrigen die eigentliche Aufgabe der kulturellen Erziehung der Nation behalten. Die Patrizierherrschaft in den Städten ist also ein notwendiges Stadium, das bei den übrigen europäischen Völkern ebenso eintritt und auch keineswegs von kurzer Dauer ist. Die Patrizier sind es, die die Emanzipation der Städte von den Stadtherren durchsetzen, die die Politik ihrer Stadt bestimmen, überhaupt eine politische Betätigung hervorrufen, für die militärische Sicherung sorgen, die Herstellung von Befestigungen wie von großen öffentlichen Bauten betreiben, die Verwaltung der Stadt leiten, ihre finanzielle Kraft begründen, die ferner, wie wir (S. 286) sahen, früh an dem gerade in jenen Zeiten raschen Gewinn bringenden Importhandel teilnehmen oder sich mit den Gewandschneidern mischen, deren schnell wachsender Reichtum eine prächtige Lebenshaltung fördert, freilich auch die ohnehin hervortretende Überhebung noch begünstigt. In zinnengekrönten Steinhäusern wohnend, in Pelz und Seide einherstolzierend,

Digitized by Google

waffengeübt und turnierend, bilden sie eine besondere Kaste, und die Herrschsucht des Herrn verbindet sich zudem mit dem Protzentum des reichen Kaufmanns. Wir werden davon später (S. 405 f.) hören. Aber doch bedeutet ihre Herrschaft eine große Zeit für die Städte: in ihr wurde der Grund gelegt für die Blüte städtischen Wesens.

So haben sich denn im Laufe dieser Jahrhunderte die neuen sozialen Körper, die Städte, aus der bisherigen agrarischen Schichtung gelöst, sicher in sehr verschiedener Weise und keineswegs nach einem Schema, auch zweifellos in sehr verschiedene Gruppen gesondert, aber im Resultat bildeten ihre Bewohner doch eine einheitliche neue Klasse, die sich überall geltend machte. Die Vortrefflichen (egregii) werden einmal gegen 1200 die Bürger von Köln städtischerseits benannt. Und die Bedeutung dieser Klasse wächst fortgesetzt mit ihrer äußeren Vermehrung. Außerordentlich nahm, wie schon (S. 157) erwähnt, die Zahl der Städtegründungen im 12. und namentlich im 13. Jahrhundert zu, denn die weltlichen wie die geistlichen Territorialherren erkannten wohl die ihnen und ihrem ganzen Gebiet daraus erwachsenden Vorteile; was im Westen begann, hat dann die Kolonisation des Ostens fortgesetzt und zu zahlreichen Städtegründungen geführt. Man hat nicht mit Unrecht von einem „wahren Städtegründungsfieber" gesprochen. Das Stadtrecht einer neuen Stadt wurde nach dem einer älteren gebildet, wobei dann auf eine bedeutende Stadt ganze Gruppen zurückgehen, wie namentlich im Osten auf Lübeck und Magdeburg, während der Westen eine größere Individualität aufweist. Man darf übrigens trotz der verhältnismäßig geringen Einwohnerzahlen, die wir noch für die Städte selbst des ausgehenden Mittelalters kennen lernen werden, den Umfang der Städte jener früheren Zeit doch nicht zu niedrig einschätzen, und welch großen Komplex eine bedeutende Stadt darstellte, zeigt die Schilderung, die damals ein französischer Prälat von Regensburg entworfen hat.

Das deutsche Volk bestand also nunmehr, wenn wir von den Großen absehen, aus vier Standesgruppen, den Geistlichen, Rittern, Bürgern und Bauern, die freilich alle schließlich von jener besonderen Gruppe der Landesherren, auf deren Aufstieg im 13. Jahrhundert wir noch (S. 309) kommen werden, unterworfen wurden. Sie waren auf den Beruf gegründet, aber man beschränkte doch alsbald wieder den freien Eintritt in den Stand auf Grund des Berufes zum Teil ziemlich erheblich; insbesondere die Ritter schlossen sich völlig geburtsrechtlich ab. Ohne geradezu zu Kasten zu werden, sind die vier großen Genossenschaften durchgreifend voneinander geschieden. Nur die Glieder eines Standes, d. h. hier eines der weltlichen, sind einander ebenbürtig; auf dem Gebiete des Rechtes wie der Sitte, z. B. bezüglich der Ehe, spielt die Ebenbürtigkeit eine bedeutende Rolle. Gewiß entsteht nun das Gesamtleben der Nation durch fortwährende Berührungen dieser Genossenschaften, die völlig aufeinander angewiesen sind, aber eine organische Beziehung zum Staat tritt nicht ein, obgleich durch Bürgertum wie Rittertum allmählich das öffentliche Leben beeinflußt wird. Die Stände bilden vielmehr für sich kleine halbstaatliche Gemeinschaften mit besonderem Recht (kanonisches Recht, Lehnsrecht, Stadtrecht, ländliche Weistümer), die neue Entwickelung führt überall zur Neuregelung der rechtlichen Verhältnisse und zur schriftlichen Fixierung derselben, die Stände unterscheiden sich auch zum Teil im Privatrecht und in Einzelheiten des Gerichtswesens. Sie treten ferner überhaupt kulturell geschieden auf. Maßgebend wird zunächst die Sonderkultur des Ritters. Nur ein nationales Band verknüpft alle, das ist die freilich wieder zunächst auf der Sonderart der Stämme beruhende

Digitized by Google

Volkstümlichkeit des Fühlens, Lebens und Sichgebens, die innere Unterschiede kaum aufkommen läßt. In diesem ständischen Sonderleben findet auf der Höhe des Mittelalters der deutsche Individualismus seinen Ausdruck. Die Einzelpersönlichkeit fühlt sich naturgemäß noch nicht geistig frei und unabhängig gegenüber den großen inneren Bindungen der kirchlichen Tradition, der Standesanforderungen und der volkstümlichen, hergebrachten Sitte — geistig frei, denn tatsächlich frei ist der Einzelne gegenüber der Kirche, dem Staat wie der gesellschaftlichen Sitte auch heute nur in Ausnahmefällen. Die in der eigentlichen Neuzeit überall eingreifende, den Einzelnen zwingende Macht des Staates tritt damals noch am wenigsten hervor. Sozial band den Einzelnen eben die Kaste, wenn man diesen Ausdruck gebrauchen will, und diese Kastengliederung ist in gewisser Weise wichtiger als die Volkszugehörigkeit. Der Geistliche wie der Ritter, zum Teil auch der Kaufmann fühlen sich als Glieder eines internationalen Standes. Anderseits zeigt diese Kastengliederung eine unendliche Reihe von Abstufungen, so etwa im Bauernstand, und die Angehörigen dieser verschiedenen Stufen fühlen sich wieder von den anderen gesondert und prägen diese Sonderung gewissermaßen als Gruppenindividuen auch in ihrer Lebenshaltung, in ihren Sitten, in ihren Traditionen aus. Diese Absonderung in Gruppen und Kreise — auch jede Stadt schloß sich wieder für sich ab, und ähnliche Beispiele gibt es sonst genug — ist für das Mittelalter überhaupt bezeichnend (vgl. S. 281). Innerhalb seines Kreises nun hat sich aber auch das einzelne Individuum in erheblichem Umfang als solches bereits betätigt, sicherlich selbst innerhalb der Kirche, die viele innere Kämpfe sah, und sich auch geistig durchsetzen können. Indessen ist dieses Geltendmachen der Persönlichkeit aus den Quellen schwer festzustellen, zumal man seiner Persönlichkeit schriftlichen oder künstlerischen Ausdruck nur unter Schwierigkeiten geben konnte; überhaupt konnte es nur ein kleiner Teil. Wohl aber tritt jener rohe Individualismus des Halbbarbaren, die ungebändigte Kraft der Triebe und des Wollens, der naive Egoismus noch in derselben Weise hervor, wie es (S. 186 f.) bereits für die erste Periode eigendeutschen Lebens geschildert wurde. Diesen tatkräftigen und eigenwilligen Egoismus konnte auch die Kirche nicht hemmen. Trotz des außerordentlichen Aufschwunges der Askese war bei der Masse für die Teilnahme am kirchlichen Leben immer die Sorge um das Seelenheil bestimmend; sonst gab man sich recht energisch weltlichen und materiellen Interessen hin.

Das rücksichtslose egoistische Streben, die allgemeine Gier nach Mehr wird z. B. von den Augsburger Annalen zum Jahre 1098 besonders hervorgehoben, und in Bertolds (von Reichenau) Annalen heißt es 1077: „Vom Niedrigsten bis zum Höchsten, alle sind sie Sklaven der Habsucht und kümmern sich sonst weder um Gott noch Menschen.“ Gerade durch jene inneren, alle Welt in Parteien zerreißenden Kriege wurde eine schlimme Verwirrung aller sittlichen Begriffe herbeigeführt. Viele Quellen klagen daher in bitterster Weise über „das Schwinden allen göttlichen und menschlichen Rechts ohne Hoffnung auf Besserung“, über das Aufhören jeglicher Treue, jeglicher Gerechtigkeit, jeglicher Menschlichkeit. Die führenden Geistlichen, insbesondere die Gregorianer, weckten nicht nur einen ungeheuren Haß in den Streitenden, einen Schmähton ohnegleichen, sondern ließen auch im Parteiinteresse sogar Verbrechen zu. Die Haupterscheinung war aber jenes, oft scheinheilig verbrämte, gierige Streben nach Bereicherung. Otto von Freising spricht von einem Hunger der Deutschen nach Gold, höchst treffend eine andere Quelle von dem damals aufgekommenen „neuen Evangelium“: „Nimm, was nicht dein ist, und ernte, was du nicht gesäet hast.“ Freilich beruhte auf diesem allgemeinen rastlosen Streben ja zugleich das Drängen in die höhere soziale Schicht, das die

Digitized by Google

neuen Berufe hervorgerufen hat, und das auch später noch den reichen Bauer und Bürger wieder dem Ritter nachäffen läßt. Für die politische Parteistellung, für einen Treubruch gegenüber dem König, für die nachbarlichen und sonstigen Fehden waren habsüchtige Motive oft entscheidend; bei der Bekehrung der Slawen hatte man wesentlich die Tribute im Auge; Raub- und Mordanfälle auf einzelne vornehme Geistliche waren für einen Teil des Adels nichts Schlimmeres als für seine Mehrzahl die unrechtmäßige Bereicherung aus Kirchengut. Das Urteil des Honorius von Autun über die Ritter: „Wenige sind gut, denn sie leben von der Beute und kleiden sich vom Raube" mag auch für Deutschland gelten. Die Glieder der Kirche selbst waren von gleicher Geld- und Besitzgier ohne Rücksicht auf höhere Regungen erfüllt. Die allgemeine Habsucht hat auch wesentlich bei dem geschilderten Aufstieg der Zinsbauern mitgewirkt, und ebenso saß sie im Städter, namentlich im Kaufmann: sie zeigt sich bald (vgl. S. 405 f.) in einer brutal egoistischen Handelsaristokratie.

Der Einzelne, namentlich wer der Herrenschicht angehörte, kannte nur sein Selbst, lebte sich aus, so gut er konnte, und wo er sich bedrängt fühlte, griff er noch immer zur Selbsthilfe. Dieser harte, gewalttätige Egoismus, der bei jener allgemeinen Verwirrung im 11. Jahrhundert, bei der Erschütterung der Begriffe von Recht und Unrecht keine Zügelung mehr fand, keine sittliche Pflicht kannte, ist es auch, der ein politisches Gesamtgefühl gar nicht aufkommen ließ, der, verbunden mit dem alten Absonderungsdrang und der Abneigung gegen jede straffe Herrschaft sowie mit einem durch die Kämpfe zwischen König und Papst gesteigerten wütenden Parteigeist das deutsche Volk trotz politisch so begabter Köpfe wie der salischen Herrscher politischen Geistes und Verantwortlichkeitsgefühls bar erscheinen ließ. Freilich hemmte schon das Lehnswesen an sich eine kräftige Geltendmachung der staatlichen Zentralmacht. Und gerade auch durch deren Schwäche entstand jene Fülle individualistischer politischer Sondergebilde, die namentlich für das spätere Mittelalter so charakteristisch ist. Jener Egoismus hat nun freilich zugleich die wirtschaftlichen Fortschritte, den größeren Wohlstand mit hervorgebracht. Im ganzen aber prägt sich in ihm, wie betont, die alte Unbändigkeit aus, die trotz der Arbeit der Kirche (vgl. S. 207 ff.) immer noch stark genug hervortritt. Die Heißblütigkeit der Deutschen wird von Ekkehard von Aura der viel größeren Ruhe der Lombarden gegenübergestellt, und der Papst Paschalis II. mochte nicht nach Deutschland reisen, weil er die Wildheit seiner Bewohner fürchtete. Von den Gewalttätigkeiten der Ritter wurde eben berichtet; unglaublich grausam blieb die Behandlung von Feinden, namentlich von Gefangenen; für die Gemütsroheit der Zeit, von der man trotz der andauernden Tränenseligkeit (vgl. S. 188 f.) sprechen darf, ist auch das Verhalten Heinrichs V. gegen seinen Vater bezeichnend. Daß in solchen Zeiten der alte kriegerische Zug der Deutschen kaum geschwächt wurde, ist klar. Von Tapferkeitsbeweisen, von Heldentaten gegen große Übermacht wissen die Quellen oft zu erzählen: insbesondere Ungarn und Slawen mußten dergleichen bitter erfahren. Namentlich waren die Sachsen wegen ihres Kriegsmutes gepriesen. Daß auch die Bürger von kriegerischem Geist erfüllt waren, sahen wir schon (S. 279), und Waffenübungen waren auch bei ihnen eine wichtige Sache. Die sich in den reichen Kaufmannskreisen bald bildende jeunesse dorée liebte es, sich wie Ritter zu gebärden (vgl. S. 405 f.), und erging sich, wie Lambert von Hersfeld von den Kölnern erzählt, bei ihren Gelagen in ruhmrediger kriegerischer Unterhaltung. Die neue Kultur, die sich jetzt in Deutschland verbreitete, ließ dessen Charakter als kriegerisches Land (terra bellicosa), wie eine Quelle sagt, durchaus unberührt.

Digitized by Google

In der Tat ist mit den sozialen Neubildungen auch neues Leben verknüpft, zumal sie ja ohnehin eine stärkere Betonung rein weltlicher Interessen bedingen (vgl. S. 267). Aus Zuständen, die fast an ein Chaos streifen, und zwar nicht nur in Deutschland allein, auch in Frankreich, aus einem Zeitalter, das neben jenen allgemeinen Erscheinungen der Unbändigkeit und Wildheit einen tiefen sittlichen und geistigen Verfall der Kirche, eine arge Zuchtlosigkeit des Adels, eine häufige Verkommenheit der unteren Schichten, zum Teil auch starke Verarmung und Bedrückung derselben sah, entwickelte sich, nicht plötzlich, sondern vorbereitet durch zukunftsreiche, trotz jener Erscheinungen bereits sichtbare Elemente, ein Umschwung auf allen Gebieten, auch auf künstlerischem und geistigem, ein Umschwung, der dann das 13. Jahrhundert (vgl. S. 374 f.) zu einer Blütezeit der Kultur machte. Übrigens dürfen neben jenen abstoßenden Zügen die besseren, von den Quellen selten hervorgehobenen nicht übersehen werden. Treue, Zuverlässigkeit und Arbeitsamkeit, die einzelne Quellen der Hohenstaufenzeit hervorheben, werden auch vorher nicht gefehlt haben. Die Führung auch in dem neuen Leben behielt in diesem Zeitalter durchaus die Aristokratie. Kulturell macht sich dieser Geist schon jetzt äußerlich in einem Streben nach feinerer Lebenshaltung bemerkbar. Deren schon früher (S. 179 f.) beobachtete Hebung tritt nun infolge der wirtschaftlichen Wandlungen, des Einströmens von Edelmetallen nach Deutschland, vor allem auch infolge der gleich zu berührenden fremden Einflüsse besonders charakteristisch hervor. Immer prunkvoller gestaltet man die Kleidung; Seide und Brokat, feines Pelzwerk, für das man eine wahre Leidenschaft hatte, bringt der Handel in immer größerer Fülle; immer stärker wird der Luxus, immer feiner Speise und Trank, zum Teil neu eingeführt, wie die griechischen Weine. Die Wohnhäuser werden bei den Reicheren jetzt immer häufiger aus schindelgedeckten Holzhäusern zu Steinbauten, namentlich im Westen; die Kirchenbauten (vgl. S. 219) werden großartiger, prächtiger, dekorativer. Adam von Bremen spricht einmal in Gegenüberstellung der Schweden und Deutschen von der „Hoffahrt, die wir so sehr schätzen oder vielmehr vergöttern". Jene mißachteten die „Gegenstände eiteln Gepränges, als da sind Gold, Silber, königliche Rosse, Felle der Biber und Marder, welche alle uns vor Bewunderung fast um den Verstand bringen". Die starke Wertschätzung des Äußerlichen zeigt sich in der Betonung körperlicher Schönheit, wie sie bei den Herrschern, den Rittern, aber auch bei hohen Geistlichen, die ja überhaupt den ganzen äußeren Prunk, z. B. in der Kleidung, zum Teil gern mitmachten, von den Quellen hervorgehoben wird. Aber es handelt sich doch nicht nur um äußere Verfeinerung des Lebens, es war vielmehr dieses Zeitalter für den Kulturfortschritt des Deutschen eines der wichtigsten, das er erlebt hat: aus der bisherigen agrarisch-geistlichen Kultur erwuchs bald eine ästhetisch-gesellschaftliche höfische und in Anfängen auch eine zukunftsreiche, zunächst materiell gefärbte städtische Kultur.

Wir würden die konstitutiven Elemente dieses neuen Lebens nicht genügend erkennen, wenn wir nicht die mehrfach erwähnten Einflüsse der Kreuzzüge daraufhin noch näher betrachten wollten. Es ist der Orient, der das Abendland, wie von jeher, so jetzt aufs neue gehoben hat, es ist weiter im Grunde doch wieder die antike Kultur, die nun in neuen Formen durch die Araber auf das Mittelalter wirkt. Zunächst steigerten sich die die orientalische Kultur vermittelnden Einflüsse von Byzanz (vgl. S. 131 ff.) durch die Kreuzzüge noch einmal: Byzanz als große Durchgangsstation, als großer Warenmarkt bot für die Pilger und Kreuzfahrer eine Fülle des Neuen, und zahlreich sind in

Digitized by Google

dieser Zeit vor allem Erzeugnisse der Kleinkunst in den Westen gewandert, in Kirchen wie in Herrenburgen, namentlich am Rhein. Aber wenn das Abendland auch jetzt noch durch fahrende Leute wundersame Mär von dem Glanz und Reichtum in Byzanz erfuhr, so war das stark übertrieben. Sein bisheriges Handelsmonopol für die Waren des Orients war überdies schon vor den Kreuzzügen durch die Italiener (siehe unten) erschüttert worden, und mit den Kreuzzügen setzte sich der direkte italienische Levantehandel ganz durch. Denn keineswegs haben die religiösen Kriegsfahrten den Handel gestört. Wie Christen während des ersten Kreuzzugs ungehindert mit Bagdad handelten, so kamen mohammedanische Kaufleute zu den christlichen Feinden. Die italienischen Kaufleute ließen sich sogar nicht abhalten, Kriegsmaterial an Mohammedaner zu verhandeln. Anderseits erlaubten die Eroberungen der Kreuzfahrer stärkere Ansiedelungen der abendländischen Kaufleute; diese saßen in allen wichtigen syrischen und palästinischen Häfen, in denen, wie in Antiochien, zum Teil alte Karawanenstraßen aus Indien und China mündeten, nationenweise in ihren Quartieren und Höfen und brachten von dort die Waren direkt auf die großen westlichen Messen. Namentlich die Italiener hatten überall ihre Faktoreien, jene fondaci (vgl. S. 288), um die sich ganze Kolonien mit eigener Verwaltung unter Konsuln bildeten. Aber auch sonst brachte die Fülle der Beziehungen eben in den Kreuzzügen die Kultur des Islams dem Westen näher. Diese Kultur war bis zu einem gewissen Grade von Byzanz beeinflußt gewesen, militärisch, politisch — in Byzanz gab es noch eine direkt an die römischen Traditionen anknüpfende lebendige Verwaltung —, geistig, selbst religiös-dogmatisch. Jedoch sahen wir schon (S. 131), daß der Einfluß von Byzanz auf den Orient weit überschätzt ist, daß vielmehr Kleinasien der wichtigste Quell der Kultur war. Auch für den Islam, der überhaupt in sehr hohem Grade aus anderen Kulturen schöpfte. Aber wie dieser politisch mächtig vorschritt und Byzanz kaum vor ihm gerettet wurde, so zeigt die wunderbare Fähigkeit, mit der er eine Fülle der verschiedensten Kulturelemente und Kulturtraditionen einheitlich verarbeitete, die Schnelligkeit, mit der er eigenartige Schöpfungen hervorbrachte, eine außerordentliche Kraft des Volkstums. Wieviel Fremdes war in der islamitischen Kultur eigenartig verarbeitet! Die Antike wirkte nicht nur durch Byzanz, auch durch die mesopotamischen Klöster wurde den Eroberern die wissenschaftliche Literatur der Griechen vermittelt, überhaupt alles, was von hellenistischer Kultur in Syrien und den sonstigen unterworfenen Gebieten noch vorhanden war. Weiter aber übernahm der Islam auch viel von der jüdischen, viel von der hehren indischen Kultur, und persische Einflüsse wirkten auf seine literarische Bildung und Betätigung. Dazu kam die Fülle der materiellen Güter aus allen Teilen des Orients, namentlich auch aus China (Seide), deren sich der lebhafte Handelsgeist der Araber zu bemächtigen wußte. Es war so eine Kultur erblüht, die weit über der damaligen abendländischen stand, zugleich ein großes Reich erfüllte, von Indien bis Spanien, das Reich des Halbmondes.

Seit den Tagen Harun al Raschids hatte es nicht an freundlichen Berührungen dieser Kultur mit dem Abendlande gefehlt, auch Otto der Große hat Gesandte zu Abd er Rhamân an den Hof von Cordoba gesandt. Vor allem wirkte die alte Sehnsucht der Abendländer nach den Schätzen des Orients. Wir sahen, wie italienische Handelsstädte über Byzanz hinweg mit Tunis, Sizilien, dann auch mit den syrischen Plätzen direkte Beziehungen anknüpften, so zuerst das von Byzanz beherrschte Amalfi, so Pisa, Genua, Tarent, Brindisi, Bari und vor allem Venedig (vgl. S. 264). Stärker waren ja immer die feindlichen Berührungen, namentlich in Spanien, aber auch sie führten doch zeitig zu manchem Austausch: und bis zu den

Digitized by Google

Kampfeszeiten unmittelbar vor den Kreuzzügen sind die Gegensätze niemals ganz schroff gewesen. Die Araber brachten ein freilich erst viel später wirksames Gut in das Abendland, die religiöse Toleranz: sie vor allem hat eine frühe Aufnahme der arabischen Kultur auch durch Christen ermöglicht. Die Fülle der Einflüsse äußerte sich aber erst mit dem aktiven Vordringen der Abendländer in die Welt des Islams: die Kreuzfahrer selbst wurden nun Träger dieser Einflüsse, mehr noch der Kreuzzüge mächtig erstarkte Handel mit dem Orient, auf dessen Grund erst die spätere Kulturblüte Italiens möglich geworden ist. Ein wichtiger vermittelnder Faktor waren die Kreuzfahrerstaaten mit ihrer merkwürdig gemischten Kultur. Vergessen darf allerdings nicht werden, daß die Christen damals ebensosehr den Orient beeinflußt haben wie dieser sie, und daß ferner zur Zeit der Kreuzzüge die arabische Kultur nicht mehr auf der Höhe stand. Immerhin hat sie dem Abendlande sehr viel gegeben und dessen spätere Entwickelung beeinflußt.

Unser Volk freilich hat diese Gaben in der Hauptsache erst aus zweiter, sogar aus dritter Hand empfangen. Vor den Kreuzzügen konnten solche Einflüsse nach Deutschland nur durch byzantinische Vermittelung, allenfalls durch die Pilgerfahrten und den Handel mit Italien und auch mit Frankreich durchsickern, während Italien und Südfrankreich damals schon unmittelbar von der sarazenischen Kultur in Unteritalien und Sizilien wie von der Pyrenäischen Halbinsel aus wirtschaftlich-technisch und geistig beeinflußt wurden und vielleicht die Troubadourdichtung der Provenzalen wie die Entstehung von Universitäten in Italien auf arabische Anregung zurückgehen. Während der Kreuzzüge ist von unmittelbaren Einflüssen auf Deutschland aber auch trotz der deutschen Kreuzfahrer wenig die Rede, am wenigsten von solchen des Handels. Obgleich sich unter den im Orient, etwa in Accon, weilenden Kaufleuten einige Deutsche, ebenso wie Engländer, befanden (vgl. S. 286), lag dieser ganze Handel in der Hauptsache doch in den Händen der Italiener und Südfranzosen. Erst durch den freilich nicht zu überschätzenden Verkehr zwischen Italien und Süddeutschland, ferner über die Messen in der Champagne, endlich über die Niederlande, wohin, wie wir (S. 287) sahen, die Italiener auf dem Seewege lebhaft handelten, kamen dann die Waren nach Deutschland. So erklärt es sich, daß viele der im folgenden aufgeführten Dinge nur allmählich und oft spät nach Deutschland gelangt sind. Erst dadurch z. B., daß die bedeutende Vermittelungsrolle des Mittelmeers und der Verkehr mit der Nordsee auch das deutsche Seewesen beeinflußten, sind arabische, von den Romanen schon im Kreuzzugszeitalter übernommene Seeausdrücke nach Deutschland gedrungen, so wohl erst im 16. Jahrhundert Arsenal, Admiral, Havarie, im 18. sogar erst kalfatern. Nicht vor dem 15. Jahrhundert erschienen ferner in Deutschland die Kapern und die Pomeranze, im 16. die Limone oder Zitrone. Im 18. Jahrhundert kam erst aus Frankreich das Musselin; der Atlas ist aber schon im 15. bekannt; der Baldachin stellte sich im 17. Jahrhundert aus Italien ein. Aber auch sonst ist weniger von einer unmittelbaren Einwirkung auf Deutschland die Rede als von einem mittelbaren Gewinn aus der Vermittelung der neuen Kulturgüter durch die romanischen Länder, aus dem dort beginnenden Wandel der abendländischen Kultur überhaupt.

Aber gewirkt hat das alles schließlich dennoch auf die deutsche Kultur, und so ist zum Verständnis auch ihrer Entwickelung ein kurzer Überblick über die neuen Einflüsse notwendig. Zunächst ist freilich, wie erwähnt, zu betonen, daß von dem mit sarazenischen Elementen durchsetzten Normannenreich in Sizilien und Unteritalien sowie namentlich von

Digitized by Google

Spanien her gar viel schon vor den Kreuzzügen nach Westeuropa kam, besonders nach Südfrankreich. So scheinen dort früh Skulptur- und Architekturelemente übernommen worden zu sein (Arabesken), so ist dorthin und nach Italien das Schachspiel gekommen, das schon vor dem ersten Kreuzzug selbst in Deutschland bekannt war („Ruodlieb"). Die großen astronomischen Leistungen der Araber wie ihre Mathematik wirkten früh von Spanien aus, ebenso die arabische Medizin von Sizilien und namentlich durch jüdische Ärzte wieder von Spanien (Granada, Sevilla) her. Toledo war ein überallhin strahlendes geistiges Zentrum. Die Baumwollkultur und -industrie war von den Arabern nach dem Westen mitgebracht worden: schon Karl der Große erhielt Baumwollzeug aus Spanien als Geschenk. Auch die Zuckerkultur haben die Araber dorthin getragen: durch die Kreuzzüge ist aber allerdings erst die syrische Zuckerkultur von Bedeutung geworden und hat die italienisch-sizilische neu belebt.

Solche frühzeitigen Einwirkungen sind also ohne jedesmalige Hervorhebung im einzelnen bei der Überschau über die Einflüsse im ganzen zu berücksichtigen. Groß sind zunächst die materiellen Einwirkungen. Einmal kamen allerlei Landeserzeugnisse entweder ganz neu oder nunmehr in solcher Menge herüber, daß ihre Bedeutung für die Lebenshaltung ungemein stieg, so der Mais, der Reis, der Sesam, der Safran, der Zucker (Sirup), alle möglichen Spezereien (z. B. Ambra), Weihrauch und Gewürze (Nelken, Pfeffer, Muskatnuß und andere), ferner die Pistazie und Limone, der Eierapfel, die „Pflaume von Damaskus", die Wassermelone, der Aschlauch (échalotte, Zwiebel von Askalon), die Artischocke, das Johannisbrot. Weiter drangen nun in Fülle die Produkte der blühenden orientalischen Industrie ein. Der arabisch benannte Baumwollstoff (Kattun), ferner Gewebe wie Damast (nach Damaskus), Musselin (nach Mossul), Baldachin (nach Bagdad, ursprünglich eine Stoffbezeichnung, dann auch den tragbaren Thronhimmel bedeutend, der nun im Abendland bei kirchlichen Aufzügen üblich wurde), Seide, Samt, Atlas kamen ungleich stärker als bisher. Häufiger erhielt man auch die früher von Byzanz verbreiteten orientalischen, jetzt zum Teil neuartigen, farbenglänzenden, mit wunderbaren Tiergestalten bedeckten Teppiche als beliebte Beutestücke, ebenso kostbare Stickereien, die ebenfalls mit Tierfiguren verziert waren und als Altardecken und Paramente auch in die Kirchen gelangten. Weiter führte man neue Farben (Karmoisin, Lila) und Farbstoffe (Alaun, Indigo, rotes Sandelholz) ein, ferner den Lack, wenigstens wurde dieser jetzt allgemeiner verwendet. Die Tracht erfuhr ebenfalls einige Einwirkung, die bereits von Byzanz überkommenen Prunkkleider (vgl. S. 133 f.) wurden häufiger. Die vornehme Tracht näherte sich überhaupt mehr dem orientalischen Charakter. Die Joppe ferner scheint orientalisch beeinflußt, wohl auch die Pantoffeln. Das schon bei den Alten übliche Schminken ist gleichfalls vom Orient her verbreitet worden, und ebenso führte man Parfüme in Masse ein. Das Tragen des Vollbartes, dessen Fehlen für den Abendländer charakteristisch geworden war, wurde wieder neu belebt, zunächst durch die Pilger, dann durch die in Palästina lebenden „Franken", und wurde nun allgemein. Daß die alte Neigung zu Perlen- und Edelsteinschmuck neue Steigerung erfuhr, ist klar. Die Vornehmen liebten jetzt feine Schmuckwaffen, z. B. elfenbeinerne Lanzen mit tauschierten Spitzen, die der Orient so zierlich herstellte. Noch in den höfischen Dichtungen werden die türkischen und griechischen Waffen gerühmt. Die ganze Lebensausstattung gewann überhaupt einen weicheren, üppigen Charakter (Sofa, Diwan, Matratze): sogar ins Feld zog man jetzt mit orientalischen Prunkzelten. Bei der größeren Masse der einströmenden Luxusartikel wurden selbst in weiteren Kreisen bis dahin nicht empfundene Luxusbedürfnisse geweckt. Auch in Bürgerkreisen aß man und kleidete sich schon feiner, schmückte

Digitized by Google

die Wohnräume reicher. Die Dampfbäder, längst bekannt, wurden jetzt allgemein üblich, überhaupt das Badewesen mehr entwickelt. Aber vor allem die vornehmen Kreise wurden nunmehr nicht nur in materiellen Dingen anspruchsvoller, es verbreitete sich überhaupt eine sinnlichere, weichere Weise, und die ästhetisch-sinnliche Lebensanschauung der ritterlichen Gesellschaft ist sicherlich dadurch mit beeinflußt worden.

Selbst auf die rein gesellschaftliche Seite dieses Lebens erstreckte sich solcher Einfluß, namentlich die feineren Sitten der Sarazenen sind zum Teil auf ihre christlichen Feinde übergegangen, und auch der Handelsverkehr hat eine gesellschaftliche Verfeinerung mit herbeigeführt. Wirkten schon nach dieser Seite die Kreuzzüge auf das Rittertum, so waren sie wie die Kämpfe mit den Ungläubigen in Spanien usw. für das Rittertum überhaupt der Anstoß zu kräftiger Entwickelung, das belebende Element und der Ansporn zu großen Leistungen.

Sehr viel haben aber die Abendländer gerade auf dem Gebiet des Kriegswesens von ihren Feinden, die darin allerdings wieder Byzanz manches verdankten, gelernt. Dahin sind die vollere Rüstung des Reiters, der Kettenpanzer sowie die Bepanzerung der Rosse zu rechnen (vgl. S. 136), dahin auch die Verwendung des kleinen handlichen Schildes, der Tartsche, wohl auch die ausgedehntere Verwendung der Armbrust. Von großer Bedeutung für die Zukunft war sodann das den damaligen Abendländern fast neue arabische Befestigungs- und Belagerungswesen. Es stützte sich wieder wesentlich auf antike Erbschaft, auf die in den unterworfenen Ländern erhalten gebliebenen Festungen, auf die von Byzanz bewahrte Tradition der römischen Belagerungsmaschinen und auf das literarisch und praktisch überlieferte empirisch-naturwissenschaftliche Wissen des Altertums. Alles war aber von den Arabern fortentwickelt worden und wirkte nun auf die westlichen Ritter, namentlich die Normannen, wie etwas ganz Neues. Insbesondere die bedeutende Festung Antiochia wurde ein bewundertes Muster. Die Fortifikation war übrigens auch theoretisch von den Arabern gepflegt worden, sie machten ferner in Explosivstoffen wie in chemischen Dingen überhaupt eigene Versuche. So begann denn zunächst eben für Normannen und Italiener, dann aber für das weitere Abendland eine neue Epoche der Fortifikation wie des Artilleriewesens. Man übernahm die Doppelbefestigung mit Außenwerken und Zwinger (Babarkanen), die Schleudermaschinen, das griechische Feuer und anderes. Das führt uns auf das rein technische Gebiet. Die Nautik, die die Araber durch ihre besseren astronomischen Kenntnisse sehr gehoben hatten, erfuhr die mannigfaltigste Bereicherung. Darauf weisen Ausdrücke wie Zenit, Bussole, Admiral, Arsenal, kalfatern und andere. Die Wasserbussole ist aber nicht erst in den Kreuzzügen übernommen worden: gegen Ende des 12. Jahrhunderts wird sie wie etwas schon lange Bekanntes erwähnt, war freilich aus Aberglauben doch nicht recht in Gebrauch. Der eigentliche Kompaß wurde erst zu Anfang des 14. Jahrhunderts — wir wissen nichts Genaueres darüber — erfunden. Von der ausgebildeten arabischen Handelstechnik lernten zunächst vor allem die Italiener. Entlehnte Ausdrücke sind unter anderen Basar, Karawane, Tarif. Ferner kam die aus China von den Arabern übernommene Papierfabrikation aus Hadern, die sie auch in Sizilien und Spanien pflegten, aber als Geheimnis behandelten, ins Abendland. Von Musikinstrumenten bürgerten sich Laute, Trommel, Pauke und andere ein.

Auf künstlerischem Gebiet wirkte der religiöse Charakter der abendländischen Kunst einigermaßen hindernd, auf dem der Baukunst z. B. war der Kirchenbau schon als ganz gegensätzliches Gebilde arabischen Einflüssen schwer zugänglich. Daß freilich auch das rein

Digitized by Google

kirchliche Leben keineswegs ſolche Beeinfluſſung ausſchließt, zeigt, um das nebenher zu erwähnen, der aus Indien den orientaliſchen Chriſten überkommene Roſenkranz, den die Araber übernahmen und erſt dem Abendlande vermittelten. Der Kirchenbau in den fränkiſchen Kreuzfahrerſtaaten wehrte im ganzen arabiſche Einflüſſe ab, weniger ihr Profanbau, und aus ihm mögen dann doch einzelne Elemente ins Abendland gedrungen ſein; als ſolche hat man den Hufeiſenbogen und den aus kleinen Bogen zuſammengeſetzten Bogen angeſehen. Riehl erzählt einmal, wie er auf einer Fußreiſe mit Scheffel die Burg Reichenberg beſucht und im alten Mauerwerk nach ſyriſch-fränkiſcher Architektur geſucht habe, den Orient in der Grafſchaft Katzenelnbogen: aber er fand doch weſentlich nur Abendländiſches, und dies wird wohl überall das Reſultat ſein. Dagegen läßt ſich eine nachhaltige Wirkung des Geſamteindrucks der farbenglänzenden, reichverzierten, phantaſtiſchen, faſt zauberhaft erſcheinenden Palaſtbauten, die alle Mühe und Schwierigkeit des Baues völlig vergeſſen laſſen, auf die Abendländer annehmen. Ihre Phantaſie wurde damit erfüllt, ſie wurden nun zu glänzenderen, leichteren, belebteren, dekorativeren Bauten, wie es die entwickelten romaniſchen Kirchen- und Profanbauten in Skulptur und Architektur ſind, angeregt.

Leinenſtickerei des 14. Jahrhunderts, im German. Nationalmuſeum zu Nürnberg. „Mitteil. aus dem German. Nationalmuſeum", 1884—86. Vgl. Text S. 302.

Digitized by Google

Auf die reichere Gestaltung des Ornaments durch solche Einflüsse weist schon die „Arabeske“ hin. Als Gewinn für die europäische Ornamentik tritt diese insbesondere auch in der Kleinkunst hervor, so noch in den deutschen Stickereien späterer Zeit (siehe die Abbildung S. 301), auf die namentlich die aus dem Orient gebrachten, oft in Kirchen verwandten Tücher und Decken gewirkt haben mögen. Überhaupt hat gerade das Kunstgewerbe, wesentlich auch durch die vermehrte Einfuhr erbeuteter oder erhandelter Gegenstände selbst, der Elfenbeinschnitzereien, Goldschmiedearbeiten, Emailarbeiten, starke orientalische Einflüsse erfahren; davon zeugen die Schmuckſachen, ferner die Kästchen und Büchſen für die massenhaft fortgeschleppten Reliquien. Jene älteren „byzantinischen“ Einflüsse (vgl. S. 134 f.) sind freilich noch immer zu spüren, so in den Goldschmiedearbeiten: besonders nach dem Südosten scheinen „Griechen“ selbst gekommen zu sein (vgl. S. 135). Anderseits waren lernbegierige Kunsthandwerker aus dem Abendland nicht mehr nur in Byzanz, sondern jetzt auch in den arabischen Hafenplätzen zu finden, jedoch weniger zahlreich als die Kaufleute. Diese Leute, namentlich Goldschmiede, haben dann arabischen Geschmack wohl auch nach Italien verpflanzt. Die schon in den abendländischen Klöstern betriebene Teppichweberei nahm nun durch solche gegen früher stark vermehrte Anregungen einen großen Aufschwung und wuchs zur blühenden Industrie in Seide und Wolle aus. Zuerst wurde diese Fabrikation anscheinend in dem normannischen Sizilien von sarazenischen Arbeitern selbst betrieben, die dann auch anderswohin kamen. Sarrasinois nannte man in Frankreich den Teppichfabrikanten.

Jene starke Belebung der Phantasie wirkte damals überhaupt auf den Geist der Abendländer, die ganze Ideenwelt wurde angeregt, die Dichtung mächtig befruchtet. Diese erfuhr zugleich direkte Einflüsse in stofflicher Beziehung durch die Fülle einströmender Sagen und phantastisch-romantischer Geschichten, die zum Teil ganz neu waren, zum Teil bereits vorhandene ähnlichen Inhalts färbten und umgestalteten. Sehr wichtig ist sodann die Förderung des abendländischen Wissens durch die Araber, die hierin, wie gesagt, freilich das Beste der Antike verdankten. Ein reges Schul- und Akademieleben, das sich in den Ländern des Islams seit dem 8. Jahrhundert entwickelt hatte, hat eine wirkliche Wissenschaft hervorgerufen, vor allem weil man die antiken Autoren nicht wie im Abendland nur um ihrer Form willen studierte, sondern aus ihnen neue Erkenntnis schöpfte. Diese Gelehrsamkeit konnte auf das Abendland allerdings nur durch gelehrte Geistliche wirken, die denn auch früh, namentlich von Spanien aus, sich haben beeinflussen lassen (vgl. S. 299). Dort klagte der Bischof von Cordoba über den Eifer, mit dem die Christen die poetischen wie die philosophischen und theologischen Schriften der Araber lasen. Die Astronomie, namentlich von den spanischen Arabern gepflegt, wurde eben durch Anlehnung an diese auch in Westeuropa gehoben. Entsprechend wirkten die damit zusammenhängenden sehr bedeutenden arabischen Leistungen in der Mathematik (vgl. schon Gerbert, S. 236). Namentlich das bloße Rechnen wurde jetzt weniger primitiv betrieben, und mit der neuen, ursprünglich indischen Methode (neun Ziffern und die Null) kamen auch die arabischen Ziffern — das Wort ist arabisch — ins Abendland, beides vorzugsweise wohl wieder durch den italienischen Handelsverkehr. Bekannt ist sodann die Belebung der europäischen Heilwissenschaft durch die Araber: Montpelliers Aufschwung wird vielleicht ihren Anregungen verdankt, und das medizinische Studium gewann durch die von Arabern übersetzten Schriften der antiken Autoren (Hippokrates, Galenus) wie durch arabische Werke selbst außerordentlich. Auch neue Heilstoffe (Aloe, Galgant, Mastix, Manna usw.) kamen mit jenen sonstigen Waren, ebenso neue Methoden der Arzneimittelbereitung. Das Wort Elixier ist

Digitized by Google

arabisch. Freilich wurde durch manche neue wunderbare Wirkung von Tränken auch dem Aberglauben neue Nahrung gegeben, wie denn, ganz abgesehen von der Einwirkung der Kreuzzüge auf Belebung der Wundergeschichten usw., überhaupt abergläubische Bräuche und Anschauungen mit eingedrungen sind: Amulett, Talisman sind wieder arabisch. In der Poesie spielt jetzt ebenfalls nach orientalischem Vorbild das Zauberwesen eine größere Rolle. Anderseits ist aber das Wissen von der Natur durch die arabische Vermittelung der antiken Autoren einigermaßen gefördert worden, wenn es auch in einem später (S. 362 ff.) noch zu schildernden wunderbar gemischten und kirchlich beschränkten Zustand blieb. Vor allem drang die Aristotelische Philosophie, obgleich Byzanz die Werke des Aristoteles in der Originalsprache bewahrte, erst wieder durch die arabischen Übersetzungen und Kommentare in das abendländische Geistesleben (vgl. S. 358).

Die ganze also herbeigeführte Belebung der geistigen Kultur hat nun allerdings, dem Bildungsmonopol der Geistlichen entsprechend, zunächst nur auf diese gewirkt. Aber man kann auch von einer geistig befreienden Wirkung der Kreuzzüge auf die Laienwelt reden. Schon die bloße Erweiterung des räumlichen Horizonts bedeutete eine solche des geistigen: die vielen neuen Erscheinungen, das Leben und die Einrichtungen in den fremden Ländern, Tiere, Pflanzen, Produkte und Genüsse, waren gerade für die bisher isoliertesten unter den Kreuzfahrern eine ungeheure geistige Bereicherung; sie schärften aber weiter die Beobachtungs- und Auffassungsgabe, die Kombinationsfähigkeit; man kam durch Vergleichung zur Kritik, es ergab sich eine innere Erschütterung, sogar eine Abwendung von alten Anschauungen. Wenn man bedenkt, wie viele Tausende, auch aus Deutschland, bei dieser über zwei Jahrhunderte sich erstreckenden Bewegung ins Morgenland gekommen und meist wieder zurückgekehrt sind, wird man eine solche geistige Umkrempelung in sehr großem Maße annehmen müssen. Mag die Steigerung der Wundersucht, mögen später Erscheinungen eines verzückten Fanatismus in der jetzt herbeigeführten gemütlichen Aufregung zum Teil ihren Ursprung haben, im ganzen brachte dieses innere Erlebnis eine geistige Hebung und Förderung.

Dazu kam nun der fortwährende Verkehr der abendländischen Nationen untereinander. Lernten sie alle gemeinsam vom Orient, so lernten die weniger kultivierten, d. h. nicht zuletzt die Deutschen, wieder von anderen, höher gebildeten Abendländern. Es kam ein fortwährender Austausch zustande, dessen lebendigster Zeuge die jetzt mit fremden Wörtern fast überfüllte Sprache war; man näherte sich einander kulturell mehr und mehr. Und während diese Berührung auf den Kreuzzügen selbst vorzugsweise dem führenden und tragenden Element, den Rittern, zugute kam, bedeuteten die Hineinziehung Deutschlands in den so gewachsenen abendländisch-morgenländischen Handelsverkehr sowie die gesteigerte Verbindung zwischen Romanen und Deutschen auch eine kulturelle Schule besonders in den Formen fortgeschrittener Wirtschaft, gerade auch der Geldwirtschaft (vgl. S. 289 f.), für die an diesem Verkehr teilnehmenden bürgerlichen Schichten. Keineswegs aber ergab diese Berührung ein internationales Gemisch, vielmehr erzeugte sie Reibung; der nähere Verkehr ließ die nationalen Unterschiede bemerkbar werden, und gerade dadurch machte das nationale Selbstbewußtsein, das nationale Fühlen, eine so wichtige Vorbedingung für die selbständige geistige Entwickelung, bedeutende Fortschritte. Die Kreuzzüge wirkten in dieser Beziehung ebenso wie die Kaiserpolitik, die durch ihre universalistischen Bestrebungen nur die nationalen Gegensätze weckte (vgl. S. 118). Schon Gottfried von Bouillon mußte die Sticheleien und Streitigkeiten zwischen Deutschen und Franzosen beizulegen suchen; später,

Digitized by Google

vor Accon, lagen sich beide Nationen, ebenso wie andere, fortwährend in den Haaren. Es war dieselbe Erscheinung, wenn der von Konrad III. und König Ludwig von Frankreich gemeinsam unternommene Kreuzzug mit völligem Bruch und politischer Gegnerschaft endete. Die Gefühle der Deutschen aber gegen die Italiener und umgekehrt zeigt später eine Stelle aus Freidanks „Bescheidenheit": „Und könnten deutsche Leute das Land gewinnen heute: die Welschen hassen sie so sehr, den Heiden gönnten sie's viel eh'r." Die nationale Sonderung hat dann auch wieder zur stärkeren Pflege geistiger nationaler Güter geführt. Beides ergab zugleich eine Emanzipation von der geistigen Herrschaft der Kirche mit ihrer internationalen lateinischen Sprache und ihrer ausschließlich geistlichen Dichtung. Obgleich Geistliche selbst die nationale Schriftsprache begründet hatten (vgl. S. 112), bedeutete jede Betonung des Nationalen eine gewisse Wendung gegen die Kirche.

Dieser Wendung, die zur geistigen Befreiung notwendig war, sind nun eben wieder die Kreuzzüge zu Hilfe gekommen, indem sie, die Unternehmungen der Kirche, einen antikirchlichen Zug weckten. Schon daß sie, die aus asketischen Motiven hervorgegangen waren, bei vielen Teilnehmern Weltfreude und Betätigung weltlicher Gesinnung, oft in wüster Form, hervorriefen, daß sie jenen freieren Horizont eröffneten, daß die Bekanntschaft mit den heidnischen Feinden bei sehr vielen den Glauben an den unüberbrückbaren Abstand der Christen von jenen minderte, trug zur Erschütterung des bisherigen kirchlichen Sinnes bei. Jene Hineinmischung weltlicher Motive nimmt bei den späteren Fahrten außerordentlich zu. Unter den im „Reinfried von Braunschweig" aufgeführten Motiven der Ritter, welche mit dem Herzog von Sachsen ziehen, tragen nur zwei religiösen Charakter. Sonst werden Abenteuerlust, Freude am Tjostieren, Lust, die Welt zu sehen, Frauendienst, bedrängte Lage daheim und Hoffnung auf Beute, Langeweile und Ehrgeiz genannt. Anderseits war ja seitens der Kirche selbst der Gegensatz zur Welt und zu heidnischer Gesinnung eben durch diese von ihr geforderten Kriegszüge gemildert; die Weltlichkeit, sofern sie sich nur mit äußerem Kirchentum verband, setzte sich auf den Kreuzzügen gewissermaßen als kirchlich erlaubt durch. Aber diese hatten nun weiter auch eine unverhüllt kritische Stimmung gegen Papst und Kirche erregt. Zunächst wirkte darauf hin, daß der Kreuzfahrer, auf sein Verdienst eingebildet, sich in unmittelbaren Beziehungen zum Herrn wähnen durfte, also die Vermittelung von Papst und Klerus nunmehr weit weniger schätzte. Anderseits wurde dieselbe Macht, die die Kreuzzüge als etwas Segenbringendes, Gottgefordertes hinstellte, leicht verantwortlich gemacht für die zahlreichen Mißerfolge und üblen Begleiterscheinungen; daheim und auf der Fahrt kritisierte man. Schon beim ersten Kreuzzug (vgl. S. 263) schüttelten nicht wenige über diese seltsame Forderung der Kirche, die so viel Wildheit, Liederlichkeit, sogar Aufgabe von Haus und Familie hervorrief und von so vielen Leuten mit weltlichen Motiven oder gar von zuchtlosem Gesindel zu der ihrigen gemacht wurde, die Köpfe. Über den zweiten Kreuzzug, der mehr als jener auch die Deutschen begeisterte, urteilen die Würzburger Annalen: „es kamen ins Land falsche Propheten, Söhne Belials, Eideshelfer des Antichrist, welche durch nichtige Worte das Volk verführten". Sie glauben, daß die Leute nur ins „gemeinsame Verderben" ziehen werden, sie reden von einem Wahn und einer Begierde, „sich in unermeßliche Gefahr der Seelen und der Leiber zu stürzen". Gerhoh von Reichersberg sieht in dem kläglichen Ende des Kreuzzuges von 1147 die gerechte Strafe für die vielen „Sünden der Teilnehmer". Namentlich die Zurückgekehrten waren meist, je idealer sie waren, um so mehr ernüchtert und mochten auf den Urheber des Ganzen nicht immer gut zu sprechen sein.

Digitized by Google

Und wenn sie krank oder gealtert oder gar als wüste Leute, von Ausschweifungen geschwächt, heimkamen, waren wieder die zu Hause Gebliebenen leicht zu schelten geneigt. Solche kritische Stimmung erweiterte sich dann bald zu einem allgemeineren, schärferen Aufmerken auf die Schäden innerhalb der Kirche selbst, so sehr und so oft von jeher gerade Geistliche den Finger darauf legten.

Daß sich ein solcher Geist aber insbesondere unter den Laien verbreitete, daß man z. B. gern auf die Habsucht des Papstes und der Kirche hinwies, dazu hatten doch wieder bereits andere Momente beigetragen, so vor allem jene Verwirrung der Laien durch den Streit zwischen Kaiser und Papst. Viele Kleriker traten gegen den Papst gewiß nicht nur in der umfangreichen, schimpfenden geistlichen Streitschriftenliteratur, sondern auch kräftig im Volke auf. Hetzte der Papst die Masse gegen die verheirateten Priester und die Bischöfe, die ihm Widerstand leisteten, auf, ging er gegen den Herrscher in bis dahin unerhörter Form vor, so erschütterte er dadurch nicht nur alles Autoritätsgefühl, sondern er gab zugleich sich und die Kirche selbst der Kritik preis, gerade wie das Hervortreten der Päpste bei der Kreuzzugsbewegung auch sonst ihre Lehre wie ihre Person zu sehr der allgemeinen Beurteilung aussetzte. Der Bann verlor bei seiner Massenanwendung in jenem Streit mit dem Kaiser völlig seine Schrecken. Daß die Religion überhaupt nicht das Höchste sei, hatte das Papsttum selbst mit seinen weltlichen Bestrebungen, mit seiner politisch-juristischen Auffassung des kirchlichen Wesens gezeigt. Daß in jenem Streit die Kirche auch äußerlich durch die außerordentliche Minderung des Kirchengutes eine Schwächung erfuhr, war für ihre moralische Stellung ebenfalls nicht unwichtig. Gerade die Bannung kaiserlich gesinnter Prälaten durch den Papst machte das betreffende Kirchengut gewissermaßen vogelfrei; überhaupt hat Gregor VII. geradezu zur Wegnahme des Gutes der Gegner aufgefordert. Respekt vor dem Kirchengut hatten Herrscher und Adel nie gezeigt. Aber die damalige systematische Plünderung hat die Kirche um einen wesentlichen Teil ihres Einflusses gebracht und zu einer stärkeren Mißachtung der Geistlichen selbst geführt.

Mehr kommt aber ein deutlich bemerkbarer innerer Verfall der Kirche in Betracht. Die asketische Richtung, die so viel gesundes kulturelles Streben des Klerus vernichtet oder beeinträchtigt hatte, war auf die Dauer doch nicht siegreich geblieben. Zwar das rege geistige Leben war größtenteils dahin; nicht nur der gewöhnliche Pfarrklerus, der trotz einiger Besserung noch im 13. Jahrhundert mindestens zur Hälfte ohne jede Bildung war und meist nur in den Städten über das Messelesen hinauskam, sondern auch die Kloster- und Stiftsgeistlichen hatten in ihren Schulbestrebungen und Studien außerordentlich nachgelassen (vgl. S. 257); Schulen wie die zu Fulda, St. Gallen, in der Reichenau oder zu Mainz, Köln, Hildesheim verfielen mehr und mehr; nur einzelne, wie Hersfeld, hielten sich besser, und namentlich in dem französischen Westen, in Lüttich, bildete sich jetzt ein entschiedenes geistiges Übergewicht aus, bis auch Lüttich von Paris in den Schatten gestellt wurde. Keineswegs war aber das eigentlich kirchliche Leben in besserer Blüte. Zur kirchlichen Volkserziehung durch die Predigt war jener ungebildete Pfarrklerus größtenteils unfähig; daß trotz der Reformer auch die klösterliche Zucht gerade durch die aufgeregte Agitation in jenem Streit zwischen Kaiser und Papst bald wieder sank, zeigt das abermals von Frankreich ausgehende Bedürfnis einer neuen Klosterreform durch Prämonstratenser und Zisterzienser. Jene Wirren haben auch zur Schädigung des kirchlichen Lebens sonst viel beigetragen (vgl. S. 262). Eben die große Minderung oder Zerstörung des äußeren Gutes veranlaßte nicht nur einen Rückgang der

Digitized by Google

Schulen, der Armen- und Krankenpflege, sondern bei der verringerten Zahl der Geistlichen auch der Seelsorge. Man sah nach den freilich übertriebenen Worten der „Vita Adalberonis“ „überall zerstörte Kirchen und zahlreiche Schutthaufen“, die Geistlichen waren zum Teil verjagt. Manche Klöster verfielen, und die wenigen Mönche, die in ihnen noch saßen, fristeten ihr Leben zuweilen vom Bettel; auch städtische Kirchen waren verödet und verwahrlost, ihre Geistlichen vertrieben und deren Häuser zerstört. Solche aus kirchlichen Quellen zu schöpfenden Bilder sind allerdings nicht allgemein gültig, aber auch ein geringeres Maß der Zerstörung hemmte schon das kirchliche Leben. Stark vermehrte sich die Zahl der bettelnd umherstreifenden Mönche und Kleriker, die das Ansehen des Standes außerordentlich schädigten. Wo anderseits noch strenger kirchlicher Geist herrschte, nahm er eben infolge jener Abwendung von geistigen Interessen wieder einen rückständigen, götzendienerischen, wundersüchtigen Charakter an. Diese Wundersucht stieg durch die Kreuzzüge und die damit verbundene Agitation. Nach Gerhoh von Reichersberg hatten damals „die, welche Lärm und Vorzeichen und Genesung begehrten, vor der Menge einbrechender Wundertaten kaum Zeit, ihr Brot zu essen“. Wenn hier ein Geistlicher selbst auf diesen Unfug hinweist und sogar geradezu von Betrug spricht, so mußte bei vielen, gegen früher jetzt doch geistig selbständigeren Laien sicherlich ein gleich kritischer Geist herrschen und gerade die Übertreibung dieser wunderbaren Heilungen zur Antipathie gegen eine mit solchen Mitteln arbeitende Kirche führen. Der phantastischen Wundersucht trat infolgedessen zum Teil eine größere Nüchternheit gegenüber. Die heiligen Stätten selbst wirkten ferner in noch höherem Grade als heute sehr illusionszerstörend. Insbesondere richtete sich aber solch kritischerer Geist nunmehr gegen die ausschließliche Daseinsberechtigung der römischen Kirche: der Islam erschien gar nicht so furchtbar, und ebenso hörte man jetzt mehr von der griechischen Kirche. Es begannen so die *ersten Ansätze zur Erschütterung der Gleichsetzung von Christentum und römischer Priesterkirche: die alten ketzerischen Unterströmungen erhoben wieder ihr Haupt*; immer zahlreicher wurden die Sekten gegen Ende dieses Zeitalters. Das immer vorhandene tiefe religiöse Volksbedürfnis fühlte sich innerhalb der Papstkirche nicht befriedigt, und das Laientum suchte allmählich auch auf religiösem Gebiet sich selbst zu helfen (vgl. S. 417). Ein demokratisches „reines“ Christentum begann seine Propaganda, wodurch die Kirche schließlich, im Gefühl der Gefahr, zu Ketzerverfolgungen (vgl. S. 419) getrieben wurde.

Das Resultat von alledem war jedenfalls *eine starke Minderung des Ansehens der Geistlichen, zum Teil der Kirche selbst*. Zu dem negativen Zug der Beeinträchtigung der führenden wirtschaftlichen wie geistigen Rolle des Klerus kamen *positiv die* (S. 267) *erörterte Betonung der weltlichen Interessen*, die gerade auch durch die Kreuzzüge (vgl. S. 304) besonders gefördert wurden, weiter *jene soziale Festigung der diese Interessen vertretenden laiischen Stände und ihr Streben nach selbständiger kultureller Betätigung*. Es ist auch nicht zufällig, daß *die Antike* wieder über den formalen Einfluß hinauskam, z. B. die Sittenlehre beeinflußte, daß die Dichtung „Moritz von Craon“ in ihr auch den Quell der ganzen höfischen Kultur sehen konnte. Man suchte dem neuen Geist nun auch in der Dichtung und in der Kunst stärker Ausdruck zu geben. Deutsche Eigenart, die ja immer kräftig geblieben war, hatte sich in jener („Ruodlieb“) wie in dieser (vgl. S. 200 f. und 217) bereits länger angekündigt. Kurz, in diesem Zeitalter wurde einer neuen Laienkultur der Boden bereitet. Die Kreuzzüge haben durch jene unbeabsichtigte Hinwendung auf die realen Interessen, insbesondere durch die Förderung des Handelsverkehrs nicht nur

Digitized by Google

den Grund zu einer rein weltlichen geldwirtschaftlichen Kultur gelegt, sondern eben dadurch auch dem Verstand, zunächst dem nüchternen, geschäftsmäßigen Denken, zu größerem Einfluß auf die ganze Lebensanschauung verholfen und so einen der kirchlichen Glaubenssphäre entgegenwirkenden Faktor gefördert; hier liegen die eigentlichen Ausgangspunkte der Auflösung der mittelalterlichen und der Entstehung der modernen Welt. Eine Überwindung des Ideals der Weltvereinung tritt anderseits zunächst durchaus nicht ein. Wir betonten schon (S. 305 und früher) das ständige Auftreten neuer strenggesinnter Orden, die gegenüber der immer wieder triumphierenden Weltlichkeit den asketischen Geist neu zu beleben suchten, und werden später (S. 421, 426) von einem aufgeregten Bußgeist sogar der weiten Masse zu berichten haben. Noch lange behielt die Kirche, die sich freilich nun meist mit einer äußeren Kirchlichkeit begnügte, die Macht über die Seelen und in kultureller Beziehung eine führende Stellung; aber ihr Monopol ist durchbrochen, und mehr und mehr wird ihre Macht als die neuen Kräfte hemmend empfunden. Zugleich wird die mittelalterliche Welt als internationale Kultureinheit, die eben durch den kirchlichen Romanismus zusammengehalten war, durch die jetzt (vgl. S. 303) einsetzenden nationalen kulturellen Sonderentwickelungen gesprengt, wieder ein für die ganze moderne Kultur grundlegender Zug. So vollzieht sich durch die Kreuzzüge eine der größten kulturgeschichtlichen Wandlungen auch für den deutschen Menschen; auch sie war eingeleitet durch die Kirche, aber ihr Resultat war der Sieg der Welt.

Digitized by Google

VI. Ausbreitung einer feineren gesellschaftlichen, geistigen und künstlerischen Kultur unter den Einwirkungen der kulturellen Vorherrschaft Frankreichs in Europa: Höfisch-ritterliche Kultur, Scholastik und Gotik.

In einer Briefsammlung des Mönches Wernher von Tegernsee (um 1170) ist uns unter lateinischen Liebesbriefen einer Frau an einen Geistlichen einer erhalten, der uns Geistliche und Ritter als Nebenbuhler zeigt. Jener hat sie vor den Rittern wie „vor gewissen Ungetümen" gewarnt, und sie besänftigt den Eifersüchtigen. Der Streit zwischen Ritter und Kleriker um die Gunst bei Frauen ist auch öfter poetisch, z. B. schon im „Ruodlieb", später in der geistlichen Vagantenpoesie behandelt worden, wobei zunächst immer der Geistliche Sieger bleibt. „Der Geistliche versteht die Maid besser zu lieben als der Rittersmann", heißt es in einem solchen lateinischen Vagantengedicht. Erst in der deutschen Schwankdichtung wird der Geistliche stets von dem Ritter ausgestochen. Man kann aber jene kleine Episode typisch nehmen. Der Geistliche und der Ritter sind überhaupt Nebenbuhler geworden, nicht nur im Wettstreit darüber, wem die Frau, deren Lehrer ja häufig der Geistliche war, sich zuneigt, wessen „Sitte" und „Ehre" sie bewundert, sondern überhaupt in der Beeinflussung, der Beherrschung der übrigen Welt. Sie werden auch später oft einander gegenübergestellt, mit oder ohne Absicht. „Wer da ritter werden wil", heißt es im „Leben Erkanberts", „dem kan es geschaden ouch niht vil, daz er lernet die bucher lesen. Wil er aber geistlichen wesen [sein], so hilft es im ein michel [groß] teil." Der Geistliche, der bisherige alleinige Kulturträger, sieht einen neuen heraufkommen, den Träger einer ganz anders gearteten Kultur. Eben hatte man die Verneinung der Welt gefordert, jetzt trat die Welt siegreich mit einem eigenen Kulturideal hervor. Vergebens begann man den neuen Geist zu bekämpfen; am schärfsten und eindringlichsten hat es Heinrich von Melk, ein gewaltiger Dichter, getan. Aber die neue weltliche Kultur, die der Ritter vertrat, war die überlegene. Sie hat von Anfang an sogar die Geistlichen mit ihrem Zauber zum Teil gewonnen. Diese, die für die kirchliche Propaganda eben auch die deutsche Dichtung benutzt hatten, haben im 12. Jahrhundert die neue höfische Dichtung aus Frankreich einführen helfen. „Pfaffe" Konrad hat um 1130 das Rolandslied, „Pfaffe" Lamprecht das französische Alexanderlied übersetzt. Die beiden, damals auch von der bildenden Kunst bearbeiteten Stoffe ließen freilich eine Wendung ins Geistliche zu. Doch zog die geistlichen Dichter später auch das rein Weltliche an. Der Dichter des „Lancelot", Ulrich von Zatzikhoven, war Pfarrer im Thurgau. Und gerade bei Heinrich von Melk erscheint schon das „Pfaffenleben", das der Vorwurf seines Hauptwerkes ist, ganz und gar weltlich infiziert. „Frau Welt" wird die Gebieterin der Menschen: der weltliche Charakter ist der wichtigste Zug der neuen Kultur (vgl. S. 319).

Digitized by Google

Ihr Träger konnte aber noch nicht das Volk in seinen weiteren Schichten sein, vielmehr, der bisherigen Entwickelung entsprechend, nur die führende Aristokratie. Der aristokratische Charakter der ganzen Zeit ist wiederholt (S. 219, 282, 292) von uns betont worden. Wir beobachteten die einstige führende Rolle der Grundherrschaft, wir sahen, wie innerhalb der Kirche die Bischöfe und Äbte voranstanden und auch kulturell den Ton angaben, wie in der Kunst der romanische Stil der von Bischöfen erbauten großen Kirchen deutlich Züge aristokratischer Vornehmheit trägt, wie in den Städten die patrizische Aristokratie die Führung hat. So trägt nun auch die neue gesellschaftliche, ästhetisch verfeinerte Kultur des Ritters den gleichen Zug, nicht nur weil sie exklusive Standeskultur einer aristokratischen Schicht ist, sondern auch wegen ihres höfischen Charakters. Der Hof ist wieder zum kulturellen Mittelpunkt geworden, aber nicht wie unter Karl dem Großen und Otto dem Großen zum Mittelpunkt einer wesentlich geistlich bestimmten, sondern einer weltlichen Kultur. Weiter aber spielt nicht mehr der Hof des Königs allein eine Rolle, sondern neben ihm sind die Höfe der Landesherren zu Kulturzentren geworden.

Die Anfänge der Entwickelung der Landesherrschaft sind bereits (S. 268) berührt worden. Die Grundlage ihres Aufstieges war der Lehnsstaat, anderseits aber wieder die Nichtinnehaltung der Prinzipien des Lehnswesens: durch die Erblichkeit der Lehen und Ämter waren die Fürsten emporgekommen, durch Usurpierung der Rechte des Königs, der seinerseits erledigte Lehen nicht mehr einziehen durfte, sondern alsbald wieder austun mußte. Mit der zunehmenden Schwäche der Zentralgewalt, die in Frankreich und Spanien wie in England sich ganz anders durchzusetzen begann, wuchs die Selbständigkeit der Landesherren, und gleichzeitig verstanden sie ihre Macht zu konsolidieren und zu organisieren. Auch ihnen drohte durch die Entartung des Lehnswesens Gefahr, auch ihnen gegenüber hat der belehnte Adel Lehen und Ämter als erblich durchzusetzen und kleine Sonderherrschaften zu begründen gesucht. Dieser beginnenden Entwickelung entzogen die Landesherren zunächst den Boden dadurch, daß sie (vgl. S. 269) vorzugsweise Ministeriale, also unfreie Dienstmannen, zu Trägern der kriegerischen und Verwaltungsfunktionen wie des Hofdienstes machten und sie mit einem Dienstgut belehnten. Die erledigten Lehen zogen sie zu neuer Verleihung wieder ein. Der Adel verlor dadurch an Geltung und mußte häufig vorziehen, dem Fürsten in der gleichen Weise wie die Ministerialen zu dienen. Ministeriale und adlige Ritter verschmolzen schließlich (vgl. S. 270) zu einem ritterlichen Stand. Daß die Inhaber der Ritterlehen später doch nach Erblichkeit derselben strebten, selbständige Herren zu werden suchten, war unausbleiblich. Schon Ende des 13. Jahrhunderts setzte überhaupt die Emanzipation der Stände vom Landesherrn ein. Zunächst aber tritt dieser als straffer Machthaber auf. Das 13. Jahrhundert zeigt den ersten Höhepunkt dieser Entwickelung. Sein Territorium sucht der Fürst von der Zentralgewalt möglichst unabhängig zu halten, gleichzeitig erstrebt er durch allerlei Mittel, auch durch Kauf, Abrundung und Geschlossenheit desselben. Mit Hilfe der Ministerialen wird eine Beamtenverwaltung organisiert, durch die sich der Landesherr im Kriegswesen, in der Sicherung des inneren Friedens, im Gerichtswesen, in der planmäßigen Gründung von Städten, in der Ordnung von Markt und Verkehr, in der Besteuerung, auch im wirtschaftlichen Leben sonst geltend macht. Insofern die Fürsten aus dem Wirtschaftsleben Gewinn für die staatliche Macht ziehen wollen, kann man mit einem gewissen Recht den neuzeitlichen Merkantilismus in Ansätzen bereits in jene Zeit zurückdatieren. Zu Ausgang des 13. Jahrhunderts entwickelte sich schon der fürstliche Rat als Zentrale der Verwaltung.

Digitized by Google

Weiter aber verbreitete sich ein prunkvolleres Hofleben, dem das Gefolge von Rittern und Ministerialen Glanz verlieh, und das den Boden hergab für die Ausbildung einer feineren

Der Sängerkrieg auf der Wartburg. Aus der Großen Heidelberger Liederhandschrift (14. Jahrhundert) in der Universitätsbibliothek zu Heidelberg. Vgl. Text S. 311.

Oben (in neuhochdeutscher Übertragung): Die Landgräfin von Thüringen; Landgraf Hermann von Thüringen. — Unten: Hier streiten mit Gesange Herr Walter von der Vogelweide, Herr Wolfram von Eschenbach, Herr Reinmar der Alte, der Tugendhafte Schreiber, Heinrich von Ofterdingen und Klingsor von Ungarland.

gesellschaftlichen Kultur. „Du redest süß und schön, wie es sich am Hofe ziemet", heißt es schon in der „Wiener Genesis". So entsteht das „höfische" Kulturideal. „Höveschеit",

Digitized by Google

französisch courtoisie, wird das Ideal einer äußerlichen gesellschaftlichen Bildung. Auch in älterer Zeit war der Hof für die Großen naturgemäß der Hauptanziehungspunkt gewesen, und vornehme Jünglinge sind früh dorthin gesandt worden. Jetzt wächst mit der Zahl der Höfe dieser Einfluß ungemein. Die Höfe, die Mittelpunkte des Lehnswesens, in deren Dienst der Vasall zu Ehren kam, befruchten und bestimmen jetzt durchaus die allgemeine Sitte. Die Höfe sind die besten Erziehungsstätten. Das Hofleben schildern die ritterlichen Romane: im Mittelpunkt stehen glänzende Feste und Turniere. Die Hauptgelegenheit dazu bieten die Hoftage, die die Fürsten zur Regelung von politischen und Verwaltungsfragen, besonders zur Zeit der hohen kirchlichen Feste, an diesem oder jenem Orte abhalten, aber auch die großen politischen Tagfahrten und Reichsversammlungen des Königs. An den Höfen wird auch die neue dichterische Kultur gepflegt, von der wir alsbald hören werden. Die Höfe ziehen die Sänger an — wie sehnt sich Walter von der Vogelweide nach dem wonniglichen Hofe der Babenberger zu Wien, der der glänzendste von allen war! Neben dem österreichischen ragten der welfische, der meißnische Hof und der thüringische Hort der Sänger (siehe die Abbildung S. 310) hervor, im Südwesten aber strahlte der kaiserliche, der *staufische* Hof Glanz und Leben aus. Er war das Zentrum der höfischen Kultur am Oberrhein, da er es für das ganze Reich ja nicht sein konnte.

Gerade die glänzenden, *hochstrebenden Hohenstaufen* sind es, mit deren Aufstieg und tragischem Niedergang sich Blüte und Verfall der ritterlichen Gesellschaft ziemlich decken. Die Zeit Kaiser Friedrichs des Rotbarts wirkte mit ihrer Kraft und Pracht vor allem auf die Schicht, auf deren Waffentaten die neue Herrlichkeit der Kaisermacht beruhte, die ritterliche. Das große Fest zu Mainz 1184, bei dem Friedrich, selbst ein Typus des feinen Ritters von edlem Anstand und hochfliegender Gesinnung, seine Söhne Heinrich und Friedrich zu Rittern schlug, war ein kulturgeschichtliches Ereignis. Der höfische Glanz, den die zeitgenössische Literatur preisend verkündete, den auch der anwesende Heinrich von Veldeke in seiner „Eneide" zum Vergleich benutzte, war hier in vollendeter Form in die Erscheinung getreten. Die Stauferzeit bedeutet nun weiter ein neues *kulturelles Übergewicht* des altkultivierten *Südwestens* gegenüber dem an der höheren Entwickelung stets langsam teilnehmenden sächsischen Nordwesten, der unter den Sachsenkaisern immerhin eine frische Kultur hatte erblühen sehen. Die *Schwaben* sind es, die mit dem Übergang der Krone an ein schwäbisches Geschlecht der politisch führende Stamm werden. Aus den Kämpfen der Zeit erwuchs der Ruhm der schwäbischen Tapferkeit: häufig preisen nun die Dichter das den Schwaben angeblich schon von Karl dem Großen verliehene Vorstrittrecht: „Sie sind vil guote knechte, ich wil, daz si vor fechten." Aber die ältere Kultur ihres Gebietes und die regen Beziehungen zu den fortgeschritteneren romanischen Ländern verleihen den Schwaben nun auch bei dem Aufblühen der neuen höfischen Kultur eine führende Rolle. Sie wurden das Muster der neuen feinen Art, die Meister ritterlichen Benehmens. „Schwäbischen Sitten", der „rinischeit", d. h. der oberrheinischen kulturellen Überlegenheit, eiferte man überall nach. In Schwaben entfaltete sich aber auch die ästhetische Blüte dieser neuen gesellschaftlichen Bildung, der Minnesang, in hervorragendem Maße. Schwäbische Sprache war als die feinste angesehen. Überall beugte man sich vor der Schwaben „werdekeit (Trefflichkeit)", die Bruder Wernher preist. Und das ist nun überhaupt das Charakteristische: im wesentlichen wird die neue Kultur von den Oberdeutschen, neben und nach den Schwaben von den Bayern-Österreichern und Franken, getragen. Die Sachsen, deren Gegensatz zu den Schwaben sich schon im 11. Jahrhundert

Digitized by Google

mehrfach zeigt, stehen dieser Kultur ziemlich teilnahmlos gegenüber, nicht zum wenigsten aber deshalb, weil sie mehr an alter deutscher Eigenart festhalten und jene Kulturwelle in der Hauptsache eine neue Welle romanischer Kultur war.

Eben hatte der Deutsche eine Periode verhältnismäßig starker nationaler Entwickelung, politisch, geistig und künstlerisch, durchlebt; aber schon im 11. Jahrhundert machte sich etwas wie Erschöpfung geltend, zugleich eine vermehrte Disposition zur Aufnahme fremder Einflüsse, die dann in dem lebhaften Völkerdurcheinander der Kreuzzüge außerordentlich stieg. Das anfänglich noch andauernde politische Übergewicht Deutschlands bedingte keineswegs eine kulturelle Überlegenheit gegenüber den romanischen Nationen. Und während der Deutsche, wie früher, die Slawen als Barbaren nach dem Ausdruck des Cosmas „hochmütig verachtete", fühlte er sich den Romanen gegenüber ebenso untergeordnet, weniger freilich dem Italiener als dem Franzosen. Etwa seit der Mitte des 12. Jahrhunderts hatte gerade Frankreich die übrigen abendländischen Nationen überflügelt. Bis dahin waren diese, wie sie eine ähnliche soziale Entwickelung zeigten, unbeschadet der alten romanischen Überlegenheit auch in kultureller Beziehung nicht allzu sehr voneinander geschieden. Dieses Bild ändert sich nun. Frankreich wird das kulturell führende Land. Sein Einfluß äußert sich auch in Deutschland bald auf vielen Gebieten. Frankreich hatte schon die bisher herrschende geistliche Kultur auf ihren Höhepunkt gebracht, jetzt wurde es noch mehr als früher im geistigen Leben überall maßgebend. Aus diesem Lande kommt nunmehr das, was man Wissenschaft im Mittelalter nennen kann, die Scholastik. Es wird weiter tonangebend in der Kunst, zunächst in der für das Mittelalter wichtigsten, in der Baukunst, in der zuvor auch die Deutschen einen Aufschwung herbeigeführt hatten: aus Frankreich kommt die Gotik. Weiter aber bringt es eine neue gesellschaftliche Kultur hervor, und von ihrer Einwirkung auf Deutschland mag zuerst die Rede sein.

Der Westen hat von jeher ein gewisses Übergewicht Deutschland gegenüber gehabt. Ursprünglich kam den Deutschen die höhere Kultur durch keltische Vermittelung, dann aus dem romanisierten Gallien, das weiterhin zunächst wieder der Schwerpunkt der fränkischen Monarchie war. Auch später strömte vom Westen Kultur herein, namentlich äußere. Die Mode haben die Deutschen früh den westlichen Nachbarn nachgemacht; schon Kaiser Karl hat nach der Erzählung des St. Galler Mönches der modischen Kleidung seiner Hofleute zu steuern gesucht. Otto I. ferner liebte es, etwas Französisch zu sprechen (vgl. S. 225). Ein stärkeres Einströmen französischer Sitten bringt man ähnlich wie das byzantinischer mit dem Einzug der Theophano (vgl. S. 132 f.), aber mit mehr Recht mit der Ehe Heinrichs III. mit Agnes von Poitou (1043) in Verbindung. Schon damals erhob sich die Klage über das Eindringen der schandbaren französischen Modetorheiten (siehe die Abbildung S. 313), so seitens des Abtes von Gorze, Siegfried, der an den Abt zu Stablo 1043 einen bitteren Klagebrief sandte „über die schmachvolle Gewohnheit französischen leichtfertigen Wesens mit Abscherung des Bartes, mit Verkürzung und Entstellung der Gewänder, wie sie höchst schändlich und züchtigen Augen verdammlich ist, und mit vielen anderen Neuerungen". Insbesondere ist er darüber zornig, daß die Anhänger dieser „Possen" beim Könige den meisten Einfluß haben und andere dadurch zur Nachahmung verlocken. Aber dieser gesellschaftliche Einfluß Frankreichs stieg andauernd. Adenet le Roi rühmt von diesem Lande, daß es stets dargestellt habe „die Blüte und Reinheit der Waffen, der Ehre, des feinen Anstandes, der Höflichkeit und der Freigebigkeit: da trifft und hat man ein Muster von dem, was

Digitized by Google

man tun und lassen muß". Dem entspricht der sprachliche Einfluß. Es war bei dem Übergewicht Frankreichs natürlich, daß an den Grenzen seine Sprache die deutsche zurückdrängte; aber sie war auch bereits auf dem Wege, eine Weltsprache zu werden. Das bestätigt ausdrücklich Martino da Canale, der deshalb seine venezianische Geschichte französisch abfaßte. Schon 1110 lernten zwei junge deutsche Aristokraten bei einem Mönch unweit Coucy Französisch. Frankreichs gesellschaftliche Sitte aber begann immer mehr die gleiche Rolle wie schon vorher seine geistliche Bildung zu spielen. Zu der klerikalen Bedeutung gewinnt Frankreich die antiklerikale. Freilich war es auch damals schon das Land lockeren Lebensgenusses, und das „arglistige, bestrickende Paris", wie es der Abt Peter von La Celle einmal nennt, stand früh in schlimmem Ruf. Das tat jedoch jenem gesellschaftlichen Einfluß keinen Abbruch.

Kostüm des 11. Jahrhunderts. Initiale aus einem Evangeliar von St. Nikolaus in der Hof- und Staatsbibliothek zu München (cod. lat. 16 002). Vgl. Text S. 312.

Der Träger der neuen höfischen Sitte wurde das französische Rittertum. In seiner Kultur wirkten nordfranzösisch-normannische wie maurisch-provenzalische Elemente zusammen. Die normannischen Ritter brachten das konventionelle, übertrieben zeremonielle und im Grunde durchaus unfreie, äußerlich glatte Wesen in die höfische Sitte, ließen aber den kriegerischen Grundcharakter der neuen Schicht nicht vergessen. Der normannische Ritter, einst ein wilder Recke, jetzt in romanischen Ländern wie umgewandelt, war der vorbildliche ritterliche Typus. Im Süden anderseits waren die Sarazenen Begründer feinerer gesellschaftlicher Sitten gewesen; diese Einflüsse vermittelten die Provenzalen. Die normannischen wie die provenzalischen Ritter hatten nun ferner auf dem ersten Kreuzzug glanzvollen Ruhm sich erworben, und so erschienen sie denn auf den späteren Kreuzzügen der übrigen Welt als inkarnierte Halbgötter, als Muster feinen Benehmens, prunkvoll und doch männlich. Das Rittertum mit seiner feudal-kriegerischen Grundlage war ja, wie wir (S. 270) sahen, eine internationale, dem ganzen Abendland gemeinsame Institution trotz aller nationalen Unterschiede im einzelnen. Aber an der Ausbildung seiner besonderen Lebensform hat doch eben das französische Rittertum den wesentlichsten Anteil. Auf den Kreuzzügen sahen voll Staunens die deutschen Ritter auf die Franzosen und eilten, ihnen nachzuahmen. Die tapferen, aber tölpelhaften deutschen Herren spielten anfangs keine angenehme Rolle. Es fehlte nicht an hochmütigen Spottreden, die sie seitens der französischen Herren über sich ergehen lassen mußten. In den Gesängen der provenzalischen Troubadours klingt diese Stimmung wider. „Das Volk der Deutschen", singt Peire de la Caravane, „will ich nicht lieben noch ihre Gesellschaft irgend haben. Denn mir tut das Herz weh von ihrem Krächzen." Es gab auf dem zweiten Kreuzzug einen besonderen „Neckruf", den Johannes Cinnamus mit dem nicht recht erklärlichen, aber kaum schmeichelhaften *τοὺς Ἀλαμανούς* widergibt. Man fand auch die Sitte der Deutschen, zu Fuße mit dem Schwert anzugreifen, nicht eines Ritters würdig. Aber selbst die bald beginnenden Versuche der Deutschen, sich wie die Franzosen zu gebaren, erweckten zunächst nur Spott, auf den Kreuzzügen und daheim. Der Troubadour Peire Vidal nannte die Deutschen grob und gemein. Wenn einer den Höfischen spielen wolle, so sei das zum Sterben langweilig. Gleichwohl waren die Deutschen

Digitized by Google

überaus gelehrige Schüler, und aus den reisigen Gesellen, die sich in ihrem Mangel an Bildung und in ihrer Roheit und Derbheit wenig von den Bauern unterschieden, wurden im Zeitalter der Kreuzzüge höfisch gebildete Mitglieder einer exklusiven internationalen Aristokratie.

Indessen wurden die neuen Allüren nicht allein durch die Kreuzzüge auf die Deutschen übertragen: sie gelangten vielmehr auch durch gewisse *Vermittelungsgebiete* zu dem west- und südwestdeutschen Rittertum. Wie auf dem Gebiete theologischer Gelehrsamkeit vor allem Lothringen und die Rheinlande, z. B. das Bistum Lüttich, den französischen Einfluß vermittelten, so kam die höfische Sitte insbesondere durch das zwar gemischtsprachige, aber sonst völlig romanisierte und von Frankreich in jeder Beziehung abhängige *Flandern* in die wallonischen wie die deutschen Teile der Niederlande und verbreitete sich von dort weiter den Rhein hinauf nach Basel, ferner aber durch allerlei Beziehungen (vgl. S. 318) auch nach Bayern und Österreich. Eine besondere Rolle spielte *Brabant*, das freilich nur in seinen oberen Schichten völlig französiert war. Seinen Adel, der hier wie in dem ganzen ältesten Kulturgebiet Deutschlands auch materiell gut stand, stellte man häufig dem französischen gleich, und für das eigentliche Deutschland galt er als die vollkommenste Blüte der Ritterschaft. Nach ihm rangieren die schwäbischen Ritter der oberen Rheinlande (vgl. S. 311), während weiter nach Osten hin, bei den Ostfranken, Bayern und Österreichern, wie die Französierung auch die Vollkommenheit des ritterlichen Wesens abnimmt, von den ungefügen Sachsen zu schweigen. Den führenden Einfluß der Flamen zeigen Formen wie „Dörper“ (der nun verachtete Dorfbewohner, Tölpel), „Wapen“ und das „vlaemen“ (d. h. die Einflechtung flämischer Wörter) in der Sprache selbst der süddeutschen reichen Bauern. Aus der Nähe von Maastricht stammt der erste führende höfische Dichter, Heinrich von Veldeke.

Aber wie die jungen Kleriker ihre scholastische, so holten die jungen Ritter ihre höfische Bildung auch an *Ort und Stelle*. Tristan wird von Rual „durch [wegen] vremde spräche in vremdiu lant“ gesandt. Das *Reisen* als Bildungsmittel trat jetzt stärker in die Erscheinung, um dann bis in die neuere Zeit diese Rolle zu bewahren. *Paris* stand auch hier als Anziehungspunkt im Vordergrund, insbesondere sein Hof. Heinrich der Löwe bedankt sich z. B. in einem noch erhaltenen Brief bei Ludwig VII. für die Aufnahme eines jungen Ritters. Thomas von Chantimpré erzählt von mehreren jungen Vornehmen, die nach Paris gingen, so auch von einem dreizehnjährigen Sohn des Grafen von Flankenborg (Blankenburg?), der an den französischen Hof gesandt wurde, um mit den Söhnen des Königs erzogen zu werden. Nach Albert von Stade hätte Graf Adolf von Holstein 1246 zwei Söhne nach Paris gesandt, wo sie zwei Jahre blieben. Aber es ist nicht ausgeschlossen, daß junge Adlige auch, wie es für dänische Edelleute bezeugt ist, zum Studium auf die Pariser Universität zogen. Für die nur eine Modesache mitmachenden Parisreisenden wird freilich der Ausspruch Hugos von Trimberg gepaßt haben: „Mancher hin nach Paris fährt, der wenig lernt und viel verzehrt: so hat er doch Paris gesehen.“ Die meist geistlichen Quellen berichten im übrigen naturgemäß häufiger von Klerikern als von Rittern, die nach Frankreich reisten; aber gelegentlich findet man doch eine solche Erwähnung, wie z. B. die des jungen Ritters Mengoz bei Cäsarius von Heisterbach. Von berühmten ritterlichen Sängern erklären einige wie Hartmann von Aue und Walter von der Vogelweide selbst, in Frankreich gewesen zu sein, wie ja anderseits auch viele einen Kreuzzug mitgemacht hatten (so ebenfalls Hartmann und Walter, so Friedrich von Hausen, Reinmar der Alte, Neidhart von Reuental und andere). — Das Reisen nach Frankreich ersetzten manche Herren durch das *Halten französischer*

Digitized by Google

Erzieher für ihre Kinder. Adenet le Roi spricht davon sogar als von einem „Brauch" in Deutschland („ens el Tyois païs"). So allgemein wird dieser aber schwerlich gewesen sein; der brabantische Dichter hat wohl wesentlich die Niederlande im Auge.

Jedenfalls aber ist auf diese oder jene Weise französisches Gut auf die ritterliche Gesellschaft in einem solchen Grade übergegangen, daß man ihre ganze Kultur als stark französiert bezeichnen muß. Die schon früher eingetretene Anlehnung der Tracht an französische Muster steigerte sich jetzt außerordentlich. Nach den höfischen Dichtungen trug alle Welt „rock und mantel in dem snite von Franze", kappen „wol gesniten al nâch der franzoyser siten" und ging einher „mit richen rockin wol gesniten nâch den franzischin sitin". Die französische Sprache beherrschten trotz jenes Eifers nicht allzu viele, dafür versuchte man aber das Deutsche zu französieren. Ein deutsch-französisches Sprachgemisch wurde Mode: die höfische Rede mußte nach Thomasin französisch „gestrîfelt" sein. Wie weit manche Dichter in dieser Mode gingen, kann eine Strophe des Tannhäusers zeigen, in der er statt Gegend rivière, statt Wald forês, statt Ebene planiure, statt Quelle fontâne und so fort setzt. Man nahm aber nicht nur zahlreiche Fremdwörter auf, man suchte auch sonst in die deutsche Sprache etwas Französisches, in Lauten wie in Bildungen, hineinzulegen. Die Bildungssilbe ei z. B. geht auf das französische ie (Zauberei mittelhochdeutsch zouberîe) zurück, ebenso ieren auf die Infinitivendung ier. Zunächst hatten sich mit den neuen Sitten, namentlich den Kampfes-, Turnier- und Jagdsitten, die entsprechenden Wörter eingebürgert, die hier nicht aufgezählt werden sollen, ebenso die Bezeichnungen vieler Waffen und Rüstungsstücke (glavîe [Speerspitze], zimier [Helmzierat], hersenier [Kettenkapuze], covertiure [Pferdedecke]), die zum Teil altes Gut neu benannten (Lanze, Koller, Banner für Speer, Halsberg, Gundfahne). Dazu kamen die Bezeichnungen der übernommenen Stoffe und Kleider (pfellel, dublêt; kursît, schapel, surkôt usw.; geblieben ist der Ausdruck Habit), weiter die Namen der vielen neuen modischen Genüsse, z. B. gewisser Weine und Speisen, für die in den höfischen Dichtungen französische, teilweise schwer erklärbare Bezeichnungen in Menge vorkommen. Erhalten haben sich davon salse (in der späteren Form Sauce) und Pastete. Die Liedergattungen, in denen man den Franzosen nachahmte, nannte man natürlich auch französisch. Von den vielen damaligen französischen Benennungen der Musikinstrumente haben sich noch Flöte, Posaune und Schalmei erhalten. Neben den alten Reigen kamen jetzt die französischen Tänze auf, deren zahlreiche Arten alle mit romanischen Namen bezeichnet wurden. Weiter durchsetzte den gesellschaftlichen Verkehr, ganz ähnlich wie später im 17. Jahrhundert, eine Menge französischer Formen und Formeln. Die Grußformeln deu sal, dê vô bênie oder byen sêy venûz (Gott erhalte, Gott segne Euch, sei willkommen) erforderten ein grâmarzî (großen Dank). Domne dê vô sal (der Herr Gott erhalte Euch) sagte man beim Abschied, auch schon adê. Bei Gottfried von Straßburg, auch bei Wolfram von Eschenbach kommt dergleichen häufig vor. Französisch wurden die Anstandsregeln, die Tischsitten, z. B. das paarweise Sitzen (die bunte Reihe) von Damen und Herren bei Tische. Französisch waren gewisse Spiele, französisch vor allem das Turnier, wie auch die Benennung „ludus gallicus" und ähnliche zeigen.

Von Frankreich her wirkte sodann, wieder wesentlich über Flandern und Brabant, der neuartige Minnesang, von Frankreich her die höfische Epik, die auf die ganze Literatur Europas einen so nachhaltigen Einfluß übte. Vornehme Frauen, wie Beatrix, die Gemahlin Friedrichs des Rotbarts, oder die Gemahlin Heinrichs des Löwen, hatten ihr den

Digitized by Google

Boden bereitet. Mit der Dichtkunst Frankreichs bekannt zu sein, war ebenso Mode geworden, wie französisches Gewand zu tragen, zugleich ein Motiv mehr, die fremde Sprache zu erlernen. Übrigens hatten schon die Kreuzzüge gerade auf die Verbreitung französischen ritterlichen Sanges nicht wenig gewirkt. Aus Frankreich, besonders aus der Provence, sind die Sänger zahlreich auf die Kreuzfahrt gezogen (z. B. Peire Vidal, Peire Raymond, Geoffroy Rudel) und gaben starke Anregung zur Nachahmung. Im Abendland selbst aber waren es die französischen Jongleurs und Menestrels, die auch in die Nachbarlande fuhren und namentlich auf Lothringen und die Niederlande einwirkten. Wie ein Teil Deutschlands auf dichterischem Gebiete sich anfangs von französischem Einfluß fernhielt, werden wir noch (S. 335) sehen. Im Westen aber und Süden entstanden nach jenem Muster, freilich nicht ohne nationale Grundlage, bald deutsche Dichtungen (vgl. S. 336). Die Lyrik entnahm vor allem dem Sange der Provence ihre Vers- und Strophenformen; von den Provenzalen ist eine ganze Reihe von Dichtern abhängig. Für das Heldengedicht anderseits, das Ritterepos, gaben insbesondere die Nordfranzosen das unmittelbare Vorbild, die stoffliche Grundlage selbst war freilich wieder germanisch. Chrestien von Troyes ist für Hartmann von Aue wie für Wolfram von Eschenbach Vorlage, viele andere deutsche Epen sind direkt nach französischen Werken verfaßt. Aber auch in der Darstellungsart selbst wurde man beeinflußt. Man wurde naturwahrer, realistischer, wozu Ansätze, ebenso wie in der Kunst, sich freilich schon vorher zeigten. Aber auch der für die ritterliche Kultur so wesentliche ästhetische Charakter überhaupt war im Grunde französisch, so auch das männliche wie das weibliche Schönheitsideal (vgl. S. 334 f.). Und endlich stammte der ganze, mit glänzend romantischem Schimmer umgebene Frauendienst (vgl. S. 331 ff.), wenigstens in seiner späteren Entwickelung, ebenfalls aus der Provence.

Es wäre völlig unrichtig, in der neuen Kultur alle nationalen Elemente zu leugnen, ganz abgesehen davon, daß in dem Muster selbst viel Germanisches steckt. Gerade der ritterliche Adel hat seine deutsche Eigenart auch sonst, z. B. gegenüber dem lateinischen Urkundenwesen, zur Geltung zu bringen verstanden (vgl. S. 382). Daß sodann die Ministerialen im deutschen Rittertum ein so starkes Element bildeten, hat, wie man neuerdings nachzuweisen suchte, die Formen des deutschen ritterlichen Wesens wie auch die höfische Dichtung in manchen Zügen — ein solcher ist die Anwendung ministerialischer Begriffe und Ausdrücke (z. B. Dienstmann) — eigenartig gestaltet. Ja, man hat gerade hierin einen Hauptunterschied zwischen der ritterlichen Kultur der Franzosen, die freie Vasallen waren, und der der Deutschen erblicken wollen. Weiter sind aber andere, auch weniger äußerliche Momente zu betonen. Die Erziehung hat manchen altgermanischen Zug bewahrt. Germanisch ist die Jagdfreude wie die Freude am Kampfe. Deutsche Art hat die übernommene höfische Dichtung verinnerlicht: Wolfram von Eschenbach und Walter von der Vogelweide sind nationale Dichter. Ebenso wie in der Kunst zeigt sich ein Streben nach schärferer Charakterisierung. Man sucht nach dem Ausdruck der Seele. Man fühlt deutsch, d. h. tiefer. Überhaupt hat die deutsche, französisch beeinflußte Dichtung eine Höhe erreicht, an die zum Teil die Muster nicht heranreichten. Die großen Unterschiede zwischen deutschem und romanischem Volkstum sind in der Verarbeitung des Übernommenen oft genug zum Vorschein gekommen, ja haben oft zur bewußten Ablehnung des Fremden geführt. „Deutsche Zucht geht vor ihnen allen" ruft Walter in stolzem Frohgefühl über die kulturellen und politischen Leistungen der Deutschen aus. Jedenfalls war die fremde Färbung wesentlich äußerlich.

Digitized by Google

Die neue höfische Kultur war in Frankreich Standeskultur. Daß in Deutschland die entsprechende Schicht vorhanden war, ermöglichte allein jene Rezeption. Die völlige Ausbildung des neuen Standes in Deutschland (vgl. S. 268ff.) geschah erst infolge der Beteiligung deutscher Ritter, vor allem zahlreicher Ministerialen, an der wesentlich romanischen Aktion der Kreuzzüge und unter ausgesprochen französischem Einfluß. Der ritterliche Stand hatte wie der geistliche jenen internationalen Charakter (vgl. S. 313), ebenso wie seine Kultur. Um so stärker betonte er die Schranken, die ihn von den niederen Teilen des eigenen Volkes trennten. Seine feinere gesellschaftliche Kultur ward neben dem Kriegsberuf zum Abzeichen. Sie, durch die gleiche Erziehung allen Gliedern des Rittertums eingeprägt, war das Band, das Ministeriale wie Freie zu einem völlig geschlossenen Stand einigte. Und indem dieser Stand nun fest organisiert wurde, indem die Ebenbürtigkeit zur Bedingung der Zugehörigkeit gemacht und überall durch Regeln und Gesetze eine äußerlich gleich gesittete Schicht geschaffen wurde, eine Gleichheit, die vor den in der Etikette gelegentlich zum Ausdruck kommenden Unterschieden zwischen den einzelnen Adelsklassen überwog, wurde ein völliger Abschluß nach untenhin gewonnen. Zunächst und vor allem gegenüber den Bauern. Die Emanzipation des Ritters von der ursprünglichen agrarischen Lebenshaltung spricht sich am schärfsten eben in der Verachtung der weiteren Träger dieses vermeintlich überwundenen Zustandes aus. Der Bauer, der Parzival begleitet, darf sich dem Hof des König Artus nicht nähern. Das „Törperliche" wurde der Inbegriff der Unkultur, die Arbeit des Pfluges niedrig geschätzt. Daß gleichwohl zahlreiche ritterliche Dienstmannen im 12. und 13. Jahrhundert sich von ihren bäuerlichen Nachbarn nicht allzusehr unterschieden, ja mit ihnen lebhaft verkehrten (vgl. S. 351), ist freilich richtig. Weinfreudige Ritter, wie der Ritter Budinger bei Cäsarius von Heisterbach, mochten auf den bäuerlichen Kirchweihen nicht selten zu finden sein. Wie anderseits der Bauer den Ritter bewunderte, werden wir noch (S. 350f.) sehen. Weniger exklusiv ist der Ritter anfangs gegenüber dem Städter, d. h. dem reichen, gewesen. Hier bestand wohl auch eine starke Gemeinsamkeit der Lebenshaltung wie der gesellschaftlichen Bildung. Noch war ein Zusammenhang zwischen den Ministerialen, die zum Patriziat der Stadt gehörten, und den landsässigen Ministerialen vorhanden. Die höfische Kultur war beiden gleich erstrebenswert, die höfische Poesie konnte auch in städtischen Kreisen erblühen, ja, eine gewisse Mischung der beiden Schichten war die Grundlage der höfischen Kultur. Gottfried von Straßburg ist auf diesem Boden erwachsen. Der schroffe Gegensatz zu dem reichen Städter tritt erst später hervor. Die Absonderung im allgemeinen nun, deren immer hochmütigeren Charakter bereits Heinrich von Melk rügte, wurde außer durch jenes Erfordernis der Qualifikation vor allem durch die Ausbildung bestimmter Standesbegriffe gesichert. Der Begriff der Standesehre beginnt seine zwingende Gewalt zu üben; die Anschauungen über den Vorzug des Waffenberufs vor anderen Berufen gewinnen jetzt feste Gestalt; die aristokratischen Ansprüche an die Lebenshaltung, das selbstverständliche Recht des Genießens bilden sich jetzt aus. Die Unterwerfung anderseits unter die „Zucht", unter standesgemäße Lebens- und Anstandsregeln geht dem Ritter in Fleisch und Blut über: im „Tristan" hat Gottfried von Straßburg einmal solche Standesanforderungen, nicht ohne Betonung sittlicher Eigenschaften, aber mit charakteristischer Hervorkehrung der äußerlichen Seiten und ohne wirklich humane Grundierung, in der Mahnung König Markes an Tristan zusammengefaßt. Der Ritter gilt nunmehr als der Mensch an sich, er ist der zum vollen Lebensgenuß allein Prädestinierte.

Digitized by Google

Dieser exklusive Stand war also der Träger einer neuen Kultur. Daß diese auf die übrigen Stände, wie wir (S. 350ff.) sehen werden, vorbildlich einwirken konnte, das lag zum Teil an dem numerischen Verhältnis der Mitglieder des Ritterstandes zur Bevölkerung überhaupt. Auf dem Lande saßen die Ritterbürtigen in großer Zahl, und die entsprechende Schicht in der Stadt war ebenfalls nicht gering. Auch die Könige und Fürsten fühlten sich als „Ritter". Dieser Stand repräsentierte eigentlich damals den Staat wie das Volk: auf ihm ruhte die so wichtige Kriegsführung wie die weltliche Verwaltung, er machte die Gesellschaft aus. Der ritterliche Adel, der jetzt die am meisten charakteristische Erscheinung im sozialen Leben des Abendlandes war, wurde der eigentlich herrschende Stand: auch in dem ihm sonst wenig wichtig erscheinenden geistigen Leben trat er jetzt hervor. Von der Dichtung bis zu Recht und Geschäft — wir werden später (S. 382) von seiner Wichtigkeit für die deutsche Urkundensprache und die Aufzeichnung der deutschen Rechtsquellen hören —, überall wurde dieser Adel von bestimmendem Einfluß. So ward das ritterliche Kulturideal das maßgebende Zeitideal, so wenig einheitlich es sich nach den dichterischen Quellen auch darstellt. Charakteristisch ist der Ausdruck des Kaiserrechts, daß man „eim vollenkumen manne keinen bezzern namen konde finden dan ein ritter".

Die höfische Kultur kennen zu lernen, scheint durch ihren Niederschlag in der umfangreichen höfischen Dichtung besonders erleichtert. Aber diese ergiebige Quelle muß doch mit größerer Kritik benutzt werden, als es in manchen Darstellungen geschehen ist. Auf unbedingte Zuverlässigkeit haben nicht einmal die Schilderungen der bunten Außenseite des Lebens Anspruch, wenigstens nicht für Deutschland, da sie oft romanischen Vorlagen folgen. So international die ritterliche Kultur ist, so ist doch nicht alles Romanische auch für das deutsche Rittertum gültig. Anderseits haben Dichter wie Wolfram von Eschenbach keineswegs sklavisch ihre französische Vorlage ausgeschrieben, und ihre Werke enthalten sicherlich Züge, die auf eigener Anschauung beruhen. Noch vertrauenswürdiger erscheinen geringere Dichter, wie Konrad von Würzburg und namentlich Ulrich von Lichtenstein, der die Übertreibungen des modischen Rittertums mit großer Treue wiedergibt. Lehrhafte Gedichte wie der „Winsbeke", der einen vollständigen Ritterspiegel darstellt, oder namentlich der „Welsche Gast" des Thomasin von Zirklaria sind ebenso wie eine Reihe moralisierender Gedichte gleichfalls von großem kulturgeschichtlichen Wert. Aber was diese Quellen schildern, ist keineswegs für alle deutschen Gebiete gültig. Die außerhalb der Grenzlande sich mehr sprunghaft vollziehende Übernahme der fremden Kultur — das Sprunghafte zeigt sich auch in der Kunst — hat sich wesentlich auf den Westen und den Süden Deutschlands beschränkt. Weiter ist sie über Bayern in die Ostmark, nach Österreich, vielleicht infolge alter Handels- und Kolonisationsbeziehungen zu den Niederlanden, gedrungen. Stammen Wolfram von Eschenbach und Neidhart von Reuental aus Bayern, so war Österreich die Heimat oder die Wirkungsstätte des Kürenbergers, Reinmars von Hagenau und Walters von der Vogelweide. Und wie der ritterliche Minnesang in Bayern und Österreich volkstümlicher Grundlagen nicht entbehrte, so scheint hier auch die ritterliche Kultur eine eigenartigere, lebensvollere Pflege gefunden zu haben als anderswo, allerdings auch nach der phantastisch-exzentrischen Seite hin, wie sie uns bei Ulrich von Lichtenstein entgegentritt. Einige Strahlen sind vom Westen aber auch in das Innere Deutschlands gedrungen. Gerade die welfischen Fürsten sind die frühesten Gönner ritterlicher Dichtung gewesen, und die Thüringer Landgrafen stehen den Babenbergern in Österreich kaum nach (vgl. S. 311). Wie weit man daraus auf die allgemeine Haltung des

Digitized by Google

dortigen Rittertums schließen darf, bleibt freilich ungewiß. Ganz ohne Wirkung kann die neue Kultur auch auf entlegene Gebiete nicht gewesen sein. Schließlich sind sogar Markgraf Otto IV. von Brandenburg und Fürst Wizlaw von Rügen unter die Minnesänger gegangen. Im allgemeinen aber ist der Norden Deutschlands diesem höfischen Treiben ziemlich fern geblieben, noch mehr der skandinavische Norden.

Die neue höfische Kultur ist, wie schon eingangs betont, Laienkultur. Aber der innere Gegensatz zur Kirche, die ausgesprochene Weltlichkeit, die doch im tiefsten Grunde wie bei der Mehrzahl der Laien (vgl. S. 265), so auch bei dem deutschen agrarischen Adel früherer Zeit immer vorhanden gewesen war — „Sohn", sagt der Winsbeke, „es war immer der Laien Gewohnheit, daß sie den Pfaffen Haß entgegenbrachten" —, ist beim Rittertum äußerlich verschleiert. Im Dienste der Kirche hatte es sich während der Kreuzzüge doch erst recht ausgebildet; der germanische Recke ist zum „christlichen Ritter" geworden. Das Ideal freilich, das in dem kirchlich gefärbten „Rolandslied" des Pfaffen Konrad gepriesen wird, ist nicht allgemein gültig: als „Gottesmannen" haben sich die meisten Ritter allenfalls theoretisch gefühlt. Die asketische Lebensanschauung blieb anderseits nicht ohne jeden Einfluß. Wie sich der Klerus trotz seines Eiferns gegen die höfische Lebenslust selbst nicht frei von ihr hielt, ein Abt etwa den bei seinen geistlichen Reden unaufmerksamen Mönchen etwas vom König Artus erzählte, so bedrängte wieder manchen Ritter die Sorge um das Seelenheil, und er endete im Kloster mit der Verachtung alles Irdischen. Walter und Wolfram anderseits zeigen die ruhige Vereinigung religiösen und weltlichen Geistes. Wolfram vor allem gelangt zu innerer Verschmelzung der Gegensätze und zur Vertiefung des christlichen Ritterideals. Bei ihm (Parzival) tritt auch das mystische Element der christlichen Tradition hervor. Hartmann von Aue ringt dagegen mit den widersprechenden Idealen; eine Zeitlang wendet er sich von allzu weltlichem Sang zu frommen Stoffen und verherrlicht mit den Kunstmitteln der höfischen Poesie die Gottergebenheit und christliche Demut. Die meisten schwankten hin und her, bewahrten die Ehrfurcht vor der Kirche und ließen das Ideal der Weltverachtung wenigstens von ferne gelten. Aber wir werden (S. 332 f.) sehen, daß das Rittertum doch auch in einer wichtigen weltlichen Beziehung unter dem Einfluß der religiösen Macht steht: das feine Empfindungsleben, wie es in dem Minnetum zum Ausdruck kommt, ist ohne die Schulung an dem gesteigerten religiösen Gefühlsleben nicht zu denken. Die äußere Kirchlichkeit wurde jedenfalls besonders in den Vordergrund gestellt. Der Knappe gelobte, täglich die Messe zu hören; eine Kapelle war auf den meisten Burgen, auch aus praktischen Gründen, vorhanden; bei großen Festen war der pomphafte Besuch der Messe regelmäßig der Beginn, freilich durchaus als weltliche Haupt- und Staatsaktion gestaltet.

Und dies war der charakteristische Zug: Weltfreude im Rahmen des äußeren Kirchentums. Man wollte, wie Hartmann von Aue sagt, Gott und der Welt dienen. Wie die niemals geschwundene Weltlichkeit gerade durch das frische Leben in den neuen Ständen und die Geltendmachung ihrer Interessen verstärkt wurde, so kam vor allem im Ritterstande der durch die Kreuzzüge geweihte Kampfberuf zu höchster Wertschätzung, nicht minder berechtigt erschien aber die Freude an weltlicher Betätigung überhaupt, am Fürstendienste in Hof und Verwaltung, auch am Herrenleben an sich, an der Jagd, an frohen Festen, an Glanz und Prunk. Das irdische Leben, reicher Besitz, froher Genuß, Liebe, wird jetzt wieder offen gepriesen. Das Glück, die „saelde", hängt nach der ritterlichen Weltanschauung sehr wesentlich davon ab. Bei Gottfried von Straßburg wird der Wert des irdischen Lebens ganz besonders betont.

Digitized by Google

Gott und die Heiligen ferner werden zum Teil recht menschlich aufgefaßt. Zuweilen leuchtet überhaupt eine fast heidnische Lebensanschauung hervor. Aber jener Gegensatz zu der herrschenden Kirche tritt doch auch unverschleiert hervor. Diese Kirche war intolerant, die Kreuzzüge hatten jedoch eine gewisse Toleranz verbreitet (vgl. S. 306), und Toleranz verkünden die besten Geister der ritterlichen Kultur. Walter von der Vogelweide, der oft tiefe Frömmigkeit zeigt, hat doch Juden und Heiden in Schutz genommen, Wolfram von Eschenbach hält dafür, daß die Heiden zur Seligkeit gelangen können, und Freidank sagt: „Wer mac den strît gescheiden under kristen, juden, heiden, wan [außer] got, der si geschaffen hât?“ Die neuen Kämpfe mit dem Papst ferner verstärkten die (S. 305) erwähnte Stimmung. Für Walter ist der Papst ein Judas und ein Diener des Teufels, und Freidank, der vor dem amtierenden Priester tiefste Ehrfurcht hat, sagt: „Der Papst ist ein irdischer Gott und ist doch häufig der Römer Spott.“ Walter insbesondere geht in seiner grimmigen Bekämpfung der schlimmen Seiten der Papstkirche fast so weit wie später Luther.

Die Kirche hatte den Ritter als Kämpfer in ihren Dienst gestellt. Auf dem Kampfberuf beruht der ganze Stand, und wenn dieser Beruf auch nicht das Wesen der ritterlichen Kultur ausmacht, so bildet er doch, äußerlich betrachtet, ihren Kern. Ein Ritter, dem der Kampf nicht als edelste Arbeit gilt, ist undenkbar. Gefahrvolle Abenteuer zu bestehen, ist allgemeiner Wunsch; sehr viele hat nur dieses Streben, der „muotgelust“, in die Kreuzzüge getrieben. Schon äußerlich tritt uns der Ritter in seiner typischen Tracht nur als Krieger entgegen. Die Dichter haben ihn in diesem kriegerischen Aufzug des öfteren den Engeln verglichen. Es hat auch der wirkliche, blutige Krieg seine große Rolle in dieser Periode gespielt, und so darf hier von dem in einer breiten Literatur behandelten Waffen- und Heerwesen der damaligen Zeit mit einigen Worten die Rede sein. Man war, wie (S. 300) erwähnt, in dieser Beziehung in letzter Linie doch abhängig von den antiken Traditionen geblieben, die noch Byzanz bewahrt hatte, wie denn alles, was im späteren Mittelalter an Schutzrüstung vorkommt, eigentlich schon bei den Römern der Spätzeit vorhanden war. Aber in der Waffenherstellung wie in der Gestaltung der Bewaffnung und besonders der Schutzbedeckung, der Rüstung, zeigen das 10., 11. und 12. Jahrhundert, namentlich seitdem die Einflüsse der Kreuzzüge wirkten, doch eine ziemlich lebhafte Entwickelung, die auch der Handel ausnutzte (siehe die Abbildung S. 321). Zu Beginn des 13. Jahrhunderts ist diese Entwickelung einigermaßen abgeschlossen. Die Rüstung ist immer vollständiger und komplizierter geworden und schützt jetzt den ganzen Mann so sehr, daß die alte Schutzwaffe, der Schild, in den Hintergrund tritt, ohne aber allen Wert zu verlieren; im 13. Jahrhundert gibt es nur noch den kleinen dreieckigen Schild aus Holz mit einem metallenen Buckel in der Mitte. Auf die Vorderseite war das Wappen des Trägers gemalt. Ältere Schilde entsprechen einer ererbten älteren Rüstung.

Die Rüstung des Ritters, über deren Einzelheiten freilich manche Zweifel bestehen bleiben, der Harnasch, wie sie in der Regel genannt wird, war, abgesehen von ihrer Kostspieligkeit, trotz ihrer Anschmiegungsfähigkeit ein schwerfälliger Apparat, den man natürlich im gewöhnlichen Verkehr und erst recht im Hause beiseite ließ. Man ließ sich, wenn man sie antat, über das leinene Hemd zunächst ein wattiertes, gesteptes Wams ziehen, legte über die Schultern ein seidenes „Spaldenier“, um den Hals eine dicke Binde, auch um die Knie Filzlagen, um den Unterleib eine Schutzbinde und ebenso Polster um die Hüften. Dann wurden die eisernen Hosen angezogen, die auch die Füße umschlossen und oben durch

Digitized by Google

einen Lendengürtel festgehalten wurden, danach die obere Rüstung, der „Halsberg", so genannt, weil der Ringpanzer den Hals mit schützte, was ursprünglich durch den Helm bewirkt wurde. Die Bezeichnung „Brünne" mag mehr auf den Brustpanzer älterer Zeit gehen; doch ist der Unterschied schwer festzustellen. Die obere Rüstung (siehe die Abbildung S. 323) reichte bis zu den Knien, hatte Ärmel, die in eiserne Fausthandschuhe ausliefen, und eine Kapuze (Hersenier), die man über den mit einer Mütze bedeckten Kopf streifte. Schon gegen Ende des 12. Jahrhunderts schützte man sich außer durch eiserne Knieschalen und Schienen am Unterarm noch durch eiserne Platten vor der Brust, was aber mit dem späteren Plattenharnisch nichts zu tun hat. Das „Eiserne" der Rüstung, auch der Hosen, bestand im übrigen wesentlich aus Ringen, die, oft in doppelter und dreifacher Schicht, entweder auf Leder usw. aufgenäht oder zusammengekettet waren. Über dem Halsberg pflegte man nun im 13. Jahrhundert noch einen bis zu den Knien gehenden, vorn und hinten geschlitzten, seidenen oder wollenen Waffenrock ohne Ärmel (das wâpenkleit), ein modisches Luxusstück, geschmückt mit dem Wappen, zu tragen. Über oder unter dem Waffenrock befestigte man den Gürtel. Den Kopf schützte man außer durch jene Kapuze, die auch getrennt vom Halsberg vorkam, zunächst durch einen Eisenhut, über den man wieder eine Filzmütze legte, endlich durch den Helm. Statt der ursprünglichen Halbkugelform hatte dieser schon früher Kegel-, dann Topfform erhalten. Schon im 12. Jahrhundert war statt des Nasenbandes (siehe die Abbildung S. 323), das auch erst zwei Jahrhunderte alt war, eine schützende Gesichtsmaske (Barbier) in Gebrauch gekommen, und so umschloß der Helm jetzt meist das ganze Haupt, konnte aber trotz der oben angebrachten „Zimierde" (Helmzier) infolge seiner oft plumpen Form keineswegs ästhetisches Behagen erwecken. Er wurde mit Schnüren, die oft von Seide waren, befestigt.

Waffenhändler. Aus einer Handschrift des „Trojanischen Krieges" (15. Jahrhundert) im Germanischen Nationalmuseum zu Nürnberg. Wiedergegeben im „Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit", 1880. Vgl. Text S. 320.

Es ist klar, daß eine solche Rüstung nur für den Reiter tauglich war. Aber die Reiter waren ja der entscheidende Teil des Heeres. Seit Anfang des 13. Jahrhunderts ist daher auch das früher ungepanzerte Pferd, das groß und stark sein mußte, mehr geschützt, und zwar durch eine Eisenringdecke, über der die covertiure, eine weitere, mit dem Wappen geschmückte, meist samtene Decke in der Wappenfarbe, lag. Bei dem alten gemütlichen Verhältnis des Deutschen zu den ihn umgebenden Tieren (vgl. S. 191) ist dasjenige zwischen Ritter und treuem Roß natürlich besonders innig gewesen und dichterisch öfter geschildert worden. In den Angriffswaffen hatte sich seit langem wenig geändert. Die Lieblingswaffe der Deutschen blieb das Schwert: seine Handhabung hat sie den Italienern und den Ungläubigen so gefürchtet gemacht; in der Hiebfechtkunst standen sie an der Spitze der Völker. Das lange, breite,

Digitized by Google

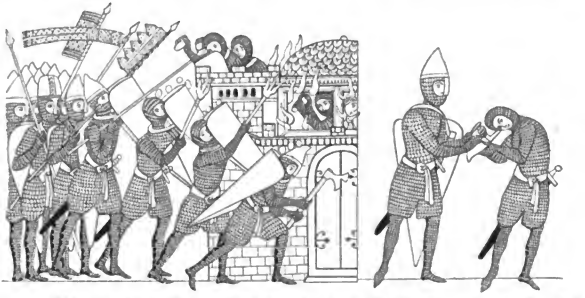
zweischneidige Schwert, das auch die Fußsoldaten und die Knechte führten, war der unzertrennliche Begleiter des Ritters, vielleicht durch Einzelheiten der Form, der Ausstattung oder der Umgürtung als ritterlich besonders charakterisiert. Der Kaufmann durfte das ihm von Friedrich I. verstattete Schwert nicht am Rittergürtel tragen. Gleich dem Pferde erhielt das treue Schwert, wie schon in älterer Zeit, zuweilen einen Namen. Die Heldensage überliefert als solche: Balmunc, Freise, Hornbil, Waske, Welsunc und besonders (bei Heinrich von Veldeke z. B. zusammen genannt) Eckesahs, Miminc, Nagelrinc. Das Schwert war erwünschtes Erbgut. Stieg der Ritter zu Rosse, so gehörte weiter zu ihm die Lanze aus Eschenholz (der Speer), die, immer länger geworden, im 13. Jahrhundert fast nur noch zum Stoßen verwendet wurde und im Turnier die allein modische Waffe war. An ihrer Spitze saß das Speereisen (ohne Widerhaken), unterhalb desselben das mit dem Wappen geschmückte Banner. Zum Werfen oder zum Töten des besiegten Gegners scheint der Ritter seinen Dolch (Messer) benutzt, selten aber die früher übliche Streitaxt geführt zu haben. Bogen und Pfeil waren keine ritterliche Waffe, außer für die Jagd, und ebensowenig die Armbrust.

Diese waren neben den Schleudern, Keulen, Hellebarden (einer Art Verbindung des Spießes mit Streithammer und -axt), Piken, Lanzen (Wurfspießen) und natürlich auch dem Schwert (Kurzschwert) die Waffen der Fußtruppen. Deren bereits (S. 269) berührte Zurückdrängung hatte schon im 8. Jahrhundert infolge der Notwendigkeit, den Reiterheeren des Islams wie auch den mongolischen (avarischen) Reiterhaufen entsprechend gegenüberzutreten, begonnen. Schließlich wurde der Ritter der eigentliche Krieger, nachdem seit der Konsolidierung des Lehnsheeres der alte zu Fuß kämpfende Heerbann völlig zurückgetreten war: das Fußvolk diente jetzt nur als Hilfstruppe. Immerhin hatte es sich noch im ersten und besonders im dritten Kreuzzuge als notwendiges Element erwiesen und überwog sogar in den Heeren des 12. Jahrhunderts: aber als gut organisierte und ausgebildete Truppe konnte es sich neben den Rittern nicht entwickeln, ja es wurde trotz der Schlacht von Bouvines (1214), in der es sich wiederum höchst verwendbar gezeigt hatte, im 13. und 14. Jahrhundert stärker zurückgedrängt und als „gemeines Volk" mißachtet. So werden wir denn auch über diese Fußtruppen, ihre Bewaffnung (siehe oben) und ihre Rüstung, die der ritterlichen teilweise entsprach (Halsberg, Helm mit Gesichtsschutz), aus höfischen Quellen nur unvollkommen unterrichtet. Ihre Ausbildung wird namentlich mit der weiteren Entwickelung der Städte zusammenhängen: in der Regel wird das Fußvolk eine aus städtischem und ländlichem Volk zusammengesetzte Landwehr gewesen sein. Seinen Hauptteil machten die Bogen- und später die Armbrustschützen aus; die seit dem 12. Jahrhundert allgemeiner werdende Armbrust war zu Beginn des 13. Jahrhunderts schon völlig in Deutschland eingebürgert. Erwähnt muß noch werden, daß schon im 12. Jahrhundert das Söldnertum als Ergänzung des Lehnsheeres ziemlich verbreitet war: für Sold erhielt man nicht nur erfahrene Fußknechte und Schützen, die „servientes" (mittelhochdeutsch: sariande), sondern auch nichtritterliche Reiter, d. h. berittene Sarianden. Überhaupt emanzipierten sich später die ursprünglich unfreien Knechte von ihren Herren immer mehr. Schließlich stellten die Knechte den Hauptteil eines Heeres dar. Anderseits gab es Edelknechte, die etwa seit der Mitte des 13. Jahrhunderts beritten waren. Um Sold fochten nun aber auch Ritter selbst, zunächst freilich in Frankreich und Italien. In Deutschland entwickelte sich das Söldnertum erst mit der zunehmenden Geldwirtschaft stärker.

In der Blütezeit des Rittertums wurden also die Schlachten in erster Linie durch Reiterheere, die zuweilen ziemlich stark waren, aber durchschnittlich kaum 2000 Mann gezählt haben,

Digitized by Google

geschlagen. Diese Heere kämpften in eng geschlossenen, nach alter Weise keilförmig zugespitzten Haufen. Der angreifende Haufen mußte in den gegnerischen irgendwo Bresche zu legen suchen. Die Haufen bestanden natürlich nur zum Teil aus Rittern, meist aus jenen nichtritterlichen leichten Reitern. Die Ritter mochten den Haufen, dessen schwierige Formierung ein empfindlicher Nachteil blieb, an der Spitze und an den Seiten umschließen. Die einzelnen Schlachthaufen waren landschaftlich zusammengesetzt; sie wurden aus den größeren oder kleineren Bannern der einzelnen geistlichen und weltlichen Fürsten und Herren gebildet. Manchmal wurden die Schlachten verabredet, wie man sich zu einem Zweikampf verabredete. Die Schlachten, vor denen man sich wie schon früher zuweilen durch Beichte und Kommunion vorbereitete, begannen mit einer feierlichen Förmlichkeit, mit Anreden der Führer, mit Gebet der Geistlichen und Rufen der Herolde, mit Anstimmen eines Schlacht-



Ritterliche Rüstungen (Kampfszenen) im 12. Jahrhundert. Aus Herrads von Landsberg „Hortus deliciarum". Nach Chr. Mor. Engelhardt, „Herrad von Landsberg und ihr Werk", Stuttgart und Tübingen 1818. Vgl. Text S. 321.

gesanges (wieliet). Nach alter Weise drangen dann die Scharen mit einem bestimmten Schlachtgeschrei, unter Blasen und Schlagen aller Instrumente aufeinander ein. Die Befehle wurden gerufen. Taktische Einzelheiten, zumal darüber wenig Sicheres gesagt werden kann, bleiben hier beiseite. Die eigentliche Reiterschlacht vollzog sich ähnlich dem Turnier. Der Mittelpunkt des Heeres war die Fahne des Hauptführers (Sturmfahne, Heerfahne); sie wurde dem Heere vorangetragen oder auf dem Heerwagen, über dessen italienischen Ursprung kein Zweifel ist, an hohem Mast vorangefahren: ihre Beschützung war natürlich von größter Wichtigkeit. Eine Verfolgung nach dem Siege scheint nicht stattgefunden zu haben: das Primitive überwog noch, die Siegesfreude und das private Interesse. Der Sieg wurde daher als üppiges Freudenfest sofort gefeiert. Eine wesentliche Seite des Sieges war eben die Beute und die Gewinnung des Lösegeldes für die mit altbarbarischer Grausamkeit (vgl. S. 295) behandelten Gefangenen. Sonst hatte sich gegen die vorhergehenden Jahrhunderte schon eine gewisse Ritterlichkeit in der Behandlung des Gegners ausgebildet. Man durfte sein Pferd nicht zu treffen suchen, oder man focht, wenn er seines Pferdes ledig geworden war, gleichfalls zu Fuß. Man verbarg auch mehr den rohen Blutdurst und die wilde Freude an Gräßlichkeiten.

Der Kriegsmarsch wurde schon damals mit Vorhut und Nachhut, mit Aufklärungs-

Digitized by Google

Verbindungs- und sonstigen Sicherungsmaßregeln ausgeführt. Im Gros ritten die Ritter meist ohne die schwere Rüstung. Die Waffen trugen die Knechte, die im übrigen das Pferd zu versorgen und allerlei kleine Dienste zu verrichten hatten. Wie noch später war der Troß des Heeres, insbesondere auch sein weiblicher Teil, sehr groß und erschwerte die Bewegungen, wie er Charakter und Leistungsfähigkeit des Heeres schädigte. Die Disziplin konnte im übrigen nur durch sehr scharfe Strafbestimmungen, wie sie etwa das Edikt Kaiser Friedrichs I. von 1158 ausspricht, aufrecht erhalten werden. In der Form der Lager sind immer noch römische Traditionen, an die z. B. die Beschreibung eines Lagers aus der Zeit Kaiser Friedrichs I. durch Ragewin deutlich erinnert, bemerkbar. Wesentlich auf römischen, zum Teil vom Orient neu vermittelten Grundlagen beruht ferner die Technik des Belagerungskrieges, der sich namentlich gegen Burgen richtete. Die Italiener waren hier die Lehrmeister der Deutschen. Man operierte, wie schon Vegetius vorschreibt, mit unterirdischen Gängen, um die Mauern zu unterminieren; man suchte in die Mauern durch Wurf- und Schleudermaschinen, über deren höchst mannigfaltige Arten — am gefürchtetsten war die Trabuche (trabucium) — man trotz aller Rekonstruktionen sehr wenig Sicheres sagen kann, Bresche zu legen; man suchte endlich dem Gegner durch Angriffsmaschinen, die man an die Mauer geschützt heranbrachte, beizukommen, durch Mauerbrecher (Widder) oder Türme in Mauerhöhe (schon bei Vegetius). Deckung für die Angreifer gewährten neben Schanzkörben usw. Bretterhäuschen (vineae), die „Katzen" und „Mäuschen". Angriffs- wie Abwehrmaschinen, die man in Deutschland erst seit der Mitte des 12. Jahrhunderts anwandte, nannte man antwerc.

Unter solchen Verhältnissen mußte die Befestigung der Wohnung des Ritters eine große Rolle spielen. Die Sicherung der Wohnplätze gegen feindlichen Angriff war freilich von jeher notwendig (vgl. S. 23, 151). So mußte auch der Adel seine Häuser, zumal seitdem sie isoliert lagen, zu festen Burgen machen; insbesondere im 12. und 13. Jahrhundert wird das Burgenbauen (siehe die Abbildung S. 326) fast zur Mode (vgl. S. 25), und in der Stärke und sorgfältigen Anlage dieser Befestigung spricht sich die mehr oder minder große Macht des Burgherrn aus. Nicht jede Burg ist im übrigen eine Ritterburg, viele sind in fürstlichem, geistlichem oder städtischem Besitz und werden von Burgvögten verwaltet. Wichtig für die Sicherheit der Burg war zunächst die Lage, für die man entweder möglichst unzugängliche Berghöhen wählte oder, seltener, in der Ebene Punkte, wo man einen natürlichen Wasserschutz hatte oder herstellen konnte. Diesen Schutz der Lage suchte man schon früh, namentlich wegen des Fehlens einer besseren Mauertechnik. Man unterscheidet also „Höhenburgen" und „Wasserburgen"; für uns kommen namentlich die ersteren in Betracht, die auch von den Dichtern vorwiegend erwähnt werden, wobei sie freilich oft übertriebene Angaben machen.

Für den in seinen Anfängen schon erörterten Burgenbau (vgl. S. 148f.) blieb wieder noch lange die Befestigungskunst der Römer maßgebend. Vitruv und Vegetius waren die Autoritäten auch für die mittelalterlichen Baumeister. Bis ins 11. Jahrhundert hinein hatte noch jene primitive Befestigungsart mit Holz und Erde, auch Steinen, vorgeherrscht: Wälle mit Steinwerk, Palisaden, Verhaue, Flechtwerk, dazu der Graben. Die Berührungen mit der italienischen Kultur seit den Zügen der Ottonen brachten, wie für die ganze Bautechnik, so für den Befestigungsbau wesentliche Fortschritte. Der Übergang von roh aus Sammelsteinen aufgetürmten Mauern zu soliden, wohlgefügten Quadermauern vollzog sich natürlich sehr ungleich. Jetzt kamen die auf den Kreuzzügen erworbenen Erfahrungen und Kenntnisse hinzu: namentlich die aus der Antike weiterentwickelte Technik der Byzantiner wurde von Einfluß (vgl.

Digitized by Google

S. 300). Allmählich hob sich so die Mauertechnik zu großer Vollendung. Zu einer Höhenburg nun gelangte man, nachdem man oft vorher bereits einige Verhaue hatte passieren müssen, auf einem nicht gerade bequemen, für ein Pferd Raum bietenden, möglichst schluchtartigen Wege, dem nach Vorschrift des Vitruv gewundenen Burgweg, der überdies noch durch Mauerwerk oder Palisaden geschützt wurde. Man überschritt dann, freilich nicht regelmäßig, den tief ausgeschachteten Burggraben, der die eigentliche Verteidigungslinie, die sehr verschieden gestaltete Ringmauer mit dünnerer Brüstungsmauer und Wehrgang, unmittelbar umschloß. Da der Graben bei Höhenburgen meist trocken war, wurde auch er schon durch Palisaden oder niedriges Mauerwerk nach außen gesichert: es entsteht so der Zwinger, der sich namentlich seit dem 14. Jahrhundert stärker entwickelt, der aber auch zu einer Art Vorburg (vgl. unten) werden kann. Auf die durch Zinnen geschützte Plattform der Mauer, die in friedlichen Zeiten luftigen Aufenthalt für die Burgbewohner bot, setzte man bei Belagerungen wohl Schutzdächer auf. Anderseits kommt im Westen die sogenannte „Schildmauer" als besondere Deckung da, wo das Außenterrain höher als die Mauer ist, hinzu. Den Mauerlauf unterbrachen namentlich an den Ecken, anscheinend erst seit den Kreuzzügen, Türme. Mauer und Türme waren ferner häufig mit vorspringenden „Wichäusern" (Kampfhäusern) und Erkern versehen, so daß man die Belagerer unter „Kreuzfeuer" nehmen konnte.

Der Zugang durch die Mauer, das Tor — meist gab es aus natürlichen Gründen nur eins —, mußte besonders gesichert werden. Statt der anfänglich festen Brücke über den Graben, die immerhin abgebrochen werden konnte, hatte man später eine Zugbrücke; ferner lag das Tor in einem Turm, der von oben den Eingang beherrschte, oder zwischen zwei Türmen. Gelegentlich findet sich vor dem Tor noch eine Vorbefestigung. Das Öffnen der eisenbeschlagenen hölzernen Torflügel wurde durch einen Torbalken innen verhindert; im Notfall dienten außerdem ein oder zwei Fallgitter als Hemmnis; sie kamen aber bei Burgen selten vor. In einer Reihe von Burgen folgte nun noch eine zweite Befestigungslinie. Sie war stärker und oft höher als die erste und bestand wieder aus Burgmauer und Graben. Der Raum zwischen beiden Linien, die „Vorburg", diente zur Unterbringung von Wirtschaftsgebäuden, als Garten usw. Hier war ferner in großen Burgen der Platz für kleinere Tjoste und Buhurte. Der letzte Zufluchtsort war schließlich der oft ursprünglichste und festeste Teil der Burg, der meist isoliert stehende und mit hochliegendem Eingang versehene Hauptturm (vgl. S. 148), der in kleinen Burgen auch zum Wohnen diente; auf ihm hauste oben der Burgwächter. In ihm befanden sich auch die Schatzkammer und im Erdgeschoß die recht übel eingerichteten Gefängnisse. Unterirdische Gänge waren übrigens häufig vorhanden. An der erst neuerdings stärker aufgekommenen Bezeichnung Bergfried für den Hauptturm wird, obwohl manche Forscher zwischen beiden scharf unterscheiden, doch wohl festzuhalten sein. Keineswegs ist dieser Turm aber ein notwendiger Bestandteil der Burg, wie denn ebenso von sonstigen Burgteilen hier manches fehlt, dort manches mehrfach vorkommt. Ein allgemeingültiges Schema gibt es nicht. Auch landschaftlich lassen sich keine Typen unterscheiden.

Das Rittertum hat nun den Kampf nicht nur als rauhe Form der Wirklichkeit geliebt, sondern es hat auch die notwendigen Waffenübungen in der Form von Kampfspielen zum Mittelpunkte gesellschaftlicher Freude gemacht. Das Waffenspiel hat sogar, obgleich das eigentliche Turnier mit Lebensgefahr verbunden blieb, vielfach den ernsthaften Charakter des Ritters als Krieger ganz zurücktreten und ihn beinahe zum Schauspieler werden lassen. Der Waffenberuf blieb aber auch in dieser unechten, gekünstelten Form das Lebenselement des

Digitized by Google

Ritters. Krieg oder Turnier, beides war Waffenhandwerk; wer allzu lange sich davon fernhielt, wer in häuslichem oder allzu luxuriösem Leben „sich verlag", wurde sogar von den Frauen bespöttelt, wer ganz davonblieb, völlig verachtet. Man darf diese ritterlichen Waffenübungen kaum aus denjenigen der germanischen Wanderzeit ableiten, auch nicht aus den von Nithard und Widukind erwähnten Reiterspielen des 9. und 10. Jahrhunderts, wenngleich ein Zusammenhang nicht ganz fehlt. Der Haupturſprung des Turniers liegt vielmehr wieder in Frankreich (vgl. S. 315). In Deutschland bürgerte es sich wohl erst in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts ein. Das anscheinend erste Turnier fand 1127 in Würzburg statt. Noch auf dem zweiten Kreuzzug wurden die Deutschen als ungeschickte Reiter verhöhnt. Es war ein festgefügtes System, mit tausend Regeln durchsetzt, das man seit den Kreuzzügen von den gezirkelten Romanen ebenso übernahm wie die konventionelle gesellschaftliche Sitte, womit man aber zugleich den gesellschaftlichen Abschluß der ritterlichen Schicht vollendete. Das Turnier ward Standesvorrecht. Es waren verschiedene Reiterwaffenspiele, die man pflegte. Ein solches in reinster Form war der Buhurt, der im Nibelungenlied noch die Hauptform darstellt. Er war wesentlich Paradeschauspiel vor den Damen; man sah die ungerüsteten Parteien sich durcheinander tummeln und mit großem Getöse die leichten Speere an den Schilden brechen, konnte aber die Reitgewandtheit des Einzelnen bewundern. Weniger harmlos waren die eigentlichen Waffenspiele, zunächst das Stechen, die Tjost, der Einzelkampf zweier Ritter, die sich gegenseitig beim Vorbeireiten mit dem eingelegten Speer zu treffen suchten. Saß der Stoß richtig, so fiel der Gegner vom Pferde; meist aber zersplitterten die Lanzen an den Schilden, mit denen man parierte. Nicht selten fehlte man überhaupt. Solche Tjoste wurden meist am Nachmittag vor dem eigentlichen Turnier geritten, Fall oder Beschädigung hinderten aber manchen, an letzterem teilzunehmen. Mancher zerbrach in seiner Kampflust viele Speere nacheinander; „waltswende" oder „swendenwalt" (Waldzerstörer) hieß ein solcher.

Burgbau. Aus der Weltchronikhandschrift (15. Jahrhundert), im Germanischen Nationalmuseum zu Nürnberg. Wiedergegeben im „Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit", 1883. Vgl. Text S. 324.

Viel freudigere Teilnahme erweckte aber das Turnier (turnei) selbst, das oft den Abschluß längerer Stechen, jedenfalls aber immer den Höhepunkt ritterlicher Festlichkeiten bildete. Beim Turnier trat die ganze Masse in Aktion, es war eine Schlacht im kleinen, mit

Digitized by Google

Lanzen, selten mit stumpfen Schwertern, in Deutschland an deren Statt allenfalls mit Kolben ausgefochten, von zwei, häufig landsmannschaftlich gesonderten Parteien, deren einzelne Abteilungen wieder unter bestimmten Führern standen, mit solcher Hitze durchgeführt, daß Verwundungen zahlreich und Todesfälle nicht selten waren. Die Geistlichkeit war daher zu Anfang entsetzt: Erzbischof Wichmann von Magdeburg soll nach dem „chronicon Montis Sereni" alle, die an einem Turnier teilnahmen, in den Bann getan haben. Freilich scheint es, als ob im Gegensatz zu den Franzosen von den Deutschen mehr der Charakter des Kampfspiels bewahrt wurde. Aber immer blieb das Spiel gefährlich, manchen tötete der bloße Sturz, mancher konnte schon in der schweren Rüstung zu heißer Sommerszeit ersticken.

Wie es im einzelnen dabei zuging, zeigt die Schilderung des Friesacher Turniers von 1224 bei Ulrich von Lichtenstein, das freilich nur für österreichische Sitten bezeichnend ist. Das allmähliche Einsetzen der Abteilungen, das Hin- und Herschwanken des Sieges, das Streben, einen Gegner, insbesondere einen Führer, zu fangen, die gewaltige Anspannung der Kämpfer treten hier äußerst anschaulich hervor. Die Zahl der Teilnehmer gibt Ulrich auf 600 an; viele Turniere werden aber diese Zahl noch überschritten haben, wenn man auch die Zahlenangaben mit Mißtrauen zu betrachten hat. In der Regel wurden Turniere, schon wegen der erforderlichen Handwerker und der für die Unterkunft der Ritter und Knechte notwendigen Herbergen, in der Nähe von Städten abgehalten. Veranstaltet wurden sie meist von Fürsten und großen Herren, auch wohl von sehr reichen Rittern, die sie dann durch Boten ausrufen oder schriftlich ansagen ließen. In schönstem Waffen- und Kleiderschmuck erschienen darauf die Kampflustigen, die Vornehmen begleitet von ihren Rittern, diese wieder von ihren Knechten. Zahlreich waren auch die Frauen, die mit ihren männlichen Angehörigen kamen. Pomphaft, von Ausrufern wegen ihres Ranges und ihrer Taten gepriesen, zogen die Großen in die Stadt ein, in der sich ein buntes Treiben entwickelte. Das Turnier selbst wurde durch eine feierliche Messe eingeleitet. Nach der nicht immer leichten Verteilung auf die Parteien wappneten sich die Ritter, oft recht vorsichtig; unter Musik ging es dann zum Turnierplatz, der von Schranken umgeben war. Der Ruhm des Siegers war groß, aber auch der materielle Gewinn oft nicht gering. Neben dem „turnei durch [um] êre", das die ritterliche Freude am Kampf am reinsten zeigt, und bei dem man mehr Ehrenpreise, z. B. Sperber, die zuweilen von fürstlichen Damen übergeben wurden, errang, gab es namentlich später das „turnei umbe guot", bei dem man auf Gewinn ausging. Aus viel späterer Zeit, aus dem Ende des 15. Jahrhunderts, als man das Turnier in modischer Weise wieder eifrig betrieb (vgl. Band II), seien aus einer Turnieransage von 1485 einige bezeichnende Stellen angeführt. Die Ansage beginnt: „Horte, horte, horte (hört). Ir graven, freien herrn, ritter und knecht alle, die morgen stechen wollen durch schoner frauen und hubscher junckfrau(en) gunst willen" usw. Später heißt es: „Welicher ritter das beste thut, dem wirdet die schonst frau ein danck geben unter hundert gulden. Welicher werder knecht darnach das beste thut, dem soll die hubscht junckfrau auch ein danck geben unter funfzig gulden mynner (minder) oder mehr ongeverlich (wie es sich unabsichtlich ergibt) und will im auch das gantz jar dest freuntlicher zusprechen mit liblichen, schon worten, alß dann itzt der welt sit ist." Unter den herbeiströmenden Rittern wollten manche durch ihre Leistungen in den Dienst eines Herrn und damit zu dem ersehnten Ritterlehen gelangen. Während der vollkommene Ritter seine Gefangenen ohne weiteres freizugeben pflegte, waren viele ritterliche Abenteurer darauf aus, Roß und Rüstung des Gefangenen zu erbeuten, und verlangten oft von diesem selbst ein Lösegeld. Da auch ein nicht

Digitized by Google

geringer Einsatz gefordert war, so hat sich mancher Ritter durch seine Niederlage materiell ruiniert. Auch beim Tjostieren scheint man öfter um Gewinn gestochen zu haben. In einigen Dichtungen setzen Ritter dem, der sie beim Speerstechen besiegt, einen Preis aus.

Aber auch die Minne hat beim Turnier ihre Rolle gespielt. Die Frauen waren schon als Zuschauerinnen wie als Teilnehmerinnen an den die Turniere begleitenden Festen wichtige Personen. Weiter gab es harmlose, galante Turniere zur Ehre der Damen überhaupt. Ferner kämpfte jeder Ritter zu Ehren seiner besonderen Dame, von der er öfter einen Schleier oder ein ähnliches Zeichen am Helm trug, deren Namen er zuweilen auch offen angab. Man hatte endlich Teile des Turniers, in denen die „Frauenritter", die sich ganz dem Dienst einer Dame gewidmet hatten, zu deren Ruhme kämpften. Namentlich aber zur Tjost stellten sich die Frauenritter jedem anderen Ritter. Bei Friesach erwarteten nach Ulrich von Lichtenstein ihrer sechsunddreißig die aus der Stadt ziehenden Kämpfer. Er selbst zog als Frau Venus verkleidet durch die Lande und kämpfte überall zu Ehren seiner Dame. Hier zeigt sich schon der romantische, bizarre Zug, der sich dem Rittertum mehr und mehr anheftete. Er zeigt sich auch in manch anderer phantastischer Gestaltung des Kampfspieles. „König Artus' Tafelrunde" spielte eine Rolle: als solche tat sich eine Gesellschaft auf, die sich, wie bei Ulrich von Lichtenstein, im Ring um ihr Zelt herum angreifen ließ. Zur Tafelrunde konnte nur gehören, wer drei Speere hintereinander auf den König verstochen hatte, ohne zu fehlen. „Einen Gral machen" nannte man später eine solche markierte Veranstaltung.

Bahrprobe. Aus Diebold Schillings „Schweizerchronik" (1507—13) in der Bürgerbibliothek zu Luzern.

Freilich gab es nun auch im höfischen Leben und vom Kriege abgesehen eine Gelegenheit, wo sich die Kämpen auf Leben und Tod gegenüberstanden: das war der gerichtliche Zweikampf. Es war die Form des Gottesurteils für die Edlen, während niedere Leute andere Formen bestehen mußten, ein des Mordes Angeschuldigter z. B. die Bahrprobe, bei der er an die Leiche herantrat: deren Wunden sollten beim Nahen des wirklichen Mörders bluten (siehe die obenstehende Abbildung). Schon Tacitus kennt die Verwendung des Zweikampfes als Kampforakel. Die Versuche der Kirche, den Zweikampf durch den Eid zu ersetzen, scheiterten. Bei Burchard von Worms wird das Institut als völlig anerkanntes behandelt. Wenn sich nun auf der einen Seite ein Berufsfechtertum bildete, das für Fürsten, Kinder, Frauen usw. kämpfte, so war das Eintreten für die angegriffene Ehre der eigenen Person oder einer Dame — angeschuldigte Jungfrauen sandten oft Boten aus, einen Kämpen für sie zu werben — selbstverständliche Pflicht des Ritters. Über die Einzelheiten des Kampfes unterrichten neben

Digitized by Google

zahlreichen gesetzlichen Bestimmungen wieder die höfischen Dichtungen, die den gerichtlichen Zweikampf öfter ausführlich darstellen; übrigens ist auch an die getreue Schilderung im „Reineke Vos“ zu erinnern. Der verleumderisch oder seiner Meinung nach zu Unrecht Angegriffene fordert den Ankläger heraus und gibt ebenso wie dieser seinen Handschuh dem Gerichtsherrn als Pfand, daß er an dem von diesem bestimmten Kampftag erscheinen werde. War ein Kämpfer verhindert, so mußte er einen Stellvertreter schicken. Auf den Gegner zu warten, war nur bis zu einer nicht immer gleichmäßig festgesetzten Stunde zulässig: wer nicht kam, verfiel der Ächtung. Der besiegte Kläger erlitt die Strafe, die sonst dem Beschuldigten gedroht hätte. Das im 13. Jahrhundert noch durchaus anerkannte Verfahren wurde erst durch die neuen Verhältnisse des städtischen Lebens beseitigt.

Der kriegerische Charakter des Rittertums prägte sich auch in der Erziehung (vgl. S. 339 f.) aus. Zunächst ergab sich von selbst die große Wichtigkeit der Leibesübungen, deren Pflege ja altgermanisch, jetzt aber auch mit fremden Zügen durchsetzt war. Das Laufen (Wettlaufen), Springen und andere Übungen trieb man wie vor alters: der Lanzelot Ulrichs von Zatzikhoven z. B. mußte laufen, springen, ringen, Steine schleudern und die Schäfte schießen. Das Schäfteschießen, d. h. das Werfen des Speeres, entspricht dem alten Gerwerfen. Das Springen wurde namentlich durch Springen aufs Pferd geübt. In der unerläßlichen Reitausbildung sodann scheint man eine große Vollendung erstrebt zu haben, wenn man diese auch nicht immer erreicht hat. Dazu traten nun die Waffenübungen, das Schießen mit der Armbrust, das sehr wichtige Fechten mit Schwert und Schild (schirmen), worin besondere Schirmmeister — berühmt waren die irischen — unterrichteten, dann die Vorübungen zum Turnier. Einen solchen Lehrgang für das Tjostieren schildert sehr anschaulich Wolfram von Eschenbach (Unterricht Parzivals durch Gurnemanz). Vom Turnier lernten im übrigen die jungen Knappen am meisten durch Zusehen, wurden aber auch selbst in besonderen Turnieren geübt. Den Abschluß solcher kriegerischen Erziehung bildete die Schwertumgürtung, die swertleite (erst später Ritterschlag genannt). In Frankreich äußerst feierlich (Bad, Nachtwache in der Kirche, Ritterschlag usw.), ging die Zeremonie in Deutschland einfacher vor sich — man hat darin auch einen Beweis für die Eigenart der deutschen ritterlichen Kultur gesehen — und bestand in der Umgürtung mit dem Schwertgehänge und der Überreichung von Schild und Speer. Doch liebte man es, die Schwertleite mehrerer Jünglinge zugleich bei großen Festen, oder wenn ein Fürstensohn die Ritterweihe empfing, vorzunehmen.

Wie Kriegen und Kämpfen war dem Ritter naturgemäß nicht minder die Jagd eine gern gepflegte Beschäftigung, allerdings auch jetzt noch nicht ohne das praktische Motiv der Nahrungsbeschaffung. Die zum Teil wildreichen Wälder lieferten im Winter fast allein das frische Fleisch. Aber von dieser nützlichen Seite abgesehen, Jagdruhm war dem Ritter fast so wert wie Kampfesruhm und die vollkommene Beherrschung aller Jägerkünste und der Jägersprache dem höfischen Manne ebenso notwendig wie die der Turnierbräuche und der Turniersprache. Der Jüngling übte, wie etwa Parzival, zuerst auf der Jagd, an der er schon früh teilnahm, das Waffenhandwerk. Wir haben für die Jagd wieder zahlreiche Schilderungen in den höfischen Dichtungen. Sie belehren uns über den schon damals meist grünen Anzug der Jäger, die Jagdausrüstung, zu der auch das Horn gehört, die Jagdwaffen (Spieß, Wurfspeer, Bogen, der erst allmählich durch die Armbrust verdrängt wird), das Jagdpersonal (insbesondere den Jägermeister), über die getreuen Gehilfen, die Hunde (Leithunde, Windhunde), ebenso endlich über das Jagdzeremoniell (z. B. über die Curie, das kunstgerechte Zerlegen der

Digitized by Google

Jagdbeute, Gottfried von Straßburg). „Birsen, beizen unde jagen", die Pirsch, die Falkenjagd und die Hetzjagd, waren die verschiedenen Arten der Jagd, die wichtigsten Jagdtiere, wie vor alters, der Eber (das Wildschwein) und der Hirsch. Besondere höfische Spezialität war die Falkenbeize. Jakob Grimm sah sie für eine altnationale Übung an. In der älteren nordischen und deutschen Poesie wie schon in den späteren deutschen Volksrechten spielt der Falke eine Rolle, ein Jäger mit Habicht wird von Widukind erwähnt, und deutsche Falken und Habichte wurden früh von fremden Fürsten begehrt. Es scheint indessen, als ob die Germanen diese Jagdart, die Cäsar, Plinius und Tacitus nicht erwähnen, von Osten her empfingen und sie dann den Romanen brachten (vgl. S. 29). Immer aber blieb sie ein Sport der Vornehmen, der seine aristokratische Ausbildung dann wohl allerdings wieder wesentlich bei den Franzosen fand. Das Interesse für ihn zeigt das Werk, das Kaiser Friedrich II. „über die Kunst, mit Vögeln zu jagen" verfaßte. Ferner hat der gelehrte Albertus Magnus einen Traktat „über Falken, Sperber und Habichte" geschrieben. Auch spätere Nachfolger belehren uns über die verschiedenen Arten der Falken, über ihre Dressur, über die Falkner, auf die viel ankam, wie über die Jagd selbst. Die nebenstehende Abbildung stammt erst aus späterer Zeit, beweist aber, wie lange diese Jagdart, die ihre Blütezeit im 13. Jahrhundert hatte, beliebt blieb. Hier tritt nun auch das weibliche Geschlecht, das am Turnier nur einen dekorativen Anteil haben konnte, mehr hervor. Der Falke ist der edlen Frau Liebling: Kriemhilds Traum, „wie sie züge einen valken starc schoen unt wilde", ist bekannt. Manche Darstellungen zeigen uns die Frauen hoch zu Roß mit einem Falken auf der Hand.

Falkenjagd. Aus Petrus de Crescentiis, „Neu Feld- und Ackerbau", Frankfurt a. M. 1583, Exemplar der Universitätsbibliothek in Jena.

Das führt uns auf die Stellung der Frau innerhalb der ritterlichen Kultur. Sie ist es, die die kriegerische Kultur erst zu einer höfischen, zu einer gesellschaftlichen gemacht hat. Ihre maßgebende Rolle bewirkt zugleich den ästhetischen, den Schönheitscharakter dieser Kultur. Die Frau wird mit einem Male fast zum Mittelpunkt des modisch-höfischen Lebens. Sie wird schließlich — freilich nur theoretisch — die Herrin des Mannes; die extremsten Vertreter des höfischen Treibens gehen im „Frauendienst" auf. Wieder waren es französische Einflüsse, die diesen Wandel der deutschen Frau zur höfischen Dame herbeiführten, aber ganz unvermittelt kam sie doch nicht zu jener Rolle. Man braucht nicht auf die altgermanische Frauenverehrung zurückzugehen: auch im eigentlichen Mittelalter erscheint

Digitized by Google

die Frau gerade in kultureller Beziehung dem Manne überlegen (vgl. S. 238 und sonst). Es bleibe unentschieden, ob jene besser gebildeten vornehmen Frauen nicht früh auch die gesellige Sitte beeinflußten: jedenfalls waren viele Frauen dieser Schicht zur Aufnahme jener westlichen Einflüsse fähiger als die große Mehrzahl der Männer. Was jetzt hinzukam, das waren die galanten und eleganten Allüren. Die Annahme neuer Kleidermoden (siehe die Abbildung S. 332) und ähnlicher äußerlicher Dinge war den hierin immer gelehrigen Frauen ein Kleines, aber ebenso sind die französischen Redensarten und Verkehrsformen wohl ziemlich rasch auf sie übergegangen. Und auch der schwierigste Übergang, der von einfacher, höchstens etwas gelehrt verbrämter Natürlichkeit zur Sentimentalität, ist von manchen höfischen Frauen den Französinnen nachgemacht worden. Freilich, die alte gefestete Organisation des deutschen Hauses wurde kaum durchbrochen. Dem Gatten gegenüber blieb die Frau, wie noch der tyrannische Erec Hartmanns von Aue zeigt, durchaus untergeordnet, fast zum Gesinde gehörig; zur Verlobten, zur Hausfrau blieb das alte nüchterne Verhältnis im wesentlichen bewahrt. Der Besitz wird wie früher am meisten geschätzt, geschäftsmäßig kamen die Ehen (vgl. S. 348) zustande, in denen nachher der Gatte nicht immer der Nachgiebige war; „er soll ihr Herr sein über Leib und Gut", sagt der Meißner, und Reinmar der Zweter empfiehlt als Mittel gegenüber einer bösen Frau den Knüttel. Die Mädchen ferner traten aus der häuslichen Sphäre auch jetzt nur wenig heraus, und wo wir Spuren ihrer Teilnahme am gesellschaftlichen Leben haben, wird ihnen doch besonders züchtige Zurückhaltung auferlegt.

Was aber die Herrschaft der Frau herausbildete, das war die neu überkommene Anschauung von der Minne, vom Frauendienst. Es gibt Forscher, die für den deutschen Minnesang von Anfang an lediglich romanische Vorbilder annehmen. Geht dies viel zu weit, so darf überhaupt für die erste Entwickelung des Minnesanges wie des Frauendienstes in Deutschland eine gewisse, in den gleichen Lebensverhältnissen begründete Selbständigkeit festgestellt werden. Schon Heinrich von Melk kennt das Lobpreisen der Frauen seitens der deutschen Ritter, also für die Mitte des 12. Jahrhunderts. Im ältesten, lateinisch abgefaßten und in klösterlicher Sphäre entstandenen Ritterroman „Ruodlieb" (11. Jahrhundert) gebärdet sich der Jüngling noch ziemlich ungeschliffen, aber das Mädchen verrät schon einen Zug der Herrin, wenn es, obwohl im Scherz, verlangt, er solle ihr Tag und Nacht dienen. Von der Frau wird auch schon feineres Benehmen gefordert, und man behandelt sie ehrerbietig. Lange scheint allerdings beim Ritter noch ein roh-sinnlicher Zug vorherrschend gewesen zu sein. Anfangs hatte das Bauernmädchen ihm häufig genug gefallen. Nun trat nach französischem Vorbild die verheiratete Frau stärker in das gesellig-höfische Leben. Das Überfeinerte des französischen, etwa gegen das Jahr 1200 in Deutschland stärker eindringenden Frauendienstes, das entsagende Schmachten, mußte den deutschen Herren ganz unverständlich sein: die Folge war die Fortsetzung des früheren Treibens, nur richtete man die Begierde auf die Frauen des eigenen Kreises. Die Frau spielte noch nicht die Rolle der Herrin: man renommierte jetzt mit seinen Erfolgen, und im 12. Jahrhundert werden in Strophen der frühesten ritterlichen Lyriker, die Frauen in den Mund gelegt sind, diese als der werbende Teil hingestellt. Die damalige Anschauung zeigt ein kurzes Gedicht, in dem es heißt: „Ich habe manchen Mann gesehen, der von keiner anderen Minne weiß, als daß er wähnt, die Frauen seien in seinen kräftigen Leib verliebt. Da kommt aber ein anderer, der ist noch etwas länger als jener, und meint, er solle darum die Liebe haben." Charakteristisch ist auch die Schilderung Heinrichs von Melk von der ritterlichen Unterhaltung über die

Digitized by Google

„Weiber". Man darf ferner an einen Brief Innozenz' III. an den Bischof von Regensburg vom Jahre 1209 erinnern, der über die Ehebrecherei der Ritter klagt. Die Ehelosigkeit der Geistlichen hatte auch eine gewisse Korruption der verheirateten Frauen vorbereitet. Dazu kamen das damals ungebundene natürliche Genußleben und die frische Kraft der Menschen jener Zeit. Auch nach dieser Seite war sodann das Beispiel der Romanen, die die Reinheit der Ehe von jeher nicht allzu hoch geschätzt hatten, von Einfluß; auf den Kreuzzügen sahen die deutschen Ritter genug von pikanten Abenteuern der französischen Damen. Endlich wirkten lange Abwesenheit des Gatten und die Eintönigkeit des gewöhnlichen Lebens, deren Unterbrechung leicht Ausgelassenheit hervorrief, verderblich.

Kostümbild (Die „Hochfart", Superbia). Aus Herrads von Landsberg „Hortus deliciarum" (12. Jahrhundert). Nach Chr. Mor. Engelhardt, „Herrad von Landsberg und ihr Werk", Stuttgart und Tübingen 1818. (Trotz der Anlehnung der Figur an die Schilderung in der „Psychomachia" des Prudentius doch kostümgeschichtlich in Einzelheiten Zeitbild.) Vgl. Text S. 331.

Aber mehr und mehr folgte der Deutsche seinem bewunderten Vorbild: der Frauendienst ward, idealer aufgefaßt, zu einer standesmäßigen, konventionellen Sitte, die „Minne" trat in den Mittelpunkt des gesellschaftlichen Lebens. Man hat den romanischen Frauendienst, der ursprünglich in der Provence heimisch war, aus dem ritterlichen Marienkultus herleiten wollen, schwerlich mit Recht. Der Kultus „unserer lieben Frau" hatte sich namentlich in den Kreuzzügen außerordentlich gesteigert: sie war die Patronin der Kreuzfahrer. Die religiöse Begeisterung der Ritter wendet sich ihr am liebsten zu, besonders im 12. Jahrhundert. Zugleich schmückt sie der weltliche Sinn der Ritter mit irdischem Glanz, und aus der einfachen, schlichten Magd wird die strahlende Himmelskönigin. In französischen Marienlegenden erscheint sie fast als ritterliche Dame, der man seine Minne weiht. Kommen so in die Marienverehrung Züge des weltlich-sinnlichen Liebeslebens, so wirkt anderseits diese steigende Verehrung doch kaum auf die Schätzung der irdischen Frauen ein. Maria wurde zu den verheirateten Damen sicherlich nicht in Beziehung gesetzt, und auch die teilweise mystische Auffassung des Frauendienstes geht nicht auf den Marienkult zurück. Wohl aber ist hier das gesteigerte religiöse Empfindungsleben der Zeit an sich von Einfluß. Dieses Gefühlsleben, das gegenüber jenen mehr äußerlich starken Formen des Ausdrucks (vgl. S. 187 ff.) jetzt innerlich tiefer griff und gewaltiger anfregte, trug nicht nur dazu bei, auch das weltliche Empfindungsleben zu steigern und zu vertiefen: es handelt sich auch um eine an das versiegene religiöse Gefühlsleben anknüpfende Vergeistigung der Liebe. Wie in geistlichen Kreisen die Erscheinung eines verzückten mystischen Liebeslebens, sei es der Nonnen mit Jesus, sei es der Mönche mit der Jungfrau, auftrat, so entwickelte sich in höfischen Kreisen an Stelle der natürlichen, frischen „Maibuhlschaft" die phantastische Übung eines fingierten Minnetums unter dem Zeichen tatsächlicher Entsagung vielleicht unter dem Einfluß der Askese. Anderseits steigerte sich die Frauenverehrung zu einem fast religiösen Kult, stand freilich mit den Idealen der Weltverneinung schon an sich in Widerspruch.

Digitized by Google

Im wesentlichen war das alles eine romanische Erscheinung. Aber sie griff nun nach Deutschland hinüber. Auch hier trug der Frauenkultus zum Teil fast einen religiösen Charakter, wie z. B. beim Winsbeke. Der höfische Ritter mußte sich also eine Herrin erkiesen, der er verschwiegen allewege diente, deren Zeichen, z. B. Schleier oder Ring, er trug, für die er im Turnier kämpfte oder um derentwillen, was meist auf Hindernisse der Liebe deutete, er in den Kreuzzug zog. Er mußte mit spärlichen Zeichen der Huld vorliebnehmen, sich in Zweifel und „sehnender Not“ verzehren, alle möglichen Launen oder gar gänzliche Nichtachtung ertragen. Daß aber der Lohn für diesen ganzen Dienst trotz alledem auch jetzt häufig ein sinnlicher war, steht fest und wird auch nicht selten offen ausgesprochen. Was uns die Epen schildern, vor allem „Tristan und Isolde“, sind ungebundene Liebesabenteuer; die Lyrik drückt sicherlich nicht nur die Sehnsucht einer unsinnlichen Liebe aus, und für die Lehrgedichte ist die Unterweisung der Tochter durch die Mutter in der „Winsbekin“ bezeichnend. Anderseits scheint der in romanischen Ländern geübte enthaltsame Brauch des Beilagers, „ohne der Liebe zu pflegen“, auch bei uns vorgekommen zu sein. Aber die nächtlichen Zusammenkünfte boten in jedem Falle Gefahr. Um sie entfaltet sich ein förmlicher höfischer Apparat: hier die Merker, die neidischen Aufpasser, dort die Freunde oder der (von manchen als unpassend angesehene) treue Wächter, die die Liebenden bei Anbruch des Tages warnen. Es hat sich daraus, wieder unter provenzalischem Einfluß, das Tagelied entwickelt, dessen Ursprung aber vielleicht weiter zurückliegt. Die bizarre, gekünstelte Form, die das ganze Treiben bei den provenzalischen Troubadours mit ihrer vierstufigen Liebeskunst, der langjährigen Probezeit, dem völlig ausgebildeten Vasallenverhältnis erhielt, hat nun allerdings ebensowenig wie die Sucht, über die Minne zu reflektieren und zu disputieren, sich in Deutschland einbürgern können. Aber zu phantastischen Auswüchsen ist es auch bei uns gekommen (siehe die Abbildung S. 334). Beweis ist der „Frauendienst“ Herrn Ulrichs von Lichtenstein. Unter dem Zeichen der Frauenherrschaft an sich steht jedoch die ganze höfische Gesellschaft. Von den Frauen kommt alle Freude; Walter von der Vogelweide kündet begeistert ihr Lob.

Man darf nun nach dem oben (S 331) Dargelegten durchaus nicht annehmen, daß die Frauen in der Regel leichtfertig waren: bei sehr vielen war das Mitmachen einer konventionellen Mode das einzige Motiv, wie ja auch der berufsmäßige Sänger nur rein konventionell die Herrin pries und ihr huldigte. Anderseits ist der Versuch, nachzuweisen, daß man keineswegs seinen Dienst nur verheirateten Frauen gewidmet habe, daß es sich daher auch nicht um eine Mode, sondern um ein gesundes und inniges Liebesleben zwischen jungen Leuten mit der Ehe als Ziel gehandelt habe, nicht als gelungen anzusehen. Natürlich ist man zu weit gegangen, wenn man jede gesunde Leidenschaft ausschied, sicher ist auch, daß Mädchenminne vorkam, freilich nicht als Regel: aber die wesentlich konventionelle Färbung des ganzen Minnedienstes bleibt bestehen, ebenso allerdings jener Zusammenhang mit dem derben Sinnenleben der Zeit. Die Herrschaft der Frau wirkte in erster Linie auf das gesellschaftliche Benehmen. Allzu groß darf man sich freilich diesen Einfluß nicht vorstellen. Auch die Frau des modischen Ritters führte in der Hauptsache doch jenes abgeschlossene Burgenleben der übrigen Frauen, vor Verführung ängstlich behütet, namentlich wenn der Eheherr abwesend war: nur zu den großen höfischen Festen und Turnieren trat sie hinaus, um dann allerdings gefeiert zu werden. Die Männerwelt mußte jetzt verstehen, ihr gesellschaftlich zu huldigen; höflich und galant zu sein, wurde schon dem Knappen eingeprägt, das „süße Sprechen“ Damen gegenüber (wider diu wîp) jungen Leuten empfohlen. Und Reinmar von

Digitized by Google

Zweter macht die Minne zur Lehrerin der milte, der tugent und ritterlichen Gebarens. Die rohe Männerunterhaltung wurde zu einer feinen gesellschaftlichen Unterhaltung mit Damen, deren Hauptgegenstände die Ritterschaft, die Minne wie die Kunst, diese zu gewinnen, waren, und die durch Erzählungen und Gesang belebt wurde.

Ein Liebender wird von seiner Dame gefesselt. Aus der Großen Heidelberger Liederhandschrift (14. Jahrhundert) in der Universitätsbibliothek zu Heidelberg. Zugleich Bildnis des Minnesängers Bruno von Hornberg. Vgl. Text S. 333.

Führte diese Formung des gesellschaftlichen Benehmens, wie wir noch sehen werden, in letzter Linie eine ästhetische Schulung herbei, so hat die beherrschende Rolle der Frau dem Ritter überhaupt einen ästhetischen Charakter aufgeprägt. Das Schönheitsgefühl wird außerordentlich verfeinert. Bisher sah man mit germanischen Augen. Der kraftvolle und untadelhafte Wuchs des Mannes wurde gepriesen, die Schönheit bestand in der Größe und Stärke. Auch das blitzende, große Auge, das blonde Haar und die weiße Haut gehörten von altersher dazu. Von dem Aussehen der Frauen aber, die oft als starke, heldenhafte oder kräftige, gesunde Frauen, zuweilen mehr männlich geartet erschienen, wurde überhaupt nicht viel Wesens gemacht. Jetzt dagegen üben die romanischen Anschauungen ihre Gewalt aus: eine zarte Frauenschönheit ist nun das gepriesene Ideal. An die Frauenschönheit werden ganz bestimmte, dem höfischen Geschmack entsprechende Anforderungen gestellt, die freilich zum Teil schon in älteren Schilderungen schematisch (Haar, Haut, Mund) wiederkehren. Vor allem wird jetzt biegsame Schlankheit begehrt, die „Taille" tritt auf, aber noch sanft und ohne jene Einschnürung, wie sie später mit dem 17. Jahrhundert Mode wurde. Zart und weiß soll das Gesicht sein, überhaupt die ganze Haut, der Kopf mäßig gerundet, frei die Stirn, leuchtend und ausdrucksvoll das Auge, nicht zu lang die Nase, weiß und klein sollen die Zähne sein, klein die Ohren und der Mund, aber schwellend die roten Lippen, rund und rosig blühend Wangen und Kinn. Das Haar wird gern krausgelockt getragen. Romanische Brünettheit macht aber den blonden, namentlich

Digitized by Google

den goldgelben Haaren und den blauen Augen den Rang nicht streitig. Es stecken eben in dem verfeinerten romanischen Schönheitsideal auch deutsche Elemente: das germanische Blut macht sich in dem französischen Adel noch geltend. Die Büste wünscht man anmutig gerundet, den Busen jungfräulich, die Arme lang und voll, die Hände, denen schon damals aristokratische Pflege in reichem Maße zuteil wurde, und die ein gewisses Abzeichen der Vornehmheit bildeten, klein und zart, die Finger lang, die Füße, in enge und spitz zulaufende Schuhe gezwängt, klein, aber schön gewölbt. Von solcher Frauenschönheit wissen die Dichter nicht oft genug zu singen; namentlich bei den späteren sind uns solche Schilderungen in vollem Zusammenhang erhalten. Begeistert preist Walter von der Vogelweide die sonnenhafte Schönheit einer vornehmen Frau: „Der Mai mit allen Wundergaben kann nichts so Wonnigliches haben wie ihr gar minniglicher Leib: Wir lassen alle Blumen stahn und gaffen an das werte Weib.“ Das weibliche Schönheitsideal beeinflußt sogar das männliche. Im „Nibelungenlied“ werden die Helden noch als starke, „waetliche“ Männer gepriesen. Schon in der „Wiener Genesis“ zeigt sich in der Schilderung männlicher Personen zuweilen der neue höfische Einfluß, so in derjenigen Josephs: „schön wie die wonnesame Blume“. In der eigentlich höfischen Zeit aber finden wir geradezu *weibliche Maßstäbe für männliche Schönheit*, außer etwa bei Walter von der Vogelweide. An Tristan werden die schönen Hände in den damals konventionellen Ausdrücken gepriesen als „weich und linde, kleine, lanc“, sein ganzer Körper wird wie der eines jungen Mädchens beschrieben, ebenso der Körper Flores. Der rosenrote Mund wird besonders betont. Die modische Haartracht, die langen Locken, die Bartlosigkeit und der lange, bis zu den Füßen gehende, oben sich anschmiegende Rock — denn gewappnet war der Ritter natürlich durchaus nicht immer (vgl. S. 320) — lassen es bei den bildlichen Darstellungen noch des 14. Jahrhunderts, die mit der Herausarbeitung des weiblichen Ausdrucks aber sicher nicht der Natur folgen, oft zweifelhaft erscheinen, ob wir ein männliches oder weibliches Wesen vor uns haben. Schönheit ist endlich wie Geist und Sitte an sich nur bei Vornehmen zu finden. Der Niedere ist klein, ungeschaffen, plump.

Das Gefühl für die schöne Form modelt nun weiter die *Sprache*: es schwindet aus ihr das Eckige, für das feinere Leben Ungeeignete. Man lernt rasch nicht nur die Verkehrssprache nach französischem Muster gewandt handhaben, man gewinnt sehr bald auch Geschmack an dem Wohllaut zierlicher *Dichtung*, die eine so wesentliche Rolle in der ritterlichen Kultur der Romanen spielte. Der frauliche Zug der Zeit und das erotische Empfindungsleben hoben zugleich den Sinn für Poesie. Während im skandinavischen Norden noch die gewaltigen Edda-Dichtungen ausklangen, brachte Deutschland aus seiner dichterischen Volkskraft seit längerer Zeit wenigstens nichts mehr an die Oberfläche: die auf einer romanisierten Kultur beruhenden, mehr oder weniger schulmäßigen Dichtungen der Geistlichen beherrschten das Feld. Auch in der neuen weltlichen Dichtung, die nun hervortritt, gingen die Geistlichen voran (vgl. S. 308). Nur in Österreich lebte die nationale Dichtung noch einmal auf. Einerseits begann man die alten Heldenlieder zu großen epischen Dichtungen, die in der Form nun schon den höheren Geschmack verraten, zu gestalten und schriftlich zu überliefern, das „Nibelungenlied“ vor allem, anderseits entwickelte die ritterliche Gesellschaft auf volkstümlicher Grundlage und unabhängig von der damaligen französischen Dichtung eine heimische, aber ebenfalls kunstvoller gestaltete Liebespoesie (trûtliet), die schon für die Unterhaltung, den Vortrag bestimmt war. Auch hier siegte aber die modische Dichtung Frankreichs (vgl. S. 316): die

Digitized by Google

neuen Romane drängten die nationalen Epen in die Hände niederer Dichter; die französische Minnedichtung kam namentlich wohl durch Reinmar von Hagenau nach Österreich. Vom Nieder- und Mittelrhein her hatte Frankreichs Dichtung im 12. Jahrhundert ihren Siegeszug begonnen. Und während in Niedersachsen noch der alte Spielmann herrschte, fand nach französischem Muster namentlich die Epik am Thüringer Hofe bald glänzende Pflege, die Lyrik besonders an den staufischen Höfen und jetzt auch am österreichischen. Aber über das bloße Nachahmen hinaus schuf der mehr und mehr geschulte und schnell sich entwickelnde künstlerische Sinn eine formglatte, graziöse Kunstpoesie, die der deutschen Sprache zum erstenmal einen literarisch-ästhetischen Charakter gab. Aus der ritterlichen Gesellschaft, an die sich schon seit dem 11. Jahrhundert die Dichter vornehmlich wandten, erstanden nun nach der Anfangszeit passiver Teilnahme auch zahlreiche Schaffende; charakteristischerweise sind es ihrem Stande nach in der Mehrzahl Ministeriale, die eigentlichen Träger der deutschen höfischen Kultur.

Als ersten hervorragenden Vertreter der höfischen Poesie haben die späteren Dichter selbst Heinrich von Veldeke gepriesen, der den französische Kultur vermittelnden Niederlanden entstammte (vgl. S. 314). Seine Schüler sind Hartmann von Aue wie Wolfram von Eschenbach gewesen. Man war abhängig vom französischen Kunstepos, aber doch keineswegs ohne Eigenart (vgl. S. 316). Und in der Lyrik erhob sich über die fremden Einflüsse hinaus ein Dichter wie Walter von der Vogelweide zu einer Größe, wie sie erst Goethe wieder erreichte. Es entstand eine hochdeutsche Schriftsprache, die noch zu Anfang des 13. Jahrhunderts für die Niederdeutschen unter Umständen schwieriger zu verstehen war als das Lateinische, in der dann aber bald selbst niederdeutsche Fürsten zu dichten versuchten (vgl. S. 318f.). Es hat den beiden größten Dichtern, Walter (siehe die beigeheftete farbige Tafel „Walter von der Vogelweide") und Wolfram, an tiefem Innenleben, an erhabenen Gedanken, an großen Zielen gewiß nicht gefehlt, einem Walter, der in seinen Sprüchen den verachteten Fahrenden zuerst gleich tat, wie diesen auch nicht an kampffreudiger Gesinnung gegenüber den Übeln seiner Zeit und an loderndem Patriotismus, aber doch war der Wirkungskreis der höfischen Dichtung im allgemeinen ebenso beschränkt, nämlich nur auf den Ritterstand berechnet und dessen Ideale preisend, wie die Wirkung auf diese exklusive Schicht selbst oberflächlich, wie die Form meist künstlich und nachempfunden war. Diese ästhetische, musikalische und dichterische, Zutat war eben ein obligatorisches Element der ritterlichen Kultur: es ist, um dies neue modische Bedürfnis zu befriedigen, ein förmlicher Sängerberuf entstanden. Das Schönheitsbedürfnis verlangte naturgemäß auch eine Pflege der bildenden Kunst, die sich, über die Kleinkunst hinaus, freilich nur langsam weltlichen Aufgaben zuwandte. Die Liedersammlungen schmückten alsbald Miniaturen, von der malerischen Ausstattung der Wohnung werden wir noch (S. 344) hören. Der Stoffkreis dieser Kunst entspricht dem der Dichtung.

Die ästhetische Durchbildung des höfischen Deutschen müßte nun auch bezüglich des Gefühls für die Schönheit der Natur eine Wirkung geübt haben. Der spezifisch geistlich fühlenden Schicht war die Natur ja in erster Linie in ihrer christlich-symbolischen Verwendung von Wert (vgl. S. 365f.). Die Landschaft wird in der geistlichen Kunst nur schablonenhaft angedeutet. Aber auch in der weltlichen Dichtung erlebte das Naturgefühl, das ja schon früher (vgl. S. 189ff.) keineswegs gering war, im ganzen keine große Verfeinerung, obgleich Frauen- und Naturschönheit die Hauptvorwürfe der Sänger waren. Immerhin schritt man gegenüber der Dichtung der Geistlichen, bei der am meisten noch die Vergleiche mit der Natur in den Marienliedern in Betracht kommen, weiter fort. Zur Höhe der

Digitized by Google

Walter von der Vogelweide.

Nach der großen Heidelberger Liederhandschrift (14. Jahrh.), in der Universitätsbibliothek zu Heidelberg.

Digitized by Google

provenzalischen Troubadours, die ein sehr ausgebildetes persönliches Naturgefühl zeigen, sind die Deutschen aber nicht gedrungen. Jene haben in dieser Beziehung stärkeren Einfluß auf Italien gehabt. Auch für die ritterliche Gesellschaft gilt sonst das (S. 189 ff.) für die frühere Zeit Gesagte. Vor allem zeigt auch sie noch die germanische unmittelbare Naturkindschaft, das naive Mitleben mit der Natur. Der Aufenthalt im Freien war viel mehr Bedürfnis als heute (vgl. S. 345). Mit innerster Freude drängt man in die Frühlingsnatur. Der Sommer sieht oft ein tagelanges, völlig freies Waldleben in Zelten mit blumensuchenden weiblichen und jagenden männlichen Teilnehmern. Tänze im Freien, Mahlzeiten im Freien, in Lauben oder unter Bäumen, sind selbstverständlich, und ähnliche Reize hat das Umherschweifen auf der Jagd. Es ergibt sich daraus ein liebevolles Verhältnis zur Natur, das anderseits noch mit der alten abergläubischen Scheu vor den großen Naturgewalten durchsetzt ist. Diese naiv-frische Naturfreude kennt natürlich auch jetzt nur einen einfachen Naturgenuß. Man jubelt über den Einzug des Frühlings, klagt über den Winter; weiter bilden der Wald, die Linde, die grüne Heide, die Blumen im Grase, der Gesang der Vögel das fast stereotype Inventar, mit dem der Mensch der Minnezeit den Ausdruck seiner Naturfreude ausstattet. Auch in dem schönsten derartigen Liede Walters von der Vogelweide, eines Dichters, der doch weit herumgekommen war, „Unter der Linde", ist der Apparat der gleiche. Unter den Blumen spielen bei den Dichtern namentlich zur Farbenbezeichnung Rose und Lilie die alte Rolle. Noch ist aber vor dem Blumengarten der zuweilen mit ihm verbundene „boumgarte" (vgl. S. 140) bevorzugt, für den in einer eigentlichen Burg freilich oft kein Raum blieb, und der dann in der Nähe, etwa auf einem Anger vor der Burg, angelegt war. Die Art und die Pflanzen des Gartens im 13. Jahrhundert im allgemeinen lehrt uns übrigens Albertus Magnus kennen. Das landschaftliche Empfinden überhaupt, das wir früher (S. 190) den Quellen entsprechend bei Geistlichen fanden, hat sicherlich auch der ritterlichen Gesellschaft nicht gefehlt. Die Sitze in den Fensternischen der Burgen deuten darauf hin, daß man sich an dem weiten Blick in die Landschaft erfreut hat. Ein feineres Naturgefühl ist nun aber auch insofern vorhanden, als die Dichter ihr inneres Leben mit der Natur in Verbindung setzen, weit stärker, als wir es schon für die verflossene Zeit ersehen konnten. Jakob Grimms Urteil, daß die Natur für die mittelhochdeutschen Dichter nur Staffage sei, ist daher kaum haltbar. Mensch und Natur stehen miteinander in persönlicher Beziehung, das beweist insbesondere Walter: die Natur erweckt im Menschen Stimmung. Auch im höfischen Epos zeigt sich zuweilen ein höheres Naturgefühl, etwa bei Wolfram von Eschenbach und Gottfried von Straßburg. Bei jenem spricht sich schon in den Vergleichen reiche Naturkenntnis aus; aber er vertieft auch durch Bezugnahme auf die Natur seine Charaktere. Mit vollen, üppigen Farben weiß Gottfried die Natur zu schildern, aber auch ihren Widerglanz im Menschen. Das Liebesleben Tristans und Isoldes steht mit der Natur in innigem Zusammenhang. Meist gekünstelt dagegen ist die Naturbeschreibung der sonstigen höfischen Epen. Sie führen eine phantastische, im Grunde aber doch auf jenem kleinen Apparat beruhende Naturwelt vor.

Der überall hervortretende ästhetische Sinn, das Schönheitsbedürfnis, beeinflußt nun aber auch die Menschen in ihrem täglichen Leben, einmal in ihrem Sichgeben, im gesellschaftlichen Verkehr, sodann in der Lebenshaltung. Für jene Seite ist die Forderung der mâze, des Taktes, der Selbstbeherrschung, des Unleidenschaftlichen, der Vermeidung alles Anstößigen, charakteristisch. Im Lobe der mâze sind die Dichter, besonders die

Digitized by Google

Lehrdichter, einig. Im „Welschen Gast" bekämpft ein ganzes Buch die „unmâze" und „uebermâze". Der Gefühlsausdruck, der früher oft gewaltig herauskam (vgl. S. 188), muß sich jetzt in unauffällige, glatte, zierliche Formen kleiden, wenn auch das Schreien und Jammern bei Trauer und Schmerz bestehen bleibt und eine starke Erregbarkeit des Gefühls nach wie vor zu bemerken ist. Man durfte sich aber nicht geben, „wie ungeschlachte Leute tun". Recht schwer kam die Deutschen die ebenfalls durch jene Forderung ausgesprochene Beherrschung im Genuß an, namentlich nach der Seite des Trinkes. Der Franzose hat hier damals genau so erzieherisch gewirkt wie später gegen Ausgang des 17. Jahrhunderts, beide Male freilich nicht auf die Dauer und nicht allgemein. Auf dem Gebiete des gesellschaftlichen Anstandes ist das Allermeiste immer fremdes Gut gewesen. Ging das Prinzip der mâze auf Vermeidung alles Unästhetischen, so erforderte die Ästhetisierung der gesellschaftlichen Bildung auch positiv die Vollendung in einer Reihe von Fertigkeiten, die man auch wieder den „galanten Exerzitien" des 17. Jahrhunderts gleichstellen kann. Es kam vor allem auf Erlangung einer untadelhaften „conduite", wie man um 1700 sagte, an, die man (vgl. S. 310) jetzt „hövescheit" nannte. Es war eine formale gesellschaftliche Bildung nach französischem Muster. Ihr Ursprungsort war, genau wie später, der Hof, ihr Gegensatz die „dörperheit".

Zur „hövescheit" kam man durch „Zucht". Von Kindheit an, durch Einprägung der Vorschriften der Tischzuchten, die noch gegen sehr unmanierliche Sitten kämpfen müssen, sowie weiterer Anstandsregeln, durch fortwährende Belehrung seitens der Erzieher, durch das Vorlesen der Heldengeschichten, durch gutes Beispiel und Strafe wird an dem werdenden Ritter herumdressiert. Es gab, wie die Lehrgedichte, insbesondere der „Welsche Gast" des Thomasin von Zirklaria und der „Winsbeke" und die „Winsbekin" zeigen, eine große Menge von Vorschriften für die Körperhaltung, für den Anzug, für das Benehmen bei Tische, Regeln, die zum Teil heute noch gelten, für das Tragen der Waffen, für das Fechten, Reiten und Jagen, auch hinsichtlich der Jägersprache, weiter für die Unterhaltung, z. B. über das Schweigen zu rechter Zeit, überhaupt für den gesellschaftlichen Verkehr, für die Umgangsformen, namentlich bezüglich des ehrerbietigen Benehmens gegen die Damen, die ihrerseits nicht minder mit Anstandsregeln, z. B. bezüglich ihres Ganges, ihres Blickes, belastet waren. Die fortwährende Betonung aller dieser größtenteils fremden Regeln erklärt sich hauptsächlich aus der allzu großen Bereitwilligkeit der Ritter, in das alte zuchtlose Treiben zurückzufallen. Diese polizeiliche Seite der Anstandslehren zeigt sich auch später in fast noch höherem Grade. Der Zwang der äußeren Haltung überhaupt (vgl. S. 189) tritt uns in den bildlichen Darstellungen das ganze Mittelalter hindurch entgegen. Weiter war die Erlernung bestimmter geselliger Künste und feinerer Spiele wichtig. Das seit altgermanischer Zeit mit Leidenschaft geübte Würfelspiel war aus der höfischen Unterhaltung theoretisch verbannt, blieb freilich, wie die Warnungen der Lehrschriften beweisen, nur allzu sehr im Schwange; gern gesehen waren dagegen die Brettspiele, vor allem das königliche Schachspiel (vgl. S. 299), in dem auch die Jugend früh unterwiesen wurde. Die Schachfiguren und entsprechend das Spielbrett waren übrigens weit größer als heute. Dazu kamen Kugel- und Ballspiel, letzteres mehr von den Bauernmädchen im Freien gespielt, aber doch auch bei höfischen Damen nicht verpönt, und einige Gesellschaftsspiele. Aber beliebtere Unterhaltung war doch der Tanz, dessen höfische Arten, im Gegensatz zu den gesprungenen Reigen der Bauern, wieder erlernt sein wollten. Wir wissen über sie freilich wenig, eine Schilderung bietet der „Meier Helmbrecht". Der mehr ein Schreiten oder Treten darstellende Tanz, zu dem ein Tanzlied gesungen wurde, fand meist nach dem Buhurt

Digitized by Google

abends im Saal, doch auch im Freien ſtatt. Für die obligate Dichtkunſt ſodann mußte man wenigſtens Intereſſe bekunden, namentlich die Frauen. Das Verſemachen gehörte mit zu den ritterlichen Künſten. Die muſikaliſche Ausbildung ſcheint nicht gering geweſen zu ſein: oft waren die Frauen, die ſich auf ihr „wolsingen“ bald etwas zugute taten, die Lehrmeiſter, ſonſt die Spielleute. Im „Singen und Saitenſpiel“ werden viele Helden der Dichtung ſchon in der Jugend unterrichtet und zeigen ſich bald bewandert. Von den vielen Inſtrumenten ſind die wichtigſten die vîdel und die alte Harfe. Harfin unde sêtin klingen läßt Eilhart von Oberge den jungen Triſtan neben den ſonſtigen geſelligen Fertigkeiten und den körperlichen Künſten erlernen. Bei Gottfried von Straßburg lernt Triſtan videln unde symphonîen, harphen unde rotten, liren unde sambiût (ein Saitenſpiel). Meiſt wurde der Geſang in den höfiſchen Kreiſen von der Fiedel begleitet.

Diktierender Minneſänger (Bligger von Steinach). Aus der Großen Heidelberger Liederhandſchrift (14. Jahrhundert) in der Univerſitätsbibliothek zu Heidelberg. Der Schreiber oder Spielmann trägt die Lieder in die Pergamentrolle ein.

Auf die Erlangung der höveſcheit iſt die Erziehung überhaupt zugeſchnitten. Sie muß auch möglichſte Beherrſchung der feinen Geſellſchaftsſprache, der franzöſiſchen, zum Ziele haben, obgleich anderſeits eben nach franzöſiſchem Vorgang ſich jetzt eine größere Wertſchätzung der Mutterſprache, die man freilich fein „mit zühten“ ſprechen ſollte, zeigt, wieder wie in der franzöſierten Zeit um 1700. Die Kenntnis des Franzöſiſchen iſt doch wohl verbreiteter geweſen, als man nach einigen vielleicht mißverſtandenen Dichterſtellen anzunehmen pflegt. Wolfram von Eſchenbach z. B. redet zwar davon, daß er nicht beſonders Franzöſiſch ſprechen könne, aber er hat doch ſeine franzöſiſchen Vorlagen verſtanden. Ebenſo ſteht es wohl auch mit der für die Ritter behaupteten allgemeinen Unkenntnis des Leſens und Schreibens (ſiehe die obenſtehende Abbildung). Ein Teil von ihnen, namentlich der im Fürſtendienſt oder literariſch hervortretende, konnte ſicher beides. Von den Helden der Dichter kann eine ganze Reihe leſen und ſchreiben. Man darf

Digitized by Google

wohl annehmen, daß diese elementaren Kenntnisse schon den Knaben eingeprägt wurden: sie lernten sie zwar selten von der Mutter, in deren Hut sie in der Regel bis zum siebenten Jahre blieben, meist aber doch in den Klosterschulen oder als Knappen vom „pfaffen", vom „kapellân". Zu höheren geistigen Interessen wurden sie indessen nicht geleitet: diese waren auch bei den Erwachsenen kaum vorhanden. Der alte Widerwille gegen die gelehrte Bildung dauerte durchaus an. Hartmann von Aue, der „so gelehrt war, daß er in den Büchern las", war Ausnahme. Alles Schreibwerk aber lag nach wie vor wesentlich in den Händen der Kleriker. Wieder wie später um 1700 ist die Erziehung sonst eine äußerliche. Der Jüngling steht unter einem Erzieher, dem zuhtmeister, auch nur meister genannt, der dem Hofmeister jener späteren Zeit entspricht; überall werden Regeln und Vorschriften gegeben: den Klugheitslehren des 17. und beginnenden 18. Jahrhunderts gehen im dreizehnten jene ritterlichen Lehrschriften und die zahlreich in den Romanen, z. B. im „Parzival", vorkommenden Erziehungsregeln oder Erziehungsschilderungen voran, beide gleich äußerlicher Natur. An Strenge fehlte es nicht, auch nicht an Schlägen. Die Dressur ist das Wesentliche; weiter aber die Nachahmung. Es kommt darauf an, die höveschеit an lebendigen Mustern zu sehen. Wie später sandte daher, wer es erreichen konnte, seine Söhne zu Hofe (vgl. S. 311); hier wurden sie in strenger Zucht praktisch unter Aufsicht eines tüchtigen Ritters zu eigentlicher höveschеit herangebildet. Als Edelknaben hatten sie Pagendienste bei der Tafel, als Knappen allerlei kleine Dienste beim Turnier, gelegentlich auch wohl Botendienste zu verrichten; an ihr Benehmen, namentlich nach der Seite ehrerbietigen Betragens hin, wurden große Anforderungen gestellt, besonders den Damen gegenüber.

Die Mädchenerziehung beruhte im ganzen auf denselben äußerlichen Prinzipien, nur nach der Seite der geistigen Bildung war sie überlegen (vgl. S. 238). Ganz geistliche Bildung gibt Wolfram der Cundrie und Gottfried der Isolde. In den Dichtungen werden uns viele Jungfrauen als lesekundig genannt, oft auch als Vorleserinnen von Romanen erwähnt; den Psalter pflegten sie aber auch wie früher emsig zu lesen und manche wohl ebenso den Ovid. Gerade auf Frauen als Leserinnen mochten die Dichter zunächst rechnen. „Welch sinnige Frau auch immer dieses Gedicht geschrieben sieht", heißt es bei Wolfram. Ihre Schreibkunst wird nicht minder gerühmt. Bezüglich der häuslichen Erziehung ist durch die höfische Zeit, wie wir noch (S. 348) sehen werden, wenig geändert worden. Aber das Prinzip der höveschеit war doch für die Erziehung der ritterlichen Jungfrauen wieder das oberste: auch sie unterstanden oft der Obhut einer „meisterin", auch für sie war der Hof die hohe Schule der Sitte. Sie dienten der Herrin wie die Knappen dem Herrn; sie begleiteten sie außerhalb des Hauses und bei großen Festlichkeiten, obwohl sie sonst mehr in Abgeschlossenheit gehalten wurden. Das feine Benehmen zu erlernen, war auch für sie höchstes Ziel. Gerade die edle Frau mußte in dieser Beziehung um so mehr ohne Tadel sein, je mehr sie beachtet wurde. Äußerlich durfte sie sich nie etwas vergeben. In dem oft koketten Minnespiel als die Versagende, Zurückhaltende zu erscheinen, erforderte Kunst.

Dem allen entspricht nun, wie betont, die Verfeinerung der Lebenshaltung. Über die Putzsucht klagen Geistliche schon im 12. Jahrhundert, im 13. Jahrhundert am stärksten Berthold von Regensburg. Die Pracht des Orients drang seit den Kreuzzügen durch romanische Vermittelung stärker ein (vgl. S. 299). Beliebte Stoffe wurden der immer wieder genannte, verschieden gefärbte und gemusterte Pfellel, d. h. wohl die von jeher begehrte Seide

Digitized by Google

überhaupt, der ebenfalls einen Seidenstoff, aber einen gold- und silberdurchwirkten, bezeichnende Samit, der mit unserem Samt nicht zu verwechseln ist, der Purpur und manche andere Baumwollen- und Seidengewebe, über deren Natur die Dichter trotz Nennung schöner Namen oft selbst nichts Genaues wissen mochten. Dazu kommen die feineren Wollengewebe (vgl. S. 285) und das von jeher geschätzte nordische Pelzwerk, dessen wertvollste Arten neben Marder, Luchs, Biber das Fell des grauen Eichhörnchens, Hermelin und Zobel waren. Ein besonders feiner, weicher Pelzstoff wurde vedere genannt. Den „Schinât" preisen die Dichter als einen wunderbar strahlenden Pelz. Jetzt mußten elegante Gewänder pelzgefüttert (vgl. schon S. 182) und pelzverbrämt sein. Besonders fein war ein schachbrettartig gemustertes Futter aus Hermelin und Zobel. Auf den Schilden prangten aus Fell geschnittene Wappenfiguren. Ein begehrter Luxusartikel waren ebenfalls von jeher die jetzt reichlicher einströmenden kostbaren Steine, die man, in Gold gefaßt, überall zum Besatz verwendete, mit denen man aber kaum so verschwenderisch umgegangen sein wird, wie es die Dichter schildern. So entwickelte sich die Mode, die überhaupt erst seit dem 13. Jahrhundert schneller zu wechseln begann, immer mehr nach der Seite üppigen Prunkes; man liebte eben eine glänzende äußere Erscheinung. Der Ritter suchte durch Prunk der Kleidung der Frau zu gefallen. Ästhetische Durchbildung verriet der Geschmack dabei freilich doch nicht. Bunte, sogar grelle Farben waren sehr geschätzt, ein Durcheinander derselben beliebt. Die kostbaren Verzierungen wurden überall angebracht, um sie ja zu zeigen, sogar kleine goldene Schellen an die Säume der Festkleider, an die Wappendecken der Pferde genäht.

Weibliches Kostüm. Aus Herrads von Landsberg „Hortus deliciarum" (12. Jahrh.). Nach Chr. Mor. Engelhardt, „Herrad von Landsberg und ihr Werk", Stuttgart u. Tübingen 1818. Vgl. Text S. 342.

Der Gegenstand weiblichen Bemühens war insbesondere der Kopfputz, das „gebende", zunächst das eigentliche gebende, das unter dem Kinn um die Wangen herumging und mit einer Stirnbinde verbunden war, weiter das die sorgsam gehütete Scheitelung festhaltende, ursprünglich in einem Blumenkranz bestehende hârbant, das jetzt mit französischem Ausdruck „Schapel" genannt wurde und in einem prächtigen, breiten Stirnband aus Zeug oder einem Stirnreifen aus Gold, auch aus mehreren, bestand, endlich der Schleier, der als Kopftracht namentlich der Verheirateten in mannigfaltiger Art verwendet wurde. Die seit langem (vgl. S. 183) wohl unter kirchlichem Einfluß aufgekommene herabwallende Kopfhülle trägt verschiedene Namen (rîse, wimpal). Der neue „Schleier" scheint eine andere, freiere Tragweise dieser Hülle auszudrücken, wird zum Teil aber auch mit jenen Namen bezeichnet. Die damalige Modefarbe war gelb. Das Haar war das Objekt alter Künste. „Ir frouwen", sagt Bertold von Regensburg, „ir leget daz jâr wol halbez [zur Hälfte] an iuwer hâr." Seit dem 12. Jahrhundert ließen die Mädchen wieder wie vor alters das Haar frei herabfallen oder in Zöpfen hängen; die Sitte, es aufzubinden, wird von den Dichtern getadelt. Man durchflocht es mit Seide und Goldfäden; unter Verwendung des Schapels erfand man neuartige Frisuren. Wo natürliche Locken fehlten, wurden künstliche hergestellt. Die weiblichen langen Locken wie die Durchflechtung fand man aber häufig auch bei eitlen Männern, sogar (nach Neidhart) bei Bauern und bei Klerikern, die überhaupt die höfische Mode sehr stark mitmachten. Eine von den Dichtern bekämpfte, eigentlich antike Unsitte war seit dem 12. Jahrhundert zu voller

Digitized by Google

Herrschaft gekommen, das Schminken, das den höfischen Damen schließlich sogar die Bäuerinnen in Österreich nachmachten. Im ganzen ergibt sich für die Dame bereits damals ein ziemlicher Reichtum an Toilettengegenständen, kostbaren Kämmen, Spiegeln usw., Dingen, die in feinen Elfenbeinkästen aufbewahrt wurden.

Über die weibliche, ihre Grundbestandteile trotz allen Wandels festhaltende Kleidung (siehe die Abbildungen S. 341 und 343), die jetzt aber den Wuchs hervorheben sollte, belehren uns die Dichter nicht selten ausführlich. Über dem weißen, oft seidenen Hemd (Oberhemd, vgl. unten) trug man als Gesellschaftskleid den Rock, besetzt mit Pelz, Goldborte und Kostbarkeiten; in der Taille war er schon seit dem 10. Jahrhundert (vgl. S. 182) enger geworden. Dazu kam der weite, schöngefütterte Mantel, der aber nach französischer Mode zuweilen fortblieb. Französisch war auch der stärkere Faltenwurf des unteren Teiles, die Verlängerung der Schleppe, die modegerecht mit einem tiefen Ausschnitt von Hemd und Rock am Halse und immer engerer Schnürung des Oberkörpers korrespondierte. Die Taille umspannte meist der Gürtel, der oft von kostbarer Arbeit war. Weil man noch keine Taschen in den Kleidern kannte, hatte man den Gürtel zum Anhängen von Täschchen nötig. Sehr wichtig war natürlich der sonstige Schmuck: Spangen zum Zuhalten des Kleides am Halse, Ohrringe, Halsketten, Fingerringe und Armbänder (die am Oberarm kamen jetzt außer Gebrauch) sowie Tasseln (Mantelschließen). Immerhin zeigte sich der feinere Zug der Zeit in geringerer Überladung und zierlicheren Formen des Schmuckes. Das Tragen eines Hemdes unter dem Rocke wurde jetzt übrigens für beide Geschlechter allgemein. Von dem „Niederhemd" (dem bloßen Untergewand) unterscheidet sich das zum Teil sichtbare, feine Oberhemd, das auch schon für sich als Hauskleid dienen kann. Das Hemd bedurfte der Ärmel, weil man den Rock, dessen Ärmel sonst lang und weit geworden waren, oft auch ohne solche trug. Aber die Hemdärmel waren selbständig und wurden an den Schultern befestigt; sie waren wieder Gegenstand des Luxus, dienten überdies den Frauenrittern wie der Schleier als Zeichen der Huld ihrer Dame.

Die Männerkleidung war in ihrem luxuriösen Charakter der weiblichen zum Teil ähnlich geworden (vgl. S. 335). Auch die Männer trugen über dem feinen Hemd den schon früher (vgl. S. 181), zumal seit den Kreuzzügen üblichen langen, faltigen, oben schon eng anliegenden Rock, der jedoch beim niederen Volk die alte Form behielt, und den pelzgefütterten, kostbaren Mantel; auch sie trugen die angehefteten Prunkärmel und behingen sich mit Schmucksachen. Der Rock wurde freilich im 13. Jahrhundert und später erst recht immer kürzer und enger, und damit traten die Hosen, d. h. jene langen Wadenstrümpfe (vgl. S. 56), nicht die weiten Hosen (vgl. S. 182), die der Niedere auch jetzt beibehielt, mehr hervor, wurden feiner, praller (da sie aus dehnbarem Stoff bestanden) und wuchsen nach oben allmählich mit der schamverhüllenden „Bruch" (vgl. S. 56) zusammen. Auch die Männerkleider zeigten grelle Buntheit; die verschiedenfarbige Kleidung war sogar ritterliches Privileg. Im übrigen kam zu den Staatskleidern bei beiden Geschlechtern eine ganze Reihe zum Teil praktischer Überröcke (surkôt, kursît, Joppe, Kittel u. a.) sowie neuer Mäntelarten hinzu. Die Schuhe waren schon lange (vgl. S. 182) feiner, oft aus rotem oder weißem Korduan angefertigt, oben aufgeschlitzt und innen gefüttert, dabei eng und spitz. Man zog sie nun mittels seiner Schnüre noch enger zusammen. Die französischen spitzen Schnabelschuhe (vgl. S. 182) werden allerdings von den Dichtern nicht erwähnt, kamen allgemeiner auch erst geraume Zeit später in Gebrauch (im 14. und 15. Jahrhundert). Fingerhandschuhe — die venezianischen waren die feinsten — waren schon lange für Männer und Frauen unerläßlich. Ebenso wurde jetzt für

Digitized by Google

die Männer eine Kopfbedeckung, der farbige, sehr mannigfaltige Hut (vgl. S. 182), die modische, oft kostbare Haube und die aus der Fremde stammende Mütze mit flachem Deckel oder Vorstoß, allgemein üblich. Ältere Damen trugen ebenfalls den Hut, oft einen aus Pfauenfedern, den selbst Männer nicht verschmähten. Bezeichnend für den größeren Luxus ist sodann die Sitte, häufig mit den Kleidern zu wechseln; am kostbarsten waren naturgemäß die Staats- und Festkleider. Auch die Waffenkleidung, die Turnierausrüstung, der Pferdeschmuck zeigten denselben Luxus. Elfenbeinern sollen die Kampfschilde, der Helm mit Edelsteinen geschmückt, oben allerlei Zierat, goldene Blumen usw., befestigt, golden die Wappentiere und Wappenzeichen gewesen sein. Von lauterem Golde waren aber die gepriesenen Helmkronen, Speerzier und Schildbuckel wohl sehr selten und die Edelsteine nicht immer echt. Überhaupt darf man sich von der damaligen Prunksucht keine übertriebenen Vorstellungen machen.

Frauenkostüm des 12. Jahrhunderts (thronende Fürstin). Nach einer Miniatur (Nr. 322) im Germanischen Nationalmuseum zu Nürnberg. Vgl. Text S. 342.

Indessen zeigt sich die allgemeine Verfeinerung doch in der ganzen Lebenshaltung. Man gibt jetzt mehr auf die Körperpflege, auch auf Zahn- und Nagelpflege. Das regelmäßige Baden war zwar von jeher üblich, in der höfischen Zeit verfeinerte man aber das (Wannen-)Bad, streute z. B. Rosenblätter ins Wasser, wie man sich mit Rosenwasser wusch. Wohlgerüche wurden jetzt zum Bedürfnis. Anderseits machte man aus dem Bade eine Unterhaltung: die Damen waren oft zudringliche Zuschauerinnen, badeten sogar mit den Männern zusammen; man speiste und trank auch schon im Wasser. Die Speisen und Getränke — man speiste in der Regel früh und am späten Nachmittag (vgl. S. 179) — mögen im wesentlichen den älteren Tafelfreuden der Vornehmen (vgl. S. 178) entsprochen haben, obwohl manche neue französische Gerichte (z. B. Blamensier, blanc manger) hinzugekommen sind. Es blieb auch bei der Vorliebe für stark gewürzte Speisen. Der seit dem Altertum geschätzte Pfauenbraten spielte auch jetzt bei Prunkmahlzeiten eine Rolle. Pasteten, Kuchen und Torten waren beliebt, ein feineres weißes Brot gehörte zu jeder Mahlzeit. Vermehrten Luxus zeigte wieder das Drum und Dran der Tafel (siehe die Abbildung S. 345), das kostbare Tafelservice, die mit Stickereien oder Borten besetzten Tischtücher. Natürlich mußte auch in höfischer Weise aufgetragen, tranchiert und aufgewartet werden. Das gilt nun aber alles nur von den Galafesten, auf deren Schilderung die Dichter sich meist beschränken; sonst werden Zinngeschirr und Zinngefäße das Gewöhnliche gewesen sein. Im übrigen hatte der Einzelne nicht immer eine Schüssel, einen Teller oder Becher und ein Messer für sich allein, wohl aber eine Serviette. Als Getränk galt wie früher der (oft gewürzte und gesüßte) Wein für fein, zugleich aber für kräftigend. Als höchst kostbar werden auch die Trinkgefäße, die Becher, „Köpfe" und Schalen, geschildert. Vor und nach Tisch wusch man sich in ebenso kostbaren Becken die Hände, die man noch als natürliche Gabel benutzte.

Digitized by Google

In der Wohnweise zeigten sich wie bei der Befestigung der Burg natürlich große Unterschiede je nach Rang und Besitz des Einzelnen. Der von den Dichtern, vorwiegend auch nur den französischen, geschilderte Wohnungsluxus kann annähernd nur bei den Vornehmsten bestanden haben, deren Burg auch räumlich dem neuen geselligen Leben Rechnung trug. Hier gab es einen aus Stein erbauten modischen „Palas", den großen Saalbau mit schöner Treppe und schönem Portal. Hier mochten den Festsaal, wie schon in älterer Zeit, Deckenschnitzereien, Fußböden in Marmor oder in farbigen, glasierten Tonfliesen, prächtige Kamine, seidene, goldfädendurchwebte Wandteppiche, schellenbesetzt und parfümiert, zieren. Die vielleicht an das Vorbild der Teppiche sich anlehnenden Wandgemälde werden von den deutschen Dichtern seltener als von den französischen erwähnt; Reste derselben, wie sie wiederum von kirchlichen Wandmalereien (vgl. S. 220) erhalten sind (Schwarzrheindorf [12. Jahrhundert], St. Gereon und St. Pantaleon in Köln, Braunschweig u. a.), fehlten ganz, bis die Iwein-Fresken des Hessenhofes zu Schmalkalden (vor 1250) uns ein Bild gaben. Dazu kommen dann die aus späterer Zeit (14. Jahrhundert) erhaltenen Malereien (Runkelstein). Von Wappenmalereien abgesehen, stellte man Szenen aus dem Leben und höfische Geschichten dar. Die am Holzbau geübte Bemalung ging im übrigen nicht nur auf die Außenseite des Steinbaues, etwa in der Verwendung verschiedenfarbiger Steine an den Tür- und Fensterbogen oder sonst, sondern auch auf die Vorsprünge der Innenwände über. In bescheideneren Burgen und festen Häusern wird das alles erheblich heruntergeschraubt werden müssen; hier fehlte der „Palas", und die Kemenate — zunächst heißt so ein heizbares Gemach (vgl. S. 147) —, das eigentliche Wohnhaus, war mehr ein Wirtschafts- und gewöhnliches Wohnhaus mit engen Räumen.

Aber auch jener Luxus trug doch oft ein primitives Gepräge oder kontrastierte seltsam mit dem schon (S. 181) berührten Mangel an Bequemlichkeit, mit den Unvollkommenheiten des Wohnens. Auch in besseren Burgen machten die der Sicherheit wegen in der Regel hoch angelegten, engen und tiefen Fenster den Saal wenig hell; anderseits drangen durch sie bei der Seltenheit oder Mangelhaftigkeit der Fensterschließung — Fensterverglasung kommt neben Verwendung von geöltem Papier, Leinwand usw. nur vereinzelt vor — an unwirtlichen Tagen, wenn man nicht die Läden schloß und alle Fugen verstopfte, also im Dunkeln saß, Kälte und Nässe herein. Der Kälte wehrten indes auch die durch Säulen geschmückten, aber schlecht heizenden Kamine nur in sehr geringem Grade, sie machten überdies durch ihren Rauch den Aufenthalt in den Räumen nicht angenehm. Öfen kannte man allerdings auch seit langem (vgl. S. 147). Die eigentlichen Wohnräume waren in der Regel recht eng, dazu meist sehr unsauber gehalten. Das Mobiliar war gering. Am geringsten war das des Saales, abgesehen von der behaglichen Fülle der Wandbehänge, der wärmenden Fußboden- und sonstigen Decken. Tische kamen nur zu den Mahlen herein, ebenso Stühle (Ehrensitze). Die Bänke standen sonst an den Wänden. Allerdings legte man seit alters Federkissen darauf und darüber noch Decken. Man hatte ferner eine Art Sofa: die Spannbetten, Bänke mit einem elastischen Sitz, auf dem Kissen und Decken lagen; es wurde auch nachts darauf geschlafen. Ebenso pflegte man auf Federkissen, die auf den Fußbodenteppichen ausgebreitet und ebenfalls mit Decken belegt waren, zu ruhen. Die Kronleuchter sind gewiß zuweilen prächtig gewesen, öfter aber wohl schlichte, einfache Holzkreuze, selbst bei Vornehmen. Von der Einrichtung der Kemenaten wissen wir wenig; aber auch die besonders gern beschriebenen Schlafgemächer zeigen bei den prächtigen Betten (siehe die

Digitized by Google

Abbildung S. 347) — Federbetten und seidenbezogene Kissen kommen schon im 10. Jahrhundert vor — bedenkliche Mängel. Das Unterbett war ein Strohsack, sogar bei dem in der „Eneide" beschriebenen prächtigen Lager, oder es diente auch bloßes Stroh als Unterlage; meist wird man zudem unter einfachen Fellbecken gelegen haben. Wir hören ferner von Schemeln aus Zedernholz oder Elfenbein mit teueren Polstern darauf, aber nichts von Waschtischen. Der Hauptschmuck des Inneren war noch die Farbe, die nicht nur den Wänden, sondern auch den Bänken, Schränken und Kästen ein lebhaftes Aussehen gab. Doch fand an solchem Gerät die Kunst überhaupt ein reiches Feld. Mögen wir indessen von einer Kemenate hören, „die was gezirt mit gold und mit gesteine, dar in gemalt manch eluges pild", so war doch im Durchschnitt der Aufenthalt in den Wohnzimmern so wenig schön, daß die Burginsassen den Frühling herbeisehnten, im Sommer viel lieber im Garten weilten oder sich sonst im Freien, wie die Bauern auf dem Anger, tummelten, aßen und sich vergnügten.

Speisen und Tischgerät, Tafel. Aus Herrads von Landsberg „Hortus deliciarum" (12. Jahrhundert). Nach Chr. Mor. Engelhardt, „Herrad von Landsberg und ihr Werk", Stuttgart und Tübingen 1818. Vgl. Text S. 343.

So zog man auch das abenteuerliche Herumschweifen auf Kriegs- und Turnierfahrten der Langeweile und Unbehaglichkeit daheim vor. Dazu kam jene häufig vorhandene Beschränktheit des Raumes, die bei Festen wohl zur Unterbringung der Gäste in Zelten, auch zur Abhaltung von Gelagen usw. in solchen (siehe die Abbildung S. 349 aus späterer Zeit) nötigte.

Der Charakter des Wohllebens mag überhaupt oft genug in sein Gegenteil verkehrt gewesen sein: die Standessitte forderte aber die Aufrechterhaltung des Scheins. Die Hausväterlichkeit war verpönt; der Besitz von Geld und Gut wurde als selbstverständlich vorausgesetzt: sich darum zu sorgen, war unhöfisch. Dem entspricht die Verachtung der ländlichen, unästhetischen Arbeit, ja der Arbeit überhaupt. Der „Ritterspiegel" des Johannes Rothe läßt später die Viehzucht zu, verwirft aber natürlich Handel und Handwerk. Die Gastfreundschaft wurde in verschwenderischer Weise geübt. Man mußte damals überhaupt freigebig sein. Denn bei den oft unsicheren Lebensverhältnissen und häufigen Nöten war die Wohltätigkeit — von der Fürsorge der Kirche für die Armen abgesehen — mehr als heute soziale Pflicht der Standesgenossen, so auch gegenüber armen Rittern. Den Spielleuten und Sängern sodann, die ja das Renommee eines Edlen in der Hand hatten, gab man oft über Gebühr, vor allem die Fürsten, so Heinrich V. bei seiner Vermählung, so einmal Leopold I. von Österreich

Digitized by Google

im Entzücken über ein süßes Lied. Meist erhielten die Sänger Kleidung und vor allem ausgiebig zu trinken. Wurde die Freigebigkeit (milte) namentlich später oft widerwärtig gepriesen, so wurden karge Herren, wie nachmals Rudolf von Habsburg, oft frech in Scheltliedern geschmäht oder, wie in einem Spruch des Meisters Stolle, humoristisch mitgenommen. Manche schafften sich das Gesindel daher energisch vom Hals. Die „milte“ war indes das beste Mittel, äußeres Ansehen zu gewinnen.

Aber die neue gesellschaftliche Kultur ästhetischen Charakters hat nun doch unter einem empfindlichen Mangel gelitten, der sie nicht zu echter Entfaltung kommen ließ, unter dem Mangel an Freiheit. Sie stand unter dem Bann des konventionellen Wesens, das dem Mittelalter freilich überhaupt eignete. Konventionelle Mode beherrschte schon die höfische Kultur der Romanen, wieviel mehr die der deutschen Nachahmer! Trotz aller gesellschaftlichen und dichterischen Kultur hat daher Freytag von einer „argen Verbildung“ der Deutschen gesprochen. Der innere Mensch hat damals wenig gewonnen. Konventionell war der Frauendienst, konventionell im ganzen selbst die Minnedichtung, mehr oder weniger gewandte Handhabung äußerer Technik, so schöne Blüten diese Dichtung zum Teil gezeitigt hat. Die Menschen sind außer bei den hervorragendsten Dichtern weder natürlich dargestellt noch persönlich charakterisiert. Konventionelle Typen sind sie erst recht in der bildenden Kunst. Die Dichterbilder etwa der Liederhandschriften sind ohne individuelle Züge, nur ihr Wappen kennzeichnet sie; sie sind starr schematisch dargestellt, ebenso ihre Umgebung. Konventionell ist jene Gebärdensprache, die das Innenleben versinnbildlicht. Konventionell ist die Erziehung, die es nur auf jene äußerlichen Tugenden (vgl. S. 338) abgesehen hat, obgleich auch von inneren viel die Rede ist. Die ritterliche Ethik weist freilich gegenüber derjenigen der unmittelbar vorhergehenden Jahrhunderte Fortschritte auf. Gewisse Eigenschaften, wie die Treue, erlangen eine besondere Wertschätzung. Dabei ist aber bemerkenswert, wie die Verhältnisse des Lehnswesens auch die innere Welt des Rittertums wieder konventionell durchdringen. Das Verhältnis zu Gott wird wie das Treueverhältnis zum Lehnsherrn gefaßt. Ähnlich war es mit dem Frauendienst, in dessen Terminologie sich, wie wir (S. 316) sahen, vor allem die Sphäre der Ministerialen spiegelt. Ernsthafte sittliche Anschauungen sind im übrigen nicht selten. Walter und Freidank sind zornige Tadler der Untwahrheit und Untreue; Thomasins „Welscher Gast“ nimmt die Dinge ebenfalls ernster, ist freilich von älterer, auch antiker, Tradition durchaus abhängig. Wirklich tiefe Sittlichkeit zeigt sich in Wolframs „Parzival“: die stæte, die Charakterfestigkeit, besonders im Streben nach dem Guten, erscheint über ihre von der zeitgenössischen kirchlichen Ethik anerkannte Wichtigkeit hinaus als Kernpunkt aller Sittlichkeit. So wenig überhaupt Wolframs Ethik ohne die damaligen kirchlichen Anschauungen zu verstehen ist, so sehr kommt er doch über dieselben hinaus, ja tritt in Gegensatz zu ihnen. Wolfram verkündet ein christliches, aber den Anforderungen der Welt wie im besonderen des ritterlichen Standes gerecht werdendes, dem aufkommenden praktischen Standpunkt des Laienchristen entsprechendes, fast autonomes Ideal. Den rechten Ritter kennzeichnen der unerschütterliche Mut, der Wille zu tatkräftigem Handeln. Aber ihn leiten nicht die äußeren Ziele der höfischen Welt, sein Weltsinn wird durch sittliches Streben nach dem Guten geadelt. Wolfram verbindet immer das Endliche mit dem Unendlichen, wie er allein — wir folgen hier Ehrismann — über das auch von ihm anerkannte gesellschaftliche Ideal der mâze (vgl. S. 337 f.) als höhere Stufe

Digitized by Google

die kiusche stellt, die Herrschaft über das eigene Innere, die Bewahrung des reinen Herzens. Der Gegensatz eines tieferen Innenlebens zur konventionellen Äußerlichkeit tritt hier gerade hervor. Aber große Geister wie Wolfram sind nicht typisch. Neben all den äußerlichen Gestalten, die im höfischen Welttreiben aufgehen, und deren erster Repräsentant Gawein ist, steht die des Parzival allein. Die Begriffe „tugent, fuoge, zuht, site" sind wesentlich äußerlich: die gepriesene Ritterehre beruht auf der Befolgung der konventionellen Pflichten, auf der Vermeidung des Ärgerlichen. Selbst die Tapferkeit hat etwas Modisches. Innerer Drang hätte sonst doch wohl einmal ein kriegerisches Lied gezeitigt. Daher erlangt eben die

Lagerstatt. Aus Herrads von Landsberg „Hortus deliciarum" (12. Jahrhundert). Nach Chr. Mor. Engelhardt, „Herrad von Landsberg und ihr Werk", Stuttgart und Tübingen 1818. Vgl. Text S. 344.

Etikette gesteigerte Bedeutung. Sie zeigt den konventionellen Charakter des geselligen Verkehrs wie der Lebensführung überhaupt. Alles stand unter dem Zwang des höfischen Kodex. An idealem Sinn fehlte es dem Rittertum gewiß nicht; Wilhelm Scherer hat jene Zeit sogar „eine der idealsten Epochen der uns genauer bekannten Weltgeschichte" genannt, aber es ist ein konventionelles Ideal, das die Dichter immer und immer wieder preisen. Man suchte daher auch nach bestimmten Mustern sich zu richten. „Merke, was der Beste tut", heißt es im „Welschen Gast". Thomasin empfiehlt der Jugend die Helden und Heldinnen der ritterlichen Romane wie Gawein, Erec, Iwein, König Artus, den großen Karl, Tristan usw. ausdrücklich als Muster. Anderseits verfolgen die Dichter geradezu das Ziel, Vorbilder aufzustellen. Im Grunde ist daher die ganze geschilderte Bildung doch nur äußerer Schliff. Unter seiner Hülle bargen sich viele alte unfeine und unholde Eigenschaften, die alle Augenblicke wieder hervorbrachen; es bargen sich darunter freilich auch schlichte, gute Seiten, die die feine Bildung ignorieren zu müssen glaubte.

Digitized by Google

Vom Familienleben z. B. erzählen uns die höfischen Quellen recht wenig; aber man darf wohl glauben, daß auch in dieser Zeit der Deutsche in ihm wurzelte, obwohl manches zerstört und verdrängt wurde. Diese prosaische, unhöfische Seite des Lebens behielt, wenn man auch so tat, als ob nur die poetische existiere, doch ihr altes Recht. Nüchtern und praktisch blieb der Charakter der damaligen Ehe, selten waren die Liebesheiraten. Man heiratete nach Standesrücksichten, ganz Vornehme nicht ohne Erlaubnis des Landesherrn, reicher Besitz ließ schließlich auch Mesalliancen dulden und körperliche Mängel vergessen. Den lauten Pomp der Hochzeit lassen die festesfrohen höfischen Dichter sich freilich nicht entgehen. Immerhin bildete doch die Ehe für manche die Erfüllung sehnender Liebe, und die besonders ausführliche Schilderung der Brautnacht, zu der die Braut feierlich in die Brautkammer geleitet wird, zeigt, daß auch nach der Auffassung der Dichter die Verlobten wahre Liebe zueinander zog. Wurden die jungen Eheleute dann morgens von den Freunden begrüßt, so schliefen sie häufig noch „mit armen umbevangen". „Lieplich dô lachte ein friunt den andern an: sie liebez wîp, er lieber man", heißt es bei Heinrich von Neustadt.

Das eheliche Leben allerdings war häufig wohl jeder Poesie entkleidet: Hausbackenheit daheim und draußen hövescheit. Diese häusliche Seite trat auch bei der höfischen Erziehung der Mädchen nicht ganz in den Hintergrund. Die weibliche Handarbeit war ein wichtiges Kapitel derselben (vgl. S. 238). An der Herstellung der Kleidung für die Männer wie für sich waren auch die vornehmen Frauen wesentlich beteiligt. Als besonders fein galt aber die Stickkunst, und lange noch haben die Frauen darin geglänzt. Zu dieser weiblichen Domäne kam die selbstverständliche Besorgung des Haushaltes und das Regiment über das damals zahlreiche und oft hart behandelte Gesinde. Ferner bewahrte die Hausfrau, wie ebenfalls noch lange bis in die neueren Jahrhunderte hinein, ein altes Gut, die Erfahrung in der Heilkunde. Die Erwähnung nicht nur der Pflege, sondern auch der Behandlung verwundeter Ritter sogar durch Königinnen in den Dichtungen hat daher durchaus nichts Auffallendes. Weiter aber mag selbst in dieser frauenhaften Zeit die Rittersfrau oft genug gerade männliche Seiten gezeigt haben, etwa bei Angriffen auf die Burg in Abwesenheit des Herrn. Vor allem jedoch blieben die Frauen die Pflegerinnen und Erzieherinnen der Kinder, wenigstens in deren erster Jugendzeit. Freilich scheint hier romanischer Einfluß ungünstig gewirkt zu haben. Die Ammenwirtschaft hat sich damals auch in Deutschland ausgebreitet. Anderseits überließ man den Dienerinnen häufig die Überwachung und Erziehung der Kinder wie das Spielen mit ihnen. Manche höfische Dame zog der Beschäftigung mit ihren Kindern das Spielen mit Schoßhündchen, die damals Mode wurden, und mit zahmen Vögeln, z. B. Papageien, vor. Der Erfolg war dann wohl besondere Ungezogenheit der Kinder, über die z. B. Hugo von Trimberg klagt. Beim Anblick Fremder „spotten" sie „der Leute mit Schalkes Sitten". Die Kinderspiele blieben übrigens ziemlich die alten. Wenn die Mädchen mit Puppen spielten, spielten die Knaben aber jetzt mit Rittern (siehe die Abbildung S. 351). Jene Modedamen werden jedoch in der Minderheit geblieben sein. Die höfische Dame hat dem deutschen Volk überhaupt nie recht gefallen. Im Volksgedächtnis lebten nicht die glänzenden Frauengestalten, die Gönnerinnen der Sänger, vielmehr die unhöfischen frommen Fürstinnen fort, die der Welt entsagten, wie die heilige Elisabeth.

Auch die Männer sind in der Mehrzahl nicht die vollendeten höfischen Ritter gewesen. In der erwähnten Stockherrschaft über die Frau (vgl. S. 331) mögen sie zuweilen den rohen Männern anderer Stände geglichen haben, die Berthold von Regensburg schilt: „du solt ir

Digitized by Google

daz hâr alle zit niht ûz ziehen umbe sus und umbe niht [ohne Grund] unde slahen wie dicke [oft] dich guot dünket unde schelten unde fluochen und ander boese handelunge tuon unverdienet". Die mâze hat das alte grobe Wesen nicht immer besiegt. Brutale Gewalttätigkeit veranlaßte manche Didaktiker, z. B. Thomasin von Zirklaria, zu bitteren Klagen. Das übermäßige Trinken wurde zwar (vgl. S. 338) zweifellos eingeengt, aber keineswegs ganz gebannt, obgleich die Dichtung der Minnezeit dem Trinklied abhold und „Trunkenbold" ein schlimmes Schimpfwort war. Dichtungen wie der „Weinschwelg", der von echter, launiger Trinkfreude strahlt, sind wohl nicht für den Adel charakteristisch, sondern für die Bürger. Bertold von Regensburg zieht in seine Lamentationen über die Trunksucht freilich auch den Herrenstand — er bringt sogar das frühe Sterben hoher Herren damit in Zusammenhang — hinein: „diese Sünde macht sich nirgends so breit wie hier in deutschen Landen und am meisten bei Herren auf Burgen und Bürgern in Städten".

Vornehme Tafel im Freien. Aus „Der beschlossene gart der Rosenkranz Marie", Nürnberg 1505, Exemplar der Universitätsbibliothek zu Leipzig. Vgl. Text S. 345.

In einem anderen Punkte wieder leistete der Genußsucht die höfische Kultur Vorschub, im Punkte der geschlechtlichen Moral. Es scheint die alte unbefangene Weitherzigkeit in dieser Beziehung (vgl. S. 331 f.) unter romanischem Einfluß jetzt oft zu einem liederlichen Leben geführt zu haben, ohne daß man alle Äußerungen der Sittenprediger und Chronisten als allgemeingültig hinstellen darf. Eine schöne Burgfrau zog nach Thomas von Chantimpré die Ritter aus der ganzen Umgegend an. Die Keuschheitsgürtel für die allein zu Hause gebliebenen Frauen sind auch ein schlimmes Zeichen. Die Aufnahme, die nach den Dichtungen mancher umherziehende Ritter bei den jungen Mädchen in den Burgen fand, mag freilich mehr, um dem Zuhörer zu gefallen, erotisch ausgemalt sein, denn man vernahm damals wie zu allen Zeiten pikante Historien gern. Zu diesen mag auch die Geschichte von der Keuschheitsprobe an König Artus' Hof gehören, die keine der Damen besteht, ebenso die Geschichte im „Lanzelot" von dem Mantel der treuen Weiber, der nur einer Frau paßt. Jedenfalls hat aber diese Weise des höfischen Lebens aufrichtigere Anhänger gefunden als manche Regel des geselligen Benehmens. Wie dieser oder jener zu Hause die schöne Kleidung ablegte und „mit strûbendem hâre, barschenkel und barvuoz" einhergehen mochte, so vernachlässigte er sich auch im Benehmen. Gegen die bäurische Unfeinheit auch in der Gesellschaft wurden eben jene Anstandsregeln

Digitized by Google

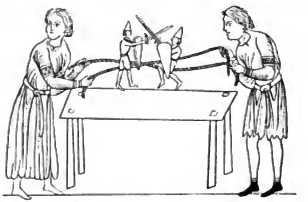
immer wieder eingeschärft. „Wer bei Tische schneuzet sich, ob er es reibet in die Hand, der ist ein Gauch, so meine ich", heißt es einmal. Auch das kavaliermäßige Verschwenden ist nicht für alle gleich bezeichnend: haushälterische Burgherren hat es nicht nur in der späteren Verfallszeit (vgl. S. 353) gegeben; sie finden freilich bei den höfischen Dichtern keinen Beifall (vgl. S. 345). Überhaupt muß man sich, wie betont, vor einer Überschätzung der ritterlichen Lebensweise hüten. Im 11. Jahrhundert noch recht primitiv und wenig von derjenigen der Bauern unterschieden, blieb sie bei vielen auch später von jener Verfeinerung wenig berührt. Aus allem aber ergibt sich das eine: die hövescheit war bei den meisten äußerer Firnis. Die Gäste von „unbescheidener site", wie Herr Rapot von Falkenberg bei Ulrich von Lichtenstein, über den die feinen Herren sich amüsieren oder die Nase rümpfen, waren doch wenigstens natürlich. An dieser *inneren Unwahrheit* krankt die ganze höfische Kultur der Deutschen. Karl Weinhold hat einmal gesagt: „Die Karikatur des Idealen ist dem Mittelalter zweite Natur"; für die höfische Periode geht dieser Ausspruch kaum zu weit.

Viele der erwähnten unerfreulichen Seiten sind Folgen des episodenhaften Charakters der höfischen Kultur. Ein idealeres Rittertum wird man allenfalls in der Zeit, die sich im Nibelungenliede mit seinen kräftigen, edlen Männergestalten und züchtigen Jungfrauen spiegelt, finden; sofort mit Anbruch der eigentlich höfischen Epoche beginnen aber die Klagen. Heinrich von Veldeke und Heinrich von Rugge erheben sie bereits; breiten Raum nehmen sie bei Walter von der Vogelweide ein, und vollständig degeneriert erscheint die ritterliche Gesellschaft schon bei Ulrich von Lichtenstein. Ein *eigenartiger Glanz* bleibt gleichwohl auf dieser Epoche liegen. Und neben aller Französelei, neben allem konventionellen Getue und äußeren Firnis sind doch echte nationale Vorzüge (vgl. S. 316) zum Vorschein gekommen, sonst hätte auch Thomasin, der Domherr von Aquileja, nicht den Preis der deutschen Ritterschaft als der allezeit „teuersten", d. h. trefflichsten, verkünden können, deren Ruhm weit ausgebreitet sei. Das Rittertum, von dem der alte Meier Helmbrecht erzählt, trägt, trotzdem das Lob der guten alten Zeit die Erzählung färben mag, edle und schöne Züge. Kraftvolle Mannheit und hohe Gesinnung galten noch, heiter war die Geselligkeit mit den Frauen, die Gebote der Zucht und des edlen Anstandes wurden noch befolgt. Und mit jenen Äußerlichkeiten versöhnt wieder die *Romantik* des Ganzen. Die Gesellschaft ist in eine phantastische Sphäre gehoben: das ritterliche Ideal ist von dem Glauben an das Wunderbare durchdrungen, den sicherlich die Phantasiewelt des Orients (vgl. S. 302) belebt hat, der aber in dem mittelalterlichen Glaubensleben schon an sich seine Erklärung findet. Man fühlte sich in den vornehmen Kreisen als etwas wirklich Höheres, zu dem Stolz auf die dem Welschen so sehr in die Augen stechende deutsche Tapferkeit trat das Bedürfnis, auch äußerlich durch Glanz zu imponieren. Die romanische Verfeinerung kam dieser Betonung des Glanzes entgegen und weckte um so leichter jenes ästhetische Bedürfnis der schönen Gestaltung des Daseins. Die Freude an der das Rittertum verherrlichenden Dichtung, gleichsam dem Resonanzboden des Ganzen, und der schwärmerische Zug, der zum Waffendienst für Gott und Minne drängt, verleihen der Epoche einen idealen Schimmer.

Es war nur eine *kurze Zeit der Blüte*; aber zunächst läßt dieser Glanz den Ritter doch den übrigen Ständen als *vorbildliches Muster* erscheinen: er war damals der eigentliche Kulturträger (vgl. S. 318). *Das aristokratische, ritterliche Bildungs- und Lebensideal* war das *allgemeine der Zeit*. Zunächst suchte der verachtete Nachbar, der **Bauer**,

Digitized by Google

der bei einigem Reichtum früher hinter den meisten Rittern in Sitte und Leben nicht allzusehr zurückgestanden hatte, die neue Art mitzumachen. Mit ihm kam der Ritter im gewöhnlichen Leben noch am meisten zusammen. Trotz gelegentlicher Fälle von Unterwürfigkeit findet sich beim Bauern, hauptsächlich in Österreich und Bayern, sehr starkes Selbstbewußtsein, auch war ein Teil der Dienstmannen dem bäuerlichen Beruf entsprossen, und der niedere Ritter, wie Neidhart von Reuental, mochte in den Schenken mit den Bauern selbst verkehren, wie sich bei deren Tänzen die ritterliche Jugend einfand. Reiche Bauern heirateten hier und da Ritterfräulein. Ritterliche Sänger sangen auch bei den Bauern gern um Lohn. Jedenfalls suchte der reiche Bauer entweder in den Ritterstand hineinzukommen — über solche Ritterweihe macht sich Seifried Helbling lustig — oder dem Ritter wenigstens äußerlich zu gleichen. So stehen in dem „Buch der Rügen" den „gehorsamen Gebaurn" die Bauern, „die sich Hofleuten gleichstellen", gegenüber. In der Kleidung suchten sie, echt bäuerisch, den Ritter noch zu übertrumpfen, vor allem wieder in Österreich und Bayern. Nach Neidhart begehrten sie nach „dem hovesite" insbesondere ausländische Stoffe und Zierate, bunte Farben und Stoffülle; den vollendeten bäuerischen Stutzer beschreibt Wernher der Gartenaere in Helmbrecht dem Sohn. Bei Neidhart wie bei Wernher sieht man das entsprechende Bestreben, sich höfisch zu kleiden, üppigen Kopfputz und lange Schleppen zu tragen, bei den Bauernmädchen, die sich überdies gern mit Rittern abgaben. Sie fanden denn auch, wie Neidharts Lieder zeigen, oft genug Gegenliebe, ja Bewunderung. Anderseits haben wir Spuren, daß der höfische Minnedienst selbst in bäuerlichen Kreisen jener Gegenden männliche Nachahmer fand, die dann die Sache allerdings karikierten und dem Spott der ritterlichen Dichter, wie Neidharts und Ulrichs von Singenberg, verfielen. Die Bauern scheinen sogar, wenn man eine spätere Quelle, Wittenweilers „Ring", schon auf unsere Zeit beziehen darf, das Turnier nachgealmt zu haben, ebenso zum Teil die höfische Tanzweise, und jedenfalls liebten sie es, wie schon Friedrichs I. Verbote zeigen, ritterlich gewappnet einherzugehen. Die ganze derartige Neigung der bäuerlichen Jugend kommt bei Wernher in dem vom Vater vergeblich gewarnten Helmbrecht, bei dem der Dichter die Farben wohl etwas stark aufträgt, zum Ausdruck, ebenso in seiner Schwester Gotelinde, beide begünstigt von der Mutter. Er geht einher in feinster Wäsche und höfischen Prunkkleidern, mit Schellen behängt, auf dem Haupt eine kunstvoll gestickte Haube — über die Haubenmode der Bauern macht sich auch Neidhart lustig —; er schwatzt, wie es damals in Österreich Mode wurde, allerlei Kauderwelsch, Böhmisch, Französisch, Flämisch, Lateinisch durcheinander; er will feine Kost; er prahlt wie ein Eisenbeißer, aber er endet mit seiner Selbstüberhebung wie ein Räuber. Sie wieder muß mit ihrem ritterlichen Gemahl schon während des Hochzeitsmahles die schlimmsten Erfahrungen machen. — Der Geistliche hat sich uns ebenfalls schon wiederholt (S. 308, 341) als der höfischen Kultur zugänglich gezeigt; in bezug auf Genußsucht und Luxus wenigstens glich er dem Ritter nur allzusehr, obgleich geistlicher Eifer oft gegen die in weltlicher Lust



Kinderspiel. Aus Herrads von Landsberg „Hortus deliciarum" (12. Jahrhundert). Nach Chr. Mor. Engelhardt, „Herrad von Landsberg und ihr Werk", Stuttgart und Tübingen 1818. Vgl. Text S. 348.

aufgehenden Ritter wetterte. Hatte anfangs gerade der Klerus die höfische Dichtung gefördert, so nahm er jetzt an dem ganzen höfischen Treiben immer mehr Anteil, schaute den Turnieren zu und lauschte freudig den ritterlichen Sängern. Bischöfe wurden jetzt deren Gönner, wie der Patriarch von Aquileja derjenige Walters von der Vogelweide, und Kleriker, die in der höfischen Dichtung sich versuchten, gingen ganz in den ritterlichen Idealen auf und wurden ihre begeisterten Verkünder, wie Thomasin von Zirklaria. Auch im Prunk gefielen sich die Prälaten, und die Weltgeistlichen trugen bunte Kleidung wie die Laien. — Endlich liebten auch die reichen Städter den ritterlichen Glanz (vgl. S. 317). Noch gab es keine eigenartige städtische Kultur; nach ritterlicher Art zu leben, war der reichen Kaufleute Streben und die ritterliche Mode für ihre Frauen maßgebend. Die Schleppen der Bürgerfrauen, mit denen sie „auf der Gasse und auf dem Kirchgang" einherstolzierten, erregten schon den Zorn Heinrichs von Melk.

Nicht lange ist der Ritter das allgemeine Vorbild geblieben. Nicht als ob die höfische Kultur verschwunden wäre. Ihre Formen hielten sich zum Teil vielmehr an den Höfen selbst, ihre spätere Pflege am Hofe von Burgund hat dann gerade auch die französische Hofkultur neu belebt. Auch im Rittertum ging jene Kultur nicht zugrunde, vielmehr sind das 14. und 15. Jahrhundert in mancher Beziehung, freilich unter Herabdrückung der Rolle der Frau, ein heller Nachklang ritterlichen Lebens und ritterlicher Formen. Die Namen der Romanhelden sind noch lange als Vornamen bei den Rittern beliebt (Parzival, Tristan, Iwein, Wigalois); bei der Amberger Hochzeit von 1474 war z. B. ein Tristram Zenger und ein Wigeles Ahamer anwesend. In Italien sind noch im 16. Jahrhundert die Lanzelot und Parzival überaus häufig. Aber einerseits blieb der Ritter kein maßgebender Faktor für die Gesamtkultur, anderseits zeigte sich bei ihm eine immer stärkere Reaktion gegen jene verfeinerte Kultur selbst. Eine solche Kultur war nur auf dem Boden gesicherten Wohlstandes möglich, aber eben dieser Wohlstand geriet mehr und mehr ins Schwanken. Jedenfalls zeigen sich nun jene unerfreulichen Seiten immer stärker. Das Unechte, Unnationale des Frauendienstes äußert sich schließlich in bizarren Übertreibungen, wie sie uns, typisch für die Entartung, bei Ulrich von Lichtenstein entgegentreten, dem verheirateten Manne, der, ein rechter „Minnetor", ein Don Quijote in anderer Form, für seine Geliebte, die er schon als Knabe erkoren, die unglaublichsten Tollheiten vollführt, wie ein Wahnsinniger an seinem Körper herumschnitzelt, wobei wir seiner Schilderung nicht unbedingt zu glauben brauchen, dessen phantastische Sucht nach dem „Unerhörten" ihn in auffälligen Maskierungen, als Frau Venus, herumturnieren läßt, was andere übrigens ähnlich taten.

Führt hier die Überspanntheit fast zur Karikatur, so bringt die Überfeinerung andere zur Opposition, zum Abschütteln alles höfischen Benehmens. Derbe Unterhaltung, wüstes Trinken, nach der Schilderung des jungen Helmbrecht der Ritter Ein und Alles, tolles Hetzen und Jagen werden wieder Lebensinhalt. Für Österreich beobachteten wir schon das Heruntanzen mit den Bauernmädchen. Indessen zeigt sich in dieser Berührung mit dem Volk doch auch eine gesunde volkstümliche Strömung, die ihren Ausdruck sogar in der höfischen Kunstdichtung selbst gefunden hat. In Anknüpfung an die alten volkstümlichen Tanzlieder erwuchs eine „höfische Dorfpoesie", d. h. eine ländliche realistische Lyrik in den Formen der Minnedichtung. Ihr Urheber und Hauptvertreter ist eben jener Neidhart von Reuental (vgl. S. 351), der auch manchen Nachfolger fand. Freilich verspottete er die Bauern, aber der ganze

Digitized by Google

Charakter seiner Dichtung war wider den höfischen Geist. „Frau Unfuge, Ihr habt gesiegt!“ rief Walter von der Vogelweide. Schließlich traten auch Dichter auf, die die überfeine Minnedichtung an sich verhöhnten, so Herr Steinmar, der, einst selbst Minnesänger nach den Regeln der Kunst, „ein armes Minnerlein“, wie er sagt, nunmehr den Minnesang parodiert und sich zu derben Schlemmerliedern wendet, „in daz luoder“ tritt. Die Turnierspielerei allein blühte noch mächtig. Selbst der Hof blieb trotz jener Bewahrung gewisser Formen nicht mehr die Stätte edler Sitte. Wenigstens meint im 14. Jahrhundert Heinrich der Teichner, dort sei feine Sitte nicht mehr zu holen, und Tugend und Schamhaftigkeit gälten dort nichts. Beweglich lautet schon die Klage des Strickers über die Vorliebe für „ungezogene, unreine Worte“, über die Mißliebigkeit des Saitenspiels, des Singens und Sagens. Die übelste Folge war eine gesellschaftliche Degradierung der Frau: sie trat wieder völlig in die häusliche Sphäre zurück, nachdem sie schon im 13. Jahrhundert mit ihrem Gruß, ihrer Teilnahme an den Lustbarkeiten wegen der etwaigen Zudringlichkeit einerseits, der Unhöflichkeit und der Trinkfreude der Ritter anderseits äußerst zurückhaltend geworden war. Charakteristisch ist, daß das Wort „Minne“ im 14. Jahrhundert schon nicht mehr als fein gilt.

Die Sorge für Haus und Wirtschaft, die einst als unhöfisch galt (vgl. S. 345), vor der Gawein den Iwein bei Hartmann von Aue als vor etwas Philisterhaftem warnt, die aber die jüngere Generation nach Walter schon freudlos stimmte:

„O weh, wie jämmerlich die jungen Leute tun,
die jetzt gar traurigen Gemütes sind,
die können nichts denn sorgen: o wehe, wie tun sie so!“ —

diese Sorge machte sich immer stärker geltend. Bei Seifried Helbling unterhalten sich die österreichischen Herren über die Weizenpreise oder darüber, wie die Kühe am besten Milch geben, oder über ihren gewinnreichen Weinhandel und verraten recht ökonomische Grundsätze. Der Besitz war bisher nur als Mittel zur saelde, zum Lebensgenuß, betrachtet worden, die Sorge um seinen Erwerb blieb hintangestellt. Es war aber selbstverständlich, daß einzelne Naturen bei der immer gesteigerten Lebenshaltung das Unsolide solcher Auffassung immer mehr empfanden und die Notwendigkeit, ihre Lebensgrundlage zu sichern, einsahen. Bei Ulrich von Lichtenstein treten uns solche Figuren entgegen, Kuno von Friedberg, Heinrich von Hakenberg und Heinrich von Lichtenstein; ganz unhöfisch und richtige Gutsbesitzer sind die Brüder von Buhs. Andere aber machten es sich bequemer und trieben Raub. Die Klagen darüber sind schon bei Freidank, auch bei Ulrich von Lichtenstein („man roubt diu lant naht unde tac, dâ von vil dörfer wüeste lac“) zu finden, ebenso in historischen Quellen. Wiederum bei Ulrich von Lichtenstein begegnen Typen dieser Raubgesellen, wie Herr Rapot von Falkenberg, ebenso im „Meier Helmbrecht“, wo zehn dieser wüsten Gestalten empörende Wegelagerei treiben, begünstigt, wie das wohl häufiger vorkam, durch ihren Herrn, der sich so umsonst ihre Dienste sicherte. In Bayern war als Raubritter Albert von Moos berüchtigt. Dieses Räuberwesen nahm immer mehr überhand, bis schließlich zu Ausgang des Mittelalters ein römischer Kardinal das Wort aussprechen konnte: „Ganz Deutschland ist eine einzige Räuberhöhle, und unter den Adeligen hat der räuberischste den meisten Ruhm.“

Erklärlich wird solches Treiben nicht nur durch die allgemeine politische Zerrüttung, sondern ebensosehr durch den materiellen Niedergang des Rittertums, der auch jene hauswirtschaftliche Fürsorge hervorrief. Die heraufziehende Geldwirtschaft bedeutete für die Grundherrschaft mit ihren fixierten Renten nur Schädigung. Andere Momente kamen hinzu:

Digitized by Google

jene allzu sorglose Lebensführung der Mehrzahl, die große Zersplitterung des Besitzes durch Erbteilung, endlich auch die Ansprüche, die an den Ritter als den Träger der Heeresorganisation gestellt wurden. Aber diese kriegerische Tätigkeit war doch immerhin das Ferment des Standes gewesen. Und in dieser Beziehung drohte ihm gerade der Boden entzogen zu werden. Der starre Sportsstandpunkt der Reiterei, auf dem das Rittertum verharrte, erwies sich bald als nicht mehr zeitgemäß. Das Ritterheer erlebte immer häufigere Niederlagen (vgl. S. 379): es stellte sich als unpraktisch heraus. So verlor der Ritter allmählich seinen eigentlichen Beruf, und diese Berufslosigkeit wenigstens aller derjenigen Ritter, die weder als Kriegsführer oder Räte des Fürsten eine Stelle fanden noch sich, von ihrem Standesgefühl daran gehindert, als Landwirte eine Tätigkeit schaffen mochten, war ein Hauptgrund des Verfalls. Man ging außer in Fehden in der Turnierspielerei auf, die nur den Aufwand noch vermehrte. Anderseits führte sie zur Betonung des rein Formellen und Zeremoniellen; insbesondere die Wappen spielten nun eine große Rolle, und ihre Kunde wurde zu einer eifrig betriebenen Spezialität. Dabei wurde der zum Teil bereits proletarisch gefärbte Stand immer exklusiver, damit sich wieder schädigend; es wird davon später die Rede sein. So sank das Rittertum von seiner Höhe und erlebte — abgesehen von Tirol, wo die höfische Bildung und der Minnesang noch im 15. Jahrhundert gepflegt wurden, freilich schon gemischt mit Elementen einer neuen, unhöfischen Geistesart, — nur im Norden, wohin seine Kultur am spätesten gedrungen war, einen Nachglanz. Wir hören von einem prunkvollen Ritterfest, das 1311 der Dänenkönig vor Rostock veranstaltete, und von der Pflege höfischer Poesie an den nordischen Höfen noch im 14. Jahrhundert. Im deutschen Osten aber, dem Neuland, zeigte sich auch jetzt noch das Rittertum in dem Deutschen Orden von seiner edelsten Seite, der kriegerischen.

Die Hauptleistung des Rittertums, die Pflege einer höheren gesellschaftlichen, weltlichen Kultur, war wesentlich Frankreich verdankt worden: Frankreich beeinflußte auch eine höhere Strömung, die damals das geistige Leben durchwehte, auf Deutschland in höherem Maße und in allen geistigen Beziehungen freilich erst eigentlich im späteren 14. Jahrhundert wirkte, eine Strömung, die naturgemäß zunächst wieder von Geistlichen getragen wurde, die Scholastik. „Italien das Papsttum, Deutschland das Kaisertum, Frankreich das Studium", d. h. das studium generale, die organisierte Vermittelung höheren Wissens, sagt ein Wort des Mittelalters, das in dieser Periode entstanden sein muß. Ursprünglich hing dieser geistige Einfluß mit der geistlichen Vorherrschaft Frankreichs zusammen. Heinrich III., dem der Abt von Gorze (vgl. S. 312) Entgegenkommen gegenüber den Anhängern der französischen Modetorheiten vorwarf, stand in entgegengesetzter Richtung ebenfalls unter dem Banne Frankreichs (vgl. S. 253). Frankreich gab den Ton an in dem (S. 251 ff.) geschilderten asketischen Kampfe gegen die Welt, der ja gerade in einem sehr weltlich gefärbten Lande leichter entbrennen konnte. Frankreich war das kirchliche Kernland, aber nicht nur nach der fromm-asketischen, sondern auch nach der theologisch-gelehrten Seite. Die Deutschen, die damals überhaupt von Ausländerei ergriffen zu sein schienen, deren Sprache an der westlichen Grenze schon vor der französischen zurückwich, hatten die kluniazensische Bewegung nicht zum wenigsten wegen ihres französischen Ursprungs aufgenommen. Diese schuf nun auch eine engere Verbindung des französischen und des deutschen Klerus, und immer häufiger begaben sich junge Kleriker nach Frankreich. Hier aber mußte wieder das selbst durch die kluniazensische Richtung wenig gestörte gelehrte Leben auf sie wirken. Vielfach waren solche Einflüsse schon über Lüttich gekommen,

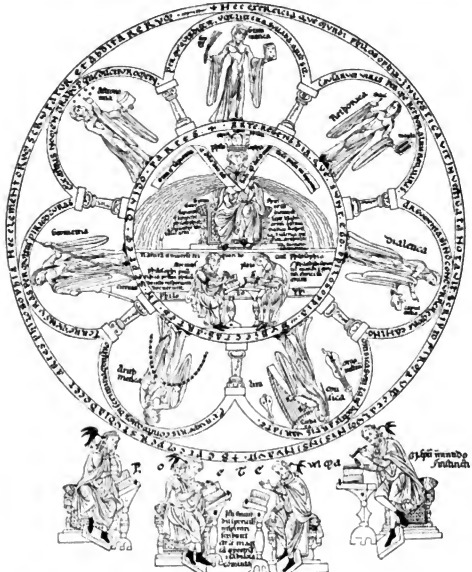
Digitized by Google

das in reger Verbindung mit Frankreich stand (vgl. S. 314). Junge deutsche Kleriker gingen nach dem Rückgang der heimischen Klosterschulen (vgl. S. 305), die bis dahin sogar von Ausländern, z. B. aus Mailand, eifrig aufgesucht worden waren, besonders gern nach Lüttich. Dessen Bedeutung schwand infolge des Investiturstreites; der Strom lenkte sich nun nach Frankreich selbst. Während auch hier noch kurz vorher über Vernachlässigung der Studien geklagt wurde, hatten sich diese bereits im 11. Jahrhundert außerordentlich gehoben. Im 12. Jahrhundert sind, wie Otto von Freising sagt, die Wissenschaften nach Gallien übergegangen. Der Vorrang Deutschlands in den Studien, den es in sächsischer und salischer Zeit hatte, schwand nun dahin. Immer lebhafter wurde der geistige Verkehr Deutschlands mit Frankreich. Lanfranc im Kloster Bec wurde von vielen Schülern aus Deutschland aufgesucht.

Der Hauptanziehungspunkt für die wissensdurstige Welt Deutschlands, überhaupt des Abendlandes, ward aber seit der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts Paris. Cäsarius von Heisterbach rühmte es als „Quell aller Wissenschaft". „Wil man fragen nach den wisosten pfafen, die uf ertrich [auf Erden] sint", heißt es in den „Zwölf Meistern zu Paris", „die vindet man ze Paris in der schuol." Hier lehrte Wilhelm von Champeaux, hier sein Schüler Abälard, hier der „doctor universalis" Alanus ab Insulis. Die Quellen nennen immer häufiger deutsche Kleriker, die in Paris studiert haben, wie den Bischof Reinhard von Halberstadt, Erzbischof Ludolf von Magdeburg, die Bischöfe Daniel von Prag, Adalbero von Würzburg, Gebhard von Salzburg, Altmann von Passau, die Äbte Rupert von Limburg, Absalon von Springirsbach, Godschalk von Sedlau in Böhmen, Bruno, den Bruder des Grafen Adolf von Berg, und andere. Und auch von denen, die nach den Berichten „in Frankreich" ihre Wissenschaft geholt haben, wie Erzbischof Friedrich von Köln, der in Angoulême den Gerhard hörte, Erzbischof Eberhard von Salzburg, Bischof Gebhard von Würzburg, Otto von Freising, Vicelin, Scholastikus in Bremen, der sogar zu diesem Zwecke sein Amt verließ, werden die meisten in Paris gewesen sein. Der spätere Erzbischof Adalbert II. von Mainz hatte von der Hildesheimer Schule aus eine gelehrte Rundreise gemacht, erst nach Reims, auch einem Hauptsitz der Studien, dann nach Paris und weiter nach Montpellier. Aus Deutschland kamen übrigens auch vermutlich Laien, junge Edelleute (vgl. S. 314) usw. Nebenbei sei bemerkt, daß das größte Kontingent der Schüler doch England gestellt hat. Oft angeführt wird ferner ein Brief eines Klerikers D. um 1100 an einen Freund in Bamberg, der von seinem Pariser Lehrer Wilhelm von Champeaux begeistert rühmt, man glaube, daß nicht ein Mensch, sondern daß ein Engel vom Himmel rede. Manche, die aus Deutschland zum Lernen gekommen waren, blieben in Paris und wurden selbst gefeierte Lehrer, wie Magister Manegold, der jenes Wilhelm von Champeaux Lehrer war, wie Hugo von St. Victor aus dem Geschlecht der Grafen von Blankenburg, wie namentlich Albertus Magnus (Graf von Bollstädt), der Vielbewunderte. Die theologischen und philosophischen wie die grammatisch-poetischen Studien, weiter die Naturwissenschaften, soweit man im Mittelalter davon sprechen kann, ebenso die Heilkunde und die Rechtswissenschaft standen in Frankreich in hoher Blüte. Die Ärzteschule zu Montpellier hat auch zahlreiche Deutsche ausgebildet. Und wenn man früher Bologna für die wichtigste Rechtsschule des Mittelalters hielt, so macht man neuerdings der italienischen Universität, die ja freilich immer eine der ersten Rechtsschulen gewesen ist, jenen Ruhm zugunsten von Orleans streitig. Wohl schon seit dem 13. Jahrhundert gab es dort eine deutsche „Nation". Paris wie Angers und Valence wurden ebenfalls von deutschen Rechtsbeflissenen zahlreich besucht.

Digitized by Google

Dieses ganze höhere Geistesleben hatte erst im 12. und 13. Jahrhundert seinen rechten Schwung erhalten, ohne Zweifel wie die gesellschaftliche Kultur zu einem wesentlichen Teil durch die Berührungen mit der arabischen Kultur. Der Islam hatte einen gewaltigen Bildungsvorsprung vor dem Abendlande (vgl. S. 302). Auf Versuche wie die karolingische und ottonische Renaissance folgte hier immer ein zerstörender Rückschlag. Die arabische gelehrte Bildung hingegen wurde in fester Tradition Jahrhunderte hindurch auf Akademien und Hofschulen gepflegt. Das Studium der Alten, weit über das im Abendlande geschätzte Formale (vgl. S. 302) hinaus gepflegt, führte auch nicht zur Unterdrückung der geistigen Selbständigkeit durch Autoritäten, sondern förderte dieselbe. Als mit dem politischen Verfall des Islams auch sein kulturelles Leben verfiel, ging die von ihm ausgestreute Saat im Abendlande, zunächst in den romanischen Ländern, auf. Das wesentliche Moment ist wieder eine gewisse Änderung der einseitig geistlich-kirchlichen Richtung der bisherigen Kultur. Wenn in Italien im 12. Jahrhundert Laien juristische und medizinische Studien, die den Geistlichen sogar verboten wurden, stärker pflegten und sich ebenso der Geschichtsschreibung zuwandten, so bedeutete das noch nicht ein Abgeben der geistigen Führung seitens der Geistlichen. Wohl aber wuchs in dem abendländischen Geistesleben überhaupt die Macht des Verstandes. Dazu kam die folgenreiche Bekanntschaft mit neuem geistigen Material. Unter dem Einfluß der durch die Araber vermittelten Kenntnisse und Denkmuster,



Die Philosophie mit den sieben freien Künsten. Aus Herrads von Landsberg „Hortus deliciarum" (12. Jahrhundert). Nach Chr. Mor. Engelhardt, „Herrad von Landsberg und ihr Werk", Stuttgart und Tübingen 1818. Vgl. Text S. 357.

Digitized by Google

wie sie die griechische Philosophie gab, versuchte man jetzt allgemein, die Gesetze des Denkens auf den christlichen Glauben anzuwenden: es entstand ein Bedürfnis, das Dogma philosophisch zu untersuchen und zu begründen, freilich immer mit dem Endzweck, Vernunft und Dogma in Harmonie zu bringen. Diese Philosophie des Mittelalters (siehe die Abbildung S. 356) ist die Scholastik. Man sieht heute die Scholastik mit anderen Augen an als früher. Wie man überhaupt dem Mittelalter gerechter geworden ist, seinen Bildungsdrang, seine kulturellen Leistungen, seine individuelle Art betont, so erkennt man immer mehr, wie falsch das Bild von dem starren, gleichförmigen Geistesleben des Mittelalters ist. Auch damals gibt es eine geistige Entwickelung, ein geistiges Weiterstreben, wenn auch nur in langsamem Tempo und unter viel stärkerer Hemmung durch autoritative Tradition, die der Bibel und der Kirchenväter wie der Antike. Keineswegs werden der sich aus dem letzteren Umstand ergebende rezeptive Charakter des gesamten Geisteslebens und die dogmatische Art der Wissensübermittelung von der Scholastik überwunden: daher heißt sie auch Schulwissenschaft, Scholastik. Aber ebenso ist bei ihr über die früher überwiegende gläubige Hinnahme überlieferter Anschauungen hinaus das Wachsen geistiger Selbständigkeit, eigenen Denkens zu betonen (vgl. S. 360 f.). Anderseits geht ihr eine lange Entwickelung voran. Sieht man in ihr, wie eben angedeutet, eine Strömung, die die göttliche, offenbarte Wahrheit mittels der Vernunft erfassen, untersuchen, systematisch darlegen und begründen, damit aber auch vor der Vernunft rechtfertigen und in ihrer Herrlichkeit stärken will, so kann man ihre Vorgeschichte weit zurückverfolgen, in gewissem Sinne bis zu Augustin. Der eigentliche „Vater der Scholastik" ist bekanntlich Anselm von Canterbury. Aber der allgemeine Zug des geistigen Lebens nach Frankreich ließ dieses Land zum Ausbildungszentrum der neuen Richtung werden, wobei man freilich die Internationalität des Mittelalters nicht außer acht lassen darf. Gerade das entwickeltere Schulleben Frankreichs verbreitete den neuen Geist, wie die Kämpfe, die jetzt entbrannten, wieder dieses Schulleben, überhaupt die geistige Hegemonie Frankreichs förderten. Eben mit der Scholastik wurde Paris, der Wirkungsort Abälards, des kühnen Geisteskämpfers, der Hauptsitz des „studium", nachdem schon vorher erst in Nordfrankreich nichtfranzösische Gelehrte, wie Lanfranc und Anselm, zu wirklichem Einfluß gelangt waren. Besonders von Paris aus eroberte die Scholastik das Abendland. Ihr öffnete sich auch Deutschland, in dem sich nun allmählich ein neues geistiges Leben entfaltete, wie es durch das ritterliche Wesen zu freierer weltlicher Kultur gelangt war.

Die veränderten Ziele des Bildungslebens und die dialektische Methode der Scholastik bedingen zunächst auch ein verändertes Verhältnis zu der Grundlage des geistigen Lebens im Mittelalter, zum klassischen Altertum. Obwohl in gewisser Weise dessen Einfluß gegenüber jener Beeinträchtigung durch die Askese (S. 258) verstärkt wurde, und obwohl jetzt entschieden eine regere wissenschaftliche Betätigung einsetzte, trat eine weitere Minderung des philologischen, grammatisch-literarischen Interesses eben durch das philosophisch-theologische ein. Ein Mann wie Johann von Salisbury, der die nunmehr größere geistige Regsamkeit an sich nicht verkennt, suchte vergebens die Vernachlässigung jener Studien zu hemmen, ebenso Jakob von Vitry und Arnold von Humblières. Die Zurückdrängung der Philologie in Paris wird z. B. in dem Gedicht „Die Schlacht der sieben [freien] Künste" („La bataille des sept-arts") geschildert. Dabei verlor das Altertum sonst durchaus nicht an Autorität. Das zeigte sich auch auf einem ganz anderen Gebiete, in dem namentlich durch die Gründung der Rechtsschule zu Bologna geförderten Studium des römischen Rechtes. In

Digitized by Google

dem geschichtlichen Bewußtsein gewinnt ferner unter den Staufern das kaiserliche Rom erneute Bedeutung; die Politik des Imperiums namentlich spielt jetzt eine vorbildliche Rolle. Die Zeit bringt also das Altertum auch praktisch der Gegenwart näher. Aber die Hauptsache war, daß man jetzt einen antiken Autor gleichsam „mitten in das Christentum hineinsetzte". Jetzt wirkte die durch die Araber neu erschlossene philosophische Literatur des Altertums. Mit Averroës und Avicenna, den arabischen Erklärern des Aristoteles, — auch der Jude Moses Maimonides ist zu nennen — wurde auch Aristoteles selbst durch die arabischen Übersetzungen, die man ins Lateinische übertrug, bekannt. Freilich zunächst schied man noch nicht recht zwischen arabischer, zum Teil neuplatonisch gefärbter Weisheit und der aristotelischen. Erst später trat mit den Übersetzungen nach dem griechischen Original der reine Aristoteles in den Vordergrund. Das bisherige, vor allem auf den von Plato ausgehenden Augustinus gestützte System theologischen Denkens oder vielmehr religiösen Fühlens erfuhr damit eine gewaltige Erschütterung, eben durch die stärkere philosophische Durchdringung der Theologie. Anfangs verbot man noch (auf der Pariser Synode von 1209 und auf der Lateransynode von 1215) die physischen und metaphysischen Schriften des Aristoteles und benutzte ihn wie seit langem nur zum Studium der Dialektik; schon 1231 aber wurde auch das Studium jener Schriften gestattet. Gerade in dem geistigen Zentrum Paris untersagte man freilich auch weiterhin, wohl auf Drängen der Anhänger des Alten an der Universität, die Behandlung des Aristoteles, aber vergeblich: der Augustinismus mußte vor dem Aristotelismus weichen, zumal mit der schärferen Sonderung desselben von den averroistischen Elementen, die zum Teil auch die anfängliche Bekämpfung mit veranlaßt hatten. Die zweite Hälfte des 13. Jahrhunderts ist von diesen Gegensätzen erfüllt: Thomas von Aquino, der Schüler des Albertus Magnus, ist der große Kämpfer für Aristoteles, sein wirksamstes Kampfmittel aber der Nachweis, daß eben Aristoteles für die philosophische Begründung und Systematisierung des christlichen Glaubens die beste Stütze sei. Der christlich zurechtgemachte Aristoteles wurde mehr und mehr der klassische Autor des mittelalterlichen Gelehrten.

Die beiden großen neuen Orden der Franziskaner und Dominikaner, von denen wir noch (S. 421) hören werden, bewahrten gewissermaßen dauernd die verschiedenen Stadien des Eindringens der aristotelischen Philosophie. Die theologisch-philosophische Anschauung des ersten Ordens festigte sich in einer Zeit, wo jene noch nicht völlig siegreich geworden war. So blieb die augustinisch-platonische Weltanschauung bei den Franziskanern das Fundament, trotzdem gerade Franziskaner zuerst sich den Einflüssen des Aristoteles zugänglich gezeigt hatten, besonders in den Schulen zu Paris und Bologna. Anderseits haben sie später der siegreichen aristotelischen Philosophie sich nicht völlig entzogen. Diese war aber für die Dominikaner, obwohl sie sich viel später als die Franziskaner dem Studium des Aristoteles zuwandten, eben wegen der nunmehr außerordentlich gesteigerten Bedeutung desselben viel mehr zur Grundlage ihres philosophischen Denkens geworden. Eben Thomas von Aquino gehörte ja dem Orden an, und nach anfänglichen Bedenken war 1279 seine Lehre die des Ordens geworden. Auf der anderen Seite bekämpfte Thomas scharf die abendländische Richtung des kirchlich verdächtigen Averroismus, insbesondere einen ihrer Vertreter an der Pariser Universität, Siger von Brabant. Auch für diese „lateinischen Averroisten" ist Aristoteles der große Meister, aber sie nutzen ihn zur Anzweifelung christlicher Wahrheiten, Thomas zu ihrer Unterstützung. Thomas bringt ihn schließlich auch mit der Lehre des Augustinus in Harmonie. Das konnte nur auf formalem Wege gelingen. Eben das formale Element

Digitized by Google

überwiegt in dem aristotelischen Studium durchaus, die „Logik" bleibt die wichtigste Schrift, und das wichtigste Studienfach wird die Dialektik.

Das Studium der Dialektik wurde seit langem eifrig betrieben (vgl. S. 233f.). An den Höfen der Ottonen wurden gelehrte Disputationen gern gesehen; von Wolfgang von Regensburg wird gelegentlich ein Stück ganz im Stile der späteren Scholastik erzählt, und der bekannte Gerbert war in Reims bereits ein angesehener Lehrer der Dialektik. Aber diese gewann immer größere Bedeutung. Gleich nach den ersten Anfangsgründen der Grammatik wurden die Schüler nun in Anknüpfung an grammatische Kategorien in die Schwierigkeiten des Begriffsstudiums eingeführt und lernten in anscheinend einfachen Dingen metaphysische Probleme kennen, über die sich hin und her sprechen ließ. Durch fortwährende Übungen suchte man eine solche Disputierfertigkeit zu erlangen, daß man über die gleichgültigsten Probleme mit einem Gegner siegreich streiten konnte. Den großen Gelehrten machte jetzt die Vollendung in dieser Fertigkeit aus. Schon in den Kämpfen, die im 11. Jahrhundert die Anschauungen Berengars von Tours hervorriefen, spielte dieselbe eine bedeutende Rolle. Lanfranc und Anselm von Canterbury gebrauchten gegen Berengar die dialektischen Waffen mit großer Gewandtheit; Anselm war es namentlich, der die dialektische Methode in die Theologie einführte. Und gerade die Theologie bot für ihre Anwendung ja auch das breiteste Feld; das hatte sich schon in gewissen philosophierenden Auslassungen der Kirchenväter gezeigt und später z. B. auch bei Scotus Erigena. Nun griff man nach dem neuen Mittel in erster Linie, namentlich seitdem in Abälard ein gewaltiger Lehrer erstanden war, der in leidenschaftlichem Schulstreit die Waffen der Dialektik noch ungleich schärfer zu führen lehrte. Auf seine ganz verschiedenartig gerichteten Schüler, von Arnold von Brescia bis Petrus Lombardus, übte er den gleichen Einfluß. Abälard begründete erst recht eigentlich die scholastische Methode; mit ihm begann auch jene Vorherrschaft der Dialektik im Unterricht; mit ihm erlangte ihre Wertschätzung einen solchen Grad, daß viele seiner Schüler in dieser von ihm zur Erreichung größerer Ziele glänzend angewandten Methode das Wesen der Sache sahen. Auf der Kunst, durch äußere dialektische Mittel einander widersprechende Wahrheiten, d. h. im Mittelalter Sätze von Autoritäten, in Harmonie zu bringen, beruht das, was man eben die scholastische Methode nennt, die aber über die bloße Technik, insbesondere die Anwendung eines namentlich von Thomas von Aquino ausgebildeten Schemas, hinausgeht und ein wesentliches Element der Scholastik ist. Nur aus Interesse am Disputieren wurden jetzt die törichtsten Probleme und spitzfindigsten Fragen aufgeworfen, so daß schließlich verständige Scholastiker gegen dieses Treiben sich scharf aussprachen. Man spitzte alles Tatsächliche zu Begriffen zu, das Einzelne wurde zum Allgemeinen; man spielte alles Positive auf das Gebiet der formalen Logik hinüber, um in diesem lustigen Gebäude sich recht im dialektischen Kampfe tummeln zu können. Charakteristisch ist, was später von Karl IV., dem großen Freund der Pariser Scholastik, erzählt wurde: er soll einmal nach einer Disputation geäußert haben, nach diesem Genuß bedürfe er keiner Mahlzeit mehr. Es lag in dieser Kunst, auf formalem Wege alles beweisen und bestreiten zu können, zweifellos ein Moment, das zum Übermut und zur Kritik leitete, anderseits eine Verführung, alles Positive gering zu achten. Wie Raimundus Lullus durch seine meist ganz mißverstandene „große Kunst" (Ars magna, ars generalis) aus einigen allgemeinen Sätzen alle Einzelheiten ableiten und in ihrer Wahrheit dartun wollte, so glaubte Roger Baco imstande zu sein, in je drei Tagen Hebräisch und Griechisch, in sieben Tagen Mathematik zu lehren.

Digitized by Google

Hingen die Bedeutung der Disputationen, der Dialektik, die feine Zergliederung und zugespitzte Definition der Begriffe, die Fülle der technischen Ausdrücke und der Formeln wesentlich mit dem Schulbetrieb zusammen, so ist überhaupt jener schon betonte lebensfremde *Schulcharakter* der damaligen Wissenschaft von Wichtigkeit: die Dressur spielte eine große Rolle. Das Positive, das sich ja gerade in dieser Zeit mehrte, wurde vor allem als Material für die Übungen betrachtet. Stoffliche Kompendien wie Sentenzensammlungen waren die Quellen, und mit diesem Rüstzeug wurde der Schüler früh vertraut gemacht, wobei er freilich dieses enzyklopädische Wissen in gänzlich unzusammenhängender Form in sich aufnahm. Wirklich neue Probleme wurden aus diesem Stoff nicht herausgeholt; immer kehren die alten Fragen, die Meinungen Früherer wieder. Das meiste ist Technik, zuweilen auch Spielerei. Diese Art des Unterrichts, neben jener Vernachlässigung der Grammatik, erzeugte eben später die leidenschaftliche Opposition der Humanisten. Das Bedenkliche lag auch darin, daß die Meinungen selbst, im Zusammenhang mit dem Aufkommen der Universitäten und der festen Gliederung der neuen Orden, zu Schulmeinungen gestempelt und als solche vertreten wurden. Aber jenes bekämpfenswerte Treiben der Scholastik machte doch nicht ihr Wesen aus. Als Richtung des europäischen Geisteslebens bedeutete sie doch einen Fortschritt: sie brachte ein *selbständigeres wissenschaftliches Leben*. Widerspruchsvoll, wie vieles im Mittelalter, ist die Scholastik im ganzen, namentlich in späterer Zeit, durchaus kirchlich und theologisch gefärbt und bedeutet doch wieder eine Art Emanzipation von der Kirche. Aus dem regen geistigen Leben des 12. und 13. Jahrhunderts erwuchsen jene eigenen Organisationen der Wissenschaft, die Universitäten, wieder in den romanischen Ländern weit früher als in Deutschland, keineswegs Anstalten freien Geistes, aber nicht mehr wie die geistlichen Unterrichtsanstalten lediglich dem Dienste der Kirche geweiht. Die Theologie gilt auch der Scholastik als die höchste Wissenschaft (vgl. S. 362); aber sie ist eine Theologie, die vor der scholastischen Philosophie gerechtfertigt ist. Der Zug zur Vernunft ist charakteristisch. Die theologischen Fragen werden zu philosophischen Problemen.

Das Nachdenken über das *Verhältnis von Glaubenslehre und Vernunft*, von *Theologie und Philosophie* war der Ausgangspunkt der philosophischen Betätigung des Mittelalters überhaupt. Wo sollte sich höheres Denken anders bewähren als innerhalb der das höhere Geistesleben ausschließlich beherrschenden kirchlich-theologischen Gedankenwelt? Jenes Verhältnis ist vor allem jetzt diejenige Frage, die die Geister zumeist beschäftigte. Nicht immer kam man zu einer glatten Lösung, bis gerade mit Hilfe der scholastischen Methode, jener das Widerstrebende klüglich zusammenfügenden Weise, und unter Benutzung der Philosophie des Aristoteles in dem System des Thomas von Aquino Offenbarung und Philosophie am vollständigsten zur Übereinstimmung gebracht wurden. Dies war die klassische mittelalterliche Philosophie. Aber ganz war auch hier die Einheit nicht erzielt, und die weitere Entwickelung lockerte das Verhältnis zum Teil wieder völlig, und zwar zugunsten der Vernunft. Es ist der Nominalismus, der bei aller Wahrung der Kirchlichkeit diese freiere, fortschrittlichere Richtung repräsentiert, die Wissenschaft selbständiger macht und zur neueren Philosophie langsam hinüberleitet. Es handelt sich nicht um eine das eigentliche Element der Scholastik darstellende Frage, wie man früher meinte, aber doch um eine solche, die für sie allgemein wichtig war und sie in große Parteien schied, um die Frage der Realität der allgemeinen Begriffe (Universalia). Bis zu Beginn des 12. Jahrhunderts hatte man im Sinne des Platonismus an dieser Realität durchaus festgehalten. Dann, etwa bis zu Beginn des 14. Jahrhunderts, trat vor allem mit Thomas von Aquino ein gemäßigter Realismus (in

Digitized by Google

mittelalterlichem Sinne) unter aristotelischem Einfluß auf, der die allgemeinen Begriffe nur in den Einzeldingen wirklich werden ließ, bis endlich der Nominalismus in den Einzeldingen das wirkliche Sein erkannte und die Universalia nur als Abstraktionen, als bloße Bezeichnungen, Namen (Nomina), faßte. Die Nominalisten erkannten die Unbeweisbarkeit der tiefsten Geheimnisse der Glaubenslehre. Schon bei jenem Sieger von Brabant findet sich, wenn auch nicht klar formuliert, die Verschiedenheit von Glaubenswahrheit und Vernunftwahrheit angedeutet; der kritisch angelegte Duns Scotus, noch kein völliger Nominalist, zerstörte entschiedener die Einheit von Glauben und Vernunft; der Streit zwischen Scotisten und Thomisten rührte bei Einzelnen an die wichtigsten Fragen der Grenzen der Erkenntnis. Roger Baco, dem die Theologie doch die Königin der Wissenschaften blieb, erkannte die völlige Verschiedenheit von Glaubens- und wissenschaftlichen Wahrheiten. Auf die Ausscheidung der höchsten Glaubenswahrheiten aus dem Bereich der metaphysischen Spekulation, des vernunftmäßigen Beweisenwollens, hatte übrigens der rein theologische Geist, weil man das Antasten des Glaubens fürchtete, auch seinerseits hingedrängt. Am entschiedensten brachte dann, nachdem die wirkliche Kenntnis des Aristoteles gewachsen war und damit das Studium der Logik einen außerordentlichen Aufschwung genommen hatte, Wilhelm von Occam den Nominalismus zum Ausdruck. Jetzt tobte der Streit an den Universitäten zwischen den Anhängern „des alten Weges", deren Hauptsitz Paris war, und denen des „modernen Weges"; er charakterisiert das ausgehende Mittelalter und führte schließlich zur Auflösung der mittelalterlichen Philosophie. Etwas wie „Aufklärung" in die Scholastik hineinlegen zu wollen, geht zu weit, trotz der häufigen Betonung der „Vernunft". Die intellektuellen Kräfte wurden nur allzu äußerlich betätigt. Die Vernachlässigung des inneren Lebens führte zur mystischen Reaktion. Der scholastischen Philosophie stand ferner, so große Gefahr die dialektischen Untersuchungen für das Dogma bedeuteten, die Autorität der das letztere behütenden Kirche mit ihrem äußeren Machtsystem unerschütterlich gegenüber. Immerhin entwickelte sich ein *keineswegs unfreies geistiges Leben* unter dem Zeichen der Scholastik. Der Geistliche hatte doch damals, wenn er nur nicht vor der Welt radikal auftrat, ein gut Teil Gedankenfreiheit; an allen offiziellen kirchlichen Gebräuchen nahmen zwar auch die freiesten Köpfe teil, aber im dialektischen Streit, in der Lust und dem Übermut der Disputation kamen viele zu recht kritischen Aussprüchen. Manche Denker gerieten auch wirklich mit der äußeren Kirche in Konflikt und wurden als häretisch von den Gegnern verdächtigt: nicht etwa nur die Vorgeschrittenen, schon Abälard, auf dessen Verdammung Bernhard von Clairvaux hinwirkte, und später Wilhelm von Occam, auch Petrus Lombardus und Thomas von Aquino erlebten solche Anfechtung. In Deutschland eiferte besonders Gerhoh von Reichersberg gegen die fremden Lehren. Anderseits ist doch auch die kirchlich-theologische Bedeutung der Scholastik nicht zu vergessen. Sie hat die Glaubenslehre erst recht eigentlich systematisch durchgearbeitet und vieles erst fixiert.

Die Scholastik ist eine internationale Richtung, der sich das deutsche Geistesleben natürlich nicht entziehen konnte: unter ihrer Herrschaft stehen später auch die deutschen Universitäten — von ihnen wird erst im zweiten Bande ausführlich zu sprechen sein —, seit der Mitte des 14. Jahrhunderts überhaupt alle höheren Bildungsbestrebungen. Welcher Art war nun unter dieser Herrschaft die *allgemeine Bildung der Zeit*? Der Charakter aller mittelalterlichen Bildung war zunächst ein *enzyklopädischer*. Weniger ein Durchdringen zu tieferer Erkenntnis als eine Anhäufung von Kenntnissen war das Lernziel. Der im Vergleich zu späteren Zeiten gewiß nicht große Wissensinhalt, den das Mittelalter aus dem

Digitized by Google

Altertum überkam, und der sich durch die Araber erweiterte, war ohne eine formale Schulung gleichwohl nicht zu bewältigen. Gewiß war die Kenntnis des logischen Apparates, mit dem die Jugend früh vertraut gemacht wurde, die Vorbedingung, um in den dialektischen Erörterungen des Für und Wider bestehen zu können: zugleich war sie aber doch das Mittel, überhaupt etwas geistig verarbeiten zu lernen. Und dies ist in jeder Beziehung ein Verdienst der wegen ihres Formalismus und ihrer Haarspaltereien verschrieenen Scholastik: sie hat die abendländischen Völker in eine Denkschule genommen und ihnen das Abstrakte faßbar gemacht. Jene Wissenssumme wurde nun weiter formal zugerichtet. In äußerlicher Aneinanderreihung und doch in systematischer Konstruktion wurde das traditionell fortgepflanzte Wissen in immer neuen Kompilationen mundgerecht zugänglich gemacht. Es gab seit langem zahlreiche enzyklopädische Sammelwerke, poetische und solche in Prosa, auch ursprünglich in Anlehnung an antike Vorbilder. Von Isidor von Sevilla und später Hrabanus Maurus an zieht sich ihre Reihe bis zu den großen Enzyklopädien der scholastischen Zeit, dem „Speculum" des Dominikaners Vinzenz von Beauvais, das in einer Zusammenstoppelung von Zitaten aus der Bibel wie aus antiken Autoren für alle Zweige des Wissens von der Grammatik bis zur Bienenzucht kompendiöse Darstellung bot, den über alle möglichen Gegenstände unterrichtenden 21 dickleibigen Bänden des Albertus Magnus oder dem unten (S. 364) erwähnten Werk des Bartholomäus Anglicus. Alle diese Werke sind durchaus voneinander abhängig: Irrtum und völliger Unsinn pflanzen sich mit Richtigem und Wahrem ungeprüft fort. Durch solche Enzyklopädien, die eine vollständige Bibliothek ersetzten, glaubte der Einzelne das gesamte menschliche Wissen in sich aufnehmen zu können. In der Tat trieb dieser Wunsch viele durch alle Fakultäten hindurch, zumal ja auch der nicht allzu große Wissensstoff immer in derselben philologisch zugestutzten Weise aus Lehrbüchern erlernt wurde. Oberflächliche Kenntnis auf allen Gebieten genügte, um in den Disputationen, dem Prüfstein der Höhergebildeten, zu glänzen.

Das Zeitalter der Scholastik zeigt nun allerdings eine zunehmende Erweiterung des Wissensstoffes: das spiegelt sich auch in den Unterrichtsbüchern wider. Noch immer herrschte der alte Schulbetrieb (vgl. S. 230ff.), aber schon in den Triviallesebüchern, deren Grundlage wie vorzeiten, und wie es Hugo von Trimberg 1280 in seinem „Registrum multorum auctorum" bezeugt, Cato, Äsop, Avian bildeten, trat aus der antiken, christlichen und morgenländischen Literatur immer neuer Stoff in Form von Sprüchen und Fabeln hinzu. Und so war es auch sonst. Alle jene Sammelwerke sind nun aber durchaus theologisch gefärbt: die Theologie ist ihr Ausgangspunkt, alles Nichttheologische wird unter theologische Gesichtspunkte gebracht. Trotz jenes freieren Zuges in der Scholastik, und obgleich manche Scholastiker sogar gewisse Grundglaubenssätze kritisch behandelten, z. B. die Auferstehung sehr skeptisch ansahen, ist doch die Theologie die oberste Wissenschaft, das letzte Ziel aller Bildung (siehe die Abbildung S. 363). Ihr ist die Philosophie durchaus untergeordnet: diese hat, wie wir sahen, die Dogmen nur zu beweisen und so zu festigen. Darin stimmen alle Größen der Scholastik, Petrus Lombardus und Thomas von Aquino so gut wie Albertus Magnus und Roger Baco, überein. Aber um gerecht zu sein, eine wirkliche Unabhängigkeit der Philosophie von der Theologie ist doch auch noch viel später nicht erreicht worden. So waren die kirchlichen Lehren das Gegebene, das Ziel alles Philosophierens im voraus bestimmt, die deduktive Methode die spezifische Methode des Mittelalters.

Dieser Grundzug beeinflußt nun vor allem die Anschauung auch der scholastischen Zeit von der Natur. Auf empirischem Wege zur Erkenntnis allgemeiner Vorgänge und

Digitized by Google

Gesetze zu gelangen, von der gegebenen Wirklichkeit aus durch Beobachtung und Schlußfolgerung zu großen Wahrheiten aufzusteigen, das lag dem mittelalterlichen Geiste fern. Die Natur bot nur das Beweismaterial für die Vorstellungen und Lehrsätze der Kirche. Die mittelalterliche Naturbetrachtung führte zur Kirche hin, nicht von ihr weg: ein Naturstudium ohne Beziehung auf Gott und die christliche Lehre war verdammenswert. Übrigens widerstrebte gerade die scholastische Methode, die in der Dialektik gipfelte, einer exakten Naturforschung am meisten.

Das Hineinspielen der religiösen Grundanschauung in die Naturbetrachtung ist anderseits selbst in der Neuzeit nichts Ungewöhnliches. Wenn Bertold von Regensburg beim Anschauen einer besonders schönen Blume folgende Betrachtung anzustellen rät: ô wol dir, lieber got, wie schoene und genaeme [wohlgefällig] dû eine bluome wider die andern hâst geschaffen und alsô hâst dû einer wurze mêr kraft gegeben danne der andern und alsô hâst dû einem menschen mê tugend gegeben danne dem andern, so erinnert das ganz an die religiöse Betrachtungsweise des 18. Jahrhunderts.

Das Gebäude der Wissenschaften. Aus Gregor Reisch, „Margarita philosophica", Straßburg 1504, Exemplar der Universitätsbibliothek zu Leipzig. Vgl. Text S. 362.

Trotz jenes Grundcharakters zeigen sich nun doch auf dem Gebiet der Naturwissenschaft einige Fortschritte, ja sogar jenem Charakter geradezu widersprechende Züge. Man darf nicht meinen, daß die Scholastik gar keinen Sinn für Beobachtung gehabt habe und nur in nichtiger Spekulation und ödestem Schulbetrieb aufgegangen sei, ganz abgesehen davon, daß manche Leistungen in der Naturphilosophie gar nicht übel waren. Insbesondere ragten die Dominikaner, wie überhaupt in der Pflege der Gelehrsamkeit, so in dem Naturstudium hervor. Ein Albertus Magnus, der eigentliche Wiedererwecker des Aristoteles im Abendland, hat auf die Naturforschung die tiefste Anregung geübt. Früher meinte man, daß er auch auf den im 14. Jahrhundert deutsch schreibenden Konrad von Megenberg gewirkt habe. Indessen handelt es sich bei Megenbergs „Buch der Natur" überhaupt um ein ganz unselbständiges Werk. Megenberg hat nur den „Liber de naturis rerum" des Thomas von Chantimpré bearbeitet. Diese Mönche pflegten auch praktisch die Naturkunde, namentlich die Astronomie, und dementsprechend auch allerlei mechanische

Digitized by Google

Kunstfertigkeiten. Man erfand ferner die Brillen wie das Schießpulver. Im ganzen blieb jedoch die Grundlage des Wissens von der Natur die antike Literatur, mit der man jetzt aber durch arabische Vermittelung (vgl. S. 302) in größerem Umfange bekannt geworden war. Dadurch wurden besonders auch in der Heilkunde Fortschritte gemacht, namentlich in den berühmten romanischen Schulen, obgleich allerdings über medizinische Fragen, die nur durch Erfahrung zu lösen waren, auch nach scholastischer Weise dialektisch gestritten wurde. Aber die eigene Beobachtung war doch keineswegs ausgeschlossen. Und man kam noch weiter. Heinrich von Langenstein hat gegen Ende des 14. Jahrhunderts gegenüber dem astrologischen Wahnglauben eine kritische Stellung eingenommen, und schon bei Roger Baco finden sich wirkliche Ansätze zur induktiven Methode und exakten Forschung. Jener Neigung zu übersinnlicher Betrachtung gegenüber ist schließlich noch festzustellen, daß doch auch die im höheren geistlich-geistigen Leben stehenden Männer den im Volke wurzelnden Anschauungen treu blieben. Auch in der asketischsten Zeit des Mittelalters ist die naive Naturfreude im Volke nicht gemindert worden (vgl. S. 191): auch der Einsiedler des Mittelalters hat dieses innigen Zusammenhanges mit der Natur nicht entbehrt. Über diese naive Naturfreude kam man nun freilich in Deutschland auch jetzt nicht viel hinaus (vgl. S. 337), während sich in Italien damals schon die Anfänge eines höheren Naturgefühls zeigten.

Eine Mischung aus religiösen Grundanschauungen, traditionellen Irrtümern, neuen Spitzfindigkeiten und verständigem, jetzt wesentlich vermehrtem Gut scheint nach alledem für die Zeit charakteristisch. Sie zeigt auch das Bild, das sich damals in den Köpfen von der Welt und der Erde malte. Wie Gott um des Menschen willen alles geschaffen hat, so ist auch des Menschen Wohnsitz, die Erde, der mittelste und wichtigste Teil der Welt; in ihrer Mitte liegt das Zentrum des Ganzen. Sie steht fest, und um sie dreht sich der Himmel, wie Bertold von Regensburg sagt, „zu allen ziten umbe sam ein rat [wie ein Rad]". Bertolds auffallend oft hervortretende naturwissenschaftliche Kenntnisse gehen übrigens zum guten Teil auf die Enzyklopädie des Bartholomäus Anglicus de proprietatibus rerum zurück, die überhaupt das Wissen der damaligen Zeit ziemlich vollständig repräsentiert. Die Vorstellung von der Erde als einer Kugel, die neben der früher geläufigen von ihr als einer runden Scheibe seit Isidor von Sevilla und Beda (7. und 8. Jahrhundert) doch durchdringt, ist bei den Scholastikern ziemlich allgemein; auch Bertold von Regensburg spricht von dem „bal". In der Mitte der Erde lag die Hölle, der „Himmel" aber als Aufenthalt der Seligen jenseits der die Erde umgebenden sonstigen (Planeten-, Fixstern- und Kristall-) Himmel. Keineswegs wurden richtige Ansichten der Alten, soweit sie noch bekannt waren, immer akzeptiert.

Daß aber aus dem Altertum auch ein gut Teil Irrtum vom Mittelalter übernommen wurde, beweist eben die Geographie wie die Ethnographie jener Zeit. Von neugewonnenen Erkenntnissen kann zunächst nur in ganz beschränktem Umfang die Rede sein. Das zeigen die Karten, verständnislose Fortpflanzungen antiker Karten. Trotz äußerer Verbrämung, trotz stärker hineingearbeiteter Kompendiengelehrsamkeit ist bei den späteren Karten die Dürftigkeit der Kenntnisse und Anschauungen dieselbe wie bei den früheren, und bis zu den ersten Seekarten um 1400 ist kein Fortschritt zu verzeichnen. Anderseits geben die mit immer neuen Zutaten, namentlich auch Abbildungen, versehenen großen Weltkarten der scholastischen Zeit, wie etwa die Ebstorfer Weltkarte, ein genaues Bild von der romantischen Geographie und Ethnographie des Mittelalters. Man hat sie freilich nicht ganz mit Unrecht als mönchische Spielerei angesehen. Die Karten sind meist „Radkarten", bringen also die Erde noch in

Digitized by Google

Kreisform, umspült von dem erdumfassenden Ozean. Im Mittelpunkt des Kreises, der Erde, also der Welt, liegt Jerusalem. In der Verteilung des damals bekannten Erdganzen auf den Kreis herrscht die typische und hergebrachte Länderteilung, die sich auch auf die Autorität des heiligen Augustinus stützt, vor. Diese sogenannte Divisio trifaria schließt sich an die Form des T an; oberhalb des Querstriches liegt Asien, links von dem senkrechten Strich Europa, rechts Afrika. Die Anordnung, die Größenverhältnisse, die Küstenumrisse sind völlig willkürlich gestaltet. Die Hauptmasse des geographisch einigermaßen Zutreffenden gruppiert sich um das Mittelmeer herum, worin man eben das Fortleben der antiken Karten erkennen kann. Dazu kommt dann neues, eigenes Material, je nach dem Entstehungsort der Karte. Von dem, was wir Geographie nennen, bringen die Karten recht wenig und Ungenügendes, um so mehr wissen sie von Dingen aus dem Reich der Phantasie zu berichten. Auch wenn man die Weltchroniken oder die naturgeschichtlichen Werke durchsieht, geographische Versuche, z. B. die poetische Geographie aus dem 13. Jahrhundert, die sich in der Christherrenchronik findet, oder Reisebeschreibungen wie die des Odoricus de Foro Julii oder die vielgelesene und bekannte, von Odoricus sehr abhängige abenteuerliche Reiseerzählung des Johann von Mandeville vergleicht: überall wird man dieselben fabelhaften Elemente finden. Der größte Teil derselben ist freilich treu gehütetes Erbe aus der antiken Gedankenwelt; dazu kommen die wunderbaren Angaben und Vorstellungen der Bibel. Alles wird auf den Karten gewissenhaft untergebracht: das Paradies im äußersten Osten, bald auf einer Insel, bald auf einer Halbinsel, bald wieder auf hohem Berge gelegen, die Länder Gog und Magog, Länder, die man übrigens noch im 17. Jahrhundert in dem großen Atlas des Friedrich de Witt verzeichnet findet, die Goldenen Berge im fernen Osten, das Sonnen- und Mondorakel, die Gärten der Hesperiden, der Magnetberg usw. Dazu kommt eine große Zahl von monströsen und fabelhaften Menschen und Völkern, so die Amazonen, die Pygmäen, die Anthropophagen mit Pferdefüßen, die Greifen, eine ethnographische Variation der bekannten sagenhaften Tiere, die Hundsköpfe, die stummen Völker, welche nur die Zeichensprache reden, die Bewohner der Insel Meroë, die auf Krokodilen reiten, die Menschen, welche ihre Lippen über das Gesicht ziehen können, um sich gegen die Sonnenstrahlen zu schützen, die Leute ohne Nasen, die Panoti im Ozean, die ihren ganzen Körper in ihre Ohren einwickeln können, usw. (siehe die Abbildung S. 366). Kein Kartenzeichner hat an der Existenz solcher Phantasiegebilde gezweifelt, denn er hatte sie ja aus anderen Autoren entlehnt; das war Beweis genug. Diese ganze Ethnographie ist überhaupt vor allem durch die Literatur fortgepflanzt worden. Im übrigen muß auch hier wieder betont werden, daß man zu Beginn der sogenannten Neuzeit, die eben zunächst gar keine Neuzeit ist, durchaus an diesen Dingen festhielt. Im 16. Jahrhundert und später finden sich die Monstra bei Sebastian Münster und anderen wieder. Anderseits muß man bedenken, daß der vorwärtsstrebende Drang, der trotz aller gegenteiligen Erscheinungen im Mittelalter höchst lebendig ist, gegen Schluß desselben doch eine außerordentliche Erweiterung des Wissens von der Erde gebracht hat, daß das Mittelalter hier selbständig über das Altertum weit hinausgekommen ist.

Vor allem literarisch fundiert, überdies moralisch-theologisch gefärbt war nun weiter auch die Pflanzen- und Tierkunde. Hier ist namentlich die Naturſymbolik außerordentlich wichtig. Sie spielt in der Literatur wie in der Kunst des Mittelalters eine große Rolle. Die ganze Welt ist ein Symbol, die Natur nur ein Lehrbuch für die Gedanken Gottes; Sonne und Gestirne, alle Erscheinungen und Geschöpfe reden seine

Digitized by Google

Aus Hartmann Schedel, „Liber chronicarum", Exemplar der Universitätsbibliothek zu Leipzig.

Sprache. Diese Symbolik ist ein rechtes Zeichen für die mittelalterliche Auffassung, daß Gott alles um des Menschen willen geschaffen habe. Er hat auch Tiere, Pflanzen und Steine zu Sinnbildern menschlicher Eigenschaften gemacht, überhaupt in allem Erschaffenen sinnvolle Beziehungen zwischen sich und den Menschen zum Ausdruck gebracht. Bekannt ist z. B., wie Bertold von Regensburg aus dem Gesicht des Menschen die Buchstaben der Worte „Homo Dei" herauskonstruiert zum Beweise, daß Gott dem Menschen die Tatsache, daß er von ihm geschaffen sei, ins Antlitz geschrieben habe, eine Versinnbildlichung, die damals übrigens auch sonst erwähnt wird. Überhaupt ist nichts auf Erden, wie Freidank sagt, „âne bezeichenheit", d. h. ohne allegorische Bedeutung. Der Ausgangspunkt solcher Betrachtungsweise war in erster Linie die Heilige Schrift selbst sowie die biblische Erläuterungsliteratur, so die sehr verbreitete Erklärung des Buches Hiob von Gregor dem Großen. Der naturkundliche Stoff der Bibel wurde insbesondere in den Claves (Schlüsseln) äußerlich zusammengefaßt und in jener symbolischen Weise erklärt. Diese überträgt sich dann auch auf die eigentliche naturkundliche Literatur, so auf den „Physiologus" (vgl. S. 236), der ausführlich über die Symbolik der Tiere handelt. Er geht auf alte orientalische und besonders griechische Quellen zurück und erscheint, namentlich als Tierbuch (Bestiarius) bearbeitet, auch als lateinisches Unterrichtsbuch im ganzen Abendland, wird aber weiter bald in die Volkssprachen übertragen, seit dem 11. Jahrhundert in das Deutsche, zu Beginn des 12. Jahrhunderts ins Französische. Jene symbolisch-religiöse Betrachtungsart tritt überhaupt allmählich immer stärker hervor. Die aus ihr sich ergebenden Fabeleien wurden durchaus als wissenschaftliche Wahrheiten angesehen. Die Taube, das Lamm, das Einhorn bedeuten

Digitized by Google

Chriſtus, die Schlange, der Drache, der Bär den Teufel; unter den Pflanzen wird der Weinſtock zum Sinnbild Chriſti. Insbeſondere in den Edelſteinen iſt ſolche Symbolik ausgeprägt, namentlich bei Konrad von Megenberg (vgl. S. 363) finden ſich eingehende Erklärungen der entſprechenden Eigenſchaften. In Betracht kamen beſonders jene zwölf Edelſteine, mit denen nach der Offenbarung Johannis die Mauern im neuen Jeruſalem geſchmückt waren, wie der Smaragd, der die Keuſchheit, wie der Hyazinth, der die Freundſchaft, der Sardis, der die Standhaftigkeit (der Märtyrer) verſinnbildlichte. Solche Bedeutung wurde durchaus als zur Weſenheit des betreffenden Naturgegenſtandes gehörig betrachtet, und ſo ergab ſich daraus auch eine praktiſche Verwertung, etwa für die Heilkunde. Eine wichtige Rolle ſpielen ſolche Beziehungen natürlich auch in der Alchimie.

Im ganzen prägt ſich in der geſchilderten Geiſteshaltung ein ſtarker Mangel an kritiſchem Sinn aus. Er erklärt ſich aber nicht aus einer geringeren Verſtandes- und Urteilskraft, die ſich bei den Scholaſtikern genügend zeigt, ſondern ebenſo wie der Mangel an genetiſchem Sinn einerſeits aus der geiſtigen Unentwickeltheit der damaligen Kulturſtufe, auf der das Leben noch nicht durch die ſpätere Vielgeſtaltigkeit und durch höher gerichtete Verhältniſſe Urteil und Beobachtung ſchärfte, anderſeits aus dem ſchon (S. 357) hervorgehobenen, auf dem ganzen Mittelalter laſtenden Bann der Tradition, der antiken wie der chriſtlichen. Dieſe Tradition hemmte den fortſchrittlichen, den erfinderiſchen Geiſt, ſie hemmte zum Teil auch die eigene Denktätigkeit: wo dieſe ſich ſtärker regte, wie in der Scholaſtik, konnte ſie ſich meiſt nur im Formaliſtiſchen bewähren. Und wenn auch gelegentlich die Pflicht, die eigene Vernunft zu gebrauchen, betont und verlangt wird, daß an der Errungung der keineswegs vollſtändig gegebenen Wahrheit weitergearbeitet werde, ſo ſtand das Denken doch immer unter dem Joch eines zwingenden Autoritätsglaubens. Dem Meiſter muß nach Vinzenz von Beauvais der Schüler unbedingt glauben. Die Lehrbücher, an deren Text ſich ängſtlich der Unterricht klammerte, und die doch meiſt Kompilationen aus antiken Werken waren, genoſſen eine Autorität wie die Bibel und hinderten zugleich das Zurückgehen auf die Originale. Unmöglich faſt war es, in dieſem traditionell fortgepflanzten Lehrſtoff Irrtümer zu berichtigen.

Um ſo ſtärker war damals die Phantaſie entwickelt: der Sinn für die realen Bedingungen und Verhältniſſe trat zuweilen auffällig zurück, ſogar in der Politik, etwa der ſtaufiſchen Herrſcher. Die poetiſche, nicht nur die religiös-poetiſche Literatur operierte ſtändig mit Wundern, und auch die ſcholaſtiſche Philoſophie litt unter dem allgemeinen Zug auf das Überſinnliche. Der naive Wunderglaube, der die ganze Zeit beſeelte, wird durch jene Tradition außerordentlich geſtärkt; die Glaubenskraft iſt von einer erſtaunlichen Unerſchütterlichkeit; und ſelbſt die Kreuzzüge, ſo ſehr ſie vielfach befreiend wirkten, haben doch wieder die Maſſe des Wunderbaren und damit den Sinn dafür gemehrt (vgl. S. 303). Von der geographiſchen Fixierung jener Monſtra war ſchon (S. 365) die Rede, gerade die Unbekanntheit eines großen Teiles der Erde erleichterte das, und die Fixierung feſtigte den Glauben. Auf Erzählungen weitgereiſter Kaufleute namentlich gehen viele Geſchichten, zum Teil durch mißverſtändliche Auffaſſung von wirklich Geſehenem hervorgerufen, ſchon ſeit den Tagen der Phönizier zurück. Mit dem Nimbus der Tradition wurden dieſe Märchen dann weiter überliefert. Wenn aber Bertold von Regensburg oder ſeine Quelle von einem Meeresungetüm berichtet, das „hât aht füeze [acht Füße] und an ieglichem fuoze drihundert munde und ziuhet den man ûz dem scheffe in daz wazzer", ſo ſteckt hinter dieſer Schilderung des ſagenhaften Kraken doch ein gewiſſer Kern der Wahrheit. Man hat überhaupt mit Recht für den

Digitized by Google

Wunderglauben zum Teil „die ersten Fortschritte des naturwissenschaftlichen Erkennens“ mit verantwortlich gemacht, die gerade „immer dem Auffallenden gelten“. Dem naiven Menschen mußte doch vieles auf diesem Gebiete, die Wirkung neuer Heilmittel z. B. oder gar ein Experiment, als Wunder erscheinen. Gerbert wie Albertus Magnus galten als Zauberer. Zu alledem kommt noch, daß man es in jener Zeit überhaupt mit der Wahrheit nicht allzu genau nahm: nur bei dem Gegner erschien die Lüge verdammenswert, sonst fand man an der Lügenhaftigkeit sogar einen gewissen Gefallen, wie der „Reineke Fuchs“ zeigt. Gerade gegen 1200 trat darin allerdings ein vorübergehender Wandel ein. Freilich fehlte es nicht an aller Kritik gegenüber dem Wunderglauben: ernsthaft wird vor allzu großer Leichtgläubigkeit gewarnt, und wunderbare Heilungen hat man auf natürlichere Weise zu erklären gesucht. Die geschichtliche Bildung der Zeit anderseits war noch nicht groß genug, um die Erkenntnis des Möglichen fördern zu helfen.

Im wesentlichen war die Scholastik noch eine Form der geistlichen Bildung: aber es steckten in ihr doch schon weltliche und modernere Elemente. So sehr man an der Grundanschauung des Mittelalters festhielt, daß alles Studium nur betrieben werden solle, damit man ein vollkommener Christ werde, so lag praktisch die Sache jetzt vielfach für ein Studium um seiner selbst willen günstiger. Die pfründenreiche Kirche gab namentlich in Frankreich den Inhabern einträglicher Stellen die Möglichkeit, in Muße der Wissenschaft zu leben. Gerade die in Aufnahme gekommene Pflege der philosophischen Studien bedurfte gegenüber den lukrativen Berufen der Rechtsgelehrten und Ärzte einer solchen Stütze. Gelehrte wurden auch als Erzieher vornehmer Jünglinge, in fürstlichen Kanzleien oder in freierer Stellung im Kloster untergebracht. Anderseits wird das Wissen jetzt nicht mehr rein als geistliches Monopol behandelt. Von einer allgemeineren höheren Laienbildung (vgl. S. 236 ff.) ist zwar auch jetzt keine Rede, trotz einiger geistlichen Bildung vornehmer Frauen (vgl. S. 238 und 340) und trotz der weltlichen Künste der Ritter (vgl. S. 338 ff.): in den Städten aber zeigten sich, wie wir noch sehen werden, erst die Anfänge einer elementaren Laienbildung. Vorher war der großen, nicht nur der niederen, Masse lehrhafter Stoff oft nur in dichterischer Form, die auch die Triviallesebücher aufweisen, zugeführt worden, so bereits durch die geistlichen Dichtungen früherer Zeit und dann durch die schon gelehrter gefärbten des 12. Jahrhunderts („Anegenge“, Werners von Elmendorf Tugendlehre und andere). Denselben Schulcharakter hatten auch die zahlreichen ritterlichen Lehrgedichte (wie von Freidank oder Thomasin, vgl. S. 318). Immerhin gab es bei Rittern wie bei Bürgern einige Elemente, die höherer Bildung aus geistlichen Händen teilhaftig geworden waren, wie z. B., entsprechend einer ähnlichen Entwickelung in Frankreich, adlige Laien in der Rechtsliteratur Epoche machten (vgl. S. 382 f.). So behandelten denn auch die Scholastiker die Wissenschaft mit einer gewissen Rücksichtnahme auf weitere Kreise. Sie selbst trugen zum Teil nur halbgeistlichen Charakter, lebten nicht nach der Art der Geistlichen und hatten manchmal gar nicht die Weihen empfangen: für ihre Kämpfe wünschten sie ein größeres Publikum, und allmählich bereitete sich demgemäß, nachdem eine allgemeine deutsche Schriftsprache aufgekommen war, eine deutsche gelehrte Literatur vor. Die Scholastik stellte so, obgleich sie vom Klerus getragen war, eine Brücke zu den Laien her: sie beeinflußte die höhere Laienbildung des ausgehenden Mittelalters durchaus.

Denselben gemischten Charakter werden wir an der dritten hauptsächlich von Frankreich überkommenen Erscheinung hervorzuheben haben, an der Gotik. Der wunderbare Stil, den man einst als edelstes Erbteil deutsch-mittelalterlichen Geistes auffaßte, ist nicht in Deutschland

Digitized by Google

entstanden, sondern in Frankreich. Diese Wahrheit ist erst sehr allmählich durchgedrungen. Die auf die Antike gerichteten Gebildeten der Renaissancezeit schoben den ihnen unsympathischen Stil den barbarischen Germanen zu, und Vasari behauptete, daß „diese Manier von den Goten erfunden worden sei". Später hat man bald Deutschland (z. B. Boisserée), bald, so neuerdings wieder, England, bald selbst Spanien als Mutterland des Stils angesehen, und auch die so oft betonten orientalischen und byzantinischen Einflüsse, die man im Ornament wohl auch nicht leugnen kann, sind für die Gotik als maßgebend hingestellt worden, so von Dieulafoy und von Courajod. Den französischen Ursprung haben in Frankreich besonders Félix de Verneilh und Didron, in Deutschland Franz Mertens erkannt; jetzt herrscht über die Entstehung der Gotik im nördlichen Frankreich ziemliche Übereinstimmung. Über die erste Entwickelung ist man aber noch verschiedener Ansicht. Dehio nimmt ein gleichzeitiges, unabhängiges Auftreten und Nachaußenwirken der Gotik in verschiedenen Gegenden des jetzigen Frankreichs, in der Normandie, in Anjou und Burgund, an, bis dann zu Beginn des 13. Jahrhunderts das zentrale Frankreich, die Isle de France, als Mittelpunkt der neuen Kunst überwog und jene „primitiven Schulen" zurückdrängte. Nordfrankreich, dessen Übergewicht im geistigen Leben wir schon (S. 355 ff.) kennen lernten, dessen Hauptstadt Paris die kulturelle Hauptstadt des Abendlandes, dessen Sprache Weltsprache geworden war, dessen ritterliche Poesie neben der südfranzösischen als maßgebend für ganz Europa galt, wurde auch der Führer auf künstlerischem Gebiet. Die politische Zentralstellung der Isle de France, der materielle Aufschwung im 12. Jahrhundert mögen dabei von Wichtigkeit gewesen sein, für die Baukunst wohl noch der Umstand, daß hier die romanische Architektur bisher keine hervorragende Pflege gefunden hatte.

Trotz des französischen Ursprungs der Gotik hat man nun auf das germanische Element in ihr nicht verzichten wollen. Gerade in Nordfrankreich ist eine stark gemischte Bevölkerung anzunehmen; ein eigentliches Volkstum ist in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts dort noch kaum festzustellen. Der Adel, auch der Klerus waren zu erheblichen Teilen germanisch, und wie sich die französische Dichtung wesentlich auf germanischen Stoffen aufbaute, wie das höfische Schönheitsideal der Franzosen (vgl. S. 335) germanische Züge trug und der Charakter des nordfranzösischen Rechts germanisch ist, so mögen auch manche innere Züge der Gotik germanisch sein. Gerade die in ihr ausgedrückte Emanzipation von der Antike wurde ja als barbarisch empfunden. Eben daraus erklärt sich jene Zuweisung des gotischen Stils an die Germanen zur Zeit der Renaissance wie seine Inanspruchnahme seitens der „Deutschtümler" im 19. Jahrhundert. Jedenfalls ist die von den Deutschen nur langsam und spät übernommene Gotik gerade in Deutschland zu hervorragender Ausbildung und dauernder Pflege, besonders im Turmbau, gekommen, auch in dem stammverwandten England nie völlig verschwunden. Aber das wesentliche Moment (vgl. S. 373 f.) ist doch, daß die Gotik, trotzdem sie einen ganz bestimmten örtlichen Ursprung hatte, ebenso wie das höfische Rittertum und die Scholastik aus dem kosmopolitischen Kulturleben des damaligen Abendlandes heraus geboren ist, daß neue Strömungen überall neuen Ausdruck forderten. Jene bereits für die Blütezeit der romanischen Baukunst (S. 219) hervorgehobene Neigung zum Dekorativen, die einer aristokratisch gerichteten Zeit entsprach, schreitet, verstärkt durch die im Zeitalter der Kreuzzüge wirkenden orientalischen Einflüsse, ebenso fort wie der Drang zur Monumentalität. Daß die Franzosen in der künstlerischen Formulierung des Neuen vorangingen, lag an ihrer kulturellen Vorherrschaft und reicher entwickelten städtischen Kultur, wozu einige besondere Eigenschaften, wie die französische Neigung

Digitized by Google

zum Wechsel, die lebhafte Phantasie, die Sucht zu konstruieren und die Vorliebe für das Dekorative, gekommen sind.

Die künstlerischen Anregungen Frankreichs beschränken sich nun nicht auf die Baukunst allein. Sie sind auch in der Plastik zu erweisen. Es hängt das zum Teil schon damit zusammen, daß gerade in den gotischen Kirchenbauten die Plastik eine ganz andere Rolle spielte als früher. Umgekehrt verliert mit dem Schwinden der breiten inneren Wandflächen — die Wände umrahmen jetzt gewissermaßen nur die großen und hohen Fenster — die Wandmalerei die Wichtigkeit, die sie in den romanischen Bauten gehabt hatte. Für den malerischen Schmuck bieten sich jetzt konsequenterweise die großen Fenster als Objekt: die dekorative Glasmalerei gewinnt eine außerordentliche Bedeutung, aber auch größere äußere Wirkung: durch das Licht, welches durch die bunten Fenster fällt, wird das ganze Innere der Kirche in gedämpfte Farbigkeit getaucht. Den Schmuck des Inneren sonst aber übernimmt die Plastik, die früher vorzugsweise in den Rahmen der Kleinkunst gebannt war (vgl. S. 219). Ihr fiel nun auch der Hauptteil des bildlichen Anschauungsunterrichts zu, den (vgl. S. 222 f.) die Kirche von jeher der Kunst als Aufgabe zuwies. Bereits hatte sie (vgl. S. 219) draußen die Portale mit Figuren zu schmücken begonnen. Das geschieht jetzt in reicherem Maße. Aber zugleich bieten nun außen und innen die Pfeiler wie andere Teile der überall zur Dekoration herausfordernden, formenreichen, vielgegliederten gotischen Bauten ein weites Betätigungsfeld für die Plastik. Sie mußte sich freilich dauernd der Architektur anschmiegen, wie sie ja nur von ihr die Aufgaben empfing, und hatte dabei große Schwierigkeiten zu überwinden. Sie behielt so etwas Gebundenes, entwickelte sich sonst aber immer reicher, feiner und höher, monumentaler. Und eben in der Schöpfung eines monumentalen Stiles war, wie Dehio hervorgehoben hat, Frankreich vorangegangen. Im 13. Jahrhundert brachte es eine reiche Fülle schöner Denkmäler der Plastik hervor, und ohne Zweifel haben die deutschen Bildhauer unmittelbar von den Franzosen gelernt. Und doch bewahrten sie hohe künstlerische Eigenart. Die im 13. Jahrhundert überraschend auftretenden großartigen Schöpfungen der deutschen Plastik zeigen sich den französischen Erzeugnissen zunächst innerlich sogar überlegen. Das beweisen neben den Darstellungen an der Kanzel und vor allem am Altar in Wechselburg die Fülle der Gestalten an der Goldenen Pforte zu Freiberg und die Figuren der Synagoge und der Kirche, der Apostel usw. am Südportal des Straßburger Münsters. Dagegen sind die berühmten Statuen des Naumburger Doms (siehe die beigeheftete Tafel „Statuen Ekkehards von Meißen usw."), die Denkmäler am südlichen Ostportal und am Südportal des Bamberger Doms wie die der Westfassade zu Straßburg ganz in dem neuen französischen Stil aufgegangen. Gleichwohl zeigen auch sie in der energischen Charakteristik, in ihrem gesunden Realismus, in dem Ernst und der Innigkeit des inneren Lebens deutschen Gefühlsgehalt, ebenso wie die französisch beeinflußte deutsche Dichtung (vgl. S. 316). Der Zug der höfischen Kultur zu weltfreudiger Lebensauffassung ist übrigens auch in diesen meist heiter und freundlich lächelnden Gestalten wohl zu spüren, was dann schließlich freilich zu gekünsteltem Ausdruck führt.

Ganz erheblich ist die Ausdrucksfähigkeit trotz starker konventioneller Züge auch in der Malerei gewachsen, für die im übrigen, wie erwähnt, die gotische Epoche eine schwierige Zeit war. Immerhin behielt doch die Wandmalerei noch für den Innenschmuck weltlicher Bauten größere Bedeutung. Auch die Malerei darf auf französische Befruchtung angesehen werden. In der Glasmalerei leistete Frankreich Vortreffliches und mag wohl auf Deutschland gewirkt haben. Die Buchmalerei erfreute sich namentlich in Paris der reichsten

Digitized by Google

Statuen Ekkehards von Meißen und seiner Gemahlin Uta von Ballenstedt im Dom zu Naumburg a. S. (13. Jahrhundert).

Nach einer Photographie von E. von Flottwell und einem Lichtdruck von Kühl u. Co., Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Pflege, die sich zum Teil wieder aus dem entwickelten gelehrten Leben und der dadurch hervorgerufenen Handschriftenproduktion erklärt. Den Höhepunkt erreicht dieser Kunstzweig der Handschriftenillustration erst im 14. Jahrhundert, doch sind die Pariser enlumineurs schon seit dem 13. Jahrhundert berühmt. Dante spricht im „Purgatorio" bei Erwähnung des Miniaturmalers Oderisi von dem „Illuminieren, wie sie die Kunst benennen in Paris". Es wurde auch Mode, mit solchen reich ausgestatteten Handschriften zu glänzen, und gerade die französischen Großen haben namentlich später zahlreiche wundervolle Handschriften anfertigen lassen. Die Vorliebe für das Prächtige, Dekorative ist auch hier wieder das Motiv. In Deutschland zeigen manche Handschriften französischen Einfluß in der Technik, so die Manessische Liedersammlung und noch mehr der „Wilhelm von Oreuse" in Kassel. Allmählich verfiel die Buchmalerei.

Gerade weil nun die romanische Baukunst in Deutschland zu hoher nationaler Ausbildung gelangt war, vollzog sich die Aufnahme der Gotik nur langsam: sie entwickelte sich nicht organisch aus jener, sondern es fand, nachdem man anfänglich gotische Elemente mit den romanischen Bauten zu verbinden gesucht hatte, ein Bruch mit der Vergangenheit statt. An sich hätte die blühende deutsche Baukunst wohl einen eigenen neuen Stil schaffen können, aber Frankreich kam ihr zuvor, und sein kulturelles Übergewicht entschied den Sieg. Die Übernahme vollzog sich auch nicht einheitlich, sondern, entsprechend den verschiedenen Schulen in Frankreich, in verschiedener Weise und auf verschiedenem Wege. Darüber haben die Kunstgeschichten zu berichten. Im übrigen ist nach Dehios Meinung die Übertragung der Gotik, zunächst einzelner Motive, dann stärkerer Elemente, zumal die sporadische, sprunghafte Art der Übertragung, in erster Linie durch die Wanderungen einzelner deutscher Bauleute zu erklären, da ganze Schulen nicht entstanden. Dehio nimmt eine namentlich für das damals baueifrige Mitteldeutschland bedeutungsvolle Vermittelung durch in Frankreich gebildete Wandermeister als Führer größerer, gleichfalls in Frankreich ausgebildeter Arbeitertrupps für die Zeit etwa von 1150 bis 1250 an. Zur Verbreitung der Gotik haben auch besonders die Zisterzienser beigetragen. Auf die verschiedenen Stufen der Übernahme der Gotik, die sich bei vielen, lange im Bau gewesenen Kirchen sämtlich wahrnehmen lassen, auf die Übergangszeit mit ihrem noch deutschen Grundcharakter unter bloßer Aufnahme von Einzelheiten, auf die Frühgotik und Hochgotik mit ihren Denkmälern sei hier nicht eingegangen.

Im letzten Drittel des 13. Jahrhunderts ist auch im deutschen Norden und Osten der gotische Stil durchgedrungen, wobei aber das Material, der Backstein, eine gewisse Bindung des Stils, namentlich eine Minderung der Dekoration, zur Folge hatte. Gleichzeitig macht sich die Baukunst von der bisherigen Abhängigkeit frei und beginnt die Gotik national zu behandeln, entsprechend dem allmählichen Sinken des französischen Einflusses wie dem immer schärferen Hervortreten deutsch-volkstümlicher, bald vorwiegend bürgerlicher Kultur. Die überreiche, glänzende Art der französischen Kathedralen findet im deutschen Bürgertum keinen rechten Anklang, wie denn dessen Reichtum nicht überschätzt werden darf; auch wetteifert dieser Stand nur wenig mit dem monumentalen Streben einzelner großer geistlicher und fürstlicher Bauherren. Die aristokratische Zeit der deutschen Kultur neigt sich ihrem Ende zu. Aber die Baulust selbst war noch sehr stark. Trotz des mehr nüchternen und herben Geistes, den diese seit 1300 überwiegenden städtischen Bauten namentlich unter dem Einfluß der demokratisch und städtisch gerichteten Bettelorden mit ihren überall entstehenden einfachen, wenig formschönen Kirchen aufweisen, zeigt sich doch ein ausgesprochenes Streben in die Höhe und Weite. Ragende, freilich oft verhältnismäßig zu hohe Einzeltürme, die die Freude am Stadtbild

Digitized by Google

vermehrten, und die Hallenkirche mit ihren gleichhohen Schiffen wurden charakteristisch. Gerade die Volkstümlichkeit des Stils verbürgte dauerndes Leben desselben, der deutsche landschaftliche Geist äußerte sich zugleich in der mannigfaltigen Ausbildung von Sonderstilen. Insbesondere wird nun jener Backsteinbau der norddeutschen Kolonialande wichtig, der trotz notgedrungenen Verzichtes auf manche Schönheiten doch ein mächtiges Zeugnis für den in die Weite gerichteten Blick, den monumentalen Drang der Norddeutschen und ihren strengen, das Überflüssige vermeidenden Sinn wurde. Bei dem Backsteinbau ergab sich auch eine eigenartige Technik. Gerade die Ebene läßt ferner das Ragende und Massige dieser Kirchen mit ihren, dem Seefahrer etwa schon von fernher sichtbaren Türmen besonders wirken. Von weltlichen Bauten aber sah der Osten die glänzende Marienburg erstehen. Im ganzen läßt sich sonst im 14. Jahrhundert von einer Blüte der Baukunst nicht sprechen. Eine schematische, handwerksmäßige Art herrscht vor, bis dann im 15. Jahrhundert eine Aufwärtsentwickelung einsetzt.

Wichtig muß uns vor allem die kulturgeschichtliche Betrachtung der Gotik sein. Wieder tritt uns hier das Verhältnis zum Laientum als entscheidend entgegen. Was zur Gotik drängte, waren zunächst rein technische Motive. In den Einzelheiten ist die Gotik gar nicht neu, das Neue ist die organische, einheitliche Zusammenfassung gewisser, bereits eingedrungener Elemente. Es handelte sich vor allem um das schon in vorgotischer Zeit ergriffene Problem, den Gewölbebau, das Kreuzgewölbe besser zu sichern, auszubilden und leichter zu gestalten, weil die Entwickelung der Städte zu größeren Kirchen drängte. Entscheidend sind neben dem Spitzbogen die Kreuzrippen, die eine Umgestaltung der Bogen und Pfeiler und ein durchgebildetes Strebesystem herbeiführten. Die Wände werden vom Tragen entlastet und füllen nur den Raum zwischen den Pfeilern, ihre einst weiten Flächen sind von hohen Fenstern durchbrochen (vgl. S. 370), alles wird gegliedert, aufgelöst, leichter. Die Proportionen ändern sich, die Pfeiler, die durch ihre Gliederung das Massige ohnehin verlieren, werden zugleich schlanker und wachsen in die Höhe. Alles Lastende ist mit der vollkommenen Lösung des Gewölbeproblems hinweggenommen. Dazu kommt eine stärkere Wirkung auf die Sinne, der schon erwähnte Stimmungsgehalt durch die Erfüllung des Inneren mit einem mystischen Farbenschimmer infolge der Wirkung der bemalten hohen Glasfenster und die Steigerung des dekorativen Elementes. Im ganzen ergab sich, namentlich auch durch das dekorative Beiwerk, eine Erhöhung der Anforderungen an die Technik.

Dehio hat nun sehr ansprechend ausgeführt, daß die romanische Kunst mehr naturalwirtschaftlichen, die gotische mehr geldwirtschaftlichen Charakter trägt, daß die Gotik das Material, dessen Herbeischaffung damals schwierig war, reduzierte, aber der Arbeit größeren Wert verlieh, daß an Stelle der billigen grundherrlichen Arbeitskräfte mehr und mehr fachmännische Bauhandwerker traten, zuerst bei den Zisterziensern, die in den Kolonialgebieten Laienorganisationen im Dienste des Ordens verwendeten, daß sich inzwischen die städtischen Baugewerbe entwickelten, daß jetzt auch Laienmeister, zunächst in Frankreich, dann ebenso in Deutschland vorkamen, daß der überraschend auftretende Baueifer zu großen Kirchen drängte, deren Bau ganze Arbeitermassen erforderte, daß dann naturgemäß ein langsameres Tempo eingeschlagen, damit aber eine ständige, wenn auch weniger zahlreiche Bauarbeiterschaft notwendig wurde. Schon für die spätromanischen Bauten ist eine größere Beteiligung technisch ausgebildeter Laien anzunehmen, je mehr jene Frage des Gewölbebaues in den Vordergrund trat. Jetzt entstand überall ein Bauamt, eine Kommission der geistlichen Bauherren,

Digitized by Google

die aber gelegentlich auch Laien zu Mitgliedern hatte, die das Programm entwarf, namentlich aber für Herbeischaffung der materiellen Mittel durch Ablässe wie durch immer erneute Anspornung des Schenkungseifers sorgte. Weiter organisierte sich seit dem 13. Jahrhundert die eigentliche Arbeitstruppe, die Bauhütte, die, im wesentlichen eine Zunft der Bauhandwerker nach Art der anderen Zünfte, ihren Namen von dem Lokal her erhielt und eine Reihe technischer Innungsgeheimnisse und Zeichen hatte, in die man grundlos einen mystischen Charakter hineingelegt hat. Es waren also Laienkräfte in großem Umfang, die die Gotik heranzog: sie ist aber nicht aus dem Laientum herausgewachsen. Die geistlichen Faktoren blieben die maßgebenden. Der Gotik liegt auch nichts ferner als eine der Weltlichkeit zugeneigte Grundauffassung. Im Gegenteil bedeutet sie die höchste Verkörperung einer auf das Überirdische gerichteten Weltanschauung und ist das glänzendste Zeugnis für den kirchlichen Sinn der Zeit. Sie gleicht der Scholastik, deren kunstvolles Wissensgebäude trotz mancher Ansätze zu freierer Richtung in der Wissenschaft von Gott gipfelte.

Überhaupt lassen sich Gotik und Scholastik miteinander vergleichen. Jener Ausdruck Wissensgebäude deutet auf das künstlich-konstruktive Wesen der Scholastik: sie hat in ihrer dialektischen Methode ein Mittel gewonnen, durch das sie über den widerstrebenden Verstand zur größeren Ehre Gottes ebenso Herr wird, wie das gotische System das Starre gleich einem weichen Gebilde behandelt, den ungefügen Stein in leichteste, gar nicht in seiner Natur liegende Formen bringt. Wenn man ferner den scholastischen Aufbau auch künstlerisch nennen kann, da er die auseinanderstrebenden Gedanken in ein feingegliedertes System von logischen Denkvorgängen zwingt, so steckt in der Gotik wieder ein durchaus verstandesmäßiges Element. „Steinerne Scholastik" hat man die Gotik genannt. Weiter ergeben sich nun aber auch Beziehungen beider Erscheinungen zur höfischen Kultur; von unmittelbaren Beeinflussungen ist dabei nicht die Rede. Dem Disputiersport der Scholastik huldigten z. B. auch die (romanischen) Minnehöfe (vgl. S. 333), soweit diese überhaupt in bescheidenen Grenzen wirklich existiert haben. Wichtiger ist die Wesensähnlichkeit der Erscheinungen. Die äußere Formvollendung ist in der höfischen Kultur ebenso Hauptsache wie in der Scholastik und Gotik. Das Ungefüge, Elementare ist bei allen dreien zum Feinen abgetönt und durch ein System des Gesetzmäßigen bezwungen. Zugleich führt aber jener feinere Zug zu immer größerer Wertschätzung der Dekoration. Namentlich in den späteren Zeiten der Scholastik, wo die Spielerei, das spekulative Beiwerk zum Wesentlichen wird, wo es immer mehr auf die äußere dialektische Glanzleistung ankommt, und in der späteren Zeit der Gotik, wo das organische vor dem dekorativen Element immer mehr zurückweicht, die Überladung mit Ornamenten immer stärker, das Ornament selbst immer feiner durchgebildet und exzentrischer wird, tritt dieses Moment ebenso hervor wie durchweg im höfischen Leben. Aber überhaupt darf das Zierwerk, die Dekoration von Anfang an als ein Grundzug aller drei Erscheinungen angesehen werden, und gerade darin prägt sich der französische Charakter aus, genau wie später im Rokoko. Jener verstandesmäßige Zug ferner ist auch dem ritterlichen Geiste teilweise eigen. Das laiische Element endlich, das in der höfischen Kultur stark hervortritt, fehlt der Gotik wie der Scholastik wenigstens nicht ganz; es wird anderseits auch im Rittertum wieder auf ein mystisch-christliches Ziel gelenkt. Bei allen drei Erscheinungen stehen jedenfalls Kirche und Welt nicht mehr in schroffem Gegensatz.

Trotz ihrer Ausbildung vor allem in Frankreich ist nun das Charakteristische für sie alle doch die Internationalität, die, wie wir (S. 202) sahen, überhaupt für die Kultur des

Digitized by Google

Mittelalters charakteristisch war, aber nun gerade wieder durch das überall gleichmäßig wirkende französische Übergewicht noch verstärkt wurde. Höfische Kultur, Scholastik und Gotik entsprangen dem Aufschwung, den seit der Mitte des 12. Jahrhunderts das Kulturleben des romanisch-germanischen Völkerkreises im Abendlande nahm. Jener Zug zur Dekoration äußerte sich überhaupt schon früh, so in der Lebenshaltung (vgl. S. 179), auf dem Gebiete der Kunst bereits in der vollendeten romanischen Baukunst wie in den Fortschritten der Malerei, der Plastik, des Kunsthandwerkes. Gleichzeitig zeigte sich eine feinere Ausbildung des Formensinnes, überhaupt eine liebevolle Behandlung des Einzelnen. Derselbe Zug trat im gesellschaftlichen und geistigen Leben hervor. Die ganze neue Entwickelung aber vollzog sich noch wie in einer großen Familie, sie war überall getragen von den gleichen großen Kräften, dem im Vordergrunde stehenden Rittertum, dem höher gebildeten Klerus und dem wirtschaftlich bereits die Gesamtheit beeinflussenden Städtertum — auch das städtische Wesen zeigt stark internationale Züge, schon durch den Einfluß des internationalen Handels. Die nationalen und landschaftlichen Sonderentwickelungen (vgl. S. 303, 307) sind, wenigstens was höhere Bildung, höheres Leben anlangt, in dieser germanisch-romanischen Kulturgemeinschaft noch immer nicht ausschlaggebend. Die gemeinsame Grundlage boten die überall gleiche Schulung durch die übernommene römische Kultur, die Herrschaft der lateinischen Sprache, die immer noch lebendige Idee des allumfassenden römischen Reiches wie endlich die Einheit des christlichen Glaubens. Alle einte dasselbe höher gerichtete religiöse Streben. Dazu kamen gewisse Bande der Verwandtschaft dieser Völker: der Adel war in den romanischen Ländern zum Teil Abkömmling der germanischen Eroberer. Die Folgen der einstigen Zusammenfassung in einer großen Universalmonarchie äußern sich, wie schon früher (S. 202) betont, auch in der überall ähnlichen sozialen Entwickelung, jetzt namentlich in der Ausbildung des Rittertums. Universal, kosmopolitisch war ebenso die abendländische Bewegung der Scholastik: den Führern aus romanischem Blut reihten sich bald andere aus englischem und deutschem an. Universal war der gotische Stil: er war vor allem der Stil der nun immer kräftiger sich entwickelnden Stadt und zugleich das Erzeugnis einer Kunst, die von den Maßen der Antike sich abwandte und neuen „barbarischen" Formen zustrebte.

Im ganzen hat sich ein mächtiger Kulturwandel auf allen Gebieten vollzogen, eine glänzende Aufwärtsentwickelung, vor allem in Frankreich, aber auch in Deutschland. Das 13. Jahrhundert (vgl. S. 296), freilich auch schon das ausgehende 12. Jahrhundert, ist es, das diese Wendung am deutlichsten zeigt, und in dem die neue Kultur ihren glänzendsten Ausdruck gewinnt. Seitdem beginnt überhaupt ein schnelleres Tempo der Entwickelung. Wir beobachteten schon (S. 306 f.) die Anfänge eines Gegensatzes zu der rein kirchlichen Kultur, die für das Mittelalter das eigentliche Charakteristikum ist, wir sahen, wie sich die Laiisierung der höheren Kultur allmählich vorbereitet. Zugleich fangen die Nationen an, sich schärfer zu scheiden (vgl. S. 303, 307). In Deutschland setzte zwar nach der Mitte des 13. Jahrhunderts ein beklagenswerter politischer Niedergang ein, und Deutschland verlor die erste Stelle unter den abendländischen Völkern, die es vor allem durch seine Kriegstüchtigkeit behauptet hatte. Aber vorher ging die glänzende Zeit der Hohenstaufen, die freilich schon in das 12. Jahrhundert (vgl. S. 311) zurückreicht. Und anderseits wurde in Deutschland zu dem zukunftsreichen Fürstenstaat der Grund gelegt (vgl. S. 309). Auf künstlerischem Gebiet kam es im 13. Jahrhundert in Baukunst und Plastik wie in der poetischen Produktion zu einer Blütezeit: kaum jemals hat eine andere Zeit wieder einen solchen Schönheits- und Formensinn

Digitized by Google

gezeigt, und dieser ästhetische Charakter prägte sich, wie wir (S. 334 ff.) sahen, auch in der neuen gesellschaftlichen Kultur aus. So mannigfache und starke Kultureinflüsse in diesem internationalen Zeitalter auf Deutschland wirkten, der Deutsche wußte sie doch zu bewältigen und selbst schöpferisch der Schönheit zu dienen. Und neben der neuen weltlichen Laienkultur bereitete sich schon ein tieferes, seelischeres religiöses Leben vor (vgl. S. 419). Weiter aber entwickelte sich im 13. Jahrhundert das geistige Leben zu jener von der Scholastik repräsentierten Höhe. Es ist das Jahrhundert des Albertus Magnus und des Thomas von Aquino. Auf wirtschaftlichem Gebiete machte sich im 13. Jahrhundert die Geldwirtschaft bereits stärker geltend, und die Städte begannen eine größere Rolle zu spielen, noch geführt von ihrer aristokratischen Schicht (vgl. S. 292). Aber der Grund zu der späteren Kulturherrschaft des Bürgertums war gelegt. Auch der Bauer gedieh und reckte sich (vgl. S. 391 ff.). Weiter sieht gerade das 13. Jahrhundert jene bereits vorher einsetzende wirtschaftliche und nationale Gesamtbewegung der Kolonisation des Ostens, von der wir noch (S. 385 ff.) näher hören werden, sich besonders kräftig entwickeln.

Jene drei Erscheinungen der höfischen Kultur, der Scholastik und der Gotik, die den Hauptgegenstand dieses Kapitels bildeten, sind nun freilich in Deutschland innerhalb der eben charakterisierten Periode und trotz ihrer skizzierten Ähnlichkeiten chronologisch nicht völlig gleichzusetzen. Die Blütezeit der höfischen, ritterlichen Kultur entspricht dem glänzend entwickelten spätromanischen Stil, der mit seiner bereits reicheren, aber nicht übertriebenen Dekoration, mit seiner Würde und seinem Glanz den aristokratischen Geist in feinerer ästhetischer Durchbildung repräsentiert. Die in Deutschland, wie gesagt, nur langsam eindringende Gotik weist kaum noch auf die aristokratische Epoche zurück, sie wird, zumal in ihrer mittelmäßigen Gestaltung im 14. Jahrhundert, der Baustil des Bürgertums, der Bettelorden, einer demokratischer werdenden Zeit.

Digitized by Google

VII. Das Hervortreten des Volkstums und die Herausbildung einer volkstümlichen Kultur des Lebensgenusses.

Höfisches Rittertum, Gotik und Scholastik waren trotz der betonten nationalen Züge international wie die mittelalterliche Kirche, wie die mittelalterliche Kultur überhaupt, und doch tritt in derselben Periode, die durch jene Erscheinungen kulturell besonders charakterisiert wird, das deutsche Volk als solches mit eigenen Kulturtaten hervor. Diese Zeit sieht ja überall die erste Emanzipation von der gemeinsamen lateinischen Bildung, die kräftigere Scheidung der nationalen Charaktere, die Ausgestaltung der eigenartigen Anlagen der verschiedenen Völker. Nach der Zeit glänzender Kaisermacht, politischer Vorherrschaft in Europa kam für Deutschland, wie schon (S. 374) betont, eine Periode politischen Niederganges, nach dem Falle der Staufer anscheinend nur Auflösung und Zerstörung, und doch war es zugleich eine Zeit kräftigster Äußerungen des Volkstums, volkstümlichen Gedeihens. Mit Unwillen spricht der politische Historiker von dem traurigen Wendepunkt unserer Geschichte, für ihn ist in der Schwächung des Kaisertums durch das Papsttum aller Grund künftigen Jammers ausgedrückt. Er kann auch mit Recht beklagen, daß noch immer nicht ein auf einen nationalen Staat gerichtetes Nationalbewußtsein entsteht. Der Kulturhistoriker muß für dieselbe Zeit das kräftige Weben und Gestalten des Volksgeistes betonen. Gewiß, die große zentrale Gewalt litt außerordentlich. Der Kaiser, „die Säule", wie ihn die österreichische Reimchronik nennt, „welche die Ehre der Christenheit auf sich trägt", der Hort der Gerechtigkeit, der Hüter des Friedens, der Schützer der Schwachen, war ein einflußloser Faktor geworden. Zur Erfüllung seiner Aufgaben fehlten ihm die finanziellen Mittel wie die militärische Macht, mit der er seinen Willen durchsetzen konnte. In seinem Schutze sollte die Kirche gedeihen, und diese Kirche triumphierte über ihn. Der Tiefstand dieser Entwickelung war das Interregnum, die oft berufene „kaiserlose, schreckliche Zeit". Eine der Hauptquellen der königlichen Macht, das Reichsgut, trotz so vieler früherer Minderungen in der Stauferzeit noch immer erheblich, wurde in diesen Jahren, noch mehr als in ähnlich verwirrten Zeiten sonst, wie etwa in denen Heinrichs IV., von den Herren wie von Wölfen angegriffen. Nach der Kolmarer Chronik „riß jeder der Herren von Reichsgütern an sich, was er kriegen konnte". Aber auch das Ende des Interregnums bedeutete nicht den Sieg des Kaisertums, sondern den der territorialen Fürsten. Diese waren in Deutschland die Herren. Freilich ging ihre Macht bald nach dem Aufschwung im 13. Jahrhundert (vgl. S. 309) wieder zurück. Sie hatten sich nunmehr der emporstrebenden Stände zu erwehren. Die Städte vor allem entwickelten sich kräftig. Überhaupt fühlten und regten sich die kleinen Gewalten, es bildeten sich die Grundlagen eines politischen Sonderdaseins ohne nationalen Geist, es erwuchs die Verfassung, in der das deutsche Leben bis ins 18. Jahrhundert hinein sich bewegte. Aber steckt nicht in diesen neuen

Digitized by Google

Gestaltungen und Bildungen frisches Leben, in dem Egoismus auch Gesundheit? Zeigt sich nicht schon hierin wirkliche Volkskraft, die gegen einengende Mächte sich wehrt?

Zunächst freilich überwiegt der äußere Eindruck des Chaotischen. Die Stände betonten nur den Gegensatz zueinander, gerade umgekehrt wie in England und Frankreich, wo sie sich jetzt näher kamen; das Lehnssystem, der Feudalstaat, zeigte nun, wo die oberste Gewalt zerfallen war, alle seine Schwächen. Die Ausübung der wichtigsten staatlichen Funktionen durch zahlreiche Teilkräfte ergab die Ausschaltung einer ausgleichenden zentralen Macht: wie man kein Reichsheer mehr zusammenbringen konnte, so zerfiel die Rechtspflege, starb der Landfriede. Der schon für das 12. Jahrhundert (vgl. S. 294 f.) geschilderte nackte Egoismus der Einzelnen wie der sozialen Gruppen steigerte sich noch. Die Fürsten gingen voran; der gepriesene Landgraf von Thüringen wechselte die Partei fortwährend, zum Teil geradezu durch Geld gewonnen. Überhaupt gaben in dem Thronstreit zwischen Philipp und Otto die Fürsten ein abstoßendes Bild der Treulosigkeit. „Da hin, da her ward nie so wert in deutschen Landen", sang Walter von der Vogelweide. Jeder kannte nur seine Interessen, verfocht sie mit gewaffneter Hand, auch gegen Recht und Sitte, und suchte sich für Übergriffe der Höheren an anderen schadlos zu halten. Die alte Unbändigkeit und Wildheit (vgl. S. 186 f.) war auch noch immer nicht gewichen. Ein Engländer, der mit König Richard nach Deutschland kam, spricht von der wahnwitzigen Leidenschaftlichkeit der Deutschen (furiosa Teutonicorum insania).

Gegenüber dem Versagen der öffentlichen Ordnung außerhalb einzelner kräftigerer Territorien war von nun an bis ins 16. Jahrhundert hinein das lange von Staat und Kirche bekämpfte Recht der Selbsthilfe, das Faustrecht, völlig in Geltung. In dieser Erscheinung, die nunmehr in der Form der Fehde eine förmliche Ausbildung und Regelung im einzelnen erfuhr, steckte das altgermanische Rechtsuchen auf eigene Faust, eine feststehende Rechtsanschauung. Bei dem Adel hatte sich diese Fehdelust schon im 11. und 12. Jahrhundert gezeigt: der Gottesfriede (vgl. S. 260) sollte das Mittel sein, sie einigermaßen einzudämmen. Ebenso suchte alsbald auch die weltliche Obrigkeit durch Landfrieden dem Unwesen zu steuern. Aber schon Kaiser Friedrich I. scheiterte mit seinen Friedensbestrebungen (1152, 1158, 1186). Zu Anfang des 13. Jahrhunderts wucherten überhaupt die Gewalttaten wieder üppig. Eine Stelle aus Burchards Ursperger Chronik lautet, man könne nicht von einem Dorf zum anderen gehen, ohne tribuliert zu werden. Zorns Wormser Chronik gibt nach einer alten Quelle folgendes Urteil ab: „Damals stund's in Deutschland und fürnehmlich am Rhein also, daß, wer der stärkste war, der schob den andern in den Sack, wie er konnt und mochte." Solche Zustände zu beseitigen, würden immer wieder Anläufe gemacht. Friedetage schreibt auch der „Sachsenspiegel" vor; 1235 auf dem Mainzer Reichstage, auf dem der Kaiser Friedrich II. noch einmal als glänzende Spitze des Lehnsstaates erschien, wurde ein großer Landfriede beschlossen, der vor allem die wilde Fehde durch Gegenüberstellung einer berechtigten zurückdrängen sollte; der letzteren ging zunächst die gerichtliche Klage voraus. Aber viel wurde damit nicht erreicht. Die Zeiten der Kaiserlosigkeit haben dann erst recht das alte Unwesen gefördert. So sehr nachher Rudolf von Habsburg durch die Niederlegung der Raubburgen, durch die Festsetzung eines neuen Landfriedens von 1274 wie durch seine Bemühungen um ganze Friedensbünde für den allgemeinen Frieden arbeitete, durchzusetzen hat er ihn doch nicht vermocht, und die Fürsten haben sein Streben kaum anerkannt. Anderseits wirkte gerade jene Idee der berechtigten Fehde keineswegs friedefördernd. Das Fehderecht bildete sich mehr und mehr als

Digitized by Google

Gewohnheitsrecht aus, das, wenn es sich an bestimmte Formen und Regeln hielt, niemandem mehr anstößig schien. Im Laufe des 14. Jahrhunderts und fernerhin griff das Fehdewesen immer weiter um sich. Fehden der Fürsten, Ritter und Städte gegeneinander wechselten in allen Formen ab, und lange zog sich dann das verderbliche Übel hin, das oft aus geringfügiger Ursache entstanden war: selbst Dörfer kamen zu Fehden, und schließlich sagten auch der kleine Mann, der geschädigte Händler, die beraubte Witwe ihren Peinigern Fehde an, und wenn sie Hilfe fanden, konnte wirklich daraus etwas entstehen. Manche Fehdeansagen späterer Zeit, wie die von Schuhmachergesellen an einige Professoren in Leipzig, waren freilich lächerlich. In echt deutscher Weise wurden jene Formen und Regeln der Fehde in Ansage und Verlauf immer feiner ausgebildet; Altes und Junges mischte sich dabei durcheinander.

Sehr früh ist das Motiv für die Fehde nicht selten die einfache Raubluſt gewesen. Durch Gefangene wurde Lösegeld erpreßt, der Krieg war ein Erwerbsmittel, ein Geschäft. Aber selbst in den höfischen Zeiten band sich diese verbreitete Untugend nicht einmal an die Form der Fehde, sondern man raubte, wo und wie es einem gefiel (vgl. S. 353). Reisende Kaufleute und fette Klöster wurden immer mehr die Hauptopfer. In verkehrsreicheren und fruchtbaren Gegenden wurde der Raub ein einträgliches Gewerbe, die die Straße sperrenden Burgen wurden zu Räuberhöhlen. „Die Reuter und Edelleute", berichtet Zorns Wormser Chronik vom Rhein, „nährten sich aus dem Stegreif, mordeten, wen sie konnten, verlegten und versperrten die Päß und Straßen und stellten denen, so ihres Gewerbes halber über Land ziehen mußten, wunderbarlich nach." Am schlimmsten wurde dieser Zustand eben zur Zeit des Interregnums, in den Klagen Bertolds von Regensburg spiegelt er sich wider, Meister Rumelant schildert ihn abschreckend. Die Begleiterscheinung der Raubsucht, auf die auch Rumelant anspielt, die Bertold zornig beklagt, und für die er Kaiser und Fürsten verantwortlich macht, nämlich die Rechtsunsicherheit, ferner die Bestechlichkeit und Ungerechtigkeit der Richter vermehrten noch das Unerträgliche der Zustände, ebenso wie der Schutz, den die Großen den ihnen für Kriegszwecke unentbehrlichen ritterlichen Räubern angedeihen ließen.

Aber keineswegs ist nun durch diese üblen Verhältnisse das deutsche Volk in seiner Kraft gebrochen worden. Schon eine Erscheinung des politischen Lebens kann das zeigen. Das Volk war stark genug, in dem Prinzip der Einung das beste Mittel der Selbsthilfe zu finden. Am kraftvollsten machte sich sein zukunftsreichster Teil in den Städtebünden geltend, die auch nach dem Scheitern des großen Bundes von 1254, dem nicht nur Städte angehörten, immer von neuem Friede und Recht zu sichern suchten. Neben den Städtebünden, auf die wir noch (S. 400) zurückkommen, sind die Bündnisse unter den Territorialherren, an denen jedoch auch wieder Städte beteiligt waren, Mittel gewesen, den Landfrieden durchzusetzen, bildeten aber überhaupt ein einigermaßen kräftiges Gegengewicht gegen die Auflösung und führten eine gewisse wirtschaftliche Organisation herbei. Solchen Zusammenschluß erstrebten sogar die Hauptruhestörer selbst, die Ritter; freilich erst, als sie den Rückgang ihrer wirtschaftlichen und militärischen Leistungsfähigkeit merkten. Im 14. Jahrhundert, zum Teil aber auch schon früher — wir kennen aus dem 13. Jahrhundert wenigstens einige Namen: die „Wölfe", die „Nebelringen" —, schlossen sie sich in den am meisten zersplitterten Landschaften, in Schwaben und am Rhein, zu zahlreichen Ritterbünden zusammen. So gab es die Wetteraniſche Gesellschaft, den Georgsschild, den Wilhelmsschild, den Löwenbund, die Schlegler, die Gesellen, „die die roden arme hant" (1331),

Digitized by Google

die mit dem Schwert, mit der Krone, die vom Stern, vom Falken usw. Sie hatten zuweilen große Herren an der Spitze, oder es schlossen sich sogar Städte an, anderseits trieben sie aber oft nur Raub im großen und erschienen namentlich den Städten gefährlich. Aber kräftige Selbsthilfe zum Schutz ihrer Rechte war doch auch für sie das leitende Motiv. Und so war es überall. Selbst die Bauernschaften haben sich zuweilen geeint. Es wurde anderseits das Entsetzliche der Zustände nicht immer sehr tief empfunden. Die Sehnsucht nach Recht und Gerechtigkeit, nach einer Macht, die gegenüber den selbstsüchtigen Gelüsten der Zeit das Wohl aller vertrat, war freilich groß: sie spricht sich in der Kaisersage aus. Der Volkswohlstand hat unzweifelhaft starke Schädigung erlitten: mancher Bauer hat, räuberischen Einfällen schutzlos preisgegeben, seinen Acker nicht bestellen können, zumal wenn er alles Viehes beraubt war, oder hat gar seine Scholle verlassen müssen; mancher Kaufmann ist um Hab und Gut gekommen. Aber man war dazumal gegen hartes Geschick etwas abgestumpft und an eine gewisse Unsicherheit des Daseins gewöhnt; es waren ferner die durchaus nicht immer sehr blutigen Fehden doch lokal beschränkt. Der eigentlich niedergehende Volksteil endlich waren nicht die unterdrückten Schichten, sondern die unterdrückende, das Rittertum. Besiegelte die Fehde den schon unaufhaltsamen wirtschaftlichen Ruin Einzelner vollends, machte sie die Ritter zu einer disziplinlosen Schar — die Erkenntnis der Notwendigkeit besseren Zusammenhaltes zeigte sich eben in den Bünden —, so schädigte das Raubwesen das Rittertum trotz materiellen Gewinns moralisch aufs tiefste, machte es der Verspöhnung mit dem neuen städtischen Wesen abhold und nach Friedrich v. Bezolds Ausdruck „zu einem entschieden kulturfeindlichen Element und zur Schande des Reichs“. Dem Ruin des Rittertums steht der wirtschaftliche Aufschwung der unteren Stände, der auch durch die ewigen Kriege und Räubereien nicht aufgehalten wurde, gegenüber. Vor den Übergriffen des Ritters aber duckte sich das Volk nicht: wie kräftig spricht der Trotz aus jenen Fehdeansagen selbst der kleinen Leute; überall, auch bei Steuern und Zinsen, wich man nur dem Zwang. Der sich breit machende Zug zu Exzessen im Genuß wurzelt nicht zum wenigsten in den unteren Schichten.

An sich hatte ja, wie wir (S. 267) sahen, die Herausbildung des Ritterstandes selbst und noch mehr die des Bürger- und des Bauernstandes auch schon eine Hebung der niederen Klassen und zugleich das Durchdringen einer laiischen Kultur bedeutet, aber das Rittertum war eine abgeschlossene Aristokratie geworden, ebenso wie die Führung des Bürgerstandes in den Händen eines hochmütigen Patriziates lag (vgl. S. 292). Alles schien eine unvolkstümliche Entwickelung zu nehmen. Das wurde mit dem Ende des 13. Jahrhunderts anders. Die begonnene Bewegung von unten herauf setzte sich nun in einer gewaltigen demokratischen Strömung fort. Dieses Emporkommen und Sichgeltendmachen der niederen Bevölkerung, doch wohl in seiner Wichtigkeit bisher nicht genügend betont, hatte der jetzt maßgebende Stand, das Rittertum, schon gesellschaftlich wie beruflich empfunden und abzuwehren gesucht. Er fühlte sich unangenehm berührt von dem volkstümlichen Treiben der Bauern. Und doch drang dieses sogar in seine Schichten ein (vgl. S. 352 f.). Überhaupt ist das Schwinden seiner gesellschaftlichen Kultur nicht zuletzt einem Wiederaufleben volkstümlichen Geistes in den eigenen Reihen gegenüber der romanischen Feinheit zuzuschreiben. In militärischer Beziehung suchte er — und es gelang ihm zeitweise — das plebejische Fußvolk zu unterdrücken. Aber er mußte schließlich erleben, daß sein gepriesenes Reiterheer 1315 unter Herzog Leopold bei Morgarten von den Bauern von Schwyz und Uri total geschlagen wurde, daß es 1319 dem Überfall der Dithmarscher Bauernhaufen unterlag, ebenso wie es 1316 im

Digitized by Google

Hainholz bei Stralsund den Städtern nicht widerstehen konnte. Bald war das Fußvolk, das freilich noch lange mißachtet war, in unaufhaltsamem Vordringen (siehe die untenstehende Abbildung) — von dieser Erscheinung wird noch ausführlich im zweiten Bande zu sprechen sein. Und mit diesem Erstarken der unteren Stände geht nun ein ungeheurer Aufschwung des Volkstums an sich einher, wie er sich schon seit längerer Zeit vor allem in der Kolonisation des deutschen Ostens und weiter in dem Aufkommen der deutschen Schriftsprache, das zunächst aber noch mit dem Emporkommen des ritterlichen Adels zusammenhing, äußerte. Zugleich steigert sich die Geltung volkstümlicher Art und volkstümlicher Lebensauffassung.

Die neue und die alte Kampfweise. Aus „Der beschlossene gart der Rosenkrantz Marie", Nürnberg 1505, Exemplar der Universitätsbibliothek zu Leipzig.

Mit dem Ende des 13. Jahrhunderts beginnt so eine in erster Linie volkstümliche Epoche des Mittelalters. Wie sich jetzt die Nationalitäten in der europäischen Völkergesellschaft überhaupt schärfer voneinander abheben, wie die kulturelle Internationalität langsam vor englischer und französischer, vor deutscher und italienischer Volkskultur schwindet, so zeigt sich die nationale Eigenart auch im inneren Leben. Und obgleich sich in Deutschland nicht wie in Spanien und Frankreich die nationale Macht politisch fest konsolidierte, obgleich man ferner von einem wirklichen Nationalgefühl und von allgemeinem Nationalbewußtsein nicht reden kann, begann ein Zeitalter höherer nationaler Kultur, zukunftsreicher Leistungen des Gesamtvolkes. Dieses Volk war nun freilich damals, wie schon seit langem, nicht mehr von derselben Art wie zu altgermanischer Zeit: unmöglich konnte die bewegte Entwickelung der letzten Jahrhunderte, unmöglich die Aufnahme fremder, z. B. romanischer, Elemente spurlos am Volksschlage vorübergegangen sein; wir kommen darauf im zweiten Bande zurück. In unserer Periode wird vor allem wichtig, daß im Osten seit Beginn der deutschen Kolonisation eine immer stärkere Mischung mit Slawen stattfand. Die Slawen wurden allerdings zu einem großen Teil völlig vernichtet, namentlich in der Mark geradezu ausgerottet, zu einem anderen Teil aber sicher von der herrschenden neuen deutschen Bevölkerung aufgesogen, obgleich diese verächtlich auf die Slawen herabsah (vgl. S. 312), nicht mit ihnen zusammenwohnen wollte, sie das

Digitized by Google

deutsche Recht nicht genießen ließ und sie im allgemeinen als dienende Klasse behandelte. Es erklärt sich daraus entschieden auch das herrische Auftreten der oberen Klassen im Nordosten. Aber die unteren Klassen hatten sich eben mehr und mehr mit den Slawen gemischt, und ihrerseits ist ein Aufsteigen in die oberen Schichten doch möglich gewesen. Viel stärker mischten sich beide Völker aber in Ländern, in denen, wie in Schlesien, die slawischen Fürsten selbst die deutschen Ansiedler herbeigezogen hatten. Dort herrschte ein durchaus friedliches Verhältnis. Sehr hübsch hat Gustav Freytag für den schlesischen Volkscharakter die Verbindung slawischer und deutscher Art gezeichnet. Überhaupt kann der Gegensatz nicht allzu scharf gewesen sein, sonst hätte im 13. Jahrhundert der Bischof Bogusal nicht behaupten können, daß die Intimität zwischen Deutschen und Slawen alle Völkerfreundschaften der Welt übertreffe, eine Behauptung, der freilich viele andere Äußerungen über Rassenhaß, z. B. zwischen Slawen und Friesen (bei Helmold), gegenüberstehen. Aber abgesehen von der zum Teil wieder ganz geringen Mischung mit Slawen war nun auch der Schlag der Kolonialdeutschen an sich, die sich doch aus allen Stämmen Deutschlands zusammensetzten, ein Neuprodukt, freilich verschiedener Art. Ist der stärker slawisierte Schlesier heiter und wortreich, unkritisch und sorglos, so zeigt insbesondere der reiner deutsch gebliebene Märker den echten harten, energischen, selbstvertrauenden und kritischen, nüchtern-praktisch angelegten Kolonialtypus.

Der Zug nach Osten hat ferner eine gewisse Verschiebung des kulturellen Schwerpunkts nach Osten gebracht, von der wir im zweiten Bande im Zusammenhang sprechen werden. Immerhin bewahrte der Westen ein durch das Alter seiner Kultur erklärliches Übergewicht. Man kann z. B. im allgemeinen von einem wirtschaftlich günstigen Zustand Deutschlands im 13. Jahrhundert sprechen. Aber die Höhe der wirtschaftlichen Entwickelung ist doch territorial sehr verschieden. Ein Maßstab dafür könnte sein, wie weit die Landwirtschaft imstande war, die damals so häufigen Hungersnöte fernzuhalten. Da findet sich nun ein auffälliger Unterschied zwischen den einzelnen Landschaften im 13. Jahrhundert. Je weiter nach Osten, insbesondere nach Südosten, um so größer ist die Zahl der Hungersnöte. Das alte nordwestliche und mittelrheinische Kulturland war vor ihnen am sichersten.

Eine ähnliche Beobachtung kann man bei der so wichtigen Mündigwerdung der Volkssprache machen. Wie darin den Deutschen überhaupt die älteren Kulturnationen voraugehen, die Südfranzosen und Spanier im 12. Jahrhundert, die Italiener vielleicht auch schon damals, sicher aber zu Beginn des 13. Jahrhunderts, so sind innerhalb Deutschlands in dieser Entwickelung der Westen wie der Süden dem Osten um Jahrzehnte voraus. Im Westen vom Niederrhein bis zur Schweiz und im Süden in den alten Donauländern kommen deutsche Urkunden bereits vor der Mitte des 13. Jahrhunderts vor, später erst verbreiten sie sich über das übrige Deutschland. Die wenigen viel früheren Ansätze zur Verwendung der deutschen Sprache im geschäftlichen und amtlichen Leben zur Zeit Karls des Großen und nach ihm können hier ebenso wie kleinere niederdeutsche urkundliche Denkmäler des 9. Jahrhunderts außer Betracht bleiben. Freilich war der ganze Vorgang weniger ein Zeichen erstarkenden nationalen Geistes als ein Ergebnis höherer nationaler Kultur, ein Zeugnis für den kulturellen Aufstieg, zu dem das Joch einer fremden Schriftsprache nicht mehr paßte. Der Ausgleich zwischen Volkstum und höherer Kultur ist jetzt so weit gediehen, daß die Volkssprache zur Kultursprache wird.

Es ist eine höher kultivierte Schicht, die der Volkssprache Bahn gebrochen hat, das Rittertum. Das volkstümliche Element, das doch auch in ihm steckte, und die Betonung des

Digitized by Google

Weltlichen gegenüber der lateinischen, geistlich-asketischen Kultur ließen, allerdings in Befolgung des von Frankreich gegebenen Musters, die heimische Sprache auch zur Schriftsprache werden, zunächst um schriftlich die poetischen Erzählungen des Sängers, die volksmäßige Heldensage, die die Spielleute der höfischen Welt vermittelt haben, wie die Lieder des Minnegehrenden festzuhalten. Vor allem hat jedoch der neue Strom der Empfindung zur Emanzipation von dem einengenden Gewand der fremden Sprache geführt. Aber derselbe ritterliche Adel hat dann auch die Verwendung der Muttersprache im schriftlichen Verkehr des praktischen Lebens gefördert. In seinen Urkunden, die von den Traditionen der großen Kanzleien unabhängig waren und von vereinzelten Schreibern herrührten, überdies einfache Formen hatten, kommt schon vor der Mitte des 13. Jahrhunderts und dann immer häufiger, nachdem sich anfangs überhaupt in lateinische Urkunden deutsche Einzelbezeichnungen, sogar ganze deutsche Sätze eingeschlichen hatten, die deutsche Sprache auch für das ganze Stück zur Anwendung, zuerst, wie erwähnt, am Rhein und in Süddeutschland. Ja, eine sehr frühe, ganz vereinzelte Augsburger Schenkungsurkunde etwa aus dem Jahre 1070 hängt ebenfalls mit jenen Kreisen zusammen. Die Mehrzahl dieser adligen Herren verstand eben nicht Lateinisch, wollte aber ihre Angelegenheiten jetzt in einer für sie verständlichen Weise behandelt wissen. Derselbe Grund brachte, ähnlich wie in die noch zu erwähnenden Dienstrechte, in diejenigen politischen Urkunden, die namentlich in die Interessensphäre des niederen Adels fielen, die Sühnen und Schiedssprüche, weiter in die politischen Verträge, Bündnisse usw. immer stärker die deutsche Sprache hinein. Etwas Ähnliches gilt von der Königsurkunde, bei der, wie Bauesa gezeigt hat, „das Auftauchen der deutschen Sprache nur eine notwendige Begleiterscheinung des Einflusses der Privaturkunde ist und auf Rechnung des Anteiles, den die Empfänger an der Herstellung der Königsurkunden nahmen, gesetzt werden muß". Bei den deutsch abgefaßten Königsurkunden überwiegen wieder bezeichnenderweise die Sühnen und Schiedssprüche. Später als der ritterliche Adel, dem auch die größeren Herren allmählich folgten, äußerte seinen Einfluß auf die Schriftsprache der Faktor des Volkes, der jenen an Bedeutung bald übertreffen sollte, das Bürgertum; wenigstens blieb die offizielle städtische Vertretung, die die Tradition der Kanzlei schwer durchbrechen konnte, zurückhaltender. Städtische Urkunden begannen etwa zwei Jahrzehnte später als die des Adels deutsch zu werden, am spätesten die der Hansestädte.

Zur praktischen Anwendung des Deutschen zwangen aber die Interessen der Gesamtheit, die realen Ansprüche des Volkes immer mehr. In demselben Maße, wie die ästhetischen Neigungen der höfischen Gesellschaft zurückgingen, wie die Pflege der Dichtung abnahm und diese selbst stetig verfiel, wurde entsprechend der zunehmenden Wichtigkeit der Prosa des Lebens, der weltlichen Interessen, nicht mehr nur die Poesie, sondern nun auch die schlichte nüchterne Prosa von der deutschen Sprache erobert. Namentlich die Sphäre des Rechtslebens mit ihren Neubildungen ist hier von maßgebender Bedeutung gewesen. Schon die Aufzeichnung von Dienstrechten (Kölu) oder Stadtrechten (Soest, Straßburg, Lübeck) an sich, wenn auch in lateinischer Sprache, wie sie uns im 12. Jahrhundert — ein Bamberger Dienstrecht schon im 11. Jahrhundert — entgegentreten, zeigt die zunehmende Rücksichtnahme auf die Interessen der Laien: diese führt auch zur praktischen Anwendung der deutschen Sprache. In diesem Falle war aber nicht der höherstehende Süden der Ausgangspunkt, sondern Sachsen. Es war vor allem der um 1230 entstandene „Sachsenspiegel" Eikes von Repgowe, der dem Volk in seiner Sprache sein Recht kündete. Freilich war auch er ursprünglich lateinisch

Digitized by Google

abgefaßt und erst auf Bitten des Grafen Hoyer von Falkenstein von Eike selbst zu „allgemeinem Dank" „ins Deutsche gewandt" worden. Bald folgte ein Akt der Reichsgesetzgebung, der Mainzer Landfriede von 1235, der dem Volke nicht nur in lateinischem Text, sondern auch in deutscher Übersetzung zugänglich wurde. Andere ähnliche Gesetze schlossen sich an bis zu dem am stärksten beachteten allgemeinen Landfrieden Rudolfs von Habsburg (1287). Im Jahre 1275 legte auch das Paralleltstück zum „Sachsenspiegel", der „Schwabenspiegel", mit der Anwendung der deutschen Sprache den Grund zu seiner weiten Verbreitung. Am schärfsten ging das durch Friedrich II. neu organisierte oberste Gericht, das Reichshofgericht, vor, das nicht nur seit Rudolf von Habsburg die deutsche Sprache in seinen Urkunden anwandte, sondern auch für das Deutsche bestimmte gleichmäßige Formeln ausbildete. Auch in die Stadtrechte dringt nach der Mitte des 13. Jahrhunderts, im 14. Jahrhundert immer siegreicher, die deutsche Sprache ein. Deutsch mußten vor allem die ländlichen Weistümer der niederen Gerichte sein, die häufiger allerdings erst im 14. und 15. Jahrhundert vorkommen. Jene Dienstrechte, z. B. das Baseler, sind schon in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts fast durchweg deutsch. Drang anderseits im Gegensatz zu den Privaturkunden des Adels in die Urkunden der Städte und großen Herren, die ein ausgebildetes Kanzleiwesen mit feststehenden Regeln hatten, und erst recht in die Urkunden der Bischöfe und der Klöster die deutsche Urkundensprache nur langsam ein, so zeigt gerade die zentrale Instanz die stärkste Hinneigung zu ihr, selbst wenn wir die erwähnte Beeinflussung durch den Empfänger mit Vancsa für alle deutschen Königsurkunden dieser ersten Zeit, z. B. auch für die Bestätigungen, annehmen.

Es scheint uns insbesondere, als ob sich solche Tendenzen stärker in der Person Rudolfs von Habsburg verkörperten. Zunächst hat er, ähnlich dem Adel, seine Privaturkunden (über Käufe usw.) auch als König deutsch abfassen lassen. Daß die königlichen Sühnen und Schiedssprüche, die am frühesten deutsch sind, erst von seiner Regierung an in größerer Masse auftreten, kann man zwar aus seinen Landfriedensbestrebungen erklären, aber auch in die anderen Königsurkunden dringt gegen den Schluß seiner Regierung das Deutsche immer mehr ein. Dazu kommt, daß auch jene hofrichterlichen Urkunden in deutscher Sprache erst unter ihm auftreten. Sollte man unter diesen Umständen einer alten Nachricht von einem persönlichen Vorgehen Rudolfs von Habsburg ganz skeptisch gegenüberstehen? Die allerdings nicht zuverlässige, hier aber auf eine Klosterquelle zurückzuführende Chronik des Sigismund Meisterlin aus dem Ende des 15. Jahrhunderts erzählt: „Zu dieses Rudolphus Zeiten wolten sich die teutschen Fürsten, steten [Städte] und herren enthalten des lateinischen und der notary-brief, die durch die lateinischen allein gemacht werden." Um die üblen Folgen der Herrschaft des Lateinischen für den gewöhnlichen Mann zu beseitigen, habe man 1283 in Nürnberg die deutsche Sprache der lateinischen gleichberechtigt gemacht. Indessen ist Rudolf 1283 gar nicht in Nürnberg gewesen. Goldast führt später in seiner Konstitutionensammlung kurz ein entsprechendes Edikt Rudolfs vom Jahre 1274 an. Die Nachricht kehrt dann bei den eifrigen Förderern der deutschen Sprache im 17. und 18. Jahrhundert immer wieder, so bei Schottelius, der sich auch auf Goldast beruft, bei Megalissius usw. Bald wird das Gesetz ins Jahr 1273, bald auf den Reichstag zu Frankfurt 1274 verlegt. Jedenfalls ist der Zusatz Meisterlins: „ein ietlicher vernünftiger mag versteen, wie durch solich kaiserlich decret ein großer hinderschlag ist beschehen den Walhen [Welschen] und hilf und ein enthaltung [Unterstützung] den Teutschen", ebenso richtig und volkstümlich wie seine Motivierung des Schrittes mit der Unzufriedenheit des Volkes wegen seiner Schädigung durch

Digitized by Google

das Lateinische, „dardurch oft in großen sachen die betrogen wurden, die latein nit verstunden". Bei Rudolf von Habsburg mag sein Zusammenhang mit dem Adel zur Übertragung von dessen Gewohnheiten, denen Rudolf ja auch in seinen Privaturkunden folgt, auf den offiziellen Schriftverkehr geführt haben. Er hat ferner sowohl eine starke Neigung zum Volkstümlichen, selbst zur Derbheit, die der gemeine Mann dankbar anerkannt hat, besessen als auch praktischen Geschäftssinn bewiesen. Er war kein Mann mehr nach dem Herzen der höfischen Zeit, und die Sänger hatten keinen Anlaß, seine Freigebigkeit zu rühmen. Er hielt gern zu den Bürgern, wie er einst für diejenigen Straßburgs gekämpft hat. Er hat die Kaufleute gegen die reisigen Räuber geschützt. So steckt in ihm schon der Zug der volkstümlichen neuen Zeit. Jedenfalls hat seine Epoche den Sieg des Deutschen in der Urkunde wesentlich mit angebahnt, und wenn um 1270 in der „summa Conradi" noch der lateinischen Urkundensprache der unbedingte Vorzug gegeben wird, so kann man doch mit Vancsa um 1300 den Sieg des Deutschen in den Urkunden des Südens und Westens für entschieden halten, während es erst etwa dreißig Jahre später in Mitteldeutschland, erst 1350 in ganz Niederdeutschland durchgedrungen ist.

Bote. Aus der Weltfinerhandschrift (15. Jahrhundert) im Germanischen Nationalmuseum zu Nürnberg. Wiedergegeben im „Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit", 1883.

Der damals noch vorwiegend öffentliche Briefverkehr, durch dessen Zunahme sich ein mehr oder weniger organisiertes Botenwesen (siehe die nebenstehende Abbildung) nötig machte, und der der Urkunde vielfach nahestehende geschäftliche Charakter des Briefes lassen nun auch für diesen eine ähnliche Wandlung vermuten. Wie die deutsche Urkunde aus der lateinischen, so entwickelt sich der deutsche Brief langsam aus dem lateinischen Brief; aber in der Verwendung des Deutschen hinkt er hinter der Urkunde her, wobei allerdings der spätere größere Verlust von Briefen zu bedenken ist. Im 14. Jahrhundert zeigt der Briefverkehr noch durchaus doppelsprachigen Charakter, in Niederdeutschland ist der lateinische Brief auch im 15. noch nicht ganz ausgestorben. Gleichwohl haben neben diesem, für die zukünftige Entwickelung allein maßgebenden geschäftlichen Briefverkehr sich starke Spuren eines intimeren Briefverkehrs erhalten, die bereits zu Anfang des 14. Jahrhunderts eine vollendete deutsche Briefsprache bezeugen. Es sind die Briefe der Mystiker, die überhaupt die deutsche Prosa früh in einer bewundernswerten Weise gepflegt haben. Wie wir schon für die Minnezeit einen deutschen, meist poetischen Liebesbriefverkehr, freilich nicht in großem Umfang, annehmen müssen, so hat starkes inneres Empfinden bei den Mystikern auch den alten klösterlichen Briefwechsel — meist handelt es sich um Briefe zwischen Männern und Frauen — in deutsches Gewand gebracht: das mächtige Gefühlsleben zwingt zum Gebrauch der Muttersprache in Briefen wie in theologischen Traktaten. Es findet sich in diesem geistigen Minneverkehr manche Anknüpfung an jenen höfischen Verkehr, ähnlich wie sich in dem deutschen Kirchengesang des 14. Jahrhunderts Nachwirkungen jener Zeit spüren

Digitized by Google

lassen. Wenn aber anderseits weder an den höfischen noch an den mystischen Briefverkehr die weitere Entwickelung anknüpft, so steckt in dem letzteren doch schon das wiederholt als wichtig bezeichnete volkstümliche Element. An ihm waren nicht nur Geistliche, sondern auch Laien beteiligt (vgl. S. 425).

Die zweite Kulturtat, die das deutsche Volk als Gesamtheit in einer Zeit politischen Niederganges vollbrachte, war eine wirtschaftliche, die Kolonisation des Ostens. Diese oft gepriesene und oft dargestellte, aber weder in ihren Ursachen noch in den Zusammenhängen völlig erforschte Bewegung reicht in ihren Anfängen vor die hier besonders berücksichtigte Periode zurück und umfaßt drei Jahrhunderte, das 12., 13. und 14. Die Hauptarbeit aber vollzieht sich gerade von der Mitte des 13. Jahrhunderts bis hin zur Mitte des nächsten. Noch zu Ende des 13. Jahrhunderts wird in einer elsässischen Geschichtsquelle der Umfang Deutschlands im wesentlichen in den bisherigen Grenzen ohne Ostelbien angegeben. Man darf in der Bewegung, die überdies nicht etwas Neues darstellt, sondern, wie noch zu betonen sein wird, den für den Westen im ganzen vollendeten Ausbau nun im Osten fortsetzt, keine bewußt-nationale Aktion sehen: sie war vor allem eine wirtschaftliche Kraftleistung ersten Ranges, hervorgegangen aus den egoistischen Interessen insbesondere der Fürsten und Herren und dem Streben weiter Schichten nach einem besseren materiellen Lose. Gleichwohl war sie ein Zeichen wirklicher innerer Volkskraft und Arbeitslust — als Arbeitsmenschen (homines laboris) werden die Deutschen in einer Quelle damals bezeichnet — und in ihren Folgen von größter allgemeiner Bedeutung. Von den Eroberungen und Erweiterungen in sächsischer Zeit war schon die Rede (vgl. S. 119f.). Im Südosten machte die Kolonisation seit der Schlacht auf dem Lechfelde durch die Verleihung von Land an Bistümer und Klöster wie an weltliche Herren große Fortschritte. Aber diese Kolonisation der Ostmark, in Österreich, ist eine Sache für sich. Den von den sächsischen Königen dort vorgenommenen Gebietsverleihungen folgten andere unter den Saliern: es war wesentlich eine Festsetzung der nach Neuland strebenden großen Grundherren, die dann bäuerliche Siedler aus dem Westen herbeizogen; es war eine friedliche Verdrängung der Slawen fast ausschließlich durch Bayern. Die Dinge waren hier im wesentlichen seit dem 12. Jahrhundert abgeschlossen. Hier war jetzt alles deutsch, was Kultur hieß. Hier war sogar ein Hauptnährboden des neuen ästhetisch-gesellschaftlichen Lebens (vgl. S. 318).

Ganz anders entwickelten sich die Dinge auf dem Schauplatz im Norden. Wir können hier aber nicht an die Zeit der Sachsen anknüpfen: die italienische Politik hat eine Abwendung von den östlichen Interessen herbeigeführt; vor allem der Slawenaufstand von 983 hat vernichtet, was schon in gutem Gedeihen war. Später mußten die Herrscher froh sein, wenn sie ihr Reich vor Bedrohung durch die mächtigen neuen slawischen Staatenbildungen schützen konnten. Was an deutschen Keimen gepflanzt war, ging im eigentlichen Nordosten im Gegensatz zu den sorbischen Gebieten östlich der Saale wieder völlig verloren. An den geschaffenen Organisationen bot sich zwar auch späterhin ein gewisser Rückhalt, aber die Bewegung, die uns beschäftigt, hängt nicht unmittelbar mit den früheren Vorgängen zusammen. Ihre erste Periode freilich weist noch zum Teil gleiche Erscheinungen auf. Das Ziel war, wie früher, Eroberung der slawischen Lande, jetzt östlich der Elbe, und Bekehrung ihrer Bewohner. Seit dem Sachsenherzog Lothar, der später König wurde, war diese Politik wieder aufgenommen worden; nur wurde sie jetzt von den Landesherren getragen. Wie früher ging die

Digitized by Google

Eroberung mit der Christianisierungs- und Kolonisierungstätigkeit der Mönchsorden Hand in Hand. Die Kirche leistete wieder, namentlich im Sorbenlande, der Kultur Pionierdienste. Als Missionare wirkten in slawischen Gegenden zunächst die Prämonstratenser; für die Germanisierung arbeiteten, namentlich seit der letzten Hälfte des 12. Jahrhunderts, die Zisterzienser. Deren kolonisatorische Leistungen sind schon oben (S. 212 f.) gewürdigt worden. Neu war nun, daß die Fürsten, die, wie in Helmolds Slawenchronik gelegentlich der Feldzüge Heinrichs des Löwen behauptet wird, vom Christentum gar nicht sprachen, wohl aber vom Gelde, die zufrieden waren, wenn die Slawen nur Scheinchristen wurden, sofern sie nur Tribut zahlten, die aber mit Schrecken sahen, wie der Krieg die dünne slawische Bevölkerung noch dezimierte, daß diese Fürsten darauf ausgingen, die eroberten Lande mit deutschen Kolonisten zu besetzen.

Die Niederlande waren das Land, das sie hergab, und in der Heranholung niederländischer Ansiedler waren die Zisterzienser, die in diesen Gebieten zuerst außerhalb Frankreichs festen Fuß gefaßt hatten, schon vorangegangen. Zwischen niederländischen Kolonisten und ihnen bildete sich bald ein Zusammenhang. Was die Holländer auswanderungslustig machte, das bedarf zum Teil noch näherer Erforschung. Man nimmt als Gründe große, zu Anfang des 12. Jahrhunderts öfter eingetretene Überschwemmungen an, ferner sonstige wirtschaftliche Kalamitäten, freilich mehr für die sich den Holländern später anschließenden Rheinfranken, man darf aber vor allem auch ein bewußtes spekulatives Streben, die in der Heimat bewährte kolonisatorische Fähigkeit anderswo zu verwerten, bei den Holländern voraussetzen. Diese Fähigkeit hatten die Holländer wie später auch die Flamänder in jahrhundertelangem Mühen, ihr Land vor Überflutung zu sichern — Deiche gab es dort schon früh —, ihre Moore zu entwässern, ihren Heideboden zu meliorieren, erlangt und dabei Energie und Organisationstalent entwickelt. Leicht mochte es die Vorwärtsstrebenden in Lande ziehen, die ähnliche Aufgaben stellten, also weiter in den Osten. Sie kamen 1106 in die Gegend von Bremen und erhielten auf ihre Bitte vom Erzbischof Friedrich I. große Bruchländereien zur Kultivierung und Besiedelung; nach diesem Beispiel (der heutigen Marsch von Wahr) entstanden innerhalb eines Jahrhunderts die ganzen Wesermarschen. Die Holländer erschienen gegen 1120 auch an der Elbe und begannen zu deichen und zu kultivieren; in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts wurde namentlich auf Betreiben des Erzbischofs Hartwig von Stade das Alte Land und andere Gebiete kolonisiert. Sie siedelten sich später bei Hildesheim, bei Naumburg (um 1140 unter Bischof Udo I.) an; sie stellten, wie erwähnt, den Zisterziensern, z. B. 1127 bei Gründung des Klosters Walkenried, das kolonisatorische Menschenmaterial. Kein Wunder, daß ihre Erfolge auf die Fürsten, die bis Ausgang des 12. Jahrhunderts die Lande bis zur Oder völlig in ihrer Hand hatten, wirkten; denn vor allem Entwässerungsaufgaben waren rechts der Elbe reichlich auszuführen. Im Jahre 1142 siedelte sie Adolf II. von Schauenburg (Holstein) in dem eroberten Eutin an, Heinrich der Löwe zog sie nach Mecklenburg, Albrecht der Bär in die Altmark, später in die Mittelmark und die Lausitz. Insbesondere die beiden letzten Fürsten setzten so eine planmäßige, umfassende Neubesiedelung ins Werk, Heinrich vor allem in Mecklenburg und Pommern, Albrecht in Brandenburg. Daß man nunmehr Ansiedler aus dem Westen überhaupt systematisch heranzuziehen suchte, geht aus dem hervor, was Helmold von dem Grafen Adolf von Schauenburg berichtet. 1143 sandte er überallhin, nach Flandern und Holland, nach Friesland und Westfalen, Boten und forderte die Leute, die Land begehrten, zur Ansiedelung in Wagrien auf,

Digitized by Google

das ihm eben zugefallen war und das er außerordentlich rühmte. Mit der Angabe, daß seinem Aufrufe zahllose Menschen nachkamen, übertreibt Helmold wohl. Von geistlichen Förderern der Kolonisation sind Erzbischof Wichmann von Magdeburg, Abt Arnold von Ballenstedt und Abt Arnold von Nienburg zu nennen. Was so die Landesherren, auch geistliche Fürsten und die Orden, um ihre Erwerbungen und Gründungen zu sichern, förderten, war also eine im Grunde doch wieder spontane, große bäuerliche Wanderung, die zunächst von Holland ausging, sich aber bald auch aus anderen westdeutschen Gegenden rekrutierte. Neben den Holländern folgten dem Zuge nach Osten, insbesondere dem nach Meißen, nach Schlesien und in den weiteren Osten, zahlreiche rheinfränkische Siedler. In die Besiedelung der nördlichen Zone teilten sich mit den Niederfranken Friesen, die auch früh Moorkolonisatoren waren, und vor allem Sachsen; so wurden Westfalen, Westholsteiner und Oldenburger nach Ostholstein, Mecklenburg und den weiteren Ostseeländern sowie in Teile von Brandenburg, wohin sonst namentlich Niederfranken kamen, gerufen, oder sie erschienen von selbst. In die Küstengebiete Preußens sind westfälische Siedler wohl auch zur See gekommen. Sonst waren in Preußen meist wieder Holländer vertreten. Aus Thüringen und Franken, aus dem gebirgigen Mitteldeutschland aber zogen die meisten Ansiedler nach Meißen und Schlesien, wo die Flamen später nicht mehr erschienen. Nach Schlesien wanderten Ansiedler auch aus den neuen Kolonialländern selbst, aus Meißen und Brandenburg; eine besondere Rolle spielte hier das 1179 gegründete Kloster Lebus. Ein anderes Kloster, Paradies, ist für die Kolonisation in Posen wichtig.

Es gibt nun, abgesehen von dem holländischen Anstoß und dem Ansetzeifer der Fürsten, tiefere Ursachen der Bewegung, die ja nicht einfach in einem Weiterrücken, wie bei den Österreich okkupierenden Bayern, sondern in einem Eindringen in ferne, stammfremde Lande unter Betonung des eigenen Volkstums bestand. Zunächst war eine Vorbedingung die damals äußerst starke Beweglichkeit des Volkes. Vor allem die Richtung nach Osten erhielt durch die Kreuzzüge das Übergewicht. Seit deren Beginn waren überhaupt nicht nur die Reisigen, sondern auch Bauern und Handwerker, Kaufleute und Bergleute wanderlustiger denn je. Dazu kam ein Ausdehnungsbedürfnis infolge des ziemlichen Überschusses der Bevölkerung. Diese vermehrte sich, wie die große Kinderzahl beweist, aus gesunder innerer Kraft heraus bedeutend; die zahlreichen Kriege und Fehden waren auch kein wirksamer Aderlaß, am wenigsten für die niederen Schichten, da ja die Heere Reiterheere waren. Es war vielfach noch eine gemeinsame Wanderung in primitiver Form: man war an die gemeinsame Wirtschaftsorganisation zu sehr gewöhnt, um ohne Genossen eine neue Siedelungs- und Wirtschaftsstätte zu suchen. Aber am wichtigsten erscheint der Zusammenhang mit der sich dem Abschluß nähernden Kultivierung des westlichen Deutschlands. Wie sich die nordamerikanischen Siedler, wenn alle Striche besetzt waren, immer weiter im Westen neues Arbeitsterrain suchten, so machten es die westlichen Deutschen im Osten. Insbesondere bei den Rheinfranken scheint das Bedürfnis nach ungerodetem Boden als ausschlaggebend erwiesen zu sein. Und auch anderswo wurde dieser seltener: es gab damals schon fast so viel Dörfer wie heute. Wo noch irgend halbwegs geeignetes Wildland war, da widmeten sich im inneren Deutschland auch jetzt noch Grundherrschaften und Bauern mit fast übertriebenem Eifer der Rodung. Die Besiedelung wurde überhaupt intensiver, der Allmendeboden zur Ansiedelung jüngerer Söhne verwendet, oft schon ganz ungeeignetes Land benutzt: kein Wunder, daß das sich dem Ausbau noch ungeschmälert

Digitized by Google

bedeutende große Gebiete im Osten von Europa aufgethan wurden. Zugleich war dem Bedürfnis zu genügen, daß die durch die Bodenverhältnisse, die Siedlungen und durch die Lösung ererbter Rechte gebundene Bevölkerung sich ausdehnen konnte. Außerdem gab es noch weite Landstrecken zu durchforschen, namentlich jenseits der Oder, aber auch noch mächtige Wälder zur Kultur und Ansetzung, denen die slawische Bevölkerung nicht gewachsen war.

Es waren nicht nur die ersteren Länder, in die der deutsche Bauer drängte, es kam durch seine Überlegenheit auch über dem Slawen und Fremden in slawischen Ländern weiter, ja er wurde meist sehr bald überflügelt, aber noch mehr aus dem materiellen Interesse, von ihm bessere Gesetze zu haben, von den slawischen Fürsten selbst begünstigt, zumal diesen, wie z. B. den Herzögen in Schlesien und den Markgrafen, deutsch-christliche Kultur durch die Heirat mit deutschen Fürsten- und Herrentöchtern wie durch deren Begleitung oder durch eigenen Aufenthalt oder Erziehung im Westen bekanntgeworden war. Es wurden der deutsche Grundherr, der zugleich Träger der höfischen Sitte war, und der deutsche Bauer als Pioniere der wirtschaftlichen Kultur von jenen Fürsten ebenso geschätzt wie der deutsche Klerus als Träger der geistigen. Gern nahm man deutsche Sitte und Sprache an. Diese Überlegenheit hat denn auch die ziemlich rasche Germanisierung der nächstigen und ärmeren Slawen zur Folge gehabt, die überdies wegen der äußeren Vorteile, die dem Deutschen gewährt wurden, leicht ihr Slawentum abstreiften. Eine Nachwirkung alter germanischer Reste unter den Slawen in dieser Germanisierung zu sehen, ist ganz abwegig.

Dies war also das Neuland, das gutes Unterkommen bot für die jüngeren Ritterlichen, denen dort für militärische Dienste weite Landstrecken verliehen wurden, für die jüngeren Bauerlichen, die kein Erbe daheim zu erwarten hatten, und endlich für manche Grundholde, denen zu Hause, besonders am Rhein, der zunehmende Druck der Grundherren (vgl. S. 278) schon fühlbar wurde. Und gerade in dieser Beziehung wie für die rechtliche und wirtschaftliche Hebung des Bauern überhaupt ist diese Kolonisation des Ostens von wichtigen Folgen gewesen. Der Bedarf an Ansiedlern wirkte höchst günstig auf die Gestaltung der Lage der Bauern im Osten, diese Besserung dann wieder auf die Besserung der Zustände in Altdeutschland zurück. Dort war der Bauer im ganzen bereits in einer Hebung begriffen (vgl. S. 271 ff.): man hatte häufig eine dem Einzelnen günstigere Anlage der Dorffluren bei Neuanlagen eingeführt, man war auch zur Ausmessung größerer Hufen als früher gelangt — schon Karl der Große scheint den Waldsiedlern die großen Königshufen, die das Doppelte der Volkshufe darstellten, verliehen zu haben —, man verzichtete gelegentlich auf Frondienste und vergab Land unter viel besseren Bedingungen. Dazu kam nunmehr der Einfluß der Holländer, bei denen sich schon daheim recht freie Formen erblicher Zinsgüter entwickelt hatten, und die in ihren Neusiedelungen sich ihre Freiheiten dem Grundherrn gegenüber sicherten. Dieselben Vorteile erlangten nun auch die übrigen Ansiedler: „Wo immer Bauern ein neues Dorf besetzen von wilder Wurzel [d. h. auf ungerodetem Boden], denen mag des Dorfes Herr wohl geben Erbzinsrecht", heißt es im „Sachsenspiegel". Die Hufen im Osten waren durchweg Königshufen. Daß in den Kolonisationsgebieten mit ihren Reihendörfern (vgl. S. 22) die Hufe aus einem geschlossenen Landstück, meist hinter dem Hofe sich erstreckend, bestand, war gegenüber der alten Gemengelage mit ihrem Flurzwang ein Fortschritt. Daß ferner die größere Freiheit eine intensivere Nutzung, reichere Erträge ergab, den Fleiß anspornte, weil doch nicht alles für den Herrn war, das erkannten die Fürsten wie die Grundherren immer mehr, und die wichtige Folge war, daß auch die slawischen Fürsten in ihren

Digitized by Google

Ländern auf das heimische Recht verzichteten und das jus teutonicum, das deutsche Ortsrecht (das Erbzinsrecht), für die Neugründungen anerkannten. 1213 wird das deutsche Recht verliehen als „bis dahin in den Ländern Böhmens und Mährens ungewöhnlich und ungebräuchlich". Die meisten der im Auftrag eines Herrn von Unternehmern planmäßig gegründeten Dörfer waren, wie erwähnt, Reihendörfer. Anderseits haben sich die Siedler auch in die slawischen Runddörfer (vgl. S. 22) hineingesetzt oder ähnliche gebaut. Vielfach haben die Grundherren die ältere slawische Bevölkerung kurzerhand entfernt und durch eine deutsche ersetzt. So erscheint denn die Kolonisation des Ostens im Grunde als ein Werk des deutschen Bauern, der mit seiner eisernen Pflugschar an sich dem mit hölzernem Hakenpflug oberflächlich ackernden Slawen überlegen war. Durch die Kolonisation ist er anderseits, zunächst wenigstens, freier und selbständiger geworden.

Auch bei den Städtegründungen im Osten muß man, wie bei der bäuerlichen Kolonisation den Zusammenhang mit der Kolonisation des inneren Deutschlands, so den Zusammenhang mit den dortigen Städtegründungen sich vor Augen halten. Durch diese wollten die Landesfürsten hier wie dort aus dem Verkehr Nutzen ziehen. Diese Gründungen waren im Osten aber erst möglich, als das Land mit deutschen Dörfern besetzt war. Erst dann konnten die Städte als Märkte wie als Mittel- und Anziehungspunkte des Verkehrs dienen, erst dann durch die Zölle wie durch die Abgaben der Bürger und die Gerichtsbußen gute Einkünfte und damit Machtzuwachs bringen. Daß neben diesem wirtschaftlichen Motiv auch das alte Moment der militärischen Sicherung, namentlich im Nordosten, in Preußen, mitspielte, ist klar. Jenes wirtschaftliche Moment war aber sicherlich für die slawischen Fürsten, die in ihren Ländern deutsche Städte anlegten, allein ausschlaggebend. Auch alle sonstigen Gründe, die im Mutterland ein eigentlich städtisches Wesen gefördert hatten, wirkten ebenso im Osten, so das Vorkommen von Bodenschätzen, das z. B. zur Gründung von Freiberg und Goldberg führte, — kurz, es setzt eine neue Periode der Städtegründungen ein, die ein großartiges Zeugnis für die wirtschaftliche Tatkraft des damaligen deutschen Volkes ist. Die Städte mehrten sich dadurch im 13. Jahrhundert außerordentlich. In Brandenburg wurde eine große Zahl angelegt, in Pommern, Schlesien, Sachsen, der Lausitz, in Preußen und Livland, in Böhmen und Mähren ebenfalls. Und wie sich diese Gründungen mit der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts steigerten, so kam jetzt auch, nachdem bisher im Osten fast alle Städte von den Landesherren angelegt worden waren, nur wenige von Grundherren, die Volkskraft mehr spontan zur Geltung. Jetzt wirkte die Handelsbedeutung, die das von Heinrich dem Löwen geförderte Lübeck rasch erworben hatte, anspornend, jetzt gründeten an der Ostsee auch die Kaufleute selbst ihre Städte, wie Wismar 1228 von Kaufleuten aus Wisby angelegt wurde. Deutsche kaufmännische Ansiedelungen in slawischen Handelsplätzen waren im übrigen ja schon alt (vgl. S. 289); genannt sei noch diejenige im Dorfe Poritsch bei Prag, die von König Wratislaw II. (1061—92) sehr begünstigt wurde. Von der schablonenhaft-künstlichen Anlage der östlichen Städte, die sich wohl oft nach Lübeck gerichtet haben, war schon (S. 26) die Rede. Wie die Dörfer, so wurden auch sie meist von Unternehmern (Lokatoren) oder fürstlichen Beamten gegründet, die durch allerlei Vorteile belohnt wurden (Häuser, Ämter und Einkünfte). Ein gewisses Schema zeigten auch die Häuser, für die meist gleiche Bauplätze bestimmt waren. Für die Wahl des Platzes einer Stadt waren naturgemäß wirtschaftliche Gründe (Rücksicht auf die Verkehrswege) und solche der Sicherheit (z. B. einige Entfernung von der Flußmündung wegen Überflutungsgefahr und

Digitized by Google

seeräuberischer Angriffe) entscheidend. Da nicht selten dieselben geographischen Bedingungen schon bei slawischen Siedelungen maßgebend gewesen waren, legte man die Stadt oft bei diesen an, doch so, daß der slawische Ort für sich blieb, z. B. durch den Fluß getrennt war oder ein besonderer Bezirk (Kiez) wurde; indes gab er häufig seinen Namen her. Der Platz mußte natürlich größer sein als der für ein Dorf, da der Landbesitz der Bürger den an sie gestellten Anforderungen bezüglich der Befestigung, zu deren Kosten der Herr aber zuschoß, und der Abgaben — der persönlich freie Bürger zahlte höhere Jahreszinsen an den Herrn als der Bauer — entsprechen mußte. Das Stadtrecht entnahm man vielfach Magdeburg (vgl. S. 293).

Ist im allgemeinen die bäuerliche Kolonisation die Grundlage des Ganzen gewesen, so hat für gewisse Gebiete die Städtegründung besondere Bedeutung: an der Ostsee beruhte auf den Städten nicht nur der Handel, sondern hier betonte gerade der Kaufmann, der mit großer Energie vorging, vor allem die nationalen Gegensätze, wie er ja auch im Ausland als „gemeiner deutscher Kaufmann" den nationalen Zusammenhang in die erste Linie stellte (vgl. S. 401). In Böhmen und Mähren ferner ging sogar die ländliche Besiedelung zum großen Teil von den deutschen Städten, die von den böhmischen Fürsten, namentlich Ottokar II., entweder selbst gegründet waren oder besonders gefördert wurden, aus. Und im neuen Ordensland, in Preußen, sind die Städte die eigentlichen Zentren der Germanisierungs- und Kolonisationsarbeit gewesen. Der christlich-militärische Charakter des Ordens, dessen Taten auch das verfallende Rittertum in glanzvoller Beteiligung an der allgemeinen Arbeit im Osten erscheinen lassen, hinderte zwar nicht, daß für die Ordensritter dasselbe Motiv wie für andere, nachgeborene oder auch unfreie Ritter, die nach dem Osten gingen, mitspielte, nämlich das Streben nach einem möglichst großen Besitz, der Reisige anzusiedeln und den Herrn zu spielen erlaubte; die Ordensritter haben ferner als Grundherren auf dem Besitz, den ihnen die Kulmische Handveste von 1233 in reichlichem Maße gab, deutsche Bauern nach deutschem Recht angesiedelt, obwohl diese nicht zahlreich kamen: aber der kulturelle Schwerpunkt liegt doch in den Städten, wie auch die bekannte Handelstätigkeit und die Verwaltungsarbeit des Ordens im Grunde von den Städten ausgeübt wurden. Die Verdienste des Ordens selbst sind wesentlich militärische. Zum Kampf gegen die preußischen Heiden war er berufen, und zahlreiche Kreuzfahrer zogen auf den wiederholten Aufruf der Päpste dorthin; in blutigem Kampf und Krieg ging seine Geschichte lange auf; durch die von Anfang an ausgewirkte Selbständigkeit seiner Eroberungen und Besitzungen stellte er ein eigenartiges Sondergebilde dar; er sicherte durch seine treffliche Organisation, seine diplomatische und Verwaltungsgeschicklichkeit alle militärischen Erfolge; seine Ordensburgen haben erst den Zustrom der deutschen Bevölkerung ermöglicht: aber alles waren doch nur Vorbedingungen. Erst von den Städten ging im 14. Jahrhundert, der Blütezeit des Ordens, die deutsche Kultur aus; das Land, teilweise erst im 14. Jahrhundert besiedelt, blieb dünn bevölkert. Vielleicht läßt sich ähnliches von ganz Ostelbien sagen. Die Städte waren überhaupt im Osten das vorwärts strebende Element. Wenn sich ihre Bürger z. B. bald von der Gerichtsbarkeit des Vogtes, des ursprünglichen Lokators, freimachten, auch sonst mehr Rechte erlangten, so wird umgekehrt die Entwickelung des Bauern in späterer Zeit, namentlich im 15. Jahrhundert, durch die Minderung seiner Rechte infolge der Übergriffe der Grundherren charakterisiert. Das letztere gilt nun aber, wie wir noch sehen werden, nicht nur vom Osten, den wir nunmehr beiseite lassen, sondern allgemein.

Digitized by Google

Zunächst war gerade das 13. Jahrhundert, und zwar im ganzen Abendlande, eine Blütezeit des Bauernstandes, der auch jetzt noch die große Masse des Volkes ausmachte. Schon für das 12. Jahrhundert stellten wir seine kraftvolle Hebung fest (vgl. S. 271 ff.), und noch im 14. Jahrhundert dauerte seine günstige Lage an. Es wirkte eben die Kolonisation, der Abzug der Leute nach dem Osten, günstig für die Zurückbleibenden (vgl. S. 277), wie schon die Kreuzzüge und ebenso der Zug in die Städte. Selbst die Hungersnöte, die viele Menschen dahinrafften, und im 14. Jahrhundert der Schwarze Tod haben die Arbeitskräfte, die übrig blieben, schonen und besser behandeln gelehrt. Die in keineswegs geringer Zahl vorhandenen freien Bauern (vgl. S. 106), neben den Vollfreien die freien Zinsleute, gewannen außerordentlich an Selbstbewußtsein; aber ebenso hob sich die Masse der verschiedenartigen Grundhörigen, und fast ganz, zum Teil unter dem Einflusse der Kirche (vgl. S. 211), schwand die Klasse der Leibeigenen. Der „Sachsenspiegel" verwirft die Leibeigenschaft durchaus. Immer stärker sahen sich jetzt die Grundherren, je mehr sie sich dem Eigenbetrieb entzogen, gezwungen, jene freieren Formen der Erb- und Zeitpacht (vgl. S. 277), des Lehnsgutes, des Meierhofes (vgl. S. 273) usw. zuzulassen. Wie man sich um arbeitsfähige Leute riß, zeigt eine Bestimmung für den Hof Gondenbret in der Eifel, nach der der fremde Mann nach Belieben sich auf dem Fronacker fünfzehn Morgen gegen geringe Dienste und Zinsen abmessen lassen konnte. Es stieg auch jene Tendenz, auf gutsherrliche Ansprüche zu verzichten. Der Rückgang des Eigenbetriebes führte ferner zur Aufteilung oder Minderung der großen Hufen und damit zu einer wachsenden Vermehrung der auch sonst (vgl. S. 271 ff.) damals zunehmenden kleinbäuerlichen Betriebe, nicht nur der Halb-, sondern auch der Viertel-, ja Sechstelhufner: aus Hofhörigen wurden kleine Bauern.

Im ganzen blieb nun durchaus Abgaben- und Dienstpflicht bestehen; die Formen zeigen dabei außerordentliche Buntscheckigkeit, aber eine Tendenz zu größerer Freiheit ist unleugbar. Die Erbpächter bilden entschieden die Mehrzahl. Abgaben in den verschiedensten Formen waren freilich genug zu leisten, an den Grundherrn wie an die Kirche, wozu noch häufig die an den Vogt und immer stärker auch die an den Landesherrn kamen. Wie mannigfaltig abgestuft die Verhältnisse der Leute selbst einer einzelnen Herrschaft sein konnten, zeigt unter anderem eine Stelle in Ortliebs Chronik des Klosters Zwifalten schon für das 12. Jahrhundert. Zu den verschiedenartigen Grundzinsen und den Zehnten und zu den sonstigen Lasten kamen weiter die Fronden für die Bestellung des Ackers, für die Anlegung von Wegen, für Bauten, die Leistung von Fuhren u. a. Hier war am stärksten eine Befreiung eingetreten: im Kolonialland gab es Fronden zunächst überhaupt fast gar nicht, und im Westen wurden sie immer seltener. Aber auch bei den bestehenden Fronden läßt sich eine zunehmende Erleichterung, nach Seite der Minderung wie der bestimmten Fixierung hin, wohl erkennen. Zudem wurden diese Dienste nicht ohne gewisse Entschädigungen geleistet. Je nach dem Standpunkte des Beobachters und seinem Material wird nun allerdings bezüglich der Lasten ein mehr oder weniger günstiges Urteil gefällt werden können, wie man denn auch Zeitstimmen anführen kann, die die Lage recht pessimistisch auffassen. Bertold von Regensburg eifert sehr gegen die bäuerlichen Lasten, gegen die Abgaben an die Herren („herrengülte"), auch schon gegen die landesherrlichen Zwangssteuern („nötbeten") und sonst gegen „unrehten zoll" und „unreht ungelt", insbesondere aber gegen die Frondienste: „Ihr Herren, ihr Ritter, ihr bauet gern Häuser mit armer Leute Schaden. Der muß euch eine Woche helfen, der einen Tag, je nachdem es euch gutdünket, der mit seinem Vieh und

Digitized by Google

[illegible]

Herbstaussaat in den Niederlanden. Aus dem Flämischen Festkalender (erstes Drittel des 16. Jahrhunderts) in der Hof- und Staatsbibliothek zu München (Cod. lat. 23638). Vgl. Text S. 393.

[illegible] Die „armen Leute", d. h. die abhängigen Bauern, waren zuweilen recht wohlhabend. Ganz richtig hat man auch das Hervortreten des Bauern in der Literatur und seine nicht gerade vorteilhafte Schilderung in derselben zum Teil auf den Neid, den seine günstige Lage erweckte, zurückgeführt.

Auf der anderen Seite ist unleugbar, daß die Spuren neuen Niederganges sich frühzeitig zeigen (vgl. S. 278). Gerade der Wohlstand des Bauern rief bei weltlichen Herren wie bei der Kirche die Tendenz hervor, aus dem Bauer etwas herauszupressen; später wirkt sein Gegensatz zu der neuen städtischen Bildung als erniedrigendes Moment. Aber zunächst bleibt es dabei, daß das 13. und zum Teil noch das 14. Jahrhundert die gute Zeit des Zinsbauern sind, daß er erblich und ziemlich unabhängig auf einem Zinsgut sitzt, daß ihn die fixierten Zinsen in der Regel nicht drücken, so wenig wie die Fronden, die sich oft nur auf öffentliche Bauten beschränken, und die Steuern. Politisch bedeutet der Bauer ja allerdings nichts, aber seine Angelegenheiten verwaltet er selbst, und noch immer hat er geringe öffentliche Funktionen durch die Teilnahme an der Rechtsprechung, die sich auch noch im Freien abspielt. Diese ländliche Gerichtsverfassung scheint aber doch schon, wie die alte Gerichtsverfassung überhaupt, einer wirklich lebendigen, schöpferischen Pflege zu entbehren.

Digitized by Google

Natürlich gab es neben den Land- oder Zentgerichten verschiedene Formen dieser Bauerngerichte, die höheren und niederen Dorfgerichte, die „Baudinge" der grundherrlichen Bevölkerung; auch die Leiter sind verschieden. Die Dorfordnungen zeigen im übrigen ein buntes Bild ländlichen Verfassungslebens, voll landschaftlicher Eigenart.

Am meisten gehoben, sozial wie materiell, erscheint der Bauer in den Niederlanden (siehe die Abbildung auf S. 392 und die untenstehende), wo kleine unabhängige Besitzer in großer Zahl in wirtschaftlich guten Verhältnissen lebten, insbesondere in Flandern. Ein ähnliches Bild wie hier im Westen ergibt sich im Südosten, in Österreich und Bayern, in Ländern mit günstigem Boden, die eine Zeit äußeren glücklichen Gedeihens unter kräftigen und glänzenden Herzögen erlebt hatten, und die zum Teil auch ein gutes Verhältnis zwischen Rittern und Bauern zeigen, wie es z. B. die Ehen untereinander beweisen. Hier, in diesen lebenslustigen Ländern, erschien das behäbige und reiche Landvolk einzelnen ritterlichen Sängern dichterischer, freilich spöttischer Schilderung würdig (vgl. S. 352), hier war es vor allem, wo der Ritter um die Dorfschönen warb und der Bauerssohn dem Ritter nachäffte (vgl. S. 351). Der Bauer ließ hier auch stolz die Haare lang herabwallen. Wo es freilich Bauern, die dann natürlich die kriegerischen Pflichten übernehmen mußten, gelang, selbst Ritter zu werden, wurden sie, nach Freidank, die härtesten Herren. Der steigende Wohlstand äußerte sich schon früh in luxuriösem Auftreten der Bauern, vor allem in ihrer Kleidung und in der Nahrungsweise, von deren Üppigkeit z. B. der „Seifried Helbling" berichtet. Die ländliche Vergnügungssucht, die Spiele und Tänze unter der Dorflinde oder anderswo, das bunte Treiben der geputzten Scharen hat insbesondere Neidhart von Reuental höchst anschaulich, allerdings mit einem Herzen voll Neid, geschildert, das durch den Reichtum hervorgerufene Hinauswachsen über den Stand Wernher der Gartenaere in seinem „Meier Helmbrecht". Der eitlen jungen Generation (vgl. S. 351) steht bei ihm freilich die ehrenfeste alte gegenüber, die auch später noch, wie die „Österreichische Reimchronik" zeigt, ihre Vertreter hatte. „Arbeiten und Rechttun" ist der Wahlspruch des alten Meiers; er hält an seinem Stande mit Stolz fest. Ja, es lebt schon in ihm das selbstbewußte Gefühl, daß auf des Bauern Arbeit alle Stände basieren; er meint höher zu stehen als mancher verlumpte Ritter: „Noch lieber bin ich Bauersmann denn ein armer Hofmann."

Niederländisches Bauernleben im Winter. Aus dem Flämischen Festkalender (erstes Drittel des 16. Jahrhunderts) in der Hof- und Staatsbibliothek zu München (Cod. lat. 23638).

Digitized by Google

Noch mehr läßt der Stricker in seinem „Märe von den Gauhühnern" das außerordentliche Selbstbewußtsein der Bauern, das trotzige Sichaufbäumen gegen die Bedrückungen durch den Adel erkennen: auch vor der Zerstörung einer Burg, wenn sie auf dem flachen Lande lag, scheuten die Bauern nicht zurück. Das Tragen ritterlicher Waffen, das den Bauern schon durch Friedrich I. und später in Österreich, auch in Bayern 1244 durch den Landfrieden Ottos verboten war, d. h. nur innerhalb ihrer Dörfer, war nicht zu hindern: sie liefen zum Teil doch im Panzer und mit dem Schwert umher. Aber auch in anderen Gegenden Deutschlands weist der Bauer ähnliche Züge auf. Der volle Freiheitssinn ist bei den unabhängigen Dithmarschen am schärfsten ausgeprägt: sie zeigen freilich zugleich, daß solche Freiheit ihre Schattenseiten hat, da bei ihnen wilde Fehde familien- und volkszerrüttend tobte; auch erscheinen sie sonst als Seeräuber nicht vorteilhaft. Wie sich ferner trotziger Unabhängigkeitssinn in der Eifel oder an der Mosel im Verweigern des Zinses dartut, so wird anderseits die Üppigkeit der Bauern der Schweiz und des Südwestens hervorgehoben, so läßt der „Rennet" des Hugo von Trimberg die fränkischen Bauern mit den Rittern sich ebenso mischen wie die österreichischen, so schildert Cäsarius von Heisterbach die Bauern am Niederrhein ganz entsprechend. Gleichermaßen lassen Nachrichten aus Mitteldeutschland erkennen, daß bäuerliche Hoffart nicht immer Zeichen der Unsolidität und Reaktion gegen Herrendruck nicht immer Zeichen einer ungünstigen Lage ist. So muß man auch die Klagen Bertolds von Regensburg, der zudem die Gewalttätigkeit des deutschen Adels häufig im schlimmsten Lichte darstellt, richtig auffassen. Aufstachelnde Äußerungen wie die folgende: „Ihr habt gelebt so manchen üblen Tag mit großer Arbeit spät und früh und müßt doch alles erarbeiten, dessen die Welt bedarf, und von all dem insgesamt wird euch kaum mit Mühe so viel, daß ihr nicht viel besser esset als eure Schweine", sind nicht durchaus wörtlich zu nehmen. Immerhin lagen die Verhältnisse in manchen Gegenden in der Tat wenig günstig; und daß die Lasten die zinspflichtigen Bauern auch in dieser Zeit drücken konnten, zumal bei Mißernten, daß die kriegerische Zeit und die Raublust des Adels sie zuweilen hart mitnahmen, sogar im gesegneten Österreich, haben wir bereits (S. 353) gesehen. Namentlich die Verwüstungen, die die Bauern bei Fehden und Kriegen kleiner und großer Herren über sich ergehen lassen mußten, bedeuteten für sie oft das größte Unheil.

Für die kulturelle Gesamthaltung der Nation ist der Bauer im 13. Jahrhundert bei weitem nicht mehr der wichtigste Volksteil, wirtschaftlich aber ruht auf ihm das Gesamtgefüge noch in hohem Grade, und innerhalb des landwirtschaftlichen Lebens tritt der Bauer vor dem Grundherrn jetzt immer stärker hervor. Im ganzen war jetzt die bäuerliche Wirtschaft, abgesehen von gewissen herrschaftlichen Vorrechten und der Wahrnehmung der Herrschaftsinteressen sonst, sich viel mehr selbst überlassen, nahezu selbständig geworden. Der ganze Betrieb ist in den Weistümern von den Bauern selbst geregelt, also welche Früchte anzubauen, welche Felder zu beackern, wann die einzelnen Arbeiten vorzunehmen sind, ebenso die Art und Weise der Düngung, die jetzt zum Teil auch künstlich mit Mergel geschah, der Weidegang, die Behandlung der Wiesen- und Spezialkulturen. Und nach Möglichkeit suchten sie über die Arbeitskräfte, über Maß und Gewicht, über den Verkauf der landwirtschaftlichen Produkte selbständig Verfügung zu treffen, wobei sie aber ein grundherrliches Vorkaufsrecht nicht immer beseitigen konnten. Wo große Einnahmeinteressen mitspielten, hat der grundherrliche Betrieb sich überhaupt erhalten, z. B. im Weinbau (siehe die Abbildung S. 395) und Hopfenbau sowie bei gewissen Zweigen der Viehzucht. Anderseits sind zahlreiche

Digitized by Google

eigentliche Herrengüter an Bauern verpachtet, auch z. B. die Weingüter in freieren Formen zur selbständigen Bewirtschaftung ausgetan worden, wobei sich aber noch lange ein mehr oder minder bedeutender Anteil der Herrschaft an der Bewirtschaftung und Fürsorge gerade wegen der technischen Schwierigkeiten erhielt.

Man kann nicht sagen, daß das Zurücktreten der großen Betriebe der ganzen Wirtschaft durchaus förderlich gewesen sei. Es war wirtschaftlich ein Glück, daß die Interessen der Herren dazu führten, den Wald zum wesentlichen Teile den rodelustigen Bauern zu entziehen und so seinen Bestand zu sichern. Nicht nur der Rodung fiel der Wald zum Opfer, sondern auch dem allzu starken Verbrauch an Holz und der Beschädigung durch das weidende Vieh. Die Nutzung des gemeinsamen Waldbesitzes der Bauern wurde zwar mehr und mehr geregelt, aber von einer planmäßigen Waldwirtschaft, insbesondere von Nachpflanzungen, ist keine Rede. Hier hat nun eben die Grundherrschaft verdienstlich gewirkt, auch die geistliche. Die Klöster z. B., die zum Teil, wie das Stift Melk, frühzeitig Holznot hatten, begannen bald an den Schutz des Waldes zu denken. Von einem Rodeverbot des Klosters Lorch wissen wir aus dem Jahre 1165. Die Grundherrschaft, wie später die landesherrliche Verwaltung, suchte einmal die weitere Rodung zu hemmen, ferner die Nutzung in den nunmehr durch bestimmte Zeichen abgegrenzten Bannwäldern durch Verbote ganz zu beseitigen oder zu beschränken und beeinflußte darin dann auch die Ordnungen der Markgenossenschaften. Die Grundherrschaft hat ferner nach dem Vorbilde der Forsten des Reiches für die Wiederbewaldung gesorgt. Bei diesem Interesse für den Wald spielte nun freilich die Weidlust der Herren, die für ihre Jagd auch die Gemeindewälder in Anspruch nahmen, eine große Rolle: ihr hat man die „mittelalterliche Waldtyrannei", von der Riehl einmal spricht, zuzuschreiben. Der Bauer, in seiner Waldnutzung und Jägerei nunmehr streng beschränkt, hat durch diese Härte erst den Wald hassen gelernt und „Krieg gegen ihn geführt". Wirkte hier die Grundherrschaft auch weiterhin günstig, so ließ anderseits der Rückgang des großwirtschaftlichen Betriebes zugleich das gute Beispiel, das er meist gegeben hatte, verschwinden. Die Back- und Brauanlagen, die Mühlen und Kellern, das reichhaltige Inventar, die besseren Wirtschaftsbauten, die Fruchtspeicher gaben doch ein anderes Bild von der Betriebsweise als die kleinen Wirtschaften. Und wenn jene herrschaftlichen Anlagen auch jetzt noch zum Teil zur

Winzerarbeit in bergiger Küstenlandschaft. Aus dem Flämischen Festkalender (erstes Drittel des 16. Jahrhunderts) in der Hof- und Staatsbibliothek zu München (Cod. lat. 23638). Vgl. Text S. 394.

Digitized by Google

Verfügung standen, so war ein gewisser Nachteil des Überwiegens der kleinen Betriebe doch unausbleiblich. Sehr scharf trat dieser Nachteil besonders in der Viehzucht hervor, bei der, wie eben erwähnt, die Form des Großbetriebes sich mehr und mehr auf bestimmte Zweige beschränkte, so auf die Pferdezucht und vor allem auf die Schafzucht, die wegen des mächtig sich entwickelnden Wollengewerbes wichtig war. Einen neuen Antrieb boten anderseits jetzt die wachsenden Ansprüche der städtischen Bevölkerung, die die landwirtschaftliche Produktion doch sehr erheblich beeinflußten. Die Stadt drängte auf Vermehrung der Rinderzucht, der Geflügelzucht, des Gemüse- und Obstbaues; sie wirkte, so im Gebiete des hansischen Getreidehandels, auf die Qualität des Getreides ein und führte einen sorgfältigeren Anbau herbei; der Weizenbau nahm im Westen und Süden stark zu; der Hopfenbau drang mehr und mehr auch in Norddeutschland ein; der Weinhandel der Städte hob den Weinbau sehr. Auch technische Neuerungen ergaben sich, und das Geld wirkte bald. Freilich deckte der landwirtschaftliche Betrieb der Städte zum Teil selbst den Bedarf.

Im ganzen bietet die bäuerliche Betriebs- und Wirtschaftsweise kein hervorragendes Bild, und auf dem Stande, den sie im 13. Jahrhundert zeigt, der aber in vieler Beziehung noch dem der früheren Zeit entsprach, blieb sie noch sehr lange stehen. Natürlich sind jedoch für die Höhe des Betriebes sowohl lokale Unterschiede als auch die großen Differenzen des Umfanges der Wirtschaften, z. B. bezüglich der Fruchtfolge, zu berücksichtigen. Wo, wie im Kolonialland, aber ebenso zum Teil im rheinischen Westen, Bauern mit ganz gleichem Wirtschaftsland angesetzt waren, war natürlich auch die Hofanlage im ganzen die gleiche, sonst aber unterschieden sich Größe und Ausstattung des Hofes des Vollbauern sehr von der Beschaffenheit der Katen des kleineren Zinsbauern. Diese Unterschiede in der Größe der Güter (Voll-, Halb-, Viertelhufen, dann kleinere Besitzungen von Katnern oder Häuslern), ziemlich früh aus den lokalen Verhältnissen, aus der Verschiedenheit des Bodenwerts, aus der bei rascher Bevölkerungszunahme notwendigen, später durch das Erbrecht inhibierten Teilung erwachsen, setzten sich gerade in dieser Zeit erst recht fest und damit auch die hochmütige Überhebung des größeren Bauern gegenüber dem kleinen, der zugleich mindere Rechte hatte. Die Bodenprodukte (ertwoucher) waren naturgemäß lokal ebenfalls verschieden: die Hauptsache blieb die Brotfrucht. Obst- und Gemüsebau wurden in den älteren Kulturgebieten mit wachsender städtischer Bevölkerung eifriger betrieben, der Obstbau namentlich in Bayern und am Rhein. Eine sehr große Rolle spielte im Mittelalter die Bienenzucht. Man gewann durch sie Zucker, d. h. Honig, und Licht, d. h. Wachs für die Kerzen, die man für die Kirche benötigte. Der eigentliche Zucker (vgl. S. 299) hatte noch die Bedeutung eines Heilmittels und war teuer. Die Wichtigkeit der Bienenzucht wurde nunmehr durch die städtischen Bedürfnisse noch erhöht. Auch der Handel war jetzt an ihr interessiert, so daß sich mehr und mehr ein eigener, technischer Beruf, der der Zeidler, entwickelte. Immerhin trieb der Bauer in sehr ausgedehntem Maße ebenfalls Bienenzucht, die damals in jeder Beziehung, auch in rechtlicher, auf ihrem Höhepunkt stand. Als Spezialbetrieb war die Bienenwirtschaft aber ein Teil der Waldwirtschaft (vgl. S. 143). Am meisten entwickelte sich das Zeidelwesen in dem „Bienengarten des heiligen Römischen Reichs", im Nürnberger Reichswald: dort saßen Zeidler auf erblichen Zeidelgütern unter eigenartigem Recht.

Sicherlich fehlte dieser Bauernkultur ein höheres Gepräge; in allen feineren Dingen war der Bauer abhängig von den Schichten, die sich über ihn erhoben hatten, wie eben vom Ritter. Diese Abhängigkeit zeigt besonders jener oft berührte Prunk des Bauern (vgl. S. 351).

Digitized by Google

Nur in diesem nachäfferischen Prunk konnte er ja seinen Wohlstand zeigen, denn Nahrung, Wohnung, Hausrat an sich waren für ihn leicht beschaffbar. Im ganzen trug auch sein Leben und seine Lebenshaltung das denkbar einfachste Gepräge. Der Bauernhof, das Bauernhaus in ihren verschiedenen landschaftlichen Gestaltungen (vgl. S. 19ff.) stimmten doch in ihrer beinahe primitiven Ausstattung ziemlich überein. Der Holzbau oder der Fachwerkbau war durchaus die Regel, das Dach des Hauses bestand, wie noch lange, aus Stroh oder Schindeln, wenn auch nicht durchweg. Der Verschluß der Lichtöffnungen war natürlich noch primitiver als in der Burg. Die inneren Räume waren schlicht und schmucklos, dürftig der Hausrat. Ein handfester großer Tisch und Bänke an den Wänden, dazu Schemel, aber ohne Kissen, endlich der große Ofen aus Stein und Lehm von backofenartiger Form (vgl. S. 147), das ist der Inhalt des Wohnraumes. Einfache Schränke und Truhen (Kisten), oft nach alter Weise bemalt, stehen in der Kammer. An den Wänden dienen einfache Bretter zur Aufstellung von kleinen Geräten, Schüsseln usw. Das Bett in seinen verschiedenen Formen — auch die Ofenbank wird zum Schlafen benutzt — entspricht aber mit seinem Zubehör einigermaßen dem bei den anderen Ständen üblichen. Von Geräten ist namentlich der Spinnrocken zu nennen, das wichtige Arbeitsgerät der Frauen. Die Reinlichkeit im Hause war gering, ebenso die Körperpflege, wie wir denn im „Renner" von Bauern hören, die sich daheim das Ungeziefer absuchen lassen. Wenn sich der von einigen geübte Kleiderluxus nur schlecht in diese Umgebung hineindenken läßt, so ist auch in der Tat die Durchschnittskleidung des Bauern selbst in dieser günstigen Zeit einfach gewesen — im wesentlichen ein grauer Kittel und graue Tuchhosen —: es war eben Arbeitskleidung, die an Festtagen ja allerdings jenem stattlichen Prunk weichen konnte. Gerade die oberen Stände hielten auf die unscheinbare Tracht des Bauern zur Kenntlichmachung seines Standes, der ja auch körperlich disqualifiziert (vgl. S. 335) war, sehr, und nach der „Kaiserchronik" schrieb man die Anordnung derselben schon Karl dem Großen zu. Auch sonst berief man sich auf solche Kleiderordnungen, so der „Seifried Helbling", nach dem laut einer Ordnung dem Bauer grauer Hausloden, als Festkleid blauer Stampfhart (gewalkter Loden) erlaubt war. Auch des Bauern Nahrungsweise ist von höfischer Verfeinerung weit entfernt, wie uns durch eine ganze Reihe von Nachrichten das alte einfache Essen, z. B. der Brei, bestätigt wird, scheint aber zuweilen dennoch eines gewissen üppigen Zuges, der überhaupt in der Zeit lag und sich immer mehr steigerte, nicht entbehrt zu haben. Die Schilderungen im „Meier Helmbrecht" zeigen bessere Speisen nur ausnahmsweise. Indessen heißt es in einem späteren Werk („Buch von den Früchten", 1498): „dieweyl der bawer arbeytet, so hat er auch rychliche narung und isset vollauf fleisch aller art und visch, brot und obst und trincket wein offten in uebermaß, das aber nit zu loben; sunst mag wol der bawerntisch als der gesundest geschätzt werden". Für die frühere Zeit trifft das bezüglich des Weingenusses nicht zu: der Bauer trank im allgemeinen keinen Wein.

Sein Gesichtskreis war natürlich sonst ganz auf die ländliche Arbeit beschränkt, die Feldarbeit hatte in seinen Augen auch eine heilige Weihe. Einförmigkeit ist dadurch freilich gegeben, eine gewisse Dumpfheit des geistigen Lebens ist nicht zu leugnen, sie war schon durch die dörfliche Isoliertheit gegeben, in die oft nur durch fahrende Händler Kunde von der Welt draußen drang. Die Stadt begann den Bauern aber bereits, wie wir eben gesehen haben, durch ihre Märkte stärker zu berühren, und allmählich griff die Geldwirtschaft zu ihm hinüber. Aber wie man noch zuweilen den Verkauf außerhalb der Mark verbot, so bestand auch noch oft ein primitiver Tauschverkehr, wie ihn uns der „Meier Helmbrecht" zeigt. Ein Pferd wird für neun

Digitized by Google

Rinder, Zeug und Korn eingetauscht. Daß der Bauer auch in der Wirtschaft geringe Fortschritte gemacht hatte und uraltes Gut sich naturgemäß forterhielt, wurde oben erwähnt. Ein starrer Regelzwang engte das wirtschaftliche Leben ein: jede Arbeit begann zu bestimmter Zeit, Heiligentage bezeichneten die großen Abschnitte, alle Tätigkeit war nach Zeit und Maß durch Herkommen oder durch den Zwang der Genossenschaft geregelt. Dieses Festlegen aller Dinge zeigte sich auch in der genauen Bestimmung der Grenzen. In feierlicher Weise — mit den bekannten Denkzetteln für die heranwachsende Generation — wurden die Grenzen sorgfältig immer wieder festgestellt. Überaus schwer wurden Grenzfrevel bestraft, etwa die Verrückung der Grenzsteine in betrügerischer Absicht. Wie der Zaun um Hof und Garten in ordentlichem Zustand erhalten werden sollte, so legte man auch Wert auf gute Einfriedigung der Äcker und Wiesen, namentlich allerdings wegen der möglichen Schädigung durch Tiere, z. B. Schweine, oder durch die Rosse der Ritter. Wer solcher Pflicht nicht genügte, wurde ebenfalls bestraft.

Ein durch die ganzen ländlichen Institutionen hervorgerufenes gegenseitiges Sichbeaufsichtigen trug nicht gerade zur Veredelung des bäuerlichen Charakters bei, auf den schon der frühere Druck seitens der Grundherren ungünstig gewirkt hatte. „Sie sint eht als [in der Tat so] ungetriuwe", sagt Bertold von Regensburg von den Bauern, „daz sie vor nide unde vor haz niht einander angesehen mügent. Sô tribet einz dem andern sin vihe ze schaden unde ze leide unde koufet einer den andern von sînem hove." Früh zeigte sich auch eine betrügerische Neigung beim Verkauf der Produkte, vielleicht durch Kniffe bei den Zinslieferungen hervorgerufen. Erwerbssinn, der bis zu schnöder Gewinnsucht steigt, ist aber dem Bauern allzeit eigen gewesen. Praktisch und ohne jede höhere Färbung war sodann seine Auffassung der Ehe, wenngleich Neigungsheiraten vorkamen, und diese Auffassung, daß der Hof den Hof heirate, ist zum Teil bis heute im Bauern wurzeln geblieben. Daß anderseits noch eine derbe Sinnlichkeit auf dem Lande zu Hause war, wurde schon (S. 331) bei Betrachtung der sittlichen Zustände des Rittertums erwähnt. Bei den Tänzen, bei dem Herumjagen und den hohen Sprüngen auf dem Anger ging es ohne Handgreiflichkeiten der „geilen dorfsprenzel" nicht ab, ebenso waren die Spiele von Derbheiten begleitet. Die Spinnstuben wurden namentlich später, zu Ausgang des Mittelalters, Stätten liederlichen Treibens. Anderseits beweisen die Rechtsbestimmungen, daß Unzucht recht streng bestraft wurde, und die späteren bedenklichen Schilderungen der bäuerlichen Sitten in den Fastnachtsspielen übertreiben ganz augenscheinlich. Innerhalb der Familie aber herrschte die gute Sitte schärfer. Ehebruch galt als ein sehr schweres Vergehen; noch war das alte Familiengefüge fest, der Vater der Herr im Hause, und manch hartes Recht stand ihm noch zu. Gleichwohl zeigen einige Strafbestimmungen, daß sich die Kinder zuweilen sehr gröblich gegen die väterliche Gewalt vergingen (vgl. auch S. 417). Auch die Frau, der das Hauswesen unterstand, während der Mann die Feldarbeit besorgte, wird, je nach Temperament, schon damals nicht immer die gehorsame Dienerin gewesen sein. Es wird darum eine ordentliche Zucht der Frau (wie des Fuchses im Sack) empfohlen. Aber rechtlich galt die Frau nichts oder war doch nur halbwertig. Alte Sitte wurzelte auch sonst überall fest. Und wie die Ehe noch oft — der „Meier Helmbrecht" bietet dafür ein Zeugnis — ohne kirchliche Trauung in alter Weise im Kreise der Zeugen durch einfache Willenserklärung geschlossen wurde, wie sich uralte Züge in den Hochzeitsbräuchen und -geschenken erkennen lassen, so war überall im bäuerlichen Leben, in der Fülle von Gebräuchen bei der Arbeit, namentlich bei der Ernte und in der Viehzucht, altes Volksgut erhalten und erhielt sich noch

Digitized by Google

auf lange Zeit hinaus. Auch des Volkes Sinnen und Sagen, seine Spruchweisheit und seine alte Erfahrung fanden im Bauern ihren Hüter. So hatte er seine geistigen Interessen, wenn er auch weder lesen noch schreiben konnte und alle Schulbildung ihm fern blieb. Sein Arbeitsleben war mit einer Fülle von Poesie umgeben. Alte dichterische Volksschöpfungen waren bei ihm noch lebendig, der sonst alles unsittig malende „Ring" Heinrich Wittenweilers läßt bei der Hochzeit alte Heldenlieder von Dietrich von Bern und König Laurin singen.

Aber mehr als in späterer Zeit brachte die günstige materielle Lage der Mehrzahl der Bauern, insbesondere in Süddeutschland, in Verbindung mit dem durchgehends zu beobachtenden volkstümlichen Sichfühlen bei ihnen eine starke Lebensfreude hervor. Die Sonn- und Feiertage waren die Zeiten, an denen man sich, wie das Volk noch heute, für die Arbeit der Woche entschädigte und der Eiferer gegen die Unkirchlichkeit nicht achtete. Der Tanz spielte die größte Rolle: vom Anbruch des Frühlings an kam man unter der Dorflinde auf dem Plane zusammen, schön geschmückt; dort oder auf dem Anger, auf Wiesen, auf einem Tanzhügel, selbst auf den Kirchhöfen drehte sich der Reigen nach Musik oder meist unter Gesang des Vortänzers und Nachgesang des Chores. Der Inhalt solcher Tanzgesänge ist oft höchst poetisch und, wie Freytag richtig bemerkt, von „einer Grazie, die viel mehr an die antike Welt erinnert als an die Empfindung unserer Landleute"; die Tänze selbst zeigten diese Grazie weniger. Im Sommer, im Freien, war der Tanz schöner als zu winterlicher Zeit in Stuben und Scheunen. Man liebte es, den Winter wegen der Beendigung des fröhlichen Treibens anzuklagen. Selbst an Werktagen kam auf dem Anger zuweilen die Dorfjugend zusammen; rasch hatte die Dorfschöne ihr Arbeitskleid mit dem Festkleid vertauscht, mochte auch die Mutter eifern, und mit dem Blumenkranze auf dem Haupte ging es zum Tanze. Der Kranz war überhaupt der natürliche Schmuck, mit dem Tänzer und Tänzerinnen sich gegenseitig auszeichneten; um einen Kranz als Preis sangen ebenso die Burschen beim Abendtanz. Die Tanzlust entfesselte oft die Eifersucht, und die nachäfferische Sitte der Burschen, ein Schwert zu tragen, machte die Rauferei gefährlich. Den Zusammenhang des ganzen Lebens mit der Natur zeigt im übrigen der Charakter der Feste als Naturfeste im Kreislauf des Jahres; altheidnischen Festen war auch jetzt zum Teil nur eine kirchliche Färbung gegeben. Mit alten Bräuchen verknüpften sich dann neue, und noch heute sind viele dieser ländlichen Festbräuche zur Osterzeit, beim Einzug des Frühlings, bei der Maifeier, dem Sonnenwendfest, dem Erntefest (zur Kirmes geworden) und so fort bis zur Fastnacht erhalten. Bei der Kirmes, die sich als ländliches Hauptfest ausbildete, ging es überall in den Dörfern hoch her, und das Schwelgen überstieg oft alles Maß; zu ihr luden sich auch die Bauern gegenseitig ein. Dazu kamen dann die Familienfeste, besonders die Hochzeiten, bei denen ebenfalls der rohe Luxus des Zuviel oft in abschreckender Form hervortrat. Schilderungen einer Bauernhochzeit finden sich wiederholt in Wittenweilers „Ring": beim Hochzeitsschmaus wird die Gefräßigkeit der Bauern, die ja noch lange bezeichnend bleibt, in stärksten Farben vorgeführt, und die rohen, unsittigen Sitten müssen trotz aller Übertreibung des Dichters doch vorhanden gewesen sein. Eine Vergnügungsstätte des Bauern war auch früh das Wirtshaus, in dem Karten und Würfel die Herrschaft übten; doch erfreute man sich ebenso vor dem Wirtshaus an dem alten Kegelspiel im Freien.

Ist der Bauernstand im ganzen jetzt eine kulturell rückständige Klasse geworden, so zeigen sich alle fortschrittlichen Momente von nun an vor allem beim Städter. Den

Digitized by Google

beginnenden Aufschwung der Städte haben wir bereits geschildert (S. [illegible]), ebenso (S. [illegible]) den fördernden Einfluß der Besiedelung des Ostens. Gerade im 13. Jahrhundert nahm die Zahl der neuen Städte, der Zuzug in die vorhandenen außerordentlich zu, und das rasche Hineinwachsen der neuen Elemente in eine spezifisch städtische Gemeinschaft, die Ausbildung jener eigenartigen Verfassung und Verwaltung gingen damit Hand in Hand. Wie man sich von den Stadtherren mit Energie emanzipierte, so verfolgte man seine Erwerbsinteressen mit derselben egoistischen Rücksichtslosigkeit. Mehr und mehr näherten sich die Städte der Zeit ihrer größten Blüte, als welche man in gewisser Hinsicht das 14. Jahrhundert ansehen kann. Wir berührten auch schon die wachsende politische Rolle der Städte, eine Folge jenes von Reichs- wie von Landstädten vertretenen, der allgemeinen Auflösung und Unsicherheit entgegenwirkenden Einungsprinzips (vgl. S. 378), dessen Wert dann auch von den Territorialherren wohl erkannt wurde. Diese stellten sich noch zu Beginn des 14. Jahrhunderts nicht unter allen Umständen zu den Städten in Gegensatz, trotz fiskalischer Ausnutzung ihres Verkehrs, hatten vielmehr wie jene an der Niederhaltung der adligen Friedensstörer ein Interesse. So entstanden auch Landfriedensbünde zwischen Städten und Fürsten, während sich die Ritter dann ihrerseits, allerdings zum Teil wieder unter Ägide der Herren, zusammenschlossen (vgl. S. 378 f.). Die Regel war jedoch ein feindliches Verhältnis der Landesherren zu den Städten, deren unabhängige Rolle ihnen sehr unbequem war. Übrigens brachten den Fürsten die Kriege und Fehden meist Gewinn, während die Städte immer darunter litten. An ihre festen Mauern wagten sich zwar die Feinde nicht heran, aber gegenüber dem raublustigen Adel war außerhalb derselben alles verloren, und eine einzelne noch so bedeutende Stadt konnte trotz gelegentlichen Brechens von Burgen, trotz aller Dienstverträge mit Rittern, die sich nachher doch meist als unzuverlässig erwiesen, nichts ausrichten, vor allem den vielverzweigten Handel, den ihre Bedeutung bedingenden Verkehr auf den Straßen nicht wirksam schützen.

Die einzige Abhilfe boten bei dem Versagen der königlichen Gewalt, die man sonst gestützt hatte, eben die Bünde. Der Gemeinsinn, nicht als sittliches Prinzip, sondern ein Erzeugnis der Verfolgung gleicher Interessen, schloß nicht nur die Bürger einer Stadt, sondern ganze Gruppen von Städten zusammen. Handelspolitische Erwägung, die Notwendigkeit, den Handel gegen ihn lahmlegende ungerechte Zölle der Herren, gegen Raubanfälle des kleinen Adels, überhaupt gegen die fortwährende Beunruhigung durch Fehde und Krieg zu schützen, führte zu den Bünden, die zugleich aber wieder eine Erweiterung des Handelsgebietes nach sich zogen. Es ist auch charakteristisch, daß das verkehrsreichste und für den Handel wichtigste Gebiet, das rheinische, diese Bünde zuerst zeigte. In Anlehnung an einen älteren Bund von Speyer, Mainz, Worms und anderen Städten vom Jahre 1226 und auf Grund des großen Landfriedens von 1235 verbündeten sich zunächst die drei Städte Worms, Mainz und Oppenheim, woraus dann 1254/55 der große rheinische Städtebund zur Erhaltung eines gemeinen Friedens auf zehn Jahre entstand. Er richtete sich vor allem gegen unberechtigte Rheinzölle, umfaßte neben zahlreichen geistlichen und weltlichen Herren, die notgedrungen mitmachten, schließlich neunzig Städte, spielte aber mehr und mehr eine politische Rolle und mischte sich in die Reichspolitik ein. Er bestand in vollem Glanze nur wenige Jahre. Die zu ihm gehörigen Städte sind dann auch an den beiden großen Bünden der späteren Zeit beteiligt. Der weniger bedeutende von diesen war der nach der Mitte des 14. Jahrhunderts sich bildende schwäbische, der, wesentlich aus oberdeutschen Reichsstädten bestehend, Ulm, Augsburg, Nürnberg an der Spitze, sich namentlich gegen die

Digitized by Google

Übergriffe der Landesherren richtete, neben nur geringen, auf den Verkehr mit Oberitalien gehenden handelspolitischen Interessen vorwiegend politische vertrat und von Eberhard von Württemberg 1388 schwer geschlagen wurde, ohne daß dadurch übrigens seine einzelnen Glieder geschädigt wurden.

Rein auf den eigentlich städtischen, den Handelsinteressen war dagegen die Hansa aufgebaut; freilich waren mit jenen die Landfriedensbestrebungen sowie die Bemühungen um Angleichung der rechtlichen, der Münz- und Maßverhältnisse usw. immer verbunden. Vorläufer der Hansa waren die zahlreichen kleineren norddeutschen Bünde, die, ohne im Gegensatz zu den hier meist den Verkehr schützenden Landesherren zu stehen, sich gegen die Räuber zur See und zu Lande richteten und vor allem das nordwestliche, nordische und nordöstliche Ausland für ihren Handel durch gemeinsame Aktionen auf der Grundlage jener kaufmännischen genossenschaftlichen Niederlassungen in der Fremde (vgl. S. 288), durch Privilegien usw. zu erobern suchten. Die Hansa nahm ebenso durchaus von diesen Vereinigungen deutscher Kaufleute im Ausland ihren Ausgang. Wir sahen schon früher (S. 174), wie sich für diese zur Erlangung von Privilegien, überhaupt zur Sicherung einer rechtlichen Grundlage ihres Handels wie zur Befriedigung kirchlicher und geselliger Bedürfnisse der Zusammenschluß von selbst ergab. Alle Stammes- und Rechtsverschiedenheiten wurden durch die wirtschaftlichen Interessen überwunden; zugleich aber bildete der Nimbus des Reiches, obwohl es damals zerfiel, ein einigendes Moment und verlieh auch Ansehen den Fremden gegenüber. „Kaufleute des Römischen Reiches", „deutscher Kaufmann" nannte man sich, ebenso wie es später, zuerst 1343, „deutsche Hansa" — über die Bezeichnung Hansa vgl. S. 288 — hieß. Unter diesen Genossenschaften in der Fremde hat man früher für die Bildung der Hansa als wichtigste die der schon (S. 288) berührten Gotlandfahrer hervorgehoben, die nicht nur den russischen Handel beherrschte, sondern auch im englischen und flandrischen von Bedeutung war. Gerade nach Flandern richtete sich überhaupt der Handel der deutschen Auslandkaufleute vor allem; hier konzentrierte sich der Verkehr. Kießelbach hat daher die Bildung der Hansa von den dortigen Verhältnissen her abgeleitet, zunächst den festen Zusammenschluß aller dortigen deutschen Kaufleute, bald darauf die „gleiche Gruppierung" der betreffenden Heimatsstädte, die dort bereits im 13. Jahrhundert im Interesse des Auslandhandels gelegentlich gemeinsam vorgegangen waren. Dieser in dem maßgebenden Land erreichte Zusammenschluß der Städte sei dann durch die führende Stadt Lübeck, die bereits in dem nichtflandrischen Interessengebiet großen Einfluß besaß, auch auf dieses ausgedehnt worden. Das äußerst günstig gelegene, einen natürlichen Vermittelungsort auf der Handelslinie von Flandern bis Rußland bildende Lübeck, dessen Bedeutung die Übernahme seines Rechtes durch zahlreiche Kolonialstädte noch steigerte, war die gegebene Führerin für die Aufgaben, die namentlich der Ostseehandel, die eigentliche Grundlage der Hansa, stellte. Nicht mehr Wisby, sondern Lübeck räumten die Kaufleute der wendischen Städte allmählich eine immer ausgeprägtere Vormachtstellung ein. Diese wendischen Städte, d. h. außer Lübeck Hamburg, Lüneburg, Wismar, Rostock, Stralsund und andere, bildeten überhaupt, nach Art jener nachbarlichen Friedensbünde zusammengeschlossen (1256 tagten sie in Wismar), eine treibende Kraft in der sich allmählich entwickelnden Städtehansa. Der Bund wird noch lange als „der gemeine Kaufmann" bezeichnet. Zu ihm gehörten außer den wendischen Städten viele Landstädte im Ostseegebiet, in der Mark usw., ferner Bremen, die niedersächsischen Binnenhandelsstädte, besonders dann das wichtige, sich oft stolz abschließende Köln (siehe die

Digitized by Google

untenstehende Abbildung), andere rheinisch-westfälische Städte, endlich Breslau und Krakau, zu denen noch der ebenfalls Handel treibende Ordensstaat kam. Ein erster bedeutender Akt des Bundes war die Kölner Konföderation von 1367 gegen König Waldemar von Dänemark.

Die Hansa behielt auch später wechselnde Gestalt, hatte aber die beste Grundlage für ihre Dauer in dem gemeinsamen Bande natürlicher Gesamtinteressen, die die ebenso natürlichen kleineren Gegensätze zwischen den östlichen und westlichen Städten überwanden. Die wichtigste Angelegenheit war immer die Förderung des Auslandhandels und die Sicherung der auswärtigen Handelsniederlassungen. Über alle wichtigen Punkte an den fremden Küsten oder weiter stromaufwärts breitete sich nun ein Netz von Kontoren und Faktoreien aus, die den Handel der betreffenden Gegend völlig beherrschten. Die wichtigsten waren der Stahlhof in London, das Haus der Osterlinge in Brügge, die Fitten auf Schonen, die „deutsche Brücke" in Bergen, der Peterhof in Nowgorod. Ganze Kolonien deutscher Kaufleute, meist in ummauerten oder umschanzten Höfen (vgl. S. 288), waren entstanden. Mit der Macht der Hansestädte hinter sich und — auf Gewalttaten und Hinterlist kam es dabei nicht an — durch erzwungene oder erkaufte Privilegien der Herrscher geschützt, lebten diese Männer unter eigenem Rechte genossenschaftlich unter Älterleuten, abgesondert von den Eingeborenen, wehrten jeden unrechtmäßigen Zolldruck ab und organisierten untereinander wieder lebhafte Verbindungen durch Handelsgesellschaften. In ihrer exponierten Lage hatte sich ein straffes Band der Disziplin, das bei der allgemeinen Unbändigkeit überhaupt vonnöten war, bis zu zölibatären Anforderungen von selbst ergeben und wurde durch die Hansa noch fester geknüpft. Eine Kontrolle dieser wichtigen Auslandposten fehlte nie.

Köln. Aus der „Cronica von Cöllen", Köln 1499, Exemplar der Universitätsbibliothek zu Leipzig. Vgl. Text S. 401.

Die Hansa war so die gewaltige Organisation eines monopolartigen, weil nur den Bürgern von Hansestädten zustehenden Zwischenhandels, der das skandinavische, russische und englische Gebiet beherrschte, der die Erzeugnisse einer höheren Kulturwelt dorthin, aber auch in die eigenen Städte, überhaupt nach Norddeutschland, führte, der anderseits namentlich aus dem Nordosten Landeserzeugnisse (die als Fastenspeise begehrten Fische, Tran, Getreide, Flachs, Salz, Pelze, Felle, Holz, Teer, Eisen [schwedisches Osemund], Wachs, Honig und anderes) nach Deutschland und dem Westen brachte. Eine besondere Rolle, vor allem für die Ostseestädte, hat der Hering gespielt, der in Massen namentlich an

Digitized by Google

die Rügensche Küste kam, später seine Züge nördlicher nahm und so zu dem Aufschwung des lebhaften Handels mit Schonen beitrug: er wurde dann in Menge in das nord- und mitteldeutsche Binnenland, mit dem die Hansa natürlich überhaupt auf Straßen und Flüssen lebhaft verkehrte, oder in den Westen verhandelt. Entscheidend war die Handelsstellung der Hansa in dem wichtigen europäischen Vermittelungsland, in Flandern, d. h. in Brügge, wo sie die nordischen Rohprodukte gegen die Erzeugnisse des Westens (Wein, Tuche), des Mittelmeergebiets (Öl, Südfrüchte, Seide) und des Orients (Gewürze, Luxusstoffe usw.) austauschte. In Italien (Venedig) und Frankreich dagegen, zum Teil allerdings auch in Flandern, begegnete sie außer dem überlegenen einheimischen dem immer stärkeren süddeutschen Handel als mächtigem Konkurrenten, wie sich später im 15. Jahrhundert einmal Köln bei Lübeck über das Eindringen der Nürnberger und Schwaben in Brügge beklagte.

Hafenbild. Aus dem Hamburger Stadtrecht von 1497 im Staatsarchiv zu Hamburg.

Die mächtige Stellung der Hansa im Norden beruhte auf der Schiffahrt: erst diese, jetzt in ausgedehnter Weise betrieben, erlaubte die Ein- und Ausfuhr in großem Maßstabe und ermöglichte jenen Zwischenhandel. Gerade sie bildete durch die gemeinsamen Fahrten die erste Grundlage zur Hansa, und anderseits waren es wieder diese Flotten, durch welche die Hansa den nordischen Herrschern imponierte und ihnen Privilegien und Schutz abrang. Sie nahm die alte Seetradition der Germanen in verstärktem Maße wieder auf. Schiffahrt und Schiffahrtsinteressen (siehe die obenstehende Abbildung) sind in Deutschland nun ausschließlich Sache der Hansen, die den alten Normannen freilich nicht gleichkamen, und diese Schiffahrtspflege hat dann einen Aufschwung des Schiffswesens überhaupt, auch im Binnenverkehr, zur Folge gehabt. Die Schiffe (siehe die Abbildung S. 404) wurden erheblich

Digitized by Google

größer. Man deckte sie und baute sie, um möglichst viel Menschen und Waren mitzuführen, dickbauchig. Sonst waren sie kurz, vorn und hinten rund und sehr hochbordig. Dieses typische Schiff — schon im 14. Jahrhundert kennen wir zahlreiche Namen für verschiedene Arten der Schiffe sonst — ist die in ihrem Ursprunge nicht zu erklärende „Kogge". Sie wurde im Krieg wie im Frieden verwendet, erst im 16. Jahrhundert entwickelten sich besondere größere Kriegs-(Orlog-) Schiffe. Man kam auch zu mehr-(drei-)mastigen Schiffen. Die Schiffe trugen vorn und achter Figuren, wie ja Vorder- und Hinterteil ursprünglich in Tierköpfe ausliefen (vgl. S. 175). Man legte ihnen auch Namen bei. Das Steuer kam im 14. Jahrhundert von der rechten Seite (daher Steuerbord) nach hinten. Man klebte allmählich weniger an der Küste, obgleich der Kompaß in besserer Form sich im hansischen Gebiet wohl erst nach der Mitte des 14. Jahrhunderts einbürgerte. Übrigens befuhren die Hansen auch den entfernteren Westen, namentlich seit dem 13. Jahrhundert die sogenannte Baie (Bourgneuf usw.) in der südlichen Bretagne, um von dort Seesalz zu holen. Dieser Baiehandel blühte besonders später im 15. Jahrhundert. Hansische Schiffe kamen nachmals auch bis zum Eingang in das Mittelmeer, das sie im Mittelalter selbst aber nicht befuhren. Man fuhr sehr selten einzeln, nach alter Weise meist als Flottille, begleitet von Konvoischiffen, die Gewappnete und späterhin auch Büchsen, Feuergewehre schon 1393, an Bord hatten. Denn der Hauptschrecken waren außer den Kapern, die bei jedem Zwiste sofort in Tätigkeit traten, die Seeräuber, die von dem Aufschwung des hansischen Handels auch ihren Nutzen haben wollten, insbesondere später die gefürchteten Vitalienbrüder, die die Kämpfe zwischen der Hansa und den nordischen Mächten ausnutzten. Die Schiffer, durch Schwur aneinander gebunden, bildeten auf See eine fest organisierte Gemeinschaft mit Vogt, Schöffen usw. Schon 1378 wurde eine gemeinhansische Ordnung gegen Widersetzlichkeit usw. erlassen; eine alle Einzelheiten regelnde Schifferordnung kam 1480 (1482). Die Hansa, die, dem ländlichen Flurzwang, dem Zunftzwang usw. entsprechend, überall eine für alle bindende Ordnung im Seewesen herbeiführte, z. B. selbst die Eröffnung und den Schluß der Seefahrt jährlich bestimmte, hat überhaupt, allerdings unter Einflüssen vom Mittelmeer her, ein Seerecht geschaffen, das lange Geltung behielt.

Handelsschiff. Aus einer Handschrift des „Trojanischen Kriegs" (15. Jahrhundert) im Germanischen Nationalmuseum zu Nürnberg. Wiedergegeben bei A. Essenwein, „Kulturhistorischer Bilderatlas II: Mittelalter", Leipzig 1883. Vgl. Text S. 403.

Im ganzen prägt sich in der Welt der Hansa eine ursprünglichere Atmosphäre aus als in dem mit der romanischen Kulturwelt in engerer Verbindung stehenden südlichen und westlichen Deutschland. Der kulturelle Vorsprung, den diese Teile seit langem hatten, wurde im 15. Jahrhundert zwar in den belebten hansischen Handelsstädten einigermaßen

Digitized by Google

eingeholt, die Kultur ging aber viel weniger auf das Land über und blieb auch bei den Bürgern immerhin grob-materiell. Ferner stand der städtischen Macht die der Landesherren immer im Wege. Wie die Geldwirtschaft in Norddeutschland immer noch mit der Naturalwirtschaft zu kämpfen hatte, die Hansen sich übrigens auch nur in ganz geringem Maße später an den großen Geldgeschäften des 16. Jahrhunderts beteiligten, so behielt das agrarische Leben einen Einfluß auf die ganze Kultur. Fischerei und Schiffahrt, überhaupt die See, aber auch die Ebene machen die Menschen nicht beweglicher und lustiger, und so trug das Ganze trotz viel prächtiger Behaglichkeit in den reichen Bürgerkreisen einen etwas rückständigen, aber eigenartigen Charakter.

Natürlich hat der Bund als solcher sehr viele wohltätige Folgen gehabt. Er hat eine große Erziehungsaufgabe erfüllt, aus einem Geschlecht von Strandräubern eine friedlichere Fischer- und Schifferbevölkerung gemacht und auch, als später jene neue Belebung des Seeraubes eintrat, diesen nicht nur mit Gewalt beseitigt, sondern mehr noch dadurch, daß der Handel den Beruf des Fischers einträglich und den des Schiffers zu einem geordneten und gut bezahlten gestaltete. Der Bund vertrat die versagende Zentralgewalt für seinen doch nicht kleinen Kreis durchaus, beseitigte Zwistigkeiten unter seinen Gliedern, schuf neben der größeren Sicherheit des Verkehrs die Grundlage einer einheitlichen Verwaltung in Münze, Maß und Gewicht, im Gewerbewesen, organisierte das große Netz von Verbindungen, das den Städten wie dem Einzelnen, z. B. auch für den Briefverkehr, zugute kam. Ungeheuer ist durch diese Organisation endlich die wirtschaftliche Macht seiner Glieder gestärkt worden. Freilich alles basierte auf dem Handel, an eine industrielle Entwickelung wie im Süden ist nicht zu denken. Aber der hansische Kaufmann war dafür allein das führende Element, und zugleich wuchs sein Reichtum bedeutend. Zu Anfang waren Handelsaristokraten in vorhansischen Zeiten vor allem in Köln zu finden gewesen, in jenem anfänglich wichtigsten Verkehrsgebiet, jetzt gab es sie auch sonst in den Städten der Hansa, so gut wie in den oberdeutschen Handels- und Gewerbszentren.

Das überall aufblühende Städtewesen war überhaupt zunächst noch an aristokratische Formen gebunden gewesen: wir sahen (S. 292), welche Bedeutung die Patrizierherrschaft in den Städten hatte. Jetzt zeigt sich nun aber auch in den Städten der demokratische Zug der Zeit, das Emporringen der unteren Klassen. Jene städtische Aristokratie, die die Stadtverwaltung in Händen hatte, war mehr und mehr zu einer herrschsüchtigen Kaste geworden. Die anfängliche Mißachtung des Kaufmanns, der zuweilen noch vom Rat ausgeschlossen war, war bald gewichen, und der städtische Adel trieb schließlich zum Teil selbst Kaufmannschaft. Ebenso fühlten sich die durch den Handel reich gewordenen Geschlechter, die also zunächst noch alteingesessene Grundbesitzer, dann auch Kaufleute (Gewandschneider) umfaßten, aber im allgemeinen sich doch gegen neue Parvenüs abschlossen, durchaus zu dem ritterlichen Adel der Städte, mit dem sie sich zum Teil verschwägerten, hingezogen (vgl. S. 352). Wie der städtische Adel aber ganz die höfischen Allüren angenommen hatte, so ging von ihm die höfische Kultur wieder auf die Geschlechter über. Die Schilderung der Lebenshaltung reicher Kaufleute in den höfischen Gedichten, etwa diejenige der Hochzeit des schließlich zum Ritter geschlagenen Sohnes eines reichen Kölner Kaufmannes, des guten Gerhard, in dem gleichnamigen Epos, spiegelt durchaus höfisch-ritterliche Gewohnheiten wider. Die Kaufleute veranstalteten sogar Turniere, wie 1226 „einen Gral" zu Magdeburg, zu dem „alle Kaufleute, die da Ritterschaft wollten üben", aus Goslar, Hildesheim usw. geladen

Digitized by Google

wurden. Wie die Tracht (vgl. S. 392) zeigt auch noch später die Geselligkeit in den Trinkstuben der Kaufleute, den Artushöfen usw., heftischen Anstrich. Übernommen wurde freilich zugleich das exklusive, hochmütige Gebaren. Gerade das rasche Reichwerden (vgl. S. 165) war dafür verhängnisvoll und der egoistische Zug der Zeit nicht minder. Der Reichtum des Kaufmanns wird in der höfischen Literatur des 12. und 13. Jahrhunderts stets hervorgehoben. „Der reiche Kaufmann" ist eine stehende Wendung. Dem Kapitalreichtum waren freilich die meisten Träger selbst gar nicht gewachsen, und oft überdauerte er nur wenige Generationen. Die Beeinflussung durch das Rittertum aber wurde um so bedenklicher, je mehr dieses entartete. Jedenfalls finden sich in den Städten ähnliche, der Gesamtheit schädliche Züge wie bei dem landsässigen Rittern. Nicht nur der ritterliche Adel der Städte barg gewaltsätige Menschen in sich, wie etwa den alles Recht gänzlich mißachtenden Jakob Rave von Stein in Worms, sondern auch die bürgerliche jeunesse dorée glänzte in Exzessen, nächtlichen Überfällen und Mordtaten, in hochmütigem Gebaren und Auftreten. Fritsche Klosener hat für Straßburg von der „gewalt und andern manigen unlüsten", die die Herren „an armen lüten begingent", anschaulich erzählt, namentlich wie die Handwerker von ihnen geplackt wurden, kein Geld erhielten und bei Schuldeinforderungen noch Mißhandlungen erdulden mußten. Das Schlimmste war aber, daß die Patrizier, die freilich auch die Seele der großen Städtebünde wie des städtischen Aufschwunges überhaupt gewesen sind, ihre Verwaltung meist nach selbstsüchtigen Gesichtspunkten führten, natürlich auch das Recht nach Belieben beugten und alle Lasten dem schlecht behandelten Volke überließen, namentlich den Handwerkern.

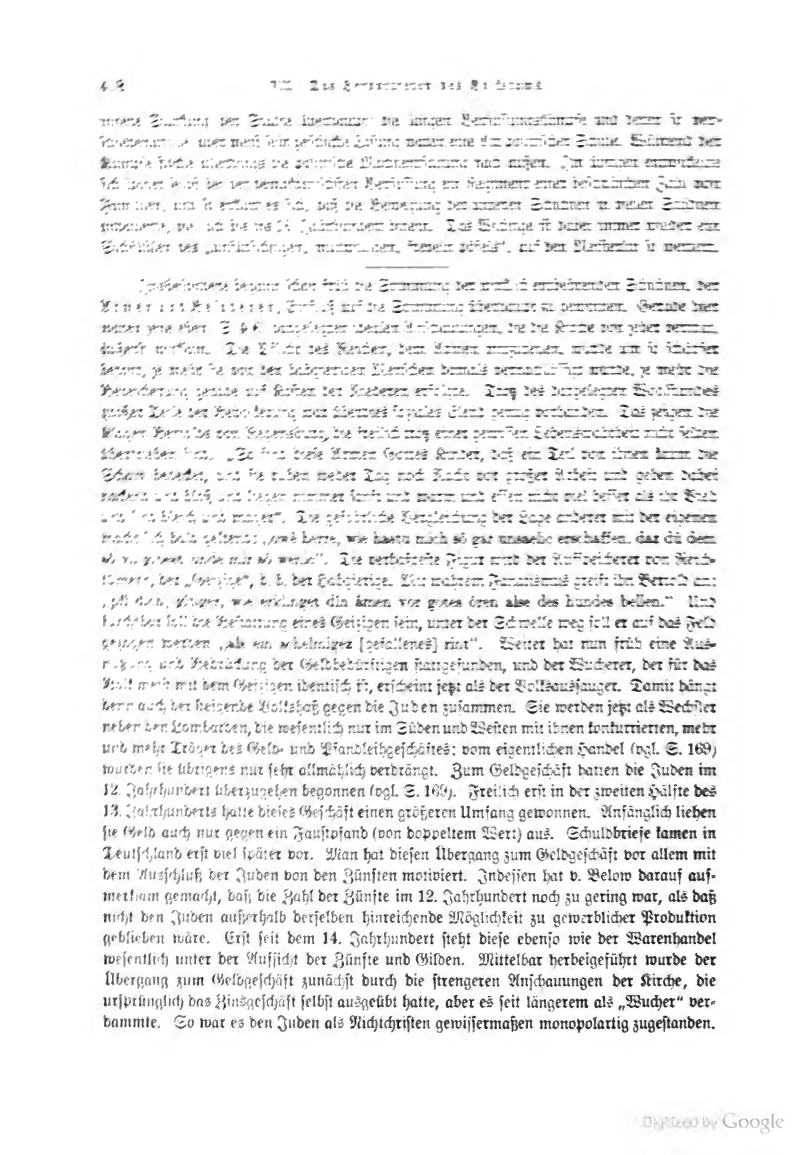
Dazu kam nun, daß sie schon als Träger der neuen Macht, des Kapitals, dem Volke verhaßt waren. Es waren zum Teil kirchliche Anschauungen, die sich jetzt allgemeiner kundgaben. Nur so viel, als für den Unterhalt und die Bedürfnisse des Menschen notwendig war, sollte der Einzelne erwerben dürfen; hatte er mehr, so war er verpflichtet, den Ärmeren reichlich abzugeben. Unchristlich war jedenfalls die gierige Erwerbssucht, die Jagd nach Geld und Gut. Freilich frevelte die Kirche selbst genügend gegen ihr Ideal, hat aber doch mit diesem einen gewissen Einfluß auf die Anschauungen der Laien geübt. Die ganze Geldwirtschaft wurde von der Kirche, obwohl sie selbst durch ihre vorgeschrittenere Finanzwirtschaft ihr den Boden bereitet hatte (vgl. S. 290), als den kanonischen Gesetzen gegen den Wucher widerstreitend empfunden. Unter diesem Stichworte wurde alles Zinsnehmen, wurden alle spekulativen Handelsgeschäfte mit einbegriffen. So erhielt trotz äußeren Ansehens, ja trotz der Förderung und Privilegierung, die man der Ausnutzung wegen dem Handel angedeihen ließ, gerade die höhere kaufmännische Tätigkeit, das Arbeitenlassen des Kapitals, einen sündlichen Charakter. Nur ein mäßiger Gewinn als Lohn für seine Mühe sollte dem Kaufmann zustehen. Die Antipathie der Kirche gegen den Kaufmann ist sehr alt, tritt aber jetzt stärker hervor. Mit der Meinung des Cäsarius von Heisterbach, daß ein Kaufmann kaum ohne Sünde sein könne, harmoniert das Urteil des Thomas von Aquino über die Schimpflichkeit des Handels, der nur zur Beschaffung des Allernotwendigsten dienen dürfe, also z. B. bei den Lebensmittel und eigene Produkte verkaufenden Bauern und Handwerkern gerechtfertigt erschien. Duns Scotus wollte aus allgemein moralischen Gründen, wegen des Anreizes zu jener verpönten Gewinnsucht, den Handel verboten wissen. Dazu kommen bestimmte Vorwürfe gegen die Kaufleute. Heinrich von Melk wirft ihnen Untreue vor, Freidank, nach dem der Teufel den Handelsstand gestiftet hat, Betrug, Bertold von Regensburg falsches Schwören beim Handel, Hugo von Trimberg Lug und Trug sowie Habsucht usw. Mögen diese

Digitized by Google

Vorwürfe auch wesentlich durch jene kirchliche Grundauffassung beeinflußt sein, so ist doch allem Anschein nach der damalige Kaufmann, so großes Ansehen er anderseits genoß, auch in Wirklichkeit oft ein habgieriger, treuloser Mann gewesen, der zudem mit seinem Gelde protzte und häufig sittenlos lebte. Albrecht (Allpert) von Metz schildert die Kaufleute als Ehebrecher, Meineidige und Säufer. So grollte es auch im Volke, und solcher Stimmung entsprach schlecht die Überhebung der Geschlechter, ja der Kaufleute überhaupt, deren Gilden, wie wir (S. 285) sahen, sich vornehm gegen die Zünfte abzuschließen suchten.

Aber gerade die Handwerker fühlten sich keineswegs als servile Masse. Dem Handel, soweit er nicht ihren Interessen diente, im ganzen feindlich (vgl. S. 285), hatten sie sich mehr und mehr zu einem großen, wohlhabenden Stande entwickelt: in den schon (S. 281 ff.) charakterisierten Zünften hatten sie eine feste Form der Selbstverwaltung und wirtschaftlichen Sicherung gewonnen, anderseits aber auch eine durch den Zunftzwang geschlossene Organisation erlangt, die sie als Ganzes sich fühlen ließ. Nun waren sie im Laufe der Zeit äußerlich und innerlich gewachsen, an Zahl wie an materieller Kraft. Ihr Auftreten veranlaßte das Verbot aller Zünfte durch Friedrich II. von 1232, das ja auch die Ratskollegien aufhob. Aber die Zünfte widerstanden diesem Verbot wie den vielfachen Eingriffen der Landesherren in Bayern, Österreich usw., die überhaupt alle Einungen der Bürger untersagten. Anderseits waren sie wieder durch den Rat bevormundet. Sie waren mit Steuern besonders beschwert, hatten vor allem Kriegslasten in starkem Maße zu tragen. Bei dem geschäftlichen Sinn, der die ganze Zeit charakterisiert, mußte sie insbesondere die Finanzverwaltung der Geschlechter, die willkürliche Erhebung der Steuern zur Forderung einer Finanzkontrolle bringen. Dem Übermaß von Pflichten einerseits, der inneren Berechtigung mancher Ansprüche der Handwerker anderseits entsprach schlecht jene Behandlung seitens der Geschlechter. Die Unnachgiebigkeit des Patriziats rief dann schließlich offenen Aufruhr hervor. Es setzte die Reaktion gegen die Patrizierherrschaft ein, man kam zu einer neuen Form der städtischen Verfassung, die ebenso berechtigt war wie früher jene. Schon im 13. Jahrhundert begannen die Erhebungen der Handwerker, um im 14. Jahrhundert eine charakteristische Erscheinung, von Süden nach Norden sich ausbreitend, in der Geschichte fast aller Städte zu werden. Es waren häufig Kämpfe voll fanatischer Erbitterung. Siegten die Geschlechter, so wurden oft wahre Racheorgien gefeiert, wie in Magdeburg, wo 1301 zehn Aldermänner der Zünfte auf dem Markte verbrannt wurden, wie in Straßburg 1308, wo zahlreiche Opfer erschlagen wurden, wie in Nürnberg, wo 1349 die Rädelsführer enthauptet und sehr viele Handwerker geächtet wurden, wie in Köln, wo man 1371 nach der sogenannten Weberschlacht sofort 33 Weber und später noch mehr hinrichten ließ. Diese Grausamkeit zeigten die Zünfte, wo sie siegten, klugerweise nicht und sicherten sich so ihre Siege viel besser. Durchaus nicht überall haben sie die volle Herrschaft erlangt, wie etwa in Ulm, Speyer und Augsburg. Häufig kamen sie auch nur in zäh wiederholten Anläufen zum Siege. Oft wieder erzielten sie nur eine halbe oder minderwertige Teilnahme am Stadtregiment oder auch gar keine, wie in Nürnberg, wo sie früher überhaupt nicht aufgekommen, 1348 allerdings erfolgreich gewesen waren, schließlich aber doch wieder ganz unselbständig wurden. Hier, wie auch in den Hansestädten, hat sich das patrizische Regiment behauptet: gerade hier wurde es freilich mit voller Kraft gehandhabt. Anderswo ließ der mehr ländliche Charakter einer Stadt eine kriegerische Patrizierherrschaft bestehen. Wo die Zünfte herrschten, ist, wie schon (S. 283) betont, meist von einer größeren Rolle des Handels keine Rede. Ohne Zweifel bedeutete aber das Auftreten der neuen Elemente eine

Digitized by Google



Daß es bei dem Mangel an rechtlicher Regelung leicht auszubeuten war, machte sie reich. Aber sie brauchten auch Geld, um die an sie gestellten Geldansprüche zu befriedigen. Eben der bei ihnen vorausgesetzte Geldbesitz ließ sie den weltlichen Mächten finanziell gut ausnutzbar und daher begünstigenswert erscheinen, worüber man denn den Schutz der Untertanen gegen etwaige Aussaugung übersah. Der Kaiser forderte von ihnen aus einer ursprünglich für den Schutz der Fremden geltenden Abgabenpflicht („Kammerknechtschaft") heraus immer gesteigerte Abgaben, Einkünfte, die er als Regal wie andere Regalien auch weiter verlieh; die Fürsten und nicht minder die Städte zogen die Juden weidlich zu Steuern und Umlagen heran; letztere waren zum Teil wieder das Entgelt für den Schutz, der ihnen in weitgehendem Maße für Person und Eigentum gewährt war. Die Ermordung eines Juden wurde höher gebüßt als die eines Deutschen. Die Juden unterwarfen sich auch um des Schutzes willen jeder finanziellen Belastung. Dazu kam der Anleihebedarf der Fürsten, namentlich für Unterhaltung ihrer Kriegsknechte. Juden begann man überhaupt bereits die fürstliche Finanzverwaltung zu übertragen. Aber den völligen Übergang zum Geldgeschäft bewirkte vor allem das wachsende Kreditbedürfnis weiter Kreise. Geld brauchte der materiell ruinierte Adel, der Bauer, der Handwerker, selbst der Klerus: der Schuldbrief wurde nunmehr eine immer massenhafter auftretende Erscheinung. Gerade durch diese allgemeine Verschuldung wurde das Zinsgeschäft den Juden verderblich. Sie erklärt vor allem den stärkeren Haß, zumal bei jener Auffassung der Kirche, deren Gegensatz zu den Juden überdies die seit den Kreuzzügen verschärfte feindliche Stellung allen Ungläubigen gegenüber noch gesteigert hatte.

„Von Juden und Ungläubigen." Aus dem „Layenspiegel", Augsburg 1512, Exemplar der Universitätsbibliothek zu Leipzig. Vgl. Text S. 410.

Die günstige Position, die die Juden unter den Saliern gehabt hatten, schwand mehr und mehr. Der Grundbesitz, den sie bisher ungehindert in beträchtlichem Maße und in beliebiger Lage in der Stadt hatten, wurde ihnen, namentlich von dem Klerus, zu entreißen gesucht. Ihr Reichtum wurde immer unangenehmer empfunden. Die von den Juden erlangten Handelsprivilegien (Zollfreiheiten) erregten Erbitterung. Die frühere Verschmelzung mit den Bürgern, die vielleicht der Name eines Kölner Patriziergeschlechts „Jude" verrät — sicherer ist nach Lau die Zurückführung des Geschlechts von St. Laurenz auf den getauften Juden Eckebertus —, wurde nun ganz unmöglich. Das Streben ging jetzt, im Gegensatz zu

Digitized by Google

früher (vgl. S. 169), auf Absonderung. Äußerlich von den Christen durch den Spitzhut und die gelbe Farbe (Tuchstreifen am Rock; siehe die Abbildung S. 409), zuerst auf Anordnung des Laterankonzils von 1215, geschieden, galten die Juden mehr und mehr als wirkliche Volksfeinde. Im 13. Jahrhundert äußerte sich die Verachtung und der Haß oft nur im geheimen; es traten sogar noch Christen zum Judentum über. Bertold von Regensburg nennt die Juden zwar „stinkend" und empfiehlt, sich ihrer zu erwehren wie der Heiden, will ihnen aber aus äußeren und Missionsgründen vollen Frieden gesichert und sie vor der Brutalität der Menge geschützt wissen. Aber er weiß doch schon von Gewalttaten zu berichten, wie denn „zur Taufe" törichtes Volk „ein jüdelin oder alte liute einen alten juden in schimpfe oder in goukel [im Scherz oder zum Possen] in wazzer stiez". Mehr und mehr begleiteten jede Volksaufregung Judenverfolgungen und -plünderungen. Denn wenn die Masse, sobald sie sich fühlt, zu Gewalttätigkeiten überhaupt geneigt ist, so kam damals der (S. 295) geschilderte Zug der Zeit hinzu. Nicht nur die Ritter und die entarteten Stadtjunker liebten Gewaltstreiche, es gab auch im Volke rauflustige Gesellen genug, die immer zu solchen aufgelegt waren. Vor allem aber entschied, daß die Leute, wie gesagt, allgemein den Juden tief verschuldet waren. Bei den Plünderungen wollte man oft nur die Schuldbriefe beiseite schaffen. Je mehr die Geldwirtschaft sich ausbildete, um so häufiger wurden derartige Erscheinungen, natürlich besonders im Westen. Die Zahl der Opfer ist im übrigen meist sehr übertrieben. Die zuerst mit den Kreuzzügen einsetzenden Judenverfolgungen ließen in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts nach, insbesondere infolge der energischen Schutzgesetze Kaiser Friedrichs I., traten aber stärker seit der Mitte des 13. Jahrhunderts auf. Neben jenem wirtschaftlichen Moment, dessen Wichtigkeit einige fälschlich leugnen, hatte der Haß gegen die Nichtchristen immerhin nur sekundäre Bedeutung. Freilich entsprangen ihm die anstachelnden, immer wieder zu Verfolgungen Anlaß gebenden religiösen Beschuldigungen des Kindermordes und der Hostienschändung. Damit ist aber keineswegs ausgeschlossen, daß der eigentliche Hetzer zur Judenverfolgung doch der Klerus, insbesondere der volkstümlich denkende niedere Klerus war, der ja auch gegen die Reichen überhaupt wetterte.

In dieser demokratischen Zeit mußte sich auch die niedrigststehende Volksklasse stärker als sonst bemerkbar machen: das waren die *fahrenden Leute*. Nichts ist dem deutschen Gemüt trostloser als das „Elend", die Fremde, und das Fahren in der Fremde. Und doch ist das Wandern dem Deutschen der Frühzeit wie des Mittelalters nur allzuoft Gebot gewesen, ein Gebot meist der Landnot, der Verringerung des Nahrungsspielraumes. Mit der zunehmenden Besetzung alles anbaufähigen Landes wuchs bei dichterer Bevölkerung die Schwierigkeit des Unterkommens. Darum strömte alles nach Osten (vgl. S. 387). Daher auch der rasche Zuzug in den Städten. Aber gerade die Sorge, sich die Nahrung nicht durch allzuviel Mäuler beschränken zu lassen, trieb die Städte wie die noch viel mehr sich abschließenden Dörfer dazu, den Zuzug immer mehr zu hindern. So schwoll im ausgehenden Mittelalter immer mehr das Heer der Unbemittelten an, deren Heimat die Straße war. Manchen hatten auch die Kreuzzüge mit fortgerissen, und er fand später keine bleibende Stätte. Die *Straßen des Mittelalters*, zumal die eigentlichen, nicht allzu zahlreichen Heerstraßen, waren überhaupt von Wandernden und Reisenden stark belebt. Man versteht wohl die Sorge um das Vorhandensein wie den Schutz der Straßen: die Königsstraßen vor allem suchte man durch hohe Bußen vor dem Abpflügen durch die Besitzer des angrenzenden Landes zu schützen. So wurde ihnen

Digitized by Google

wenigstens eine gewisse Breite gesichert. Obgleich die Landesherren überall Zölle erhoben, die sie im Grunde nicht nur zur Sicherung des Verkehrs, sondern auch zur Besserung der Wege verpflichteten, war der Zustand der Straßen meist nur genügend, wenn sie alte Römerstraßen waren (vgl. S. 27f.); noch lange, bis in die Neuzeit hinein, sind die vielleicht übertriebenen Klagen über die elende Pflege der Straßen, geschweige denn geringerer Wege, stereotyp. Auf diesen Straßen herrschte aber, wie gesagt, doch ein lebhafter Verkehr, von Kriegs- und Heereszügen ganz abgesehen (vgl. für das 10./11. Jahrhundert schon S. 174). Zu Pferde ritten die eigentlichen Reisenden, auch Frauen, einher (vgl. S. 141). Nur selten wird ein Reisewagen, wohl für vornehme weibliche Einzelreisende oder ältere Männer bei weiten Reisen, erwähnt; und sicher ist es noch lange ein ziemlich primitiver Wagen gewesen (siehe die untenstehende Abbildung). Auch die prunkvollen Wagen der Vornehmen hatten keine Federn. Später, im 16. Jahrhundert, gab es dann eine Art ständiger Verkehrsmittel in den „Rollwagen", die aber immer noch unbequem genug waren. Der Führer ritt meist auf dem Sattelpferde. Auffallend ist, daß die Abbildung ihn auf dem Handpferd zeigt. Damen wurde das Alleinreiten in dieser Zeit schon verdacht, war auch der Unsicherheit der Straßen halber nicht zu empfehlen.

Wagen. Aus Herrads von Landsberg „Hortus deliciarum" (12 Jahrhundert). Nach Chr. Mor. Engelhardt, „Herrad von Landsberg und ihr Werk", Stuttgart und Tübingen 1818.

Die ritterliche Gesellschaft war nicht der wichtigste Teil der Reisenden, vielmehr der Kaufmann (vgl. S. 170, 174), der meist, wenn er nicht kleiner, herumziehender Händler war, in Gesellschaft und in Begleitung berittener Knechte reiste. Auf ihn hatten es die Räuber der Straße, die namentlich in Bayern gefürchtet waren, besonders abgesehen. Außer dem Raubritter, der den Straßenraub im großen betrieb, legten sich auf diesen Erwerb allerlei Gesindel, das aus den Städten verbannt war, Reste von Kriegsheeren usw. Weiter bewirkte der Wallfahrtsverkehr eine starke Vermehrung der Reisenden. Die Pilger hoben sich bereits durch ihr Äußeres von den anderen Reisenden ab: in grauem Rock, mit breitkrempigem Hut, mit der Pilgertasche und dem Pilgerstock zogen sie einher; wenn sie vom Heiligen Lande zurückkehrten, trugen sie eine Palme mit sich. Oft bildeten sie große Scharen, mit Spielleuten voran, und kamen unter Schellenläuten und Gesang sowie unter häufigem Wiederholen ihres Wallfahrtsrufes in förmlichen Aufzügen daher. Die Wallfahrer zogen außer nach dem Heiligen Lande nach Rom, nach S. Jago di Compostella (dann Jakobsbrüder genannt), nach Aachen, wenn sie sich nicht auf kleinere lokale Fahrten beschränkten. Meist unternahmen sie die Fahrten aus sehr äußerlichem Bußgeist heraus, der Reiz des freien Streifens war oft das Wesentliche; es war zum Teil wieder nur eine Form, in der sich jene volkstümliche Ungebundenheit äußerte. Bertold von Regensburg ist daher für die Wallfahrer, die überhaupt als Faulenzer wenig angesehen waren, gar nicht sehr eingenommen: nicht nur, daß er die Frauen von den Fahrten fernzuhalten sucht, er schilt auch auf die Männer, die nicht besser, sondern schlechter heimkämen,

Digitized by Google

die nachher nichts anderes täten als von ihren Fahrten erzählen. In der Tat waren die Pilger noch lange Zeit, so im 15. Jahrhundert, die Hauptverbreiter von Neuigkeiten, daher auch meist gern aufgenommen. Diesem Neuigkeitsbedürfnis diente aber überhaupt die große Masse der fahrenden Leute, mit denen sich die Pilger nur allzuoft mischten, denen ferner von eigentlich höher stehenden Elementen namentlich die fahrenden Scholaren (Vaganten; vgl. S. 415), weiter aber auch sonstige fahrende Kleriker angehörten, die als Ärzte oder unter irgendeinem Vorwande als wirkliche Abenteurer umherzogen. Schon die Sänger älterer Zeit waren die lebendige Zeitung gewesen, und diese Eigenschaft ging, da noch lange ein besseres Mittel der allgemeinen Verbreitung von Nachrichten fehlte, auf die Leute über, die als fahrende Spielleute zum Teil ihre Erbschaft angetreten hatten, aber nun nicht mehr, wie einst die Sänger, Ansehen genossen, sondern, von dem Aufschwung eines Teiles zur höfischen Zeit abgesehen, verachtete Leute geworden waren.

In den fahrenden Leuten steckten zum Teil alte orientalisch-römische Elemente. Reste der römischen Gladiatoren, Fechter, Akrobaten, Gaukler, Tänzer und Tänzerinnen waren in den germanischen Reichen der Völkerwanderungszeit durchaus erhalten geblieben: mit ihnen verbanden sich später neue, aus dem Orient zuströmende Elemente, früh aber auch heimische, insbesondere jene altgermanischen Sänger. Die ganze Klasse der eigentlichen Fahrenden, von der schon für die frühere Zeit kurz (S. 197) gehandelt wurde, wird als Spielleute, als joculatores, zusammengefaßt. Wir finden unter ihnen auch das ganze uralte Volk der „Artisten", der modernen „Spezialitäten" wieder (siehe die beigeheftete farbige Tafel „Spielleute"). Sie werden z. B. im „Karlmeinet" aufgeführt, wo von mehr als vierhundert „Minstrels, die wir nennen Spielleute", berichtet wird. Neben den Sängern der Heldengeschichten wie der Liebeslieder und neben verschiedenartigen Musikanten treten da allerlei Tausendkünstler auf, Taschenspieler, Jongleure, Springer, Dresseure von Böcken, Meerkatzen und Hunden, Feuerfresser, Tierstimmenimitatoren. Ferner waren seit langem die Marionettenspieler bekannt, es gab vollendete Kunstreiter, es gab Possenreißer, Narren, „Clowns". Frauen waren wie heute unter den Leuten stark vertreten, namentlich als Tänzerinnen: man nannte sie „Spielweiber" und betrachtete sie von vornherein als leichte Ware. Eine damals wie noch lange besonders hervortretende, erst im 18. Jahrhundert mehr verschwindende Klasse waren die Fechter. Bei der Bewunderung ihrer Kunst mischten sich antike Kulturüberlieferung, die Freude an den Gladiatorenkämpfen, und altgermanische Lust an Kampf und Waffenhandwerk. Eine eigenartige Rolle hatten die Fechter im gerichtlichen Zweikampf (vgl. S. 328), ferner als höfische Schirmmeister (vgl. S. 329) gespielt. Jetzt wurden sie zu Klopffechtern, anderseits traten sie später im 15. und 16. Jahrhundert in die Dienste von Fürsten und Städten, ja die Fechtkunst wurde als zünftiges Handwerk gepflegt. Man hat im übrigen einen engen Zusammenhang der Fechter und der Spielleute, der sich in den verschiedensten Beziehungen kundgibt, überzeugend nachgewiesen. Außerhalb der eigentlichen Fahrenden stehen die im Gegensatze zu ihnen höchst unvolkstümlichen Zigeuner. Man hat als solche auch die verachteten „Kaltschmiede" angesehen, die im 12. Jahrhundert zuerst in Oberdeutschland auftreten. Nach der „Wiener Genesis", die auch ihre Dieberei und Unredlichkeit, die betrügerische Ausbeutung der Bevölkerung durch sie schildert, müßte man zunächst an vagierende niedere Handelsleute aus dem Südosten und dem Orient denken. Eigentlich sind es wohl Vorfahren der heutigen slowakischen Rastelbinder. Im übrigen scheinen auch die Spielleute, wie alle Schichten der mittelalterlichen Menschheit,

Digitized by Google

Spielleute, ihre

Nach Handschriften des 11.–13. Jahrhun

Digitized by Google

künste ausübend.
gerts, in der Nationalbibliothek zu Paris.

Digitized by Google

Digitized by Google

einer Organisation und einer Leitung durch Führer nicht entbehrt zu haben. Es entstanden Pfeiferbrüderschaften mit Königen oder Spielgrafen usw.

Jedenfalls aber zeigt sich in unserer Periode ein allgemeines Hervortreten der Fahrenden, eben infolge der sich stärker geltend machenden Bedürfnisse des niederen Volkes. Die Sänger und die Spielleute hatten ihre zweite Blütezeit, die sie zum Teil an die Höfe, trotz des Wetterns der Kirche selbst an die geistlichen, z. B. den des Erzbischofs Wichmann von Magdeburg, und in die Begleitung der Heere geführt und sie in der Minnezeit zu wichtigen, reich bewirteten und bezahlten Personen gemacht hatte, hinter sich. Schon früh mischte sich in ihre immer größere Zahl unholdes Gesindel, das bettelnd (gerend) und sich gegenseitig beschimpfend und verdrängend durch niedrige Schmeichelei sich Brot erwarb oder es sich durch drohende Schmähungen, vor allem kargen Herren gegenüber (vgl. S. 346), erzwang. Auch in der Zeit größerer Wertschätzung gelang es nur den Bevorzugten, in die Burgen und an die Höfe zu kommen. Schon damals fanden sie, die „armen diet" (Leute), ihr Hauptpublikum im Volke, dem sie auf dem Anger im Dorfe, an belebten Wegkreuzungen draußen und auf den Märkten der Stadt, auch wohl sogar in den Kirchen und auf den Kirchhöfen ihre Weisen vorsangen und vorspielten und ihre Künste vormachten. Das steigerte sich mit dem Rückgang der höfischen Kultur: jetzt nahmen diese Unterhaltungen in noch höherem Grade volkstümliche Formen an. Den Fechtern und Spielleuten gewährten die Rechtsbücher keinen Rechtsschutz: sie waren verfemt. In dieser demokratischen Zeit hatten sie aber dafür um so größeren Einfluß auf das niedere Volk gewonnen. Sie, wie die fahrenden Leute überhaupt, waren die eigentlichen „Freudebringer des Volkes", und als solche spielten diese von der großen ständisch organisierten Gesellschaft des Mittelalters ausgeschlossenen, von der Hauptmacht des Mittelalters, der Kirche, verfolgten heimatlosen Menschen, die jetzt auch numerisch ins Gewicht fielen, eine größere Rolle als zu irgendeiner anderen Zeit. Zu den großen Festen der Städte und den dörflichen Lustbarkeiten zogen sie hauptsächlich heran: sie waren jetzt zum Teil wirkliche Volkssänger. Mehr und mehr machten sie aber auch ihren Frieden mit der nunmehr stärker von volkstümlichem Geist beseelten höheren Gesellschaft; sie fanden zum Teil ständiges Unterkommen als Hofnarren, als Pritschmeister, als fürstliche oder städtische Fechter, als Stadtpfeifergesellen, Heerpauker, Heertrompeter usw. Anderseits setzte freilich die fürstliche Landesverwaltung ihrem vagabundierenden Wesen immer stärker zu: sie wurden nicht nur verachtet, sondern zum Teil auch verfolgt; doch das gehört einer späteren Zeit, dem 15. Jahrhundert, an, gegen dessen Ende der Name der „fahrenden Leute" überhaupt schwindet. Jetzt waren auch die Zigeuner zahlreicher geworden, dazu allerlei Gauner, die betrügerischen Quacksalber und Teufelsbeschwörer, die auf den wachsenden Aberglauben des Volkes spekulierten. In den durch die Spielleute gebotenen Unterhaltungen finden sich übrigens keineswegs nur niedere Elemente. Alte nationale Stoffe blieben noch lange die beliebtesten. „Swer von herrn Ditreich von Pern do sagen kan", heißt es im „Renner", „und von hern Ecken und von den alten sturmrecken, für den giltet [zahlt] man den win." In dieser Zeit beginnt auch das Volkslied zu erblühen, dessen ganze Art die schönen Seiten dieses volkstümlichen Geisteslebens zeigt — wir kommen im zweiten Bande darauf zurück —, auf dessen Entstehung und Verbreitung die Spielleute aber sicherlich von Einfluß gewesen sind.

Ein Zug derber Lust, groben Lebensgenusses, niederer Sinnenfreude gibt sich nun mehr und mehr auch bei den höheren Klassen kund; die ganze Lebenshaltung, die Art, sich zu

Digitized by Google

geben, zeigt den überall vortretenden demokratischen, hier kann man sagen plebejischen Charakter der Epoche. Ein harter Materialismus war schon bei den Aufkäufern der höfischen Kultur zum Vorherrn gekommen, davon zeugt Ulrich von Lichtensteins Ideal: schöne Frauen, schöne Pferde, gutes Essen, feine Kleidung und Helmzier. Jetzt verdrängte die alte Völlerei wieder ganz die feinere Bildung. Das gesellschaftliche Anstandsgefühl ging außerordentlich zurück, schon zu Ausgang der höfischen Periode (vgl. S. 352 f.). Ulrich von Lichtenstein läßt die Frage erörtern, ob die Frauen oder die Männer daran schuld seien: beide erscheinen in unholdem Lichte. Der gesellschaftliche Einfluß der Frau hörte jedenfalls auf, und hierauf war nicht nur der unhöfische materielle Sinn der Zeit von Einfluß, sondern wohl auch der wachsende Überschuß der Frauen in der bürgerlichen Bevölkerung, der einerseits Versorgungsanstalten nach Art der Beginenhäuser — über diese im zweiten Bande Näheres — und einen stärkeren Zudrang zu den Frauenklöstern hervorrief, anderseits die Zahl der „fahrenden Frauen" stark vermehrte und die neuen „Frauenhäuser" — darüber ebenfalls später mehr — mit Insassen füllte, sicherlich aber auch zu minderer Achtung vor dem weiblichen Geschlechte beitrug. In literarischer Beziehung zeigte sich der volkstümliche Einfluß der Fahrenden in der Umgestaltung der Stoffe: sie boten lustige Geschichten, in denen zum Teil alte lateinische Tradition steckte, und die sie häufig wohl aus Frankreich holten und zurechtstutzten. Der allgemeine Geschmack ging nun auf den derben Schwank und burleske Erzählungen. Auch in die Miniaturmalerei drangen mehr und mehr Vorwürfe aus dem gewöhnlichen Leben ein, oft scherzhaft dargestellt. Dichtung wie Kunst waren nach den hohen Leistungen der aristokratischen Periode sehr gesunken; nur schablonenmäßig klammerte sich die jetzige ins Breite gehende Produktion noch an die überkommenen, freilich schon vorher oft nur konventionell gehandhabten Formen.

Im ganzen zeigt sich in dieser grob-volkstümlichen Art immer stärker ein Zusatz spezifisch städtischer Neigungen, während die plumpere bäuerliche Art früh zum Gegenstand des Spottes wird. Ohne Zweifel hat die Stadt den demokratischen Zeitgeist überhaupt wesentlich mit hervorgebracht. In ihr entwickelte sich namentlich in späterer Zeit ein Massengeist, der sich eben in der allgemeinen Vergröberung der gesellschaftlichen Kultur zeigt, weiter aber auch im öffentlichen Leben, in den städtischen Bewegungen des 14. und 15. Jahrhunderts sowie im religiösen Leben (vgl. S. 421). In letzterem spielte freilich wieder das ländliche Volk, namentlich bei exaltierten religiösen Epidemien, eine Hauptrolle (vgl. S. 419). Aber in der Stadt, wo weit mehr Menschen auf engem Raum zusammenwohnen mußten als auf dem Lande, wo die Gegensätze von arm und reich weit schärfer in die Erscheinung traten, wo die Reichen in ihrer Lebenshaltung den Ärmeren auch viel sichtbarer wurden, wo ferner die Minderbemittelten ihre größere Zahl täglich vor Augen hatten, mußte die Masse sich ihrer selbst mehr bewußt werden. Dazu kam das damals noch sehr große Selbstgefühl der Menschen, das sich unbändig genug äußerte und noch nicht durch den späteren Polizeistaat gedrückt und unterdrückt war, dazu kam weiter das Selbstgefühl des Städters im besonderen, das sich von den Patriziern auch auf die niederen Kreise übertragen hatte. Nicht unwichtig ist das Vorhandensein einzelner gebildeter Personen unter dem Volk, herabgekommener Kleriker und dergleichen, die die Instinkte der Masse nach ihrem Willen zu leiten und eine Bewegung eben als Massenbewegung zu gestalten wußten. Der niedere Klerus selbst spielt dabei ebenfalls eine Rolle. Das Überwiegen des Massengeistes zeigt sich aber auch in seinem Einfluß auf die oberen Klassen. Die einstige Nachahmung höfischer Manieren schwand bei den Patriziern

Digitized by Google

mehr und mehr, wie jene bei den Rittern selbst freilich ebenso schwanden. Wie dann diese ganze plebejische Art immer mehr steigt und sich im 15. Jahrhundert zum Grobianismus auswächst, werden wir später hören. Den Rückfall in eine niedrigere Kultur verrät weiter die wieder hervortretende Maßlosigkeit der Leidenschaften und Triebe: das Gängelband der höfischen Lebensregeln ist zerrissen. Auf der einen Seite zeigt sich immer stärker rohe Gewalttätigkeit, auf der anderen derbste Sinnlichkeit. Von einem sittlichen Verfall des Volkes wird man gleichwohl kaum sprechen können. Sittenprediger wie Bertold von Regensburg sind in dieser Beziehung doch mit Kritik zu verwerten, und immer ist eine hier und da treffende Äußerung doch noch nicht maßgebend für die Gesamtheit. Und wenn auch schon Ulrich von Lichtenstein, weiter der „Renner" Hugos von Trimberg und noch spätere Sittenschilderer mit Bertolds Klagen vielfach übereinstimmen, so ergibt sich als wesentlichstes Moment doch nur, daß der Rückgang seiner Sitte die alte Roheit und die ungebundene Genußsucht hat wiederaufleben lassen.

Jetzt war die freie Weltlichkeit dem Ideal der Weltentsagung in stärkerem Maße und mit Trotz gegenübergetreten: aufs höchste zeigte diesen Einfluß volkstümlich-weltlichen Lebens nunmehr gerade der Stand, der das Bußideal verkörpern sollte, und aus dem ja freilich auch jetzt in natürlicher Reaktion immer wieder Bußprediger und Bekämpfer alles Weltlichen, selbst der weltlichen Dichtung hervorgingen, der Klerus. Schon für die Zeit vor der Reformbewegung (vgl. S. 251) sind dessen bedenkliche sittliche Zustände gestreift worden, und wir werden sogleich weiter von ihnen hören, aber schließlich war der Geistliche ein Kind seiner Zeit. Und wie der höhere Geistliche zum Teil schon infolge seiner Herkunft dem Reize des ritterlichen Lebens nicht widerstand, so machte sich ein entsprechender Zug auch im niederen Klerus geltend. Nirgends tritt der zwingende Einfluß der volkstümlichen Weltfreude mehr hervor als in den erst viel später so benannten Vaganten, die, namentlich von den französischen Lehranstalten aus, als vagierende Kleriker (clerici vagi) durch die Lande fuhren und ein richtiges Poetenleben führten. Die nicht ganz klare Entstehung dieser Klasse wird vor allem einer zu großen Vermehrung der Kleriker im Zusammenhang mit dem neuen Bildungsleben und einem durch die Eingriffe der Territorialherren herbeigeführten Mangel an Pfründen zugeschrieben. Die Schwierigkeit, unterzukommen, vermehrte sich noch durch die bei der Habsucht der Zeit immer steigende Neigung der Geistlichen, mehrere Pfründen zu vereinigen. So zogen die jungen Pfaffen ähnlich umher wie die armen ritterlichen Sänger und suchten, wie diese, zunächst bei ihren Standesgenossen, allerdings durch lateinischen Sang, ihr Brot zu erwerben. Auch hier ist nun schon das 12. Jahrhundert für den Aufschwung der Weltlichkeit bezeichnend. Die Scholaren des 12. und 13. Jahrhunderts gleichen in ihrer trinkfreudigen lateinischen Poesie, die den Geist der Antike nicht nur im äußeren Apparat widerspiegelt, durchaus den deutschen Studenten neuerer Zeiten. Studentischer Übermut zeigte sich, nachdem man dem bindenden Zwang der Klosterschulen entronnen war, ehe es wirkliche Universitäten gab. An diesen Trink- und Liebesliedern der Vaganten, die besonders im 12. Jahrhundert zahlreich entstanden, hat Deutschland schon einen großen Anteil, wenn auch der Mittelpunkt des Scholarenlebens wie der höheren Schulbildung Frankreich war: der Archipoeta, der Dichter des „Mihi est propositum", der auch in der Umgebung des Kanzlers Reinald von Dassel bezeugt ist, war doch wohl ein Deutscher. Freilich mischten sich in diese Weltfreude stark gemeine und häßliche Züge, von denen das spätere Studententum ja ebensowenig frei ist. Man führte häufig ein überaus wüstes Leben, dessen wirtschaftliche Unterlage

Digitized by Google

recht bedenklich, oft verbrecherisch war, man schwelgte mehr und mehr auch in Unflätereien und Roheiten. Aber diese Burschen waren das volkstümliche Gegenbild zu den oft scheinheiligen Wölfen im Schafspelze, die Buße predigten. Freilich richtete sich gegen sie bald der Zorn der anfänglich milden offiziellen Kirche, zumal sie diese, insbesondere die Kurie, in beißendster Satire durchnahmen. Immer neue Berührung mit dem Volkstum schöpften sie aber aus ihrem fahrenden Leben, das ja für Lernende damals eine gewisse Notwendigkeit war (vgl. S. 229); ausdrücklich war Lehrern und Schülern, die „Studierens halber" immer neue Lehrstätten aufsuchten, durch Kaiser Friedrich sicheres Geleit verliehen (1158 privilegium scholasticum). Sie heischten auf den Straßen Gaben, erzwangen Geld von den Geistlichen und prügelten sich in Bauernschenken. Es ist aber charakteristisch für den plebejisch werdenden Geist schon des 13. Jahrhunderts, daß die Vaganten, die am höchsten im 12. Jahrhundert standen und damals die Spielleute verachteten, sich immer mehr feinerer Poesie abhold zeigten, bei Bauern und der städtischen Hefe ihr Publikum hatten, überhaupt immer tiefer sanken. Das wiederholte Vorgehen der Kirche, die auch Abhilfe durch Stellenvermehrung und Verbot jener Pfründenanhäufung zu schaffen suchte, gegen sie, namentlich im Norden — im Süden trat man 1287 in Würzburg scharf auf und entkleidete sie ihrer geistlichen Vorrechte —, brachte sie noch um das letzte Ansehen.

Nur ein Teil hatte sich rechtzeitig in den niederen Klerus hinübergerettet. Auch dieser ging jetzt, wie früher, von Bildungsinteressen wenig geplagt, ganz im Volke auf. Auf dem Lande war der Kleriker ein vollkommener Bauer oder trieb Gewerbe und Handel, ja wurde Schenkwirt, wozu er im Dorfe am meisten Zeit hatte. Oft lebte er ungestört mit seinem sogenannten Weibe, der „Pfäffin". In der Stadt aber machte sich ein wachsender Zug, nach Art der Bürger zu leben, geltend; immerhin war der Pfaffe dort, ganz abgesehen von seinem Amt, als Träger des immer mehr als notwendig empfundenen Schulwissens von größerer Bedeutung. Eine wirklich geistliche Haltung der Kleriker war — das zeigen vor allem die strafenden Worte Bertolds von Regensburg — weder in der Stadt noch auf dem Lande häufig zu finden. Erst recht freilich nicht unter dem hohen Klerus. Außerordentlich verweltlicht waren jetzt aufs neue (vgl. S. 250 f.) namentlich die Bischöfe und großen Äbte, die ihr Amt, wie wir sogleich sehen werden, ja häufig lediglich um weltlicher Ziele willen erworben hatten. Schon die kriegerisch-politischen Interessen dieser jüngeren Söhne des Adels erregten bei den kirchlich Gesinnten Anstoß. Aber welchen Eindruck ihr Leben im allgemeinen machte, zeigt die gelegentlich auftretende Anschauung frommer Gemüter, daß ein Bischof nicht in den Himmel kommen könne. Zu dem Bischof Lupold von Worms äußerte der eigene Bruder, daß er durch sein Beispiel ihnen, den Laien, großes Ärgernis gebe. Bevor er Bischof geworden sei, habe er Gott doch etwas gefürchtet, jetzt kümmere er sich gar nicht mehr um ihn. Aber auch die eigentlichen Träger des asketischen Ideals, die Mönche, boten jetzt oft wieder Beispiele eines lasterhaften Lebens. Man muß bedenken, daß viele um der Versorgung willen, nicht wenige aber auch, um sich einer schweren Strafe zu entziehen, ins Kloster gingen. Andere wieder waren wohl aus Reue über ein unbändiges Leben Mönche geworden, aber der alte Adam brach dann doch hervor. Im ganzen zeigen die Klagen Bernhards von Clairvaux über die Verderbtheit und die Sünden der Geistlichkeit, wie es schon im 12. Jahrhundert nicht selten — denn Derartiges wird allzu leicht verallgemeinert — um diese stand. Und vieles davon gilt sicherlich auch für den deutschen Klerus. Cäsarius von Heisterbach und Thomas von Chantimpré haben gleichfalls das ungeistliche Leben vieler ihrer Genossen heftig gerügt,

Digitized by Google

vornehmlich allerdings, wie das bei mönchischen Schriftstellern erklärlich ist, das der Weltgeistlichkeit. „Hoffart, Habgier, Sinnlichkeit" wirft z. B. Thomas von Chantimpré den Geistlichen und Prälaten vor.

Im ganzen ist nun nicht zu leugnen, daß man damals in dieser allgemeinen Weltfreude überhaupt außerordentlich weit ging, so daß man namentlich in Anbetracht mancher sonstigen Züge, wie der erwähnten Neigung zu Mord und Gewalttätigkeiten, doch wieder einen sehr düsteren Eindruck von den sittlichen Zuständen der Zeit erhalten könnte. Wenn Bertold von Regensburg von der Unkeuschheit als einer ganz gewöhnlichen Sünde spricht, deren Rüge nur Spott erwecke, wenn er berichtet, daß Frauen „verderbent ir kint in ir liben oder trinkent sust [sonst] ein tranc, daz sie niemer kint tragende werdent und wellent ir gelust hân mit mannen und der arbeit niht haben mit den kinden", so sind das böse Züge. Noch schlimmer ist eine gewisse Lockerung des Familiengefüges, eine außerordentliche Respektlosigkeit der Kinder; auch davon spricht Bertold, und schon im „Meier Helmbrecht" zeigt sich der junge Helmbrecht als ein frecher, pietätloser Bursche; besonders schlimm aber ist es, wie er und seine Schwester über die eheliche Untreue der eigenen Mutter und auch des Vaters reden.

Aber die für das ganze Volk bezeichnende Weltlichkeit ist nun doch zugleich als verstärkendes Moment bei der schon beobachteten Hebung und Durchsetzung volkstümlicher Laienansprüche gegenüber dem kirchlich-romanischen Wesen von großer Wichtigkeit. Zunächst wird das Bildungsmonopol des Klerus beeinträchtigt. Neben der mehr episodenhaften höfisch-gesellschaftlichen Bildung entsteht jetzt allmählich auch eine breite, zunächst elementare Laienbildung, und zwar auf Grundlage der städtischen Kultur; im Zusammenhange wird davon im zweiten Bande zu sprechen sein. Überhaupt setzte ein allgemeiner geistiger Aufschwung ein. Aber es ergibt sich auch eine stärkere Mündigwerdung des Laientums auf dem religiösen Gebiete selbst. Die Einflüsse der Kreuzzüge in dieser Beziehung sind schon (S. 304 f.) erwähnt worden, hier und da regten sich Zweifel und Kritik. Die freiere Haltung des Rittertums ist der Niederschlag größerer Unbefangenheit (vgl. S. 320). Die Spielleute schlugen dann bereits scharfe Töne an und wirkten damit auf die niederen Volksschichten. Noch aggressiver waren jene Vaganten, denen die Kirche als eine „Lasterhöhle", die Kardinäle und Prälaten als Spitzbuben galten. Es kommt schließlich zu einer allgemeinen Opposition gegen die Kirche. Wir haben die Anfänge der Bewegung, die schließlich zur Auflösung der eigentlich mittelalterlichen, d. h. von kirchlichem Geiste bestimmten Kultur führen sollte, schon (S. 304 ff.) beobachten können. Gegen Ausgang des 12. Jahrhunderts bereitet sich der Wandel vor. Der Kampf zwischen Kaiser und Papst hatte doch die Kritik gegenüber der päpstlichen Autorität wachgerufen, die politisch-weltliche Ausgestaltung der Papstkirche den wahrhaft kirchlichen Geist beeinträchtigt (vgl. S. 305). Der gewaltige Widerspruch zwischen dem kirchlichen Ideal und der kirchlichen Wirklichkeit (vgl. S. 265) ist es wiederum, der die Gemüter erregt, aufbringt, empört. Die verweltlichte Kirche der ottonischen Zeit hatte man durch die große kluniazensische Reformbewegung (vgl. S. 251 ff.) seinerzeit zum kirchlichen Ideal zurückzuführen gesucht. Diese Bewegung hatte auch das Papsttum gewonnen und gerade zu seiner Stärkung beigetragen, zugleich aber das Streben gefördert, den Triumph der kirchlichen Idee über die Welt und ihre Mächte herbeizuführen. Trotz aller äußeren und inneren Schädigungen hatte die Kirche als solche eine folgenreiche Kräftigung erfahren: die erstrebte Macht über die Menschen und die Welt vollkommen zu sichern, hatte sie sich in der päpstlichen Hierarchie auf das straffste organisiert und zugleich

Digitized by Google

alle Mittel zur Beeinflussung und Beherrschung der Laiengemüter aufs wirksamste ausgebildet. Die zentralisierte, internationale, aber romanisch bestimmte Papstkirche hatte die Macht der Bischöfe, insbesondere der deutschen, deren Bestrebungen auf eine deutsche Bischofskirche hätten hinauslaufen können, gebrochen, den Einfluß der Erzbischöfe beiseite geschoben, um die Bischöfe ganz von sich abhängig zu halten, alle Glieder der Kirche, zuletzt durch das Mittel des Zölibats, zu disziplinierten Werkzeugen eines einheitlichen Willens gemacht. Dauer und Kraft des geistlichen Standes an sich aber waren durch die ständige Ergänzung von unten herauf gesichert. Dieser Stand, dessen Nimbus und Sonderstellung gegenüber den übrigen Menschen wir bereits (S. 206) charakterisiert haben — auch der Glaube an seine Zauberkraft, vor allem mittels der Hostie, war noch nicht erloschen —, wurde in seiner überragenden Stellung, in seiner Unverletzlichkeit, in seiner Exemtion von der weltlichen Gewalt, noch mehr befestigt, um jedes Glied als Vertreter der allein das Heil der Welt verbürgenden Kirche erscheinen zu lassen. Aber die niederen Geistlichen waren zugleich die Organe, um nach der durch die Bischöfe an sie gelangten Willensmeinung des Papstes den neuen Geist der Kirche auf die Laien unmittelbar wirken zu lassen und den Glauben an die Heilsmacht der Kirche wie an ihre verdammende Gewalt tief in ihre Gemüter zu pflanzen. Das alte Mittel, die Furcht vor dem Jenseits zu nähren und damit die Laien zum Gehorsam und zur Opferwilligkeit gegenüber der Kirche zu zwingen, wurde nunmehr in weitestem Maße angewandt, zugleich aber die vollkommene Herrschaft über die Laien durch das Mittel der Ohrenbeichte (vgl. S. 208) gesichert, durch das man alle ihre Handlungen und Regungen überwachte.

Eben diese unumschränkt herrschende, prinzipiell dem asketischen Reformideal huldigende Kirche war nun aufs neue jener eben (S. 416) geschilderten Verweltlichung anheimgefallen, einerseits wegen ihrer auf die Beherrschung der Welt gerichteten Ziele, anderseits weil alle möglichen Elemente danach strebten, an der von der Kirche erlangten Machtfülle ihrerseits teilzunehmen und sie weltlich auszunutzen, endlich infolge der Gelüste und Schwächen der menschlichen Natur selbst, denen gerade in einer überhaupt auf derbe Weltfreude gerichteten Zeit auch die Mitglieder des geistlichen Standes mehr oder weniger erlagen. Je mehr aber jene ehrgeizigen, habgierigen, herrschsüchtigen, gewissenlosen, genußsüchtigen Elemente in diesen Stand und naturgemäß gerade in die höheren Stellen gelangten, um so unheilvoller war die Fülle der Macht und der Rechte der Kirche. Wie schon früher (vgl. S. 250 f.) und ebenso später, suchte sich vor allem der Adel der einträglichen und auch weltlich einflußreichen höheren Stellen zu bemächtigen. Aber überhaupt griff die Simonie, der Ämterkauf, der von den Reformpäpsten seinerzeit als Wurzel alles Übels bekämpft wurde (vgl. S. 260), nunmehr in weitestem Umfange um sich. Auch die Pfründen der niederen Geistlichkeit wurden häufig verschachert. Was man aber nicht durch Geld erwarb, erlangte man durch Protektion. Der Nepotismus blühte, namentlich an der Kurie, die Verleihung nach Gunst, an Verwandte usw. erstreckte sich wiederum selbst bis auf die niederen Stellen. Die alten, scharf bekämpften Erscheinungen zeigten sich nun viel abstoßender. Die größtenteils adligen Bischöfe und Prälaten gingen, wie (S. 416) erwähnt, gerade auch in Deutschland in kriegerischen, politischen und materiellen Interessen auf. Mancher mochte zudem wirklich jenes gerügte Lasterleben führen. Dazu kam ein zweites, schlimmeres. Nach dem Muster der Kurie, die ihre zentrale Stellung zu drückender Bestenerung aller geistlichen Stiftungen, ihre Jurisdiktion zu schamlosem Gelderwerb ausnutzte, suchten auch die Prälaten oder ihre Organe besonders wieder durch ihre Gerichtsbarkeit, ferner durch unberechtigte Gebühren wie schon durch

Digitized by Google

jenen Pfründenverkauf Geld auf Geld herauszuschlagen. Man ging dabei bis zur Erpressung. Der niedere Klerus, sonst meist neidvoll der ärgste Kritiker der Prälaten, aber, wie wir sahen, ebenfalls stark verweltlicht, machte es zum Teil nach Möglichkeit ebenso, benutzte klüglich die Beichte, um Geld zu erpressen, verhängte Geldstrafen, angeblich um Messen zu lesen usf. Völlig verallgemeinern darf man freilich, wie gesagt, alle solche Erscheinungen nicht. Es gab z. B. nicht wenig getreue, um ihre geistlichen Aufgaben besorgte Bischöfe, weiter auch solche, die fast asketisch lebten, wie Otto von Bamberg. Auch sonst war die Entartung der Geistlichen nicht durchaus die Regel, aber schlimmer war es geworden. Und die Empörung über diese Zustände wie über den erpresserischen Druck der Kirche erklärt jene nun immer zunehmende Opposition gegen die Kirche zur Genüge.

Diese bietet nun auch den Boden, auf dem sich jetzt eine weitgreifende **Ketzerbewegung** entwickelt. Weit voran standen in dieser Beziehung freilich wieder die romanischen Länder. Im 12. Jahrhundert bereits war zum Teil infolge jenes allgemeinen Unwillens, aber auch infolge des Auflebens alten Sektenwesens und der Nachwirkung manichäischer, gnostischer und anderer älterer Lehren, die auf allerlei Wegen nach Westeuropa gelangten, dort eine sehr starke ketzerische Propaganda zu spüren, am schärfsten in Südfrankreich, wo Wohlstand, weltliche Sinnenlust, höhere geistige Einflüsse, Entartung des Klerus und religiöses Volksbedürfnis zusammenwirkten. Als „Katharer", d. h. solche, die auf die ursprüngliche reine Kirche der Armen zurückgehen wollten, faßt man die verschiedenen ketzerischen Richtungen in Südfrankreich und Oberitalien zusammen. Gegen die südfranzösischen Ketzer, die Albigenser, veranlaßte Innozenz III., nachdem bereits 1148 Eugen III. in Reims ein Konzil gegen die Ketzer gehalten hatte, die bekannten furchtbaren Kreuzzüge. Aber antikirchliche Strömungen hatten auch schon in Deutschland um sich gegriffen (vgl. S. 306), und über den weltlich-höfischen Spott hinaus schritten Einzelne bereits zur Ketzerei, zum Abfall von der offiziellen Kirche. Die Waldenser namentlich waren auch im Südwesten Deutschlands überall an der Arbeit, durch Spott und Ernst die Macht der Kirchenlehre zu erschüttern. In Südwestdeutschland und am Rhein kamen ganz extreme Richtungen zu größerer Ausbreitung, so 1216 im Elsaß und in der Schweiz die Ortlibarier, die Anhänger des pantheistisch gerichteten Ortlieb von Straßburg. Es war im ganzen eine in ihren Einzelheiten noch nicht genügend erforschte große internationale Bewegung, die trotz aller möglichen lokalen Spielarten denselben Zusammenhang in sich bewahrt zu haben scheint wie die katholische Kirche selbst. Es handelte sich anderseits nicht mehr um „Irrlehren" einzelner Theologen, einzelner Köpfe in Klosterzellen, um dogmatische Spekulationen. Das Gefährliche war vielmehr eben der jetzt überall hervortretende volkstümliche, dabei epidemische Charakter, der denn auch zu den scharfen Gegenmitteln des Staates (Friedrichs II.) wie der Kirche führte. Diese war aufs ernsteste bestrebt, ihre Macht zu erhalten, und fand auch namentlich in den Dominikanern die geeignete Inquisitionstruppe gegen die Ketzer.

Vor allem ist ein volkstümliches religiöses und sittliches Bedürfnis gegenüber der irreligiösen und unmoralischen offiziellen Kirche von Wichtigkeit, ein Bedürfnis, das sich dann in den volkstümlichen Bewegungen späterer Zeit weiter zeigt und in höherer Form sich ebenso in der Mystik (vgl. S. 424 f.) geltend macht. Charakteristisch ist, daß in Deutschland das Landvolk von der Bewegung am meisten ergriffen wurde: „sie gênt [gehen] ouch nicht", sagt Bertold von Regensburg von den Ketzern, „ze frumen [d. h. den äußerlich sehr kirchlichen] steten, wan [denn] dâ sint die liute verstendic, sie gênt zuo den wîlern

Digitized by Google

und zuo den dorfen". Wie sie vorgingen, zeigt Bertolds Äußerung über einen Ketzer, „der machte lieder von ketzerie und lêrte sie diu kint an der strâze, daz der liute deste mêr in ketzerie vielen". Übrigens wurde die blutige Ketzerrichterei in Deutschland mit Entrüstung aufgenommen. Die Edelleute, die Konrad von Marburg erschlugen, handelten durchaus volkstümlich. Eine Art „Aufklärung" anderseits war schon von den neuen Einflüssen der arabischen Geisteskultur ausgegangen, die sich typisch bereits bei Kaiser Friedrich II. zeigten, obgleich er die Ketzer verfolgen ließ. Sie ist aber zunächst auf kleinere, höherstehende Schichten, namentlich Frankreichs, beschränkt geblieben. Es erscheint vielmehr jenes volkstümliche Element von größerer Wichtigkeit. Weder die von politischen Machtmotiven getragene Opposition gegen die weltlichen Ansprüche des Papsttums noch jene aristokratische, wesentlich romanische Bildung der Weltlichkeit, die, undogmatisch, aber vorzugsweise äußerlich, nach der religiösen Seite hin ihren tiefsten Ausdruck in Wolframs „Parzival" gefunden hat (vgl. S. 319), haben auf die breite Masse gewirkt. Deren Geist machte sich in anderen Formen geltend, nach der negativen wie nach der positiven Seite hin.

Auch abgesehen von den Ketzerbewegungen, gab das Volk jener Opposition gegen die Kirche in mannigfacher Weise Ausdruck. Jene Verweltlichung des Klerus, jene dreisten Geldansprüche der Kurie und das korrupte System der offiziellen Kirche riefen einen wirklichen Haß hervor. Die tiefe Verachtung des gesunkenen Klerus bei den Laien wird von zeitgenössischen Quellen ausdrücklich hervorgehoben: er steht in der Volksmeinung, wie es einmal heißt, sogar unter den Juden. Jene jeunesse dorée der Städte vergnügte sich mit Gewalttätigkeiten gegen geistliche Herren; Kleriker waren auf den Straßen zuweilen selbst Mordanfällen ausgesetzt; das Wort „Pfaffe" erhielt im Volksmund einen beschimpfenden Charakter. Gewiß wirkte bei solcher Stimmung auch jene äußere Zerstörung religiösen Lebens durch die großen kirchlichen Kämpfe (vgl. S. 305) nach, anderseits machten sich die materiellen weltlichen Interessen immer stärker geltend. So stellt sich also nach der negativen Seite trotz aller äußeren Kirchlichkeit eine gewisse Entkirchlichung auch der Masse heraus.

Ihr steht nun aber eine gerade entgegengesetzte Entwickelung gegenüber. Selbst derjenige, der ganz im weltlichen Treiben aufging, bewahrte niemals eine konsequente Haltung in dieser Beziehung. Dazu kamen die Stürme des äußeren Lebens, die damals immer wieder in das private Dasein aufrüttelnd, erschütternd, zerstörend eingriffen. Die Hauptsache war aber eine gerade durch den Materialismus hervorgerufene, durch äußere Schrecken, wie die politischen Wirren, den Mongoleneinfall von 1248, die allgemeine Fehdesucht, geförderte Reaktion jenes schon betonten, unzweifelhaft vorhandenen tiefen religiösen Volksbedürfnisses. So ergibt sich nach der positiven Seite hin eine stark volkstümliche Färbung der Religiosität nicht nur, wie bei den Ketzern, außerhalb, sondern auch innerhalb der Kirche. Freilich ist festzuhalten, daß die mittelalterliche Kirche immer im äußerlichen Sinne volkstümlich gewesen ist, aber dieser Zug trat von jetzt ab erst recht bei ihr hervor. Neben volkstümlichen Andachten sind vor allem die kirchlichen Feste zu erwähnen, die wirklich Volksfeste waren. Das Volk hat die Kirchen immer als Schauplätze seines Lebens angesehen und sich dort nach seiner Art gegeben; das wird noch näher die Schilderung des kirchlichen Lebens in der mittelalterlichen Stadt im zweiten Bande zeigen. Die Kirchenfeste erhielten dadurch freilich immer mehr einen äußerlichen Schaucharakter; auch wurden sie immer zahlreicher, bis etwa ein Drittel des Jahres zu Festtagen, die Sonntage eingerechnet, geworden war. Aber auch in innerer Beziehung machte sich das Volk geltend. Zunächst zeigte sich, wie meist

Digitized by Google

bei ihm, der Drang nach dem Ursprünglichen, Einfachen, Praktischen. Das dogmatische Element trat zurück vor der Frage nach der Gewinnung des Heils. Im ganzen hatte sich überhaupt die Frömmigkeit von dem primitiven, rohen Wunderglauben und der groben Fetischanbetung (vgl. S. 192 f.), wie sie der frühere Heiligenkult darstellte, zu der höheren Form einer inbrünstigen Verehrung der exemplarischen, das geistliche Ideal erfüllenden Persönlichkeit einzelner begnadeter Heiligen erhoben. Und auch die Anbetung Christi erhielt einen innerlicheren, vertiefteren Charakter. Die seelische Wirkung, das Nacherleben der leidensvollen Gefühle und der alles überwindenden Seelenvorgänge in Christus und den Heiligen wurde erstrebt. Die volkstümliche Religionsbewegung nahm anderseits naturgemäß grobe, enthusiastische Formen an. Die Askese gewann einen Massencharakter: von den Geißlern werden wir noch hören, ebenso von anderen religiösen Volksepidemien. Solche mit Schwärmerei und Aberglauben verknüpften Erscheinungen nahmen später im 15. Jahrhundert noch zu (vgl. Bd. II). Der Bußgeist der Masse konnte an den mechanischen Bußeinrichtungen der Kirche nicht mehr Genüge finden, er verlangte immer von neuem Aufstachelung.

Durchaus volkstümlich waren sodann die neuen Orden der Bettelmönche. Sie waren das Produkt einer abermaligen romanischen asketischen Reformbewegung innerhalb der Kirche, aber durchaus in Abhängigkeit von der zentralen Spitze der Kirche, vom Papst, gewissermaßen berufen, der berechtigten Opposition gegen die Kirche die Spitze abzubrechen und zugleich ihre Herrschaft gegenüber den Ketzern neu zu festigen. Diese Bettelorden ohne Grundbesitz waren vor allem auf den städtischen Kulturboden berechnet. Sie kamen den sozialen Bedürfnissen der Masse, die sich in dieser ganzen Zeit mit den religiösen Volksbewegungen eng verknüpften, entgegen: sie waren die Werkzeuge der Kirche, um die Sehnsucht der Armen nach den kirchlichen Urzuständen in ihre Bahnen zu lenken und sich so ein wesentliches Element der Ketzerbewegung zu verbinden, ohne daß die Kirche sonst ihren Charakter zu ändern brauchte. Denn die Bettelorden hatten im Grunde dasselbe Ideal wie jene ketzerischen „Armen Christi", aber sie blieben auf dem Boden der Kirche und suchten mit ihrer bedeutenden Macht — sie waren als päpstliche Truppe unabhängig von den Bischöfen — aus jenen niederen Leuten ein großes kirchliches Laienheer zu schaffen. So trat ihr Charakter als Kampforden allmählich zurück: in den deutschen Städten, in denen sie etwa seit 1220—25 oder 1230 festen Fuß faßten, kamen sie vielmehr den nicht allzu tiefen, aber starken religiösen Bedürfnissen der Masse entgegen, arbeiteten übrigens auch ausgiebig mit den Wundern ihrer Heiligen. Gerade jene seit geraumer Zeit erkennbare Minderwertigkeit des habsüchtigen und ungebildeten niederen Klerus — der vornehme Weltgeistliche kümmerte sich erst recht nicht um seine Pflichten — ließ sie eine Lücke ausfüllen. Ihr Bettelcharakter, durch den sie sich gerade in den Städten am ersten erhalten konnten, machte sie überaus volkstümlich; namentlich die wirklich bettelhaften, besitzlosen Franziskaner waren die Lieblinge der niederen Klassen, während die Dominikaner mehr dem höheren Bürgertum zugewandt waren und überdies, wie sie die Theologie dogmatisch vertieften, die Hauptträger der neuen gelehrten Bildung (vgl. S. 363), aber auch die Chronisten der Städte wurden. Allerdings haben die Insassen der neuen, überall in den Städten entstehenden „schwarzen" und „grauen" Klöster trotz ihrer Weltverneinung sich durch Austun des ihnen geschenkten Bodens gegen Zins wie auf andere Art bereichert, auch im Zusammenhang mit dem städtischen Leben an der Höhe und Reinheit ihrer Ideale sehr bald eingebüßt, dafür aber doch immer in der Predigt, überhaupt in der Seelsorge, in der Armenpflege usw. all ihren Sinn auf das Volk gerichtet.

Digitized by Google

Das Predigen lag eigentlich den Bischöfen ob, der Pfarrer bedurfte dazu der Erlaubnis: die Folge war bei den oben geschilderten Verhältnissen eine starke Vernachlässigung dieses Mittels der Seelsorge. Der Umstand gerade, daß die Bettelmönche der episkopalen Aufsicht entzogen waren, ließ sie die Predigt als willkommenstes Wirkungsmittel ergreifen.

Bertold von Regensburg predigt vor einer Kirche. Aus einer Handschrift (15. Jahrhundert) der k. k. Hofbibliothek in Wien.

Der Drang, durch die Predigt die Masse zu beeinflussen, war im übrigen schon seit längerem durch die Kreuzzugsagitation, durch die reformerische Bußbewegung, durch die Heidenmission stärker geworden. Otto von Bamberg wird wegen seiner Erfolge als Prediger gerühmt. Daß die Bettelmönche deutsch zum Volke redeten, war nicht etwas Neues. Das ist vor Laien immer geschehen (vgl. S. 238). Aber wie Schönbach ausgeführt hat, war bis gegen 1200 die deutsche Predigt durchaus von der lateinischen abhängig. Schon im 12. Jahrhundert hatte sich nun in der französischen Predigt unter dem Einfluß des gesteigerten Kulturlebens ein neuer bewegter, packender, ins Leben hineingreifender Geist geltend gemacht, und dieser Geist wurde mit dem Auftreten der Bettelorden allgemein. Die deutsche Predigt hatte schon vorher stark unter dem französischen Einfluß, der sich ja auf so vielen Gebieten äußerte, gestanden: die neue Art der Predigt erklärt sich also geschichtlich. Am volkstümlichsten predigten die Franziskaner, und unter ihnen erstand dann, berühmten Mustern der Vergangenheit nacheifernd, der größte Volksprediger Deutschlands, Bertold von Regensburg (siehe die obenstehende Abbildung). Ein feiner Seelenkenner und scharfer Beobachter, wußte er zum Volke in hinreißendster Weise zu sprechen, aus dem Leben heraus

und für das Leben, spannend, dramatisch bewegt, spottend und schreckend, vor allem die Phantasie seiner Hörer gewaltig anregend, immer aber volkstümlich. Der Gegensatz der neuen volkstümlichen Kultur zur höfischen spricht sich in seinen Angriffen auf die höfischen Sitten und die höfische Dichtung aus. Ebenso zeigt er aber den Gegensatz zur städtischen Aristokratie, zur habsüchtigen Kaufmannswelt, zum Materialismus der reichen Schwelger (vgl. S. 408). Demokratisch ist sein Schelten auf die das Volk drückenden Adligen und Reichen, sein Eintreten für die Bauern (vgl. S. 391f.). Neben Bertold, dessen Tätigkeit gerade in der Mitte des 13. Jahrhunderts einsetzte, der im Süden und Osten und im Herzen Deutschlands zahllose, meist von der Sage noch vermehrte Zuhörer fand, und den ein Roger Baco den hervorragendsten Prediger der Zeit nannte, sind zwei andere Franziskaner, David von Augsburg, später Bertolds gelehrter Begleiter, und der sogenannte Schwarzwälder Prediger zu nennen. Beide waren ebenfalls, wie Bertold in viel höherem Maße, Erzieher des Volkes, wesentlich nach der praktisch-christlichen Seite hin. Denn am Volke selbst war genug auszusetzen. Und die Einkehr, die Bertolds Predigten zur Folge hatten, war nicht immer von Dauer. Insbesondere wollte das Volk seine Unterhaltungen, gegen die (wie z. B. gegen die Spielleute) jener auch eiferte, nicht missen. „Bruoder Berhtolt, rede waz dû wellest! wir mügen ungetanzet niht sîn", riefen ihm die Tänzer entgegen. Anderseits ist erst in dieser Epoche, im 13. und besonders im 14. Jahrhundert, nach Abstreifung der romanischen Allüren und nach Zurückdrängung der lateinischen Sprache, das Christentum wirklich tiefer in die deutsche Masse, d. h. namentlich in die städtische, gedrungen.

Der volkstümliche Charakter des religiösen Lebens der Zeit zeigt sich nun allerdings auch in der starken Steigerung jener wunderfüchtigen Stimmung (vgl. S. 306), die zum Teil mit der Massenaskese zusammenhängt und scheinbar einen Rückfall in frühere Barbarei andeutet. Genährt wird sie durch den alten Volksglauben, der noch immer in den niederen Schichten, insbesondere auf dem Lande, fast ungeschwächt lebendig war und noch immer die Auffassung des christlichen Gottesdienstes beeinflußte. Für die Zeit um das Jahr 1000 haben wir als reiche Quelle für den Volksglauben jenes Poenitential (vgl. S. 194) kennen gelernt: jetzt finden wir eine ähnlich reiche Quelle in dem 1225 geschriebenen „dialogus miraculorum" des Zisterzienserm önches Cäsarius von Heisterbach, dessen Teufelsgeschichtensammlung allerdings mit den Produkten der kirchlichen Dämonologie verquickt ist. Bertold von Regensburg hebt ebenfalls jene Sucht, für die sich übrigens auch noch bei Wernher dem Gartenaere manche Beweise finden, wiederholt hervor, namentlich für das Landvolk: der Aberglaube sei so stark und vielgestaltig, „daz sin nieman ze ende komen mac". Sehr lebendig war noch immer der Schicksalsglaube: Begegnungen mit Tieren (Wölfen oder Hasen), mit Priestern wurden als bedeutungsvoll angesehen; bestimmte Tage galten als Schicksalstage; Wahrsagerei fand wieder besonders in den Dörfern guten Boden. Weiter knüpfte sich an das Abendmahl, an die Taufe mancher Aberglaube, ebenso an die Letzte Ölung. An Spuk und Nachtgespenster glaubte man natürlich allgemein. Endlich spielten noch heilige, zauberkräftige Bäume und Brunnen eine Rolle.

Aber auch der eigentliche Zauberglaube war sehr mächtig: schon der Dichter der „Wiener Genesis" spricht von den „heute bestehenden Zauberkünsten". Bertold erwähnt die „mortbeter", die einem den Tod anzaubern konnten, ferner die Leute, die den Liebeszauber verstanden; andere verschrieben „sich dem Teufel um des Guts willen" oder konnten gelegentlich in die Hölle fahren. Namentlich den Frauen traut Bertold bezeichnenderweise

Digitized by Google

allgemein Übung von Zauber zu. „Ihr Männer", ruft er z. B., „es ist ein großes Wunder, daß ihr nicht unsinnig werdet vor der großen Zauberei und vor der Unbill, welche die Frauen euch mit Zauberei antun." Die eigentliche Verknüpfung des weiblichen Geschlechtes mit dem Hexenwesen bildet sich aber erst später aus (vgl. Bd. II). Auf der anderen Seite findet sich bei Bertold gegenüber dem ganzen Volksglauben außerordentliche Skepsis. Den Schicksals- und Gespensterglauben verwirft er ebenso wie den volkstümlichen Zauberglauben; die Zauberer hält er für Betrüger. An die Möglichkeit der Zauberei an sich aber hat er, wie wir sahen, ebenso geglaubt wie die ganze mittelalterliche Kirche, die das Zauberwesen zwar auch als Aberglauben hinstellte, aber, abgesehen von ihrer sonstigen Vermittelung fremden Aberglaubens, wie des Planetenglaubens, den Teufelsglauben, den Glauben an dämonische Mächte, ständig förderte. Jetzt wurde der Teufelsglaube überdies noch wissenschaftlich durch die Scholastik befestigt und ausgebildet, worauf später zurückzukommen sein wird. Auch die bisherige Praxis der Kirche wie des Staates, dem Zauberglauben als Rest der alten Volksreligion im allgemeinen entgegenzutreten, aber nur einzelne nachweisbare Fälle von Schädigung zu bestrafen, begann sich um diese Zeit zu verschärfen. Die steigende Ketzerfurcht trieb dazu. Wie der „Sachsenspiegel" die Ketzer mit den Zauberern und Giftmischern als eine verbrennenswerte Kategorie zusammenfaßt, so findet sich diese Vermischung teilweise ebenso bei Bertold, der die Zauberei aber nur für halbe Ketzerei erklärt, sich übrigens keineswegs fanatisch bezüglich der den Zauberern gebührenden Strafen zeigt. Auch sonst knüpften sich mancherlei Vorstellungen verfänglicher Art hier und da an die Ketzer. Man kann indessen gleichwohl sagen, daß im Gegensatz zu Südfrankreich und Italien, wo die Vermischung von Ketzerei und Zauberei zu einer furchtbaren Erweiterung der Ketzerinquisition führte (trotz der Einschränkungen des Papstes Alexander IV., der nur die wirklich Häresie aufweisenden Zaubereien der Inquisition überließ), in Deutschland die Beschuldigung der Zauberei gegen die Ketzer doch zunächst kaum nachweisbar ist. Jedenfalls sind, soweit wenigstens aus dem Schweigen der Quellen zu urteilen ist, in Deutschland die päpstlichen Ketzerinquisitoren nicht gegen die Zauberer vorgegangen, sondern die Zauberei wurde, sei es von der Kirche, sei es von der weltlichen Obrigkeit, nicht anders bestraft als früher. Auf die ganze Erscheinung, insbesondere den Einfluß fremder Elemente, wird erst bei der Erörterung der Ausbildung des Hexenwahns im 15. Jahrhundert zurückzukommen sein.

Überall finden sich also im Glaubensleben der Deutschen jener Zeit ausgesprochen volkstümliche Züge. Aber auch eine höhere Strömung desselben kann einen solchen Zug nicht ganz verleugnen. Außer in der charakterisierten massiven Reaktion gegen die allgemeine Verweltlichung, besonders diejenige der Kirche, äußerte sich die Stärke jenes religiösen Bedürfnisses bei feineren Geistern in einer tiefinnerlichen Bewegung, in der Mystik. Die Übertreibung des rationalistischen Elementes in der Scholastik und weiter deren Niedergang in späterer Zeit ließen den Wert des inneren Glaubenslebens gegenüber dem verstandesmäßigen Beweisen wieder hervortreten, damit gewann aber zugleich eine von jeher immer wieder auftauchende, auf das innere Erfassen des Übersinnlichen gerichtete enthusiastische Strömung an Boden. Auch früher ist wohl ein unmittelbares Verhältnis zu dem Urgrund des Daseins, zu Gott, wie es die Mystiker jetzt zu gewinnen suchen, von einzelnen Gemütern erstrebt worden; auch früher ist hier und da ein in der eigenen Seele wurzelndes, lebendiges religiöses Bewußtsein zu erkennen. Anderseits ist das mystische Element der mittelalterlichen Kirche überhaupt eigentümlich; es läßt uns sogar erst das eigentliche Wesen der mittelalterlichen

Digitized by Google

Anschauung erkennen, wenn es auch innerhalb der offiziellen Kirche ganz zurücktritt. Die jetzt als besondere Richtung durchdringende Mystik bringt in ihrer Pflege des innerlichen Lebens freilich auch einen besonderen deutschen Zug zum Ausdruck: insofern tritt bei ihr zuerst das Christentum in einer dem deutschen Wesen entsprechenden Form in die Erscheinung. Zweifellos steckt in ihr sodann ein feinerer Zug, der an die höfische Zeit erinnert, ein Zug, der in der Formvollendung der Predigten wie der Briefe der Mystiker (vgl. S. 384) sich deutlich ausprägt. Die Bahnbrecher der neuen Richtung waren tiefe, durchaus auf der Höhe der theologisch-philosophischen Gelehrsamkeit ihrer Zeit stehende Geister, die, wie der Meister Eckart, die bedeutendste Erscheinung, und Suso, sich von dem unschönen äußeren Treiben in Welt und Kirche ab- und der Pflege des inneren Lebens zuwandten, das Wesen der Religion nicht in der werkheiligen Frömmigkeit, nicht in der Askese, sondern im inneren religiösen Erlebnis sahen. Die Seele soll sich befreien von allem Irdischen und eins mit dem lebendigen Gott werden. Der Wirkungsbereich dieser Männer blieb zunächst das Kloster. Durch die lebhafte Beteiligung der Klosterfrauen, namentlich von Dominikanerinnen, gewann die Bewegung freilich auch einen besonders schwärmerischen Zug. Zwischen ihnen und den geistlichen Vätern entwickelte sich ein empfindsamer geistig-seelischer Verkehr. Die gegenseitige Mitteilung des Inneren ist dabei die Hauptsache. Ein starker Gefühlskultus, der zum Teil ein Ausfluß der schon älteren enthusiastischen Richtung war, ließ die Frauen in der Ekstase den erwünschten begnadeten Zustand sehen. Visionen wurden in den süddeutschen Nonnenklöstern überaus häufig. Ein Mann wie Meister Eckart war solchem Wesen durchaus abhold. Schon im 13. Jahrhundert hatte es hervorragende Vertreterinnen dieses visionären Seelenlebens gegeben, Mechthild von Magdeburg, die Schwestern Gertrud und Mechthild von Hackeborn und ihre Freundin, die „große Gertrud", alle im Kloster Helfta. Im 14. Jahrhundert wurden sie häufiger: Elsbeth Stagel, die geistliche Tochter Susos, Margareta Ebner, diejenige Heinrichs von Nördlingen, wären vor vielen anderen zu nennen. Waren es auch nur geistliche Frauen, so ist doch das Hervortreten von Frauen an sich charakteristisch: bei den Ketzern wie bei den Zauberern spielen sie eine ähnliche Rolle.

Die Mystik eines Eckart konnte an sich nicht volkstümlich sein und in die Breite wirken. Das waren Erlebnisse der Stille und Abgeschiedenheit. Aber die Bewegung beeinflußte allmählich doch weitere Kreise. Beachtenswert ist vor allem die Beteiligung des Laientums an ihr. Gerade in den unteren Schichten fand sie Verständnis. Den Übergang von einer internen Lehre zu volkstümlicherer Propaganda erleichterte die auch von den Mystikern gepflegte deutsche Predigt (vgl. S. 422). Dabei mußte freilich die höhere Gedankenwelt eines Meisters Eckart vor gröberen, praktischeren Formen der Mystik zurücktreten. Das zeigte sich schon bei Eckarts Schüler Johannes Tauler, der ein wirklicher Volksprediger wurde. Aber das Laientum wurde auch aktiver. So tat ein solcher Laie, ein früherer Anhänger Taulers, einen weiteren Schritt, verwarf die Vermittelung der Geistlichen und fand in dem gottbegnadeten Laien das wahrhaft religiöse Ideal und den idealen Führer zu Gott. Es war Rulman Merswin, ein ehemaliger Kaufmann, der in dem „Gottesfreund aus dem Oberland" eine solche Idealfigur erfand und Schriften von ihm ausgehen ließ. Mehr und mehr verband sich aber auch diese ebenso in der Kunst erkennbare und für deren Verständnis höchst bedeutsame mystische Strömung mit jenen volkstümlichen sozialen Bewegungen: gerade Merswins Schrift „von den neun Felsen" (1352) ist dafür charakteristisch. Die in Deutschland,

Digitized by Google

der Schweiz und den Niederlanden sich immer mehr verbreitende mystische Richtung erhielt ganz sozialen Charakter.

Aber wieder trugen äußere Momente dazu bei, stärkere innere Erschütterung überhaupt in die Masse zu bringen, das an sich genußsüchtige und lebenslustige Volk, das, zum Teil schon durch jene enthusiastische Strömung angesteckt, gerade jetzt auch durch die volle sinnliche Wirkung des Kultus psychisch immer erregter geworden war, aus seinem Weltleben wie durch Krankheitsschauer vollends aufzurütteln. Der Schwarze Tod ging seit 1349 durch die deutschen Lande. Es war diese Pest, die späterhin noch wiederholt Deutschland heimsuchte, auch eines von den Geschenken, die der Orient seit den Kreuzzügen neben so vielen wichtigen kulturellen Gaben dem Abendlande machte. Wohl durch italienische Schiffe verschleppt, verbreitete sie sich infolge des starken Pilger- und Wallfahrtsverkehrs, der Kriegs- und Fehdezüge, der Masse von Fahrenden überaus schnell. Durch Kärnten und Steiermark war sie nach Österreich, auf der anderen Seite wieder vom Rhonetal und Burgund her in die Schweiz und das Elsaß gekommen; langsam drang sie in der zweiten Hälfte des Jahres 1349 und im Jahre 1350, den Verkehrsstraßen folgend, weiter und weiter in die Mitte Deutschlands, nach Norden und Osten, wozu übrigens auch wieder Einschleppungen von der See her kamen, verschonte aber einige Gegenden, wie anscheinend z. B. Ostfranken, wohl auch Böhmen und Schlesien. Überall schallen uns aus den Städtechroniken, auch aus denen norddeutscher Städte, wie Lübeck, Wismar, Bremen, die Stimmen des Schreckens über die gewaltige Zahl der Todesfälle entgegen, eine Zahl, die freilich wieder stark übertrieben sein wird, wie z. B. Fritsche Closener von 16000 Sterbefällen in Straßburg berichtet. Nach der Detmar-Chronik von Lübeck blieb, was ebenso unwahrscheinlich ist, oft „kaum der zehnte Mensch lebendig". „Die lute, die do sterbent", berichtet Closener im übrigen bezüglich der Natur dieser Pest (Bubonenpest), „die sturbent alle an bülen und an drusen, die sich erhubent under den armen und oben an den beinen, und wen die bülen ankoment, die do sterben soltent, die sturben an dem vierden tage oder an dem dirten oder an dem andern." Zur Verbreitung der furchtbaren Seuche trugen auch die zahlreichen Geißler bei, die gerade durch die Schrecken der Zeit zu einer völlig krankhaften Form der Buße und Weltabkehr gekommen waren. „Und alle die wile", sagt Closener, „daz die geischeler weretent [währeten], die wile starb man ouch, und do die abegingent, do minret [minderte] sich daz sterben ouch."

Diese Geißelfahrten (siehe die beigeheftete farbige Tafel „Geißler") waren für Deutschland etwas Neues, aber in anderen Ländern, insbesondere in Frankreich, waren solche sich geißelnden, singenden Prozessionsscharen schon im 13. Jahrhundert häufiger gewesen. Es war wieder derselbe die Massen in Bewegung setzende, nun epidemisch wirkende und völlig exaltiert gewordene rohmassive Bußgeist, der nicht nur die Kreuzzüge hervorgebracht hatte, sondern auch so pathologische Erscheinungen wie die Kreuzfahrten von Kindern, der aber eben seit den Kreuzzügen ganz orientalische Formen annahm. Daß der Kampf zwischen Papst und Kaiser, der Verfall des Reiches und die Mongoleneinfälle eine verzweifelte Stimmung hervorgerufen hätten, trifft wohl nur sehr teilweise zu; vorhanden war aber eine solche, sie äußerte sich in der Furcht vor dem Weltuntergange, vor dem Kommen des Antichrist, dessen Erscheinen in einem Verse für das Jahr 1250 prophezeit wurde. Zu ihrer Verbreitung trugen auch Erdbeben, Überschwemmungen und sonstige gewaltige Naturerscheinungen bei. Im Jahre 1260 begann eine große Geißlerfahrt in Italien, die auch nach Deutschland drang. In Straßburg z. B. fanden diese Scharen, nach Closener, zahlreichen Zuzug.

Digitized by Google

Geißler.

Nach der Konstanzer Chronik (15. Jahrh.), in der Königl. Hof- und Staatsbibliothek zu München (Cod. germ. 426).

Digitized by Google

1296 war abermals eine solche Fahrt. 1349 kam dann die große Pest. Schon vor ihrem jeweiligen Einzug verbreiteten sich die Geißler: ihre Bußfahrt sollte gerade die drohende Gefahr, von deren Furchtbarkeit die Kunde sich rasch fortpflanzte, abwehren. Und nun erschienen die Scharen im Frühjahr und Sommer 1349 überall in den deutschen Städten, zogen, ihr Kreuzlied singend, in Prozession in die Kirchen und geißelten sich dann auf den Kirchhöfen, die Menge zur Nachahmung begeisternd. Wieder findet sich bei Closener ein ausführlicher Bericht, der zum Teil durch andere Chroniken, wie die Magdeburger Schöppenchronik, bestätigt wird, über alle Einzelheiten: über den von Fahnen begleiteten Aufzug der Geißler, über ihre Tracht (Mäntel, Hüte mit roten Kreuzen — die Magdeburger Schöppenchronik nennt sie die „crucebrodere"), über das Geißlerlied („leis"), über ihren Gottesdienst, das Niederknien, Niederfallen und dreistündige Singen in der Kirche, über ihre Regel, über die mindestens zweimal täglich vorzunehmende Prozedur der Geißelung, bei der sie auch wieder sangen, über die nach der Geißelung von einem Laien verlesene „Geißlerpredigt" (Himmelsbrief). Auf die Pest wurde stets Bezug genommen, so auch in dem Gebet: „Nu hebent uf die üwern hende, Daz got dis grosse sterben wende." Auch in den Geißlern steckte, und zwar in bedeutendem Grade, ein laienhaft-demokratisches Element. Die Vermittelung der Kirche fiel bei ihnen fort. „Vom Himmel" kamen die zur Buße mahnenden Briefe; die religiösen Verrichtungen geschahen ohne Geistliche, die, wenn sie zu den Geißlern gehörten, keine Rolle spielten und an den Versammlungen gar nicht teilnehmen durften. Das Volk begann „der Geißler Worten mehr zu glauben denn der Pfaffheit". Natürlich merkte die Kirche die Gefahr, überall wurden die Geißler von den „Pfaffen" bekämpft, und der Papst gebot ihre Unterdrückung als Ketzer. Die Detmar-Chronik von Lübeck — in Lübeck trat ihnen der Rat im Einverständnis mit dem Bischof gegenüber — nennt sie daher „Verkehrer des rechten Glaubens und kopflose [hovedlose] Leute".

Zu den Geißlern kamen die Tänzer. Große psychische Volkskrankheiten gingen so vor und neben den eigentlichen Seuchen einher und dehnten sich weiterhin neben diesen aus. Die Tanzwut verbreitete sich namentlich am Niederrhein. Die Magdeburger Schöppenchronik berichtet ferner von Tänzern, die von der Lausitz aus in die Mark und weiter zogen. Die Leute tanzten, bis sie in Zuckungen fielen: dabei waren sie in religiöser Ekstase, hatten Visionen, kurz, es war eine noch schlimmere pathologische Form religiöser Aufrüttelung als bei den Geißlern. Und wie diese rekrutierten sie sich aus den unteren und untersten Klassen bis zu den Bettlern. Beide Geschlechter waren beteiligt, was dann freilich wieder zu Ausschweifungen führte, wie sie einmal in der Luft lagen. Wie unter die Geißler mischte sich auch unter die Tänzer überhaupt viel schlimmes Volk.

Die schreckliche Aufregung der Zeit äußerte sich endlich in den schon (S. 410) erwähnten Judenverfolgungen, deren furchtbare Steigerung wieder von den romanischen Ländern, namentlich von Südfrankreich, ausging. Den Juden schrieb man die Urheberschaft an jener großen Seuche durch Vergiftung der Brunnen zu. Man vertrieb sie daher meist schon vor dem Erscheinen der Pest, es war gleichsam eine Präventivmaßregel. Von Solothurn, vom Oberrhein, von Stuttgart und Augsburg pflanzte sich die Verhetzung nach Straßburg, nach Worms und Speyer und weiter fort bis Köln, anderseits bis Österreich. Das Judenbrennen war ziemlich allgemein. „Do man zalte 1349 jor", sagt Closener, „da wurdent die Juden zu Strosburg verbrant in irme kirchhof uf eime hultzinen geroste.... sü würdent ouch des selben jores verbrant in allen steten uf deme Rine, es werent frie stette oder des

Digitized by Google

riches stette oder andern herren [was nicht ganz zutrifft]. Daz geschach darumbe: man ziech [zieh] sü, sü hettent burnen [Brunnen] und andere wasser entsüfert [verunreinigt] mit vergift. In etlichen steten brante man sü mit urteil, in etlichen stiessent sü die huser an mit füre, do sü inne worent, und branten sich selben."

Und doch — das alles war meist episodenhaft, es waren Erscheinungen einer den Volkskörper durchschüttelnden Krankheit. Von einem wirklichen sittlichen und geistigen Verfall, wie man gewollt hat, ist im 14. Jahrhundert kaum die Rede. Die Schrecken gingen schließlich vorüber, und die alte volkstümliche Lebensluft begann von neuem zu erwachen — gute Weinjahre trugen das Ihre dazu bei. Die oft erwähnte Äußerung der Limburger Chronik: „Die Welt hub wieder an, fröhlich zu sein", ist von großartiger Wahrheit. Die nun folgende Epoche des späteren 14. und des 15. Jahrhunderts zeigt die in diesem Kapitel dargelegten Erscheinungen urwüchsigen, sinnlich-derben und überschäumenden Volkslebens in immerwährender Steigerung.

Druck vom Bibliographischen Institut in Leipzig.

Digitized by Google

1/2 ϙ ϰοε

Digitized by Google